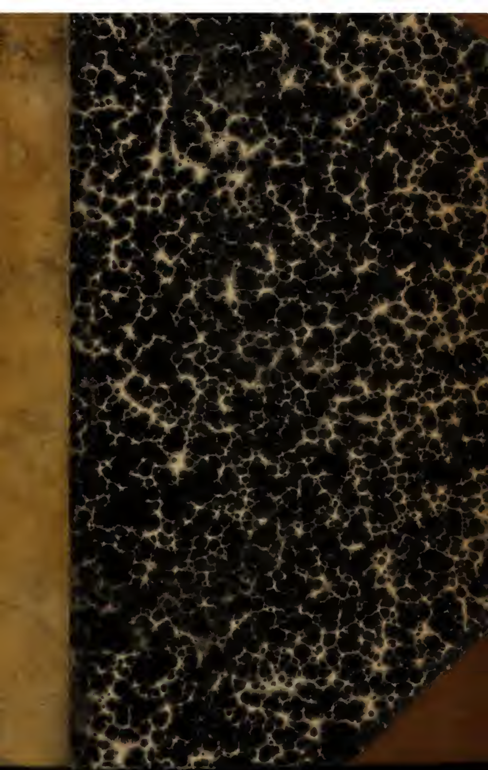




Allgemeine

ltur-Geschichte

der

Menschheit.

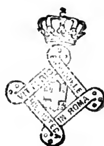


Zweiter Band.

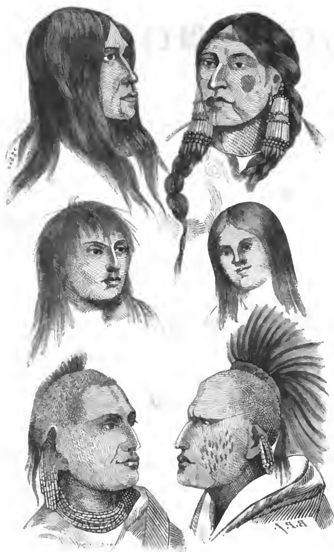
Neuester Verlags-Bericht

von B. G. Teubner in Leipzig.

Arthur vom Nordstern. Geistliche Gedichte. 1 Thlr. 5 Ngr.
Bibel, kleine, für Kinder. Mit 460 schwarzen Bildern. 27 Ngr.
—, — Mit 460 colorirten Bildern. 1 Thlr. 15 Ngr.
Brunnow, E. v., Ulrich von Hutten. In 3 Bänden elegant gebunden. 3 Thlr. 18 Ngr.
— — Der Troubadour. 2 Bände. 1 Thlr. 15 Ngr.
Dorow, Dr., Briefe preußischer Staatsmänner. 1. Band. 2 Thlr.
Förster, Dr. F., Chr. Columbus. 3 Bände, eleg. geb. 3 Thlr.
— — Friedrich der Große. 2 Bände, eleg. geb. Mit schwarzen Bildern. 2 Thlr. 7½ Ngr.
— — Friedrich der Große. Mit color. Bildern. In 18 Lieferungen, à 5 Ngr.
— — Peter Schlemihl's Heimkehr. Mit 17 eigenen Handzeichnungen von Hosemann. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Klemm, G., Culturgeschichte der Menschheit. 1. Band. Mit 8 Tafeln Abbidungen. 2 Thlr.
— — 2. Band. Mit 31 Tafeln Abbildungen. 3 Thlr.
Laube, Heinr., Der Prätendent. 1 Thlr.
— — Gräfin Chateaubriant, 3 Bände. 5 Thlr.
Naumann, M. Wilh., Paulus, die ersten Siege des Christenthums in Bildern aus der Apostelgeschichte. Mit vielen in zwei Farben ausgeführten xylographischen Abbildungen. 2 Bde. In eleg. Einband. 2 Thlr. 15 Ngr.
Nehrlich. Die Gesangkunst, oder die Geheimnisse der großen italienischen und deutschen Gesangmeister *c.* 1 Thlr. 22½ Ngr.
Psyche. Aus Franz Horns Nachlasse. 3 Bände. 3 Thlr.
Pyrker, Erzbischof von Erlau, Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. Prachtband, in Silberdruck. 8 Thlr.
— Bilder aus dem Leben Jesu *c.* ohne Text. 24 Folio-Blätter auf chines. Papier in allegor. Umschlag. 8 Thlr.
— Hieraus einzelne Blätter in prachtvollen Stahlstichen auf chines. Papier à 15 Ngr.
Recept zu einem gesunden und langen Leben *c.* Mit 8 anatomisch nach der Natur gezeichneten Holzschnitten. 22½ Ngr.
Recke, Elisa v. d., Lieder und Gebete. Prachtausgabe, eleg. in Silberumschlag geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Rüstig, Sigismund, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinson nach Capit. Marryat, frei für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit 94 engl. Holzschnitten. **Prachtausgabe** in 2 Bänden. 3 Thlr.
Derselbe in einem Bande, mit 94 engl. Holzschnitten. 1 Thlr. 7½ Ngr.
Sommer, Andr., Jugend-Almanach 1844. Mit 60 Holzschnitten und 2 Stahlstichen. Erster Jahrgang. 10 Ngr.
Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Dr. K. Falkenstein. 4 Thle. 4 Thlr.


IN ROMA

Tafel I.



Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit,

von

Gustav Klemm.

Nach
den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen.

Zweiter Band.

Die Jäger- und Fischervölker der passiven Menschheit.



Mit 31 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1843.

Inhaltsverzeichniß.

*

Die

Jäger- und Fischervölker

der passiven Menschheit.

Wir haben bis jetzt die Urzustände der passiven Menschheit betrachtet, wie sie in kleine Familien zerspaltet kaum zu der Idee eines Stammes, geschweige denn zu der einer Völkerschaft gelangt, gleich den Raubthieren nackt und ohne festes Obdach in ihrer Heimath umherschweifen.

Nehmen wir diesen Zustand als den untersten an, so müssen wir es als einen wesentlichen Fortschritt betrachten, wenn wir Mitglieder der passiven Menschenart antreffen, welche sich bereits in Stämme, Völkerschaften, ja in größere Völkerbünde vereinigt haben.

Wir sehen zuvörderst diesen Fortschritt bei den fast unzählbaren Völkerschaften, welche vorzugsweise von der Jagd lebend die großen Ebenen des südlichen und nördlichen America bewohnen. Wir finden hier bereits entwickeltere Formen des Lebens in der Familie, wir treffen die Anfänge des Feldbaues, der Viehzucht, mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten in Bereitung der Nahrung, der Kleidung, des Schmuckes; wir finden umfangreichere Wohnstätten, namentlich aber ein mehr entwickeltes öffentliches Leben. Die Volksstämme stehen unter Oberhäuptern, welche namentlich im Kriege ihr Ansehen erwarben und es im Kriege auch vorzugsweise geltend machen, im Frieden dagegen dem Beirathe der Erfahrensten, Aeltesten und Wohlhabenden unterworfen sind. Im südlichen America ist diese Verfassung bei weitem weniger ausgebildet, im Norden aber kommen festere Formen vor und wir werden hier schon eigentliche Völkerbündnisse und Verträge in sehr ausgebildeter Weise antreffen. Nicht minder ist das religiöse Leben bei weitem reicher als auf der Stufe, welche wir bisher betrachteten, und die unbestimmten Gefühle von Furcht und Bangen vor der Einwirkung der unsichtbaren höheren Wesen sind bereits durch den Gedanken an ein höchstes Wesen gemildert, welches der Herr und Urheber alles Lebens ist und dem der Mensch hoffend und vertrauend seine Bitten vortragen kann, dem er Dank und Opfer bringen darf. Das Nachdenken über Ursprung und Zukunft der Menschen erscheint uns als Frucht der Betrachtung des Schicksales derselben und eine Reihe zum Theil sinnreicher Sagen sind eine Erklärung und Auslegung, welche die Fantasie dem Verstande hülfreich darbietet. Ueber-

haupt aber offenbart sich der geistige Fortschritt in weiterer Ausbildung der Sprache, in Herstellung von Hülfsmitteln für geistige Thätigkeit; wir finden die ersten Spuren geistiger Darstellung in gemessenen Reden und Gesängen, welche neben den Tönen und Gebärden auch Worte und Sätze enthalten. Im südlichen America gränzen diese Zustände mehr an diejenigen, welche wir bei den Indiern des Waldes fanden. Hier, wo der Wechsel der Jahreszeiten keine wesentlichen und langdauernden Veränderungen der Witterung hervorbringt, wo dasselbe leichte Schirmdach das ganze Jahr hindurch ausreicht, sind die Bewohner auch nicht so sehr an den Boden gebunden; ist eine Gegend ausgebeutet oder treten andere Störungen ein, so wird die Hütte verlassen oder das Zelt abgebrochen und die Völkerschaft zieht mit allem Hab und Gut weiter; an dem Orte, wo es ihr gefällt, ist in wenig Tagen ein neues Dorf entstanden, welches so lange bestehen wird als der Wald Fülle des Wildes, bis der schnell bearbeitete Boden Früchte und Getraide gespendet hat.

Je weiter nach Norden, desto mehr hält der Boden den Menschen fest; die wechselnden Jahreszeiten bringen die Idee der Zeit, so wie des Wechsels überhaupt in ihm zu größerer Entwickelung; sein Gemüth wird mehr bewegt als das des Südländers, dessen gleichmäßiges Clima dem leiblichen wie dem geistigen Zustande ein gleichmäßiges Beharren in traumbelebter Ruhe sichert. Dem Südländer genügt jahraus jahrein dieselbe leichte Hülle, dasselbe luftige Dach. Der Nordländer muß vom Ueberflusse des Sommers für den Winter sammeln, er bedarf Vorräthe jeder Art. Vor allem aber bedarf er für den Winter wärmender Kleider, und nur im heißen Sommer ist ihm gestattet nackt und bloß wie sein südlicher Landsmann umherzugehen, und er kann sie nicht als eine nutzlose Last oder einen überflüssigen Schmuck betrachten wie dieser. Ihm ist das Kleid ein nothwendiges Bedürfniß. Der Nordländer muß vornämlich die Füße gegen den Schnee schützen, und dann über alle seine Kleider den großen Mantel nehmen, zu dessen Herstellung die Natur ihm in den großen wiederkauenden und Hufthieren die Mittel darreicht. Er hat ferner für die Beine, für den Leib, ja auch für Hände und Kopf besondere Hüllen, die dem Südländer ganz fremd sind. Der Nordländer wendet demnächst den Schmuck, den der Südländer nur für seinen Körper braucht, auch auf seine Kleider an und macht diese durch Anhängsel, Färbung, Stickerei ansehnlicher und stattlicher; ja er muß zum Theil, will er seinem Schmuck das glänzende Ansehn geben, durch Farbe künstlich nachhelfen, da die Natur seinen Vögeln die glänzenden Farben versagt, welche die südlichen Gegenden darbieten.

Das leichte Zelt, die luftige Hülle des Südländers ist nicht geschaffen die scharfen Winde, die Schneewetter und die Nebel abzuhalten, welche die Prairien des Nordens von America einen Theil des Jahres so unwirthlich machen. Es muß eine festere Wohnung auf-

gerichtet werden, worin der Mensch am Feuer und beim Lichte des Kienspahns die Herankunft der milden Jahreszeit ruhiger abwarten kann; dazu bieten die Wälder ihre Stämme dar, die dicht aneinander gefügt und in den Fugen mit Moos verstopft werden. Zur Lagerstätte genügt nicht mehr die luftige Hängematte; sie wird aus Fellen gebildet oder gar zum besonderen Gefäße. Die Wohnungen werden dichter zusammen gebaut, und wie denn die Kälte überhaupt zusammenziehender Natur ist, so bringt sie auch die Familien, die Volksstämme, die Völkerschaften näher aneinander und hält sie zusammen in festen Winterhütten und Dörfern.

Ebenso bedarf der Nordländer bei weitem mehr Geräthes zu seinem Bestehen. Die Körbe und Taschen für seine Habseligkeiten sind dichter, als die des Südländers. Um über die Schneefläche zu kommen hat er die Schneeschuhe, zum Fortschaffen seiner Sachen hat er die Schleife und den Schlitten, vor die er seine Hunde anspannt.

Bei weitem mehr wird dieß alles gesteigert, je tiefer nach Norden zu die Menschen wohnen; dem nordamericanischen Jäger geben seine Wälder reichlichen Stoff zu Geräth aller Art, zum Baue der Wohnung, zur Feuerung. — Die Erde bringt Früchte aller Art hervor, die theils gar keiner Pflege bedürfend wild aufwachsen, theils mit geringer Mühe erbaut und vervielfältigt werden; eine reiche Fauna umgiebt ihn und was ihm Feld und Wald versagen das liefern die Flüsse und Seen.

Ganz anders ist es in der Polarzone; die vornehmste Frucht der Erde ist hier das Eis, die reichhaltigste Blume der Schnee, welche die kahlen Felsen und steinigten Gefilde fast zwei Drittel des Jahres hindurch bedecken. Die Erdfeste bietet dem Menschen kaum mehr als den Grund und Boden zur Wohnung und Lagerstätte, Steine und Erde zum Bau der Hütte, Geschiebe zu Werkzeugen, die Flora (in Grönland 250 Kryptogamen und 76 Phaneroganen) liefert kaum mehr als den Docht zur Lampe, und einige Beeren zum Naschen; die Fauna namentlich das in den Gewässern lebende Phoken- und Wallengeschlecht, muß fast ganz die Flora ersetzen, indem sie in den Knochen und Fellen die Hölzer und Blätter, in den Sehnen die Fäden, im Fleisch und Fett die Früchte darbietet.

Die Polarnationen sind die größte Hälfte des Jahres in ihre Hütten gebannt, wo die Familien beim Scheine der Thranlampe beisammensitzen und zu einem geselligen Verkehre zu einem Austausche ihrer Erfahrungen und Gedanken angeregt sind. Während nun das sorglose Dahinleben im Süden die Menschen erschlafft, stählt sie der Norden durch Sorge, Müh und Arbeit. Der Geist wird frisch wie die Luft, heiter und hell wie der Boden des Nordens, und so finden wir denn bei den Polarnationen nicht jenes dumpfe Dahinbrüten, welches das höchste Glück des Südländers ausmacht. Wir finden ferner eine ausgebildetere Religion, einen reichen Schatz von Sa-

gen, so wie überhaupt ein munteres geistiges Leben. Die Polarvölker, klein und behend an Körper, sind ausdauernd und rüstig, muthig und unternehmend auf der einen Seite, während eine sorgfältige Beobachtungsgabe und eine gewissenhafte und sinnreiche Benutzung aller ihnen dargebotenen Mittel aus jedem ihrer Geräthe und aus jeder ihrer Einrichtungen und Unternehmungen hervorblickt. Sie sind die muthigsten Jäger, die es mit den ungeschlachten Thieren ihrer Eismeere aufnehmen, welche in leichten Kähnen, wozu fast ausschließlich die Thierwelt den Baustoff liefert, durch Sturm und treibende Eisfelder schiffen. Ihre Hütten, zu deren Bau sie oft nur das Eis und den Schnee anwenden können, sind Muster zweckmäßiger Einrichtung; ihre geselligen Unterhaltungen sprudeln von Witz und Laune — im grellen Gegensatz zu dem schlaffen Hinträumen der Bewohner der Tropenländer.

Und so finden wir sie auf einer unendlich höheren Stufe, als die Bewohner der öden Küste des unwirthbaren Feuerlandes, der südafricanischen und californischen Wüsten, oder frucht- und fleischreichen Urwälder. Somit wenden wir uns zur Betrachtung des Jäger- und Fischerlebens der passiven Menschheit und der Formen, die dasselbe entfaltet.

Die americanischen Jägervölker.

Körperliche Beschaffenheit.

Die wilden Jägerstämme der americanischen Ebenen, die jetzt den Kern der ursprünglichen Bevölkerung des Landes bilden, haben im Norden wie im Süden dasselbe körperliche Gepräge.

Ein kräftiger, das Maas europäischer Mittelgröße innehaltender Körper von gedrungenem Bau, tüchtiger Musculatur, mit breiter gewölbter Brust und von stolzer Haltung ist allen gemein. Die Gewohnheit, mit den Füßen stets einwärts zu gehen, widerstreitet freilich unseren europäischen Begriffen von Anstand und Schönheit, wie die stete Nacktheit dieser Völker unseren Ansichten von Schicklichkeit und Sittsamkeit zuwider ist.

Die Hautfarbe der Americaner ist im allgemeinen ein dem Kupfer gleichendes Roth, das sich bereits an den kleinen Kindern zeigt*) und nach Maßgabe des Clima bald mehr ins Braune, ins Hellere oder Dunklere spielt, so daß es sowohl dem Negerschwarz, als auch dem lichten Braun der spanischen und neapolitanischen Landleute sich nähert **).

---

*) Die Kinder sind nicht übel gestaltet, sie kommen sehr groß und stark auf die Welt, mit gliedslangen Haaren auf dem Kopfe, sind am ganzen Leibe vollkommen und von rother Farbe, man kann wohl sagen a matre rubet. Bei der Taufe hätte ich sie eher für Mulattenkinder angesehen, weil sie viel ungestalteter und brauner waren. Die rothe Farbe verändert sich in einem Jahre in eine braune Castanienfarbe oder dem in Wasser eingetauchten Sohlenleder gleich. Ochs in Murrs Nachr. v. span. America I. 196.

Die kleinen Kinder der Dacotans sehen dunkelbraun, haben dicke Bäuche, einen aufgetriebenen Nabel, dünne Beine. Sie kommen, wenn auch nicht weiß, doch lichtbraun auf die Welt. Prinz Neuwied Reise in Nordamerica I. 317. 561.

**) Beschreibung der Mönnitarris Prinz Neuwied Reise II. 214. und der Mandans: Die Mandans sind ein starker, wohlgebildeter Menschenschlag, von mittlerer Größe oder über derselben; nur wenige Männer kann man klein nennen. Der größte, jetzt unter ihnen lebende Mann war Mahohsi-Karehde (der fliegende Kriegsadler), welcher 5 Fuß 10 Zoll und 2 Linien Pariser Maas hielt. Sie sind dennoch im Allgemeinen nicht so groß als die Mönnitarris, von welchen sie in dieser Hinsicht übertroffen werden. Viele haben mehr als mittlere Größe, sind dabei stark, robust, breitschulterig

Die Gesichtsbildung und die Gestalt der Schädel ist wohl nicht minder mannichfaltig als in Europa; im Allgemeinen aber finden wir bei den Americanern vorstehende Backenknochen, mehr kleine, tiefliegende, als große, runde und vorstehende Augen und einen großen Mund, der mit vortrefflichen bis ins höchste Alter ausdauernden weißen Zähnen besetzt ist. Das Kinn tritt nicht sehr hervor, die Stirn ist nicht hoch und das Vorderhaupt minder ausgebildet. Die Nase ist erhaben, lang und hervortretend, ausgenommen bei den Nationen, die wie die Einwohner von Domingo (Atwood 213.) den kleinen Kindern die Nase breit drücken. Bei den Nordamericanern (Prinz Neuwied Nord-

---

und fleischig; manche auch schlank und alsdann öfters von etwas dünnen Gliedern. Ihre Gesichtsbildung ist in der Hauptsache die der meisten Missouri-Indianer; doch haben sie weniger lang hinabgezogene gekrümmte Nasen und weniger vortretende Backenknochen, als die Dacotas. Die Nase der Mandans und Mönnitarris ist nicht breitflügelich, öfters gekrümmt oder sanft gebogen, oft gerade. Die Augen sind meist länglich schmal, schwarzbraun, zuweilen am innern Winkel etwas hinabgezogen und gespannt; bei Kindern oft, bei Erwachsenen seltener. Der Mund ist oft breit, groß, etwas vortretend und die Flügel des Unterkiefers sind häufig breit und eckig. In der Schädelform kommt große Verschiedenheit vor; im Allgemeinen aber fand ich die Stirn nicht mehr zurückweichend als am Europäer, ob dieß gleich in einzelnen Fällen auch seine Ausnahme hat. Vergleicht man die vielen Schädel auf den Begräbnißplätzen, so zeigen sich viele mit geradeaufsteigender Stirn, andere hingegen wo dieser Theil mehr zurückweichend ist. Ihre Haare sind lang, stark, mehr oder weniger schlicht, schwarz, doch selten so kohlschwarz und glänzend als die der Brasilianer. Bei vielen Kindern sind sie besonders an den Spitzen nur dunkelbraun. Es giebt ganze Familien unter ihnen, wie unter den Blackfort, wo sie grau oder schwarz mit weiß gemischt sind, so daß der ganze Kopf grau erscheint. Beispiele dazu lieferten die Familien des Sih-Chidä und des Matö-Chibä. Der letztere war in dieser Hinsicht besonders merkwürdig. Seine Haare waren buschweise bräunlich, schwarz, silbergrau, meist aber weißgrau und seine Augenwimpern waren gänzlich weiß, welches bei einem übrigens starken, wohlgebildeten Manne zwischen 20 und 30 Jahren einen sonderbaren Eindruck machte. Ihre Zähne sind wie bei allen Indianern am Missouri vorzüglich schön, stark, fest, weiß wie Elfenbein und gleich aneinander gereiht. Sehr selten bemerkte man in dieser Hinsicht einen Defect oder eine Zahnlücke, selbst bei alten Leuten nicht. Bei diesen nützen sich die Zähne meist ab, sind oft kurz abgeschliffen, welches man hauptsächlich dem Kauen des harten, trocknen Fleisches zuschreibt. Die Weiber sind ziemlich stark und untersetzt, zum Theil groß zu nennen, die meisten klein und breit. — Die Mandanweiber sollen eine besondere der von Levaillant und Péron an den Hottentotinnen bemerkte Bildung haben: Haec deformitas a viris ipsis ut dicunt tractibus saepe repetitis producitur. In nonnullis labia externa in orbem tres ad quatuor digitos transversos prominent, in aliis labia interna valde pendent; immo virorum ars in partibus ipsis figuras artificiose fictas format. Foemina hac raritate carens parvi aestimata et neglecta est. So ists bei den Mandans, Mönnitarris und Crows. Die Kinder haben dicke Bäuche und dünne Glieder. Verwachsene sind selten, Einäugige oder solche, die ein Fell auf dem Auge haben, kommen häufig vor. (Prinz Maximilian von Neuwied Reise II. 105 ff.).

america I. 340.), wie bei den Abiponern (Dobritzhoffer II. 32.) kommen noch jetzt jene stark gebogenen, schmalen Adlernasen vor, welche wir auf den altmericanischen Denkmalen so häufig vorfinden. Stumpfere Physiognomien zeigen die Americaner der Westküste in Chile, Californien, dann auch die Puri und Botocuden*).

Eine seltsame Sitte findet sich bei den Caraiben, den Flatheads und den Insulanern; sie geben durch Kunst den Kinderköpfen eine bestimmte Form; das Vorderhaupt von den Augenbraunen an bis zur Kronennath wird zurückgepreßt, wodurch dem Hinterhaupt eine widernatürliche Dicke und Erhebung zu Theil wird. Die Krone ward nach Herrera (XVI.) dadurch so fest, daß eine spanische breite Klinge dieselbe auf einen Hieb zu durchdringen nicht im Stande war. (Bryan Edwards I. 74. 75.).

Was nun den Gesichtsausdruck der americanischen Jägerstämme betrifft, so wird uns derselbe bald als dumm und leblos bei gewöhnlichem ruhigen Seelenzustand, bald als wild und stier geschildert. Brand fand so die Indier in den südamericanischen Pampas**). Prinz Neuwied bemerkte besonders den scharfen, rücksichtlosen Blick der lebhaften, schwarzen Augen, und die wohlausgeprägten Züge. Die Gesichter der Frauen fand er stumpfer und flacher, und mit dem Ausdrucke des Leidens.

---

*) Sam. George Morton Crania americana: or a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of north and south America, illustr. by 78 plates etc. Philadelphia fol. u. Rec. von Carus in der neuen Jen. Lit. Ztg. 1842. S. 1100 ff. History of the Indian Tribes of North-america with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs embellished with 120 portraits by Thom. L. M'Kennedy and James Hall. Lond. 1837. 5 Hefte. Die Abbildungen sind weniger gut als die von Bodmer in des Prinzen von Neuwied Reise, wornach die I. Tafel dieses Bandes gearbeitet ist. Dazu kommen Schilderungen americanischer Körper in:
Murr's Nachrichten vom span. America I. 196 nach Pater Ochs.
Stevenson narrative of 20 years residence in South America. Lond. 1829. I. 3. 376.
Ligon history of Barbadoes fo. 54.
Rengger Reise nach Paraguay S. 104.
Lery voyage du Bresil. 94. 95.
Gilij Saggio di storia Americana II. 35.
W. Bartram travels through North and South Carolina, Georgia and Westindia. Lond. 1792. S. 481 ff.
Langsdorff Reise um die Welt II. 142.
Lapérouse II. 203. 250.
Pöppig in s. treffl. Artikel Indier in der allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber. 2. Section 17. Th. S. 370.
Tr. Bromme Gemälde von Nordamerica I. 160 ff.
S. Taf. I. wo eine Brasilianerin nach Spix und Martius, ein Machacari nach Rugendas und vier Missouri-Indianer nach Prinz Neuwied.

**) These Indians possessed dull, inanimate countenances with a wild inexpressive star. Brand S. 60.

Zu dem eigenthümlichen Ansehen der Americaner trägt wesentlich bei, daß sie nur das Kopfhaar stehen lassen, außerdem aber jedes Haar, das sich an den übrigen Theilen des Körpers zeigt durch Abschneiden und Ausrupfen sorgfältig vertilgen*).

Die Ausbildung der körperlichen Anlagen hat bei den Americanern den höchsten Grad erreicht. Im Schwimmen, Klettern, Springen, Laufen sind sie überaus sicher, geschickt und gewandt**). Es ist gewöhnlich (bemerkt Heckewelder S. 387.), einen Jäger mit einem ganzen Hirsch auf dem Rücken zu Hause kommen zu sehen. Er trägt das Wild in einem Happi, einer Art Gürtel zum Lasttragen, der um die Brust gelegt wird. Die Frauen tragen im Norden, wie im Süden die Bürde an einem um die Stirn gehenden Bande. Wenn gebaut wird, so schleppen die Nordamericaner große Blöcke auf ihren Schultern herbei. Zu schwerer Handarbeit haben jedoch sämmtliche Americaner weniger Ausdauer als die Neger oder Europäer; Heckewelder (S. 387.) schreibt dieß dem Mangel an stärkender, regelmäßiger Kost zu; mir scheint mehr eine moralische Ursache zum Grunde zu liegen, denn die colonisirten Indianer, welche man an regelmäßigen Wechsel von Arbeit und Ruhe gewöhnt hat, rühmt Schomburgk als tüchtige und fleißige Arbeiter, die auch ausdauern, wenn sie nur sicher sind, daß sie nicht um ihren wohlverdienten Lohn betrogen werden.

Die Americaner erreichen ein hohes Lebensalter, wenn dasselbe nicht gewaltsam unterbrochen wird. Zwar bemerkte Schomburgk (Reise in Guiana und am Orinoko. Leipzig 1841. S. 102.) unter den Indiern von Guiana selten alte Indier; allein andere Reisende sahen deren mehrmal, so fand z. B. Stevenson***) in Peru Einwohner

*) Dobrizhoffer Abiponer II. 26. A. v. Humboldt Reise II. 200. Gilij Saggio di storia americana II. 37. Quandt Surinam. S. 240. u. f. w.

**) Sono leggerissimi tutti in salire negli alberi; evoggonsi non di rado a corre le frutta nelle lor cime le donne ancora piu deboli. Che se loro non riesce per esserne liscia o sdrucciolante la corteccia il salirvi attaccandosi ad essi, adoperano un altro mezzo. Fanno un cerchio di vitalbe, e messivi entro i piedi se ne servono d'appoggio e di sostegno a salire. Sono tutti e maschj e femine di vita assai snella; e muovono come lor piace ad ogni parte le loro membra. Non hanno bisogno come noi della mano per raccorre a cagion di esempio un coltello oppure uno spillo caduto in terra. Ma senza punto abbassarsi l'alzano gentilmente colle dita de' loro piedi; le quali siccome non avvezze alle scarpe non sono le une all' altre soprapposte, ma larghe e separate. Aprendo dunque l' indice diro eosi e'l pollice de' piedi alzano con essa da terra la robba caduta con quella facilita che noi l'alziamo colle mani. Gilij Saggio di storia americana. II. 40.

***) Longevity is common among the Peruvian Indians. I witnessed the burial of two, in a small village, one of whom had attained the age of 127, ond the other of 109; yet both enjoyed unimpaired health to a few days within their decease. In examining the Parish

von **109**, ja von **127** Jahren; Heckewelder (S. 388) sagt, daß man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch sehr alte Leute unter den Südamericanern gesehen habe, darunter einige, die wohl hundert Jahr haben mochten. Sie erzählten Heckewelder daß in ihrer Jugend die Leute nicht so frühzeitig geheirathet, daß sie bis ins 20. Jahr Knaben genannt wurden, daß sie keine Beinkleider, sondern nur einen Lederschurz tragen durften; damals sey man auch gesunder gewesen. Derselbe erzählt (S. **506**.), daß unter den Nordamericanern die Sage geht, Gott habe verordnet, der Mensch solle leben, bis alle seine Zähne abgenutzt, seine Augen dunkel und seine Haare grau geworden wären. Körperliche Mißbildungen sind überaus selten. Prinz Neuwied (Nordamerica II. 60.) traf jedoch unter den Mönnitarris einen dicken Mann und ein Kind mit einer Hasenscharte sowie eine taubstumme Familie unter den Mandans (ib. II. 306.).

Seelenzustände.

Wir finden bei den Indiern des Waldes, wie bei den Buschmännern, Californiern, Pescheräh und Neuholländern einen Seelenzustand, der sich am besten mit dem des Traumes vergleichen läßt. Auch bei den wilden Jägern der americanischen Steppen findet eine ähnliche Erscheinung Statt, obschon sie bei weitem weniger Stätigkeit hat und öftere Unterbrechungen derselben vorkommen.

Ein Franzose, Hector St. John Creveconur*), der sich lange unter den nordamericanischen Indiern aufhielt, bezeichnet als das alleinige Ziel ihres Strebens die Ruhe und Unthätigkeit; er theilt folgende interessante Bemerkungen eines Engländers mit: Es ist nicht möglich zu begreifen, wenn man sich nicht lange unter den Americanern aufgehalten hat, wie sehr der Grad der Cultur ihre Gefühle und ihr moralisches Daseyn einschränkt. Kaum kennen sie die Vergnügungen der Liebe; sie sehen sie hingegen als erniedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieses ersten bewegenden Princips unseres Daseyns macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und stumm; nichts spricht zu ihr, nichts erhitzt, nichts belebt sie. Ob sie gleich oft müßig sind, so fühlen sie doch nie den Ueberfluß am Leben, woraus bei uns die Langeweile, die Quelle so vieler nützlichen Arbeiten und Entdeckungen hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegerische Wuth oder Wahnsinn und Trunkenheit sie nicht in Bewegung setzen, scheinen sie ohne Leidenschaften und ohne Wünsche zu seyn und eben so wenig Gedanken zu haben, als befänden sie sich im tiefsten Schlafe

books of Barranca I found, that in seven years eleven indians had been buried, whose joint ages amounted to 1207. (Stevenson Tr. in South-America I. 405.).

*) Reise in Oberpensylvanien und dem Staate Newyork, übersetzt von D. Tiedemann. Berlin 1802. S. 362.

oder wären unter dem Eise des Alters begraben. Der einzige Genuß, von dem sie eine Idee haben, von dem sie gerne reden, ist die Ruhe oder vielmehr die allerhöchste Unthätigkeit. Ach mein Bruder, sagten mir kürzlich verschiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittage aßen: du wirst nie, wie wir, das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach dem Tode seyn. Wer hat deinen Leuten, fuhren sie fort, den steten Wunsch besser gekleidet, gespeiset zu seyn und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen in den Kopf gesetzt? Fürchten sie denn, Sonne und Mond möchten ihnen nicht aufgehen? der Thau der Wolken möge aufhören zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen werden gegangen seyn? Sie ruhen nie, wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das Wasser unserer Strömungen und Wasserfälle; kaum haben sie ein Feld eingeärntet, so bearbeiten sie schon ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen und verbrannt haben, machen sie sich sofort an einen anderen, und gleich als wäre der Tag der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer gesehen, die im Mondscheine arbeiteten. Was ist denn ihr Leben gegen das unsrige, weil die Gegenwart ihnen nichts ist? Es kommt; aber die Blinden, sie lassen es gehen! Wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unseren Jagden und Kriegen zurückgekommen sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist nichts wie der Rauch, den der Wind vertreibt und die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Weil sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Laßt uns also den heutigen Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns seyn. — Auch bei den südlichern Americanern hat man dieselbe Neigung zur Ruhe, zur Unthätigkeit bemerkt. Gilij (II. 111.) Bryan Edwards (I. 80.) Dobritzhoffer und alle Beobachter berichten, daß dieses Streben nach Ruhe vorzugsweise nur durch den Hunger oder durch die Rachsucht gewaltsam unterbrochen werde, daß sodann aber alle Kräfte der Seele und des Körper aufgeboten werden, diese Leidenschaften auf das vollständigste zu befriedigen, um dann aufs neue wiederum in träger Ruhe dahinzuträumen. Wir werden im Verlaufe unseres Berichtes die Belege zu diesem Satze finden.

Die Nahrung, deren Erwerb und Bereitung.

Wie alle Naturkinder haben sämmtliche americanische Jäger jenen colossalen Appetit, den wir bei den fleischfressenden Thieren und Menschen des Waldes und der Steppe finden. Die Berichte der Reisenden bringen uns zahlreiche Beispiele, die fürwahr ans Unglaubliche gränzen. Dobritzhoffer versichert (I. 281.), daß ein Quaranier ein kleines Kalb in wenig Stunden verzehre, einen Antheil Rindfleisch, den man bei Antritt der Reise auf drei Tage mitgiebt, wird am er-

sten vollständig aufgezehrt. Vater Ochs erzählt die erbaulichsten Geschichten von der Gefräßigkeit seiner neubekehrten Indianer in Neuspanien, wie z. B. ein solcher, den man als Koch an einen Kessel gestellt ein halbes Viertel eines Ochsen, das man zerstückt hineingeschnitten, allgemach herausgefischt und verzehrt habe. Zwei ausgehungerte Nordamericaner verzehren auf einen Sitz einen ganzen Hirsch. Alle Americaner ziehen die Fleischkost aller übrigen vor; die Insekten und Würmer, die Amphibien, die Fische, Vögel und Säugethiere werden verzehrt, wo man sie findet; Ameisen, Schlangen, Ratten und Katzen, Tieger werden genossen, ja es wird im Norden wie im Süden das Menschenfleisch mit unter den Nahrungsmitteln befunden.

Die Trägheit der Americaner läßt die Nahrung vorziehen, deren Erwerb ihnen die geringste Mühe verursacht. In Surinam sind die großen rothen Ameisen eine überaus lästige und schädliche Landplage, die namentlich in den Coffabifeldern große Verwüstungen anrichten, wenn sie im October ausfliegen. Sobald die Indianer dieß merken, versammelt sich Alt und Jung, um die dickleibigen, eiertragenden Ameisen zu fangen. Sie reißen ihnen den Hinterleib ab, der etwa die Größe einer kleinen Haselnuß hat und essen denselben roh oder geröstet. Der Geschmack soll sehr angenehm seyn (Quandt Surinam 183.). Dasselbe thun auch die Abiponer (Dobritzhoffer II. 460.). Nächstdem essen sie auch den Grugenwurm oder die Made der Calandra palmarum (Schomburgk Reise 324.). Die Maiongkongs wühlen am Wassersaum die Erde mit langen Stöcken auf und suchen die großen im Schlamme verborgenen Würmer, die dann abgewaschen und roh verzehrt werden (Schomburgk Reise 434.). Die Läuse werden von den Abiponern stets verzehrt. Kommt einer Indianerin bei Durchsuchung der Haare eine besonders fette unter die Finger, so macht sie der ihr zunächstsitzenden Nachbarin ein Geschenk damit und bietet sie ihr dar, wie wir unsere Tabakdose hinreichen (Dobritzhoffer II. 445.). Eben so sehr begierig auf das in den Haaren lebende Ungeziefer sind die Frauen der Charruas (Azara II. 10.). Eine Erscheinung, die wir schon auf den niedrigsten von uns betrachteten Culturstufen fanden, und die Prinz Neuwied (II. 138.) auch bei den Missouri-Indianern bemerkte.

Der Erwerb der Fleischnahrung, welche die Americaner aller übrigen vorziehen, macht sie zu den geschickten, kühnen und glücklichen Jägern als welche wir sie im Allgemeinen finden.

Die Stämme, welche die Pampas und Savannen von Südamerica bewohnen, finden ihren wesentlichen Unterhalt in den zahllosen Rinderheerden, die jahraus jahrein jene grasreichen Gegenden bevölkern. Diese Rinder kamen so wie die Pferde, die sich nicht minder zahlreich vorfinden allerdings erst durch die Spanier nach America; sie sind jedoch schon seit dem 17. Jahrhundert (Dobritzhoffer III. 11.) dort einheimisch und namentlich ist seitdem das Pferd der beste Bun-

desgenosse der eingebornen Steppenamericaner geworden*). Die Americaner, die vorzugsweise durch Hülfe des Pferdes bezwungen und unterdrückt wurden, verdanken demselben später ihre Befreiung und Errettung vom spanischen Joch und noch jetzt z. Th. ihre Freiheit und Selbständigkeit. Sie sind überaus kühne und geschickte Reiter geworden, und wir werden später sie von dieser Seite noch besonders betrachten. Diese Pferde aber finden wir bei den Patagonen sowohl als bei den Indianern von Paraguay, Brasilien, am Orinoko, wie am Mississippi — kurz in allen den großen Ebenen die sich zwischen den Gebürgen ausdehnen.

Der Besitz dieser Pferde hat aber, eben so wie der der Rinder die Lebensweise der Americaner in verschiedener Hinsicht auch wesentlich verändert, indem er sie der mühsamen Einzeljagd überhob, indem er ihnen Materialien, namentlich die großen Häute dieser Thiere darreichte, die sie vorher wie die Yanchama aus der Pflanzenwelt entnahmen oder ganz hätten entbehren müssen, wenn ihnen die Natur nicht den Auta, Guanaco, Llama, das americanische Wildschwein Tayaca im Süden, im Norden aber den Hirsch, den Moschusochsen, Bären und Wolf und im höchsten Norden das Renthier und den Seehund dargeboten hätte.

Die Waffen, deren sich die Americaner des Südens wie des Nordens bedienen um die Thiere zu erlegen, sind Bogen und Pfeil, und die Lanze. Nächst diesen finden wir in den tropischen Gegenden das Blaserohr und die Bolas oder Wurfkugeln.

Bogen und Pfeil ist wohl die älteste und allgemeinste Jagdwaffe der Americaner. Die südlichen Nationen führen im Allgemeinen jene langen Bogen und Pfeile, die wir bereits bei den Waldindianern kennen lernten; kürzer sind die Bogen und Pfeile der Nordamericaner.

Die langen Bogen der Abiponer sind aus dem purpurfarbnen Netergeholz gemacht, überaus sauber und glatt gearbeitet, schnurgerade und von Mannslänge; die Sehne wird meist aus den Gedärmen der Füchse, zuweilen aber aus den ungemein starken Fäden gewisser Palmbäume zugerichtet. Zum Schutze der Hand beim Abschnellen der Sehne haben sie eine Art hölzerne Handschuhe. Der Köcher — ein Geräth was die Waldindier nicht kennen, ist aus Binsen geflochten und mit einer bunten Schnur von wollenen Fäden geziert. Die Pfeile sind eine Elle und eine Spanne lang und beste-

*) Zu beachten ist jedoch, daß die Isländer, welche mit Gudleif im J. 1027 über Irland an die nordamericanische Ostküste kamen, dort von Männern angegriffen wurden, welche zu Pferde saßen; s. K. Wilhelmis Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland. Heidelb. 1842. 8. S. 102. nach skandinavischen Berichten. Es scheint demnach, daß das Pferd vor der Eroberung der Spanier doch in America einheimisch gewesen, gleich dem Hirsche, Bären, Wolfe, Fuchs und a. der alten Welt angehörigen Thieren.

hen aus einem Rohr, an dessen Ende eine Spitze von Bein, Eisen oder sehr hartem Holze befestigt ist. Die Federn, womit der Pfeil beschwingt wird, nehmen die Abiponer aus den Rabenflügeln, und binden jede einzeln zu beiden Seiten des Schaftes mit überaus dünnen Fäden an. Die Vilelas leimen ihre Federn an den Schaft und stecken die Spitze nur leicht hinein, so daß sie, wenn der Pfeil aus dem Fleische gezogen wird, darinnen stecken bleibt. Die Pfeile sind überhaupt von verschiedener Art. Die, welche zu Erlegung des größeren Wildes bestimmt sind, sind länger und dicker; manche Pfeilspitzen sind flach und gerade; andere haben auf einer oder auf beiden Seiten Widerhaken, ja manche sind mit einer vierfachen Reihe Widerhaken besetzt. Wollen sie kleine Vögel oder Thiere lebendig fangen, so wird dazu ein Pfeil genommen, an dessen Spitze sich eine Kugel von Holz oder Wachs befindet, die Thiere werden dadurch nicht getödtet, sondern nur betäubt. Können sie nicht in gerader Richtung schießen, so machen sie einen Bogenschuß (Dobritzhoffer II. 480.).

Die Arowaken in Surinam führen ebenfalls den langen Bogen, der abgespannt ganz gerade ist. Die Sehne ist aus Seidenkraut. Sie haben verschiedene Arten Pfeile, die gemeiniglich 4 Fuß lang sind. Der Harpun mit doppelten Widerhaken ist mit einer Schnur an einen dünnen hölzernen Stock befestigt. Wenn das Wild getroffen ist, geht er vom Stocke ab, der dann hinter dem Thiere herschleift und im Gebüsch den Weg bezeichnet den dasselbe genommen hat. Gemeiniglich bleibt der Stock an ein Paar Bäumen hängen und das Wild verwickelt die Schnur um den Baum, es muß stehen bleiben und wird vom nacheilenden Jäger durch einen zweiten Pfeil erlegt. Die übrigen Pfeile haben sämmtlich hölzerne Schäfte. Der Pfeil für Fische und Vögel hat drei hölzerne Arme oder Spitzen, die mit eisernen Widerhaken versehen sind. Er ist befiedert. Für den Schuß in der Nähe haben sie einen Pfeil, der mit einer großen 4 Zoll langen Spitze besetzt ist, die an der Stelle, wo sie im Rohre sitzt, einen Knopf hat, damit sie nicht allzutief eindringen könne. Endlich hat man einen Pfeil, der an Statt der Spitze einen hölzernen Knopf von der Größe einer Wallnuß hat (Quandt Surinam S. 227.). Andere Pfeile haben in dem Schafte aus leichtem Rohr ein Stück sehr hartes Holz, das mit Baumwollenfäden angefügt ist. Es ist bald mit eisernen Stiften, bald mit Stacheln verschiedener Fische z. B. des Machoiran und des Rochen bewehrt. Letzterer ist vier Zoll lang, an beiden Seiten reichlich mit Zähnen besetzt, die leicht in die Wunde eindringen (S. Neue Reise nach Cayenne a. d. Franz. v. M. G. Leipzig 1802. 8. S. 89.)*).

*) S. Taf. II. Fig. 1—5. Surinamsche Pfeile nach Quandt. Fig. 6. Rohrschaft mit Federn und Holzspitze mit Rochenstachel nach einem Exemplar meiner Sammlung.

Die Bogen und Pfeile der Nordamericaner sind nicht so lang, auch bei weitem künstlicher und zusammengesetzter. Die Bogen der Nordcalifornier haben gefällige Formen, sind von Holz, 3—3½ F. lang, sauber gearbeitet und auf einer Seite sehr künstlich mit Hirschsehnen überzogen, die dem Holz ganz fest ankleben und ihm eine solche Elasticität mittheilen, daß viele Kraft und Geschicklichkeit dazu gehört denselben zu spannen. Die Pfeile sind gleichfalls sehr niedlich und mit Sorfalt verfertigt und an der Spitze mit Obsidian versehen, die in den Schaft eingelassen und mit Sehnen sehr fest daran gebunden ist (Langsdorff Reise II. 142.). So fand auch Laperouse (II. 250. 272.) die Bogen um. Bai Monterey künstlich mit einem doppelten Ochsenziemer belegt und die Pfeile mit künstlich gearbeitetem Kiesel versehen.

Die Dacotans und Assiniboins haben ähnliche Waffen, die sie auch neben der Flinte beibehalten. Der Bogen der letztern ist z. Th. mit Elkhorn belegt, mit einer aus Thiersehnen gedrehten sehr kräftigen Schnur bespannt und mit solcher zur Verstärkung an verschiedenen Stellen umwickelt, oft mit buntem Tuche, Stachelschweinstacheln und weißen Streifen von Hermelinfell verziert. Bogenfutteral und Köcher sind von Thierfell, oft von Fischotter, beide aneinander befestigt und an letzterem hängt vorne der Schwanz des Thieres in ganzer Länge herab (Neuwied Nordamerica I. 442.)*).

Nächst Bogen und Pfeil haben die Südamericaner noch ein anderes Schießgewehr, das Blaserohr. Die Maiongkongs und Guinaus in Guiana fertigen dieselben aus einem 15—16 Fuß langen Rohre, welches sehr gerade wächst und ohne besondere Vorbereitung benutzt werden kann (Schomburgk Reise in Guiana S. 451.). Berühmte Blaserohrschützen sind die Macusis, die für ihre Blaseröhre besondere Holzfutterale fertigen (s. Schomburgk im Ausland 1843. N. 102. S. 467 ff.). Die Indier in Mainas dagegen fertigen ihre minder langen Blaseröhre aus zwei ganz gleichen Stücken Chontaholz, welche vermittels eines Schweinzahns ausgehölt und mit der Zunge des Paiceesisches gehobelt werden. Die Xeberos haben noch kürzere Blaseröhre und führen ihre dazu gehörigen Giftpfeile in einem besonderen Köcher bei sich (Miss. Reisen von Murr. S. 33. 41.).

Diese Pfeile — in Quito ma genannt, sind 7—8 Zoll lang, ganz gerade und am obern Ende spitzig geschnitten. Das andere Ende ist mit einem Flocken loser Baumwolle versehen. Die südamericanischen Völker von Paraguay, Brasilien, Chile, Peru, am Orinoko und in Mexico, desgleichen die Caraiben haben die Gewohnheit diese, so wie auch die langen Bogenpfeile zu vergiften**), eine Sitte, die bei den

*) S. Taf. II. Fig. 8 und 9 nach Prinz Neuwied.
**) S. Condamine 67. 208. — Azara II. 3. — Dobrizhoffer II. 482. Bryan Edwardt I. 46. — Neuwied Br. R. II. 22. — Spix und Martius

Nordamericanern nicht vorkommt. Sowohl zur Jagd, als im Kriege werden diese Giftpfeile angewendet.

Das **Pfeilgift** wird in Maynas aus dreißig verschiedenen Wurzeln und Rinden unter Beobachtung vieler Umstände und Vorschriften gemacht. Das Gift wirkt sofort, wenn der Pfeil die Haut auch nur unbedeutend geritzt und getroffene Thiere fallen sogleich und sterben nach wenig Minuten. Das Fleisch des auf diese Art erlegten Wildes ist indessen genießbar; man schneidet die Wunde wo das Gift eingedrungen, oft nicht einmal aus. Als Gegenmittel wird Salz und Zucker, in Surinam auch ein Regenwurm betrachtet. Innerlich genossen ist es unschädlich, obschon es in Menge getrunken tödtlich wirkt. Zuweilen soll der Blaserohrschütze eine Anschwellung der Lippen erleiden, wenn er lange hintereinander mit Giftpfeilen geschossen hat. Das Gift wird auch in Gestalt einer Pille als Abführungsmittel angewendet. Je frischer das Gift gebraucht wird, desto schneller wirkt dasselbe; doch tödtete Gift von 14 Monaten noch eine Henne in 7 Minuten.

Eine andere Jagdwaffe ist der **Kugelbogen**, den sowohl die Abiponer (Dobritzhoffer II. 489.) als auch die Guarani (Azara II. 67.) sowie einige Brasilier (Neuwied Reise I. 76.) führen, der jedoch wohl nur eine Waffe für Kinder — wie etwa bei uns das Blaserohr ist. Der Bogen ist aus sehr elastischem Holze, sehr gebogen, und etwa 3 Fuß lang. An Statt der Sehne dienen zwei Schnüre, die einen Zoll parallel von einander stehen und in der Mitte durch ein Fadennetz verbunden sind, in welches die aus gebranntem Thon in der Größe einer wälschen Nuß gefertigten Kugeln gelegt werden. Sie tragen einen Beutel bei sich, in welchem die Thonkugeln (bodoques) aufbewahrt werden. Mit diesem Geschoß tödtet man Vögel bis auf 40 Schritt Entfernung; auf 30 Fuß konnte man damit ein Bein zerschießen. (S. auch Renggers Reise S. 126 und Taf. I. Fig. 16.)*).

Eine den Bewohnern der Pampas eigenthümliche Waffe ist die Wurfkugel — bolas, abiponisch Noahaeharancate. — Es sind dieß drei steinerne mit Leder überzogene Kugeln, die an drei mit einander verbundenen Riemen hängen. Die Kugeln haben die Größe einer Faust, die Riemen sind fingerdick und 3 Fuß lang. Man faßt die kleinste Kugel mit der Hand, schwingt das Ganze einigemal kräftig um den Kopf und läßt sie dann fahren, wo sie dann auf 100 Schritt ziemlich sicher treffen und um die Füße des Thieres oder des Menschen sich schlingen (Azara II. 46.). Diese Waffe die in den Pampas die Stelle der Bogen und Pfeile vertritt, kennen auch die Abiponer, und die Europäer und Neger, die in jenen Gegenden heimisch

III. 1155. — Quandt Surinam S. 229. — Neue Reise nach Cayenne S. 91. — Gilij II. 351. — Stevenson II. 375. — Murr Miss. Reisen S. 90.
*) S. Taf. II. Fig. 10.

geworden sind, haben dieselbe angenommen. Eine andere Art Wurfgeschoß besteht aus einer einzigen Kugel, die verlorene bola genannt. Sie ist bedeutend kleiner, als die vorige, von Kupfer oder Blei, mit Leder überzogen und an einem Riemen oder Strick von 3 Fuß Länge befestigt. Sie fliegt, nachdem sie geschwungen worden, mit großer Gewalt 150 Fuß weit. In der Nähe wird sie auch zum Schlagen gebraucht (Azara II. 46.). Beide Waffen wurden bereits vor der Eroberung durch die Spanier geführt.

Die jüngste Waffe der Americaner ist die Flinte, in deren Gebrauch sie außerordentliche Uebung erlangt haben. So erzählt Prinz Neuwied von den Missouri-Indianern, daß sie unglaublich schnell laden und feuern. Sie führen auf den Bisonjagden stets einen Vorrath Kugeln im Munde bei sich und lassen die Kugel, ohne Pfropf unmittelbar auf das Pulver laufen. Die Kugel klebt fest und so wird sie abgeschossen (Prinz Neuwied Nordamerica II. 33.).

Eine Hauptwaffe der Pferdenationen des Südens wie des Nordens ist die Lanze. Die Cocamas fertigen deren von 9 Spannen Länge aus dünnen Röhren Guachi, die am Ufer wild wachsen und sauber gemalt werden. Die Spitze ist aus Chontaholz und zwei Spannen lang. Sie werfen auf 50 Schritt mit großer Sicherheit (Murr Miss. Reisen S. 61.). Die übrigen Nationen fertigen die Lanzen aus hartem Holz, so z. B. die Yquitos die oben gar sauber mit schwarz und weißen Bejuto umflochten und mit Ringeln von schönen Federn eingefaßt sind. Die Spitze ist aus einem zweischneidig geschliffenen Beine (Murr l. c. S. 77.). Die Encabellados machen die Spitze ebenfalls zweischneidig und eine halbe Elle lang aus Chingamarohr, das scharf geschliffen wird (Murr I. 102.). Die Tieunas nehmen festes rothes Holz palo santo zur Lanzenstange und zur spannenlangen Spitze schwarzes hartes Holz (Murr l. c. 96.).

Die Indianer von Port Français führen außerdem auch den Dolch. Jeder hatte einen eisernen Dolch am Halse hängen, dessen Gestalt der des indischen Cris am nächsten kam. Der Griff war die unmittelbare Fortsetzung der Klinge, natürlich ohne Schneide und abgerundet. Er ward in einer Scheide aus gegerbtem Leder getragen und schien ihr kostbarstes Geräth zu seyn. Man bedient sich derselben nur gegen Bären und andere wilde Thiere. Einige waren auch aus rothem Kupfer, die man jedoch den übrigen nicht vorzuziehen schien, da dieses Metall sehr gemein bei ihnen ist (Lapérouse II. 151.).

Auch die Nordamericaner führen solche Lanzen, die sie oft auf die seltsamste Weise mit buntem Tuch und Adlerfedern verzieren (Neuwied I. 239.).

Dieß sind die wesentlichsten Waffen, welche die Americaner zu Erwerbung ihrer Nahrungsmittel aus dem Thierreiche anwenden. Wie alle Völker, die in gleicher Weise der Natur nahe stehen, sind sie überaus kühne und geschickte Jäger, gleich den Indiern des Waldes.

Die Südamericaner jagen unter den größeren Thieren den Tieger, den Tapir, das Wildschwein, den Hirsch, dann auch den Hasen. Die Herden der wilden Schweine erwarten die Surinamer auf Bäumen und überschütten sie dann mit einem Pfeilregen. Wenn in Surinam ein Indianer einen Hasen jagen will, so setzt er den Hund auf das Land aus, und fährt in seinem Corjar längs des Flußufers hin. Sobald der Hund einen Hasen findet, so schlägt er an; der Hase sucht sich ins Wasser zu retten, wo ihn der Indianer erwartet und, da er langsam schwimmt, leicht mit einem Pfeile erlegen kann. Auf gleiche Weise wird auch das herdenweis ziehende wilde Schwein und der Hirsch zuweilen gejagt. Der Tapir — in Surinam Kamma genannt, wird durch ganze Gesellschaften gejagt. Man fährt in Corjaren auf das Thier los und schießt dasselbe, sobald es mit dem Kopfe aus dem Wasser herausragt. Wenn es dann ermattet, wird es noch mit einem harpunartigen Pfeile, der mit einer Schnur an einen Stock befestigt ist, geschossen und so behält man das sinkende Thier immer in der Gewalt. — Das Faulthier, indisch Hau — wird ebenfalls von den Indiern gejagt und gern gegessen. Sehen sie dieses Thier auf einem Baume, so hauen sie denselben um, halten sich aber mit größter Vorsicht von seinen Doppelklauen entfernt, mit denen jeder seiner Vorderfüße bewehrt ist (Quandt Surinam S. 203 ff.).

Die Seekühe werden in der Weise wie der Tapir erlegt. Die Waranen warten deßhalb die hohe Fluth bei dem Neumonde ab, weil sich diese Thiere dann den Ufern am meisten nähern, um das Laub der Bäume desto besser erreichen zu können. Die Jäger haben oft auf mehrere Tage Vorräthe von Lebensmitteln bei sich, weil die Thiere überaus behutsam und vorsichtig sind. Sobald sich nun eine Seekuh zeigt, wirft man mit der Hand eine Harpun auf sie ab, woran an einer Schnur ein Stock von leichtem Holze befestigt ist; wenn das Thier sinkt, zeigt der Stock dennoch seinen Aufenthaltsort an (Quandt S. 109.).

Von den Vögeln erlegen die Indianer mehrere Arten, z.-B. den Povice; andere fangen sie lebendig, indem sie solche theils am Flügel verwunden, theils sie aber in Fallen fangen. Die auf den Bäumen lebenden großen Eidechsen werden mit Pfeilen geschossen, an deren Spitze ein Kolben türkischer Weizen befestigt ist, da eine scharfe Spitze das Wild an den Baum festnageln würde.

Mehr noch als die südlichen werden die nördlichen Nationen von America als geschickte Jäger gerühmt. Der nördliche Theil Americas ist reich an Sümpfen und Wäldern, welche überaus stark mit allerlei Wild, Hasen, Caninchen, Hirschen, Seeottern, Seewölfen — im Winter aber auch mit Bären, Wölfen, Füchsen, wilden Katzen, Moschusochsen, und weiter gen Norden mit den Renthieren bevölkert sind.

Eine überaus künstliche, im Westen wie im Osten gebräuchliche Jagd ist die Hirschjagd mit Masken, welche bereits die Reisenden des 16. Jahrh. bemerkten (Indorum Floridam provinciam inhabitantium eicones primum ibidem ad vivum expressae a Jacobo Lemoyne cui cognomen de Morgues et ed. Th. de Bry. Frkft. a. M. 1591. Fol. Nr. XXV.). Der Jäger setzt dann einen Hirschkopf auf sein Haupt und ahmt, wie auf vier Beinen gehend die Bewegungen der grasenden Hirsche nach. Er hat indessen Pfeil und Bogen zur Hand*). Auf gleiche Weise sah Wentzel (Franklin I. R. S. 297.) die Hundsrippenindianer den Renthieren nachstellen. Die Jäger gingen paarweise, der vorderste trägt in der einen Hand ein Renthiergeweih, an welchem noch zum Theil die Haut des Kopfes sitzt, in der andern ein kleines Bündel Zweige, gegen welches er von Zeit zu Zeit das Geweih reibt und dabei die dem Thiere eigenthümlichen Bewegungen nachahmt. Sein Begleiter tritt genau in die Fußtapfen des Vordermannes und hält zwei Flinten in horizontaler Lage, so daß die Mündungen unter den Armen des Vordermanns hervorstehen. Beide Jäger tragen an der Stirn eine Binde von weißem Pelz und der vorderste hat eine solche gleichfalls um jedes Handgelenk. Sie nähern sich dem Rudel nach und nach und erheben dabei die Beine sehr langsam, setzen sie aber ruckweise nieder, wie es das Renwild zu thun pflegt und sorgen immer dafür, daß sie die Füße übereinstimmend bewegen. Sobald ein Stück aus der Herde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam wird, so hält diese alsbald still und der Kopf fängt an die gehörigen Bewegungen zu machen. So können sich die Jäger mitten unter die Herde begeben und nach Bequemlichkeit die besten Stücken aussuchen. Alsdann schiebt der Hintermann das Gewehr seines Kameraden vorwärts, der Kopf fällt zur Erde und beide Jäger feuern fast in demselben Augenblick. Das Rudel wird flüchtig, die Jäger setzen ihm nach; die geängstigten Thiere machen bald Halt um zu sichern, die Jäger, die im Laufen indessen geladen haben, thun dasselbe nun zum zweiten Male; das Wild geräth in immer größere Unordnung und oft wird ein großer Theil des Rudels innerhalb eines Umkreises von ein Paar hundert Schritten erlegt. Nach demselben Grundsatze, daß das Renthier durch einen auffallenden Geruch oder eine seltsame Erscheinung zu panischem Schrecken und in Verwirrung gebracht wird, verfahren die Kupferindianer. Sie legen ein weißes Kleidungsstück an, knieen nieder und schwenken die Flinte

*) Die Californier um Bai Monterey sind ausdauernde kluge Jäger. Nous vimes un Indien ayant une tête de cerf attachée sur la sienne marcher à quatre pattes, avoir l'air de brouter l'herbe, et jouer cette pantomime avec une telle vérité, que tous nos chasseurs l'auraient tiré a trente pas, s'ils n'eussent été prévenus. Ils approchent ainsi le troupeau de cerfs à la plus petite portée et les tuent à coups de flèches (Lapérouse II. 251.). Dasselbe beobachtete Langsdorff II. 171.

von einer Seite, was ohngefähr so aussieht, als wenn das Renthier sein Gehörn an einem Steine reibt. So locken sie das Thier oft bis auf Schußweite heran (Franklin I. R. S. 296.).

Die Assiniboins und Crihindianer leben vorzüglich vom **Bison**; sie folgen den Bisonherden und erlegen dieselben in besonderen Treibjagden oft zu 600 — bis 800 Stücken. Sie legen dazu besonders **Pferche und Gehäge** an. Franklin (I. R. 131. und Neuwied I. 443.) beschrieben dergleichen. Es ist ein eingehägter, runder Platz von etwa 100 Yards im Durchmesser. Etwa eine halbe Stunde weit waren auf jeder Seite des Weges, der dahin führt, etwa 20 Yards von einander Pfähle in den Boden getrieben, welche die Büffel für Menschen ansehen und dadurch abgeschreckt werden an den Seiten durchzubrechen. Bis gegen 60 Yards vom Pferch befindet sich zwischen diesen Stäben ein Flechtwerk von Baumzweigen, hinter welchem sich die Indianer verbergen, um die Annäherung des Büffels abzuwarten. Bei dieser Art von Jagd können vorzüglich die Reiter ihre Geschicklichkeit beweisen. Es kömmt darauf an, daß diese so treiben, daß die Büffelherde gezwungen wird, die etwa eine viertel Meile breite Gasse einzuschlagen. Ist dieß geschehen, so erheben die Jäger ein lautes Geschrei, reiten hart an die Thiere heran und setzen sie so in Schrecken, daß sie blindlings in die Falle rennen. Sind sie bis zu den im Hinterhalte liegenden Leuten gelangt, so springen auch diese in die Höhe und vermehren die Angst der Thiere durch heftiges Schreien und Feuern und es bleibt diesen nun keine andere Wahl, als in den Pferch zu setzen, wo man sie alsbald mit Pfeilen und Feuergewehr niederschießt. Mitten in dem Gehäge, welches Franklin sah, stand ein Baum, an welchem die Indianer Streifen von Büffelfleisch und Stücken Tuch als Opfer oder Tribut für den großen Herrn des Lebens aufgehangen hatten. Man sagte, daß ein Mann zuweilen den Baum erklettere und während die Büffel anrücken, Hymnen zu dem Gotte der Jagd singe. Er kann seinen Posten nicht eher verlassen, bis alle im Gehäge befindlichen Büffel getödtet sind. Die Büffeljagd wird von den Indianern auch noch auf andere Art betrieben. Am meisten Geschicke gehört dazu, den Büffel zu Pferde zu erlegen. Ein gut berittener Jäger sprengt auf die Herde zu und wählt sich ein besonderes Stück aus, welches er von den übrigen zu trennen sucht. Gelingt ihm dieß, so weiß er das Thier durch die gehörige Führung des Pferdes immer abgesondert zu halten, und sobald er sich ihm auf die gehörige Schußweite genähert hat, streckt er dasselbe nieder*) (Franklin I. R. S. 131. Prinz Neuwied II. 193.). In ähnlicher Weise werden auch die Cabris (Antilocapra americana Ord.) gejagt. Wölfe, Füchse und

*) S. die schöne Abbildung einer nordamericanischen Büffeljagd im Atlas zu des Prinzen Neuwied Reise. Taf. 31. woraus eine Gruppe auf meiner 3. Tafel.

kleinere Thiere fängt man in künstlichen Fallen, den Biber mit den von den Europäern erhandelten Eisen. Die Bärenjagd ist bei den Mandans nicht beliebt, da sie zu gefahrvoll ist und dennoch keinen guten Braten liefert. Die größern Raubvögel fängt man auf ganz eigenthümliche Art. Der Jäger gräbt sich nach der Länge seines Körpers eine Grube in den Boden, legt sich auf den Rücken hinein und läßt sich nun mit Reisern und Heu bedecken, auf dieses aber Stücken Fleisches legen. Die Raubvögel kommen herbei, setzen sich zum Fleische und werden vom Jäger bei den Beinen gefaßt (Prinz Neuwied II. 195.).

Die Jagd ist die vorzüglichste Beschäftigung der Nordamericaner und sie muß ihnen den wesentlichsten Theil ihrer Nahrung darbieten. Der Jäger geht früh, ehe er etwas genossen hat aus und folgt dabei seinem Grundsatze, daß der Hunger der beste Sporn zur Anstrengung sey. Er kehrt, wenn er einen Hirsch, Bär, Gans, Wälschhuhn, Rackun oder irgend ein Wild erlegt hat, gemeiniglich zwei Stunden vor Mittag zurück und ruht nun bis etwa 4 Uhr, wo er abermals auszieht. Nur bei trübem, regnichten Wetter verweilt er den ganzen Tag auf der Jagd (Heckewelder S. 323.). Uebrigens essen die nordamericanischen Indianer auch ertrunkene und gefallene Thiere, selbst wenn das Fleisch derselben bereits in Fäulniß übergegangen ist. Die Dacotans schlachten demnächst fettgewordene Hunde.

An den großen Flüssen, weniger jedoch im Norden als im Süden überwiegt der Fischfang die Jagd und hierbei entwickeln die Eingebornen abermals jene, den Europäern fast unbegreifliche Fertigkeit, die wir bereits an den Jägern der südamericanischen Urwälder kennen lernten. Sie erkennen die Nähe eines Fisches an gewissen Kennzeichen und ehe der zuschauende Europäer bemerkt, worauf ihn der Indianer aufmerksam gemacht hat, fliegt der Pfeil schon ab und der Fisch krümmt sich tödtlich verwundet auf der Oberfläche des Wassers. Ist der Jäger durch einen dazwischen liegenden Gegenstand verhindert, geradezu nach einem Fische oder Wasservogel zu zielen, so schießt er denselben mit dem richtigsten Augenmaße im Bogen durch die Luft. Bei der Fischjagd im Nachen sind gemeiniglich nur zwei miteinander; der eine, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, steht vorn unbeweglich, der andere sitzt hinten und rudert. Sie reden nie ein Wort, es mag vorfallen was da will. Sobald der vornstehende etwas bemerkt, giebt er dem andern die Richtung an, dieser steuert genau nach der Angabe und mit so wenig Geräusch, als nur möglich ist. Nach einem gegebnen Zeichen rudert er gar nicht mehr und der Kahn geht noch ein Stück von selbst in der gegebnen Richtung fort. Auf solche Art wird die große Meerschleie von den Guyanern gefangen. Sobald der Fisch den ersten Pfeil hat, schlägt er fürchterlich um sich und taucht unter. Der Jäger wartet geduldig bis er seinen Pfeil, der im Fische steckt auf der Oberfläche des Wassers herausblicken sieht und sendet einen zweiten nach. Der Fisch taucht abermals, kommt aber bald in

kleiner Entfernung aufs Neue zum Vorschein und erhält nun den dritten, tödtlichen Schuß. Große Seefische werden, wie die Seekuh in Cayenne, mit der Harpun erlegt (N. Reise nach Cayenne S. 92 ff.).

Nicht minder geschickte Fischjäger sind die Abiponer und ihre Nachbarn. In den klaren Gewässern werden die Fische mit Pfeilen oder Lanzen erlegt. Die Payaquas und Villelas fangen die Fische in kleinen Netzen, die sie wie einen Schurz um den Leib binden. So geschürzt springen sie vom Gestade ins Wasser. Sehen sie auf dem Grunde einen Fisch, so schwimmen sie ihm nach, umschließen ihn mit dem Netze und schleppen denselben ans Ufer. — Andere, namentlich die an den Wäldern wohnenden Paraguayer machen künstliche Reußen. Sie umzäunen im Flusse eine große Strecke mit Stöcken, die sie mit Baumreisern künstlich dergestalt umflechten, daß die Fische zwar hinein, aber nicht wieder heraus können. Nächstdem fangen sie auch die Fische durch Betäubung — eine Sitte die auch Pöppig (II. 284.) in Peru fand. Man nimmt dazu die Schlingpflanze Dripotingi oder die Blätter des Caraquata-Baumes, dessen gut zerriebene Wurzel man ebenfalls zu diesem Zwecke ins Wasser schüttet. Die Fische werden dadurch betäubt und taumeln ihrer selbst nicht mächtig auf dem Wasser herum. Oft peitschen die Abiponer das Wasser mit den Blättern eines gewissen Baumes, welcher besonders häufig an den Ufern des Atingy-Flusses wächst, deren Saft den Fischen sehr schädlich ist (Dobritzhoffer I. 454.).

Auch die Nordamericaner erlegten ehedem, als ihr Gebiet den atlantischen Ocean und die großen Flußmündungen noch berührte, die americanischen Eidechsen, Alligators; die Americaner um Port Français sperren die Flüsse, oder sie fischen auch mit der Angelschnur. An jede Angelschnur befestigen sie eine derbe Seehundblase und lassen sie so aufs Wasser. Jeder Kahn wirft 12 bis 15 Angelschnuren, die von zwei Menschen beobachtet werden (Lapérouse II. 206.).

Das Fleisch der Thiere ist zwar den americanischen Völkerschaften die liebste und wesentlichste Nahrung, allein sie haben zur Aushülfe und zur Ergänzung doch auch zu Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche ihre Zuflucht genommen und wir finden bei ihnen schon den Ackerbau und die Pflanzungen; sie sind jedoch im wesentlichen immer noch Jäger, die sich nicht gern an feste Stätte binden und es ist nur die Fruchtbarkeit des Bodens, das schnelle Herauswachsen der Früchte, was ihnen die Aussaat und Ernte und diese Beschäftigung überhaupt annehmlich macht; immer aber bleibt sie Nebensache.

Unter den Südamericanern finden wir Pflanzungen bei den Guarany, Tupy, Guayanas, Aguitequedichayos und den Guanas (Azara II.) wie denn auch bei den Caraiben und den Stämmen am Orinoko (Bryan Edwards I. 57.) der Feldbau, der Anbau von Mais und verschiedenen Wurzeln angetroffen wird. In Surinam ist der Feldbau be-

sonders auf Wurzelfrüchte gerichtet, und darunter ist die Cossabi oder Mainokwurzel die vornehmste (s. Quandt S. 174.); sie vertritt bei den Eingebornen die Stelle des Getraides und wird daher alle Jahre gebaut. Man sucht dazu einen Busch mit saudigem Boden aus, worin bei dem heftigen häufigen Regen die Wurzeln der Fäulniß weniger ausgesetzt sind. In der trocknen Zeit vom Juli bis Ende October werden zuvörderst die Büsche und dünnen Bäume umgehauen, dann fallen die größeren Bäume darauf. Anfangs November wird, wenn das gefällte Holz ausgetrocknet, dasselbe angezündet und nun beginnt, wenn der Brand vorüber, die Anpflanzung der Wurzel. Zuvörderst werden kleine Haufen von der durch die Asche gedüngten Erde gemacht, in welche man 1½ Fuß lange Stücken der vorjährigen Wurzel zu 3—4 nebeneinander steckt. Mit der eintretenden nassen Jahreszeit wachsen diese und setzen die Cossabiwurzeln an. Die stärksten Knollen sind etwa zwei Fäuste groß, bald länglich, bald kugelförmig. In denselben Feldern pflanzen die Indianer auch noch Ananas, Bataten, Nappos, Tejer und andere Feldfrüchte, ferner Zuckerrohr zum Naschen, Welschkorn, dessen Kolben sie rösten; die Ernte wird nicht regelmäßig gehalten, sondern, so wie etwas reif ist, wird es weggegessen. Ein Cossabifeld hält etwa zwei Jahr aus, dann wird es wieder zur Wildniß und kann erst nach 30—40 Jahren wieder dazu benutzt werden. Die Bataten die man daneben pflanzt, wachsen an Ranken, die man wie bei uns die Erdbeere durch Stecklinge vermehren kann und die einmal eingepflanzt außerordentlich fortwuchern. Die Ananas wird gepflegt und es erreicht die Frucht, die man durch die Nebensprossen fortpflanzt, eine Höhe von 15 Zoll (Quandt S. 174 ff.).

In ähnlicher Weise wird der Ackerbau mitten in den Urwäldern von Peru betrieben (s. Pöppig Reise II. 352 ff.).

Ebenfalls nur Anfänge des Ackerbaues finden wir bei den Nordamericanern, obschon sie bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Wichtigkeit und Bedeutung des Ackerbaues vollkommen einsahen: Keskétomah vom Stamme Maskinonge der Oneida-Indianer sprach in einer Rathsversammlung von der Abnahme der indianischen Bevölkerung und von der außerordentlichen Zunahme der Weißen. „Woher das? sprach er, daher, daß sie die Erde zu bauen wissen. Brüder und Freunde, dieß ist noch das Mittel, das unsere Unfälle heilen kann! aber damit es wirke, müssen wir alle einig seyn, gleich den Fingern derselben Hand, gleich den Rudern desselben Canots, sonst werden unsere Anschläge, unsere Hoffnungen mit dem Blasen des Windes dahinfahren. Laßt uns jagen, um diese unschätzbare Uebung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht; und laßt uns endlich den Boden, worauf wir geboren sind, bauen. Laßt uns Ochsen, Kühe, Schweine und

Pferde anschaffen. Laßt uns lernen das Eisen schmieden, welches die Weißen so mächtig macht. Dann werden wir sie in Schrecken zu halten wissen; wenn Hunger und Mangel wie sonst an unsere Thüren klopfen, werden wir mit den Mitteln versehen seyn, sie zu bändigen und zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß Koreyhunsta ältestes Oberhaupt der Missisaes allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotschelaga zurückkam und fragte man nach der Ursache, so antwortete er: siehst du nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß dieß Fleisch mehr als 30 Monden braucht um heranzuwachsen und oft selten ist? daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgiebt? daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat? wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu erhaschen? daß die Körner da, wo die Weißen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden ist, ihnen die Zeit der Ruhe ist. Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben seyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen auch zu säen. Die Worte des Koreyhunsta sind schon unter den Völkerschaften Berod, Nattit, Narraganset und manchen anderen wahr geworden; gehet hin, die Plätze zu sehen, welche sie bewohnten, ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal die geringsten Spuren ihrer Dörfer, wo sonst alles Freiheit und Leben verkündigte. Die Wohnungen der Weißen sind an ihre Stellen getreten, diese ackern mit ihren Pflügen die Oerter um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruheten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, so macht euch gefaßt, das nämliche Schicksal zu erfahren. Ach warum habe ich nicht die Flügel des Adlers, ich wollte mich so hoch als unsere Berge emporschwingen und dann sollten meine Worte, getragen vom Winde, bei allen Völkerschaften erschallen, die unter unserer Sonne wohnen. Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eisen dieses Tomahawk in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergessen, was ich euch noch zu sagen habe. Ihr seyd verloren, tapfere Oneidas, wenn ihr forthin nichts als Jäger seyn wollt. Die heutige Sonne ist nicht mehr die gestrige; ihr seyd verloren, wenn ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erstickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieterischen Nothwendigkeit zu eröffnen. Freunde und Brüder, wie ists möglich, diese Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da sie doch so laut spricht, wie der Donner! Dieß spricht sie zu euch durch meinen Mund: Ein Carabiner ist gut, ein Pflug aber noch besser; ein Tomahawk ist gut, aber eine Art mit einem tüchtigen Stiele noch besser; ein Wigwam ist gut, aber ein

Haus und eine Scheune sind noch besser (s. Crevecoeur Reise in Oberpensylvanien S. 50 ff.).

Da indessen der Ackerbau und die Pflanzung wie alle derartigen Geschäfte den Frauen überlassen bleiben, ein dienstbarer Sklavenstand nicht vorhanden, vor allem aber das den freien Leuten so überaus reizende Jägerleben zu tief eingewurzelt und mit der Denkungsart und den Sitten so innig verbunden ist — bleibt der Ackerbau immer nur Nebensache. — Die Jagd und der Fischfang sind Hauptbeschäftigung, die Fischkost ist die vorherrschende, auch erbauen sie nie mehr als sie eben brauchen (Schomburgk Reise in Guiana S. 167.).

Die Nordamericaner bauen vorzugsweise den Mais, der in der Mandansprache Kohchantä heißt, wovon Prinz Neuwied neun verschiedene Arten anführt. Der Mais wird im Mai reihenweise in kleine Gruben gesteckt, dreimal behackt und behäufelt und im October geärntet. Ehedem benutzte man die Schulterblätter der Bisonten als Hacke. Außer dem Mais baut man noch Bohnen, Kürbisse, Sonnenblumen und Tabak (Prinz Neuwied Reise II. 123.).

Alle americanischen Völkerschaften kennen den Gebrauch des Feuers und dessen Anwendung zur Bereitung der Speise. Sie alle bringen dasselbe wie ihre Brüder in den Urwäldern Brasiliens durch Reibung verschiedener Hölzer hervor, s. o. Bd. I. S. 245. Doch fand Mackenzie (S. 188.) den Gebrauch des Stahls und Schwefelkieses, so wie des Zunders bei den Chippeways. Das Feuerzeug der Abiponer (Dobritzhoffer II. 147.) ist wie das der Brasilier. Rohes Fleisch wird nur an der nordwestlichen Küste von den rohesten Stämmen der Californier und den Kalyuschen verzehrt (Laperouse II. 269.); alle übrigen pflegen dasselbe an einen Pfahl gesteckt, am Feuer zu rösten. Dieß ist die am meisten verbreitete und gewöhnlichste Art das Fleisch zu bereiten und zu genießen. Die Wilden von Mexico verstehen es, selbst größere Thiere, wie Ochsen, in Gruben zu braten, welche durch Feuer erhitzt werden und in denen man dann das Fleisch mit heißen Steinen umgeben und mit Erde bedeckt eine Zeit den Wirkungen der Hitze überläßt.

Man röstet endlich auch in Nordamerica das Fleisch über den glühenden Kohlen, die man aus dem Feuer nimmt, und wobei man die Speise meist sehr sauber und reinlich bereitet.

Nächstdem haben die südlichen wie die nördlichen Americaner Kochgeschirre aus Thon, die wir später näher betrachten. Die Indianer der Nordwestküste, namentlich um Port Français bedienen sich hölzerner Gefäße; Fische, die sie darin kochen wollen, werden durch Hinzuthun von heißen Steinen gar gemacht (Laperouse II. 198.).

Die brasilianischen Völkerschaften hatten schon im 16. Jahrh. das Bucaniren oder das Austrocknen. Man pflanzte vier armstarke Holzgabeln in die Erde, die etwa drei Fuß von einander abstanden, darüber wurden zollstarke Stäbe gelegt und mit dürrem Holze,

welches wenig Rauch giebt, ein gelindes Feuer darunter gehalten, so wird das Fleisch oft länger als 24 Stunden durchröstet und kann dann aufbewahrt werden (Lery voyage en Brézil. S. 136., s. auch eine Abbildung in der de Bry'schen lateinischen Ausgabe S. 179.). Eben dieselbe Sitte fanden die Franzosen in Florida (s. Indorum floridam prov. inhabitantium eicones auct. Jac. le Morgues cur. Th. de Bry. francof. 1591. Tab. XXIIII.).

Im Norden von America versteht man die Kunst das Fleisch durch Räuchern, wie durch Trocknen zur Aufbewahrung für längere Zeit geschickt zu machen. Geräuchert werden namentlich die Lachse (Mackenzie 495. 499.); getrocknet das Fleisch des Wildes und des Bisons, woraus dann der Pemmican bereitet wird; man stampft das gedörrte Fleisch und vermischt dasselbe mit dem Fell der Bären oder dem Talge anderer Thiere und erhält so ein Nahrungsmittel, das namentlich im Winter besonders schätzbar ist (Neuwied I. 443. Heckewelder 327.).

Man hat mehrfach behauptet, daß die Indianer von America Menschenfleisch gegessen*), Berichterstatter, die sich längere Zeit in America aufgehalten, widersprechen dem jedoch im Allgemeinen. Zu läugnen ist indessen nicht, daß im Kriege, namentlich wenn Mangel an anderweiter Nahrung eingetreten, die Americaner gleich anderen Nationen das Fleisch ihrer getödteten Feinde verzehrt haben. Condamine (S. 84.) versichert dieß von den Ureinwohnern am Yupura, Dobritzhoffer (II. 42. 55.) bringt Beispiele, daß Indianer, die im Innern der Wälder sich aufhalten, bei Ueberfällen und in Ermangelung anderer Nahrung die Leichen der von ihnen erschlagenen Feinde verzehrt haben. Er nennt namentlich die Makobier und Tobas, deren eine Bande den abiponischen Caziken Alaikin, der mit seinen Leuten zu einem Zechgelage versammelt war, überfiel. Alaickin und sechs seiner Leute wurden erschlagen und von den hungrigen Siegern gebraten und aufgezehrt. Aehnliche Erscheinungen sind auch bei den Caraiben vorgekommen (Bryan Edwards I. 39. und Lery voy. de Brazil S. 136 und 218. nebst Abbildung in der latein. Ausg. de Bry S. 174.).

Die Nordamericaner hatten nicht minder die Gewohnheit den Feind, den sie besiegt, zu verzehren. Crevecoeur theilt (S. 209.) ein Mohaak'sches Lied mit, worin es heißt:

*) Les conquérans es les missionnaires n'ont jamais pensé une description véritable des différentes natiors indiennes mais seulement à rehausser leurs prouesses et à exagérer leurs travaux. C'est dans cette vue qu'ils ont infiniment augmenté le nombre des Indiens et des nations et qu'ils en ont fait des antropophages; ils avaient grand tort, car aujourd' hui aucune de ces nations ne mange de chair humane et ne se ressouvient d'en avoir mangé, quoiqu'elles soient aussi libres qu'à la première arrivée des Espagnols, sagt Azara voyages dans d'Amérique merid. II. 2.

Laßt uns den Tomahawk erheben,
unsre Kessel aufhängen
unsre Haare salben mit Fett,
unsre Angesichter bemalen,
das Lied des Blutes singen,
dieses Trankes der Krieger;
laßt uns die Todten ergötzen,
auf, auf, um sie zuzudecken,
und ihnen laut zu sagen,
daß sie sollen gerächt werden.

Refrain:

Laßt uns trinken das Blut
und essen das Fleisch unsrer Feinde.

Ein arkansa'sches Lied sagt:

Ich gehe in den Krieg, den Tod unsrer Tapfern zu rächen,
gleich dem hungrigen Wolfe will ich unerbittlich seyn,
unsre Feinde will ich ausrotten und sie verschlingen,
die Haut ihrer blutigen Schädel will ich gärben,
gleich dem Hagel will ich ihre Weiber und Kinder zerschmettern,
und gleich dem Donner ihre Dörfer vertilgen.

Crevecoeur theilt ferner (S. 93.) eine Sage der Irokesen mit, worin es heißt: Manitu kommt zu einem Jäger, der ihn gastfrei aufnimmt und in seine Hütte führt. Als er in die Hütte trat erstaunte er, wie er fünf Leute beschäftigt sah einen menschlichen Leichnam zu zerlegen. Ist dieß das Fleisch, das du mir versprochen hast? fragte er: — Ja — war die Anwort, es ist das beßte, was ich dir gegeben kann. — Und warum verzehrst du diesen Menschen? — Weil er mein Feind war. — Warum war er denn dein Feind? — Weil er und seine Leute an der andern Seite des Flusses Wenowee wohnen und wir uns von jeher hassen und uns bekriegen. Sie verzehren uns auch, wenn sie uns erwischen. — Giebt es denn kein Wild in den Wäldern und keine Fische in den Flüssen? — Zuweilen sind sie selten. — Warum verzehrst du denn deines Gleichen? — Weil sein Fleisch besser ist als als Elenn und Büffelfleisch, weil es ungereimt seyn würde den Leichnam seines Feindes den Wölfen und Füchsen zu überlassen. Wozu hätte man ihn denn getödtet. Ueberdem, wie stolz und zufrieden ist man, wenn man bedenkt, daß man von dem sich sättigen wird, welchen man haßte und also die Rache und den Hunger befriedigt? Wie läßt man da seinen Kriegsgesang ertönen? Wie bewundern uns da unsere Weiber, unsere Kinder und unsere Nachbarn? Was soll ich dir noch mehr sagen? Die Jagd ist nicht immer glücklich. — Was machst du, wenn sie es nicht ist? — Ich dulde, ich leide Pein; alles leidet unter meiner Rinde. Ergreift mich die unwiderstehliche Gewalt des Bedürfnisses, dann gehe ich sehr weit von hier und um es zu befriedigen, erschlage ich den ersten Menschen, der mir in den Weg kommt. Ich sehe leider, daß du kein

Krieger bist; du weißt nicht was der Hunger ist; verfolgt und erwischt er dich einmal, dann wirst du es gewahr werden. — Besonders merkwürdig ist eine Stelle der bereits angeführten Sage, worin Manitu einen Americaner über das Scheußliche der Menschenfresserei zur Rede setzt. Der Americaner sagt darin: Ich will dir meine Gedanken eröffnen; mein Kopf sagt mir, so oft ich mich aus Hunger geneigt finde, es zu machen, wie meine Nachbarn, folgendes: Wie könntest du von einer Zunge essen, die geredet hat, wie die deinige, von einem Herzen, welches gleich dem deinigen, sein Weib und seine Kinder geliebt haben wird? Wie könntest du dich entschließen, die Brühe von Fleische eines Menschen zu trinken, der, wäre er auf dieser Seite des Flusses geboren worden, dein Nachbar, vielleicht gar dein Freund gewesen wäre? Der Wolf frißt nie den Wolf, der Fuchs würde lieber sterben, als vom Fuchse speisen, und du Mensch wolltest deines Gleichen verschlingen, verdauen? Muß dein Haß und deine Rache nicht befriedigt seyn, da du das Blut hast zur Erde fließen lassen, welches seine Glieder belebte, um die Fliegen damit zu tränken? Warum gehst du nicht, wenn dich hungert, in den Wald des Orikomah die Früchte zu suchen? In der Asche gebraten oder gekocht, werden sie dich und deine Familie erhalten. Dieß sagt mir mein Kopf, so oft meine Gesellen, wenn sie einen Feind erschlagen haben, seinen Leichnam zerstücken. Sie machen meinen Widerwillen lächerlich, sie sehen mich als einen schwachen und feigen Nischinorbay an, der den Triumph seines Sieges nicht zu genießen weiß; und diese Vorwürfe aus dem Munde meiner Nachbarn vermehren noch mein Unglück (Crevecoeur S. 104.).

Wir sehen also hier den Gebrauch des Menschenfressens theils als eine Folge von Jagdunglück und Hunger, theils als eine Frucht der wüthenden Rache; zugleich aber tritt versöhnend und tröstend schon auf dieser Stufe menschlicher Cultur der Widerwille gegen solche Nahrung hervor. In der Zeit als die Spanier nach America kamen, war die Sitte des Menschenfressens bei weitem allgemeiner, ja in den großen, nationell entwickelten Reichen von Mexico und Peru war sie durch das religiöse Gesetz geheiligt. Gegenwärtig finden sich nur geringe Spuren davon. Das auch in der Brust des Wilden vorhandene, wenn auch nur schlummernde Gefühl, dann der Umgang mit den Europäern, der dasselbe geweckt hat, ist wohl die wesentliche Ursache davon. Ohne diese Einwirkungen würde diese Sitte gewiß fortbestanden haben, sie würde jedoch bei Vermehrung der Bevölkerung, bei Ausbildung und Gliederung der Stände, Eigenthum der Mächtigen, der durch geistliche oder kriegerische Mittel Herrschenden geworden seyn, — wie wir dieß in der That bei den sanften Nationen der Südseeinseln deutlich sehen werden.

Wie der Ackerbau der Jagd, so ist auch die Pflanzenkost der thierischen Nahrung bei den Americanern, wie bei allen auf gleicher

Culturstufe und unter ähnlichen, climatischen Verhältnissen stehenden Völkern, untergeordnet.

Die wildwachsenden Beeren und Früchte dienen mehr zur Würze der Fleischkost als zur eigentlichen Nahrung. Mehr noch ist dieß der Fall mit den Wurzeln, deren Anbau wir kennen lernten.

In Surinam ist die Cossabiwurzel ein wirkliches Nahrungsmittel. Zunächst wird Mehl daraus bereitet; man nimmt die Wurzel, schält die Rinde ab, die sich so leicht wie Birkenrinde davon löset und reibt dann das Innere auf einem Brete, in welches kleine zerschlagene, scharfe, spitzige Steinchen eingelassen sind; die so zerriebene Cossabiwurzel wird in Schläuche gefüllt, die aus Rohr geflochten, sehr dehnbar und etwa drei Ellen lang sind. Oben und unten ist an dem Schlauche eine gleichfalls aus Rohr geflochtene Schleife. Die obere Schleife wird, wenn die zerriebene Wurzel eingefüllt ist, an einen in der Höhe befindlichen Nagel gehängt und in die untere Schleife das spitzig gemachte Ende eines Baumes gesteckt. Auf diesen Baum setzt sich sodann die Frau, welche die Wurzel gerieben und zieht durch ihre Schwere den Schlauch zusammen. Sie nöthigt dadurch den giftigen Saft durch die kleinen Oeffnungen des Schlauches in ein darunter stehendes Gefäß zu laufen. Wenn der giftige Saft auf diese Weise, so viel möglich ausgepreßt worden, wird aus dem wieder ausgeweiteten Schlauch die nun dick und fest gewordene Masse herausgenommen, einige Tage an die Sonne, oder auf einem Rost über ihren Herd in den Rauch gelegt, damit sie noch etwas mehr austrockne. Wenn sie nun Brot backen wollen, wird eine runde, etwa fingerdicke, jetzt eiserne Platte, Budalli, die auf einigen Steinen über dem Fußboden liegt, heiß gemacht. Die Cossabimasse ist mittlerweile durch ein aus Rohr geflochtenes Sieb getrieben und den Sägespänen ähnlich geworden; dieses Mehl wird etwa zwei Finger hoch auf die Platte geschüttet und bäckt hier zu einem fingerdicken Kuchen zusammen.

Außer der Cossabiwurzel benutzen die Indianer, freilich ohne die Pflanzen in dieser Absicht besonders zu pflegen, auch die Früchte der Bananen, mehrere Bohnen und Kürbisse, die apfelartigen Früchte des Bollentri-Baumes (ind. Buroe) mehrere Pflaumenarten. Die Hora genannten Nüsse werden von ihnen alljährlich in Säcke gesammelt, die sie aus Rohr flechten und Quecke nennen. Aus der Itte-Palme sammeln sie den zuckersüßen Saft (Quandt S. 163.), benutzen auch den innern weichen Kern, um in Ermangelung der Cossabiwurzel eine Art Brot daraus zu backen. Nächstdem wird Zuckerrohr und Mais zur Näscherei benutzt.

Die Nordamericaner leben ebenfalls vorzugsweise von Fleischkost, außerdem verzehren sie Welschkorn, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse, Gurken, Melonen, zuweilen auch Kohl und Rüben, die sie auf ihren Aeckern ziehen. Sie benutzen nächstdem die in den Wäldern wachsenden Wurzeln, Früchte, Nüsse und Beeren, oft aus Noth, meist

als Gewürz der anderweiten Speise. Gewöhnlich halten sie des Tages nur zwei Mahlzeiten. Die erste findet zwei Stunden vor Mittag Statt. Die Indianer bereiten ihr Korn auf mancherlei Weise. Sie machen eine vortreffliche Nuß-Suppe (Pottage) daraus, indem sie es mit frischem oder gedörrten und zerstampften Fleisch, getrockneten Kürbissen, trocknen Bohnen und Castanien zusammenkochen. Zuweilen wird die Suppe mit Zucker oder Syrup vom Ahornbaume gesüßt. Ein anderes gutes Gericht wird aus Mais und den gereinigten Kernen der Hickerynuß (Iuglans alba) bereitet. Die Nüsse werden in einem Stampfbock oder Mörser zermalmt, indem ein wenig warmes Wasser darauf gegossen wird; es wird, je nachdem die Masse dicht wird, immer mehr Wasser zugegossen, bis die Hülsen der Nüsse beim Umrühren sich von der Flüssigkeit absondern, welche letztere das Ansehen von Milch bekommt. Diese wird in den Kessel gegeben und giebt der Suppe einen kräftigen und angenehmen Geschmack. Sondern sich die Hülsen nicht von selbst ab, so seihet man die Flüssigkeit durch ein Tuch. Aus den verschiedenen Kürbissen und Gurken und den Veitsbohnen, bereiten die Frauen mannichfaltige Gerichte. Bei der Auswahl der Kürbisse und Gurken sind sie äußerst sorgfältig; sie glauben, daß sie um so schmackhafter werden, je weniger Wasser dazu genommen wird, und daß sie am besten gerathen, wenn sie nur in ihrem eignen Safte gekocht werden. Die Töpfe decken sie mit den großen Blättern der Kürbisse, Weinstöcke, des Kohls und andere Früchte. Aus den Krannichbeeren und dem Holzapfel bereiten sie mit Zucker treffliches Eingemachtes. Das Brot backen sie theils aus dem unreifen Welschkorn, das noch in der Milch steht; theils aus dem gereiften und trockenen. Letzteres wird ganz fein gestampft, dann durchgesiebt; aus dem geknäteten Teig werden Kuchen von 6 Z. Durchm. geformt, die einen Zoll dick und am Rande abgerundet sind. Die Asche wird sorgfältig von Kohlen gereinigt und muß wo möglich von guter, reiner Eichenrinde genommen seyn. In den Teig dieses Brotes kommen oft trockne oder gekochte Kürbisse, trockne Bohnen, gut geschälte Castanien, die vorher gekocht sind, getrocknetes Wildfleisch wohl zerstampft, frische oder getrocknete, doch nicht gekochte Heidelbeere, Zucker und andere wohlschmeckende Ingredienzen. — Das unreife Welschkorn bereitet man folgender Gestalt zu Brot. Man stampft und quetscht es, füllt dann die Masse mit einem hölzernen Löffel in breite frische Welschkornblätter, rollet diese rundumher zu und bäckt es dann in der Asche, wie das andere Brot. Carver fand dasselbe überaus wohlschmeckend. Ihr Psindamócan oder Tassmanáne ist die nahrhafteste aus Welschkorn bereitete Speise, wozu man die blaue, süßliche Art vorzugsweise verwendet. Das Korn wird in reiner heißer Asche geröstet bis es aufspringt, dann gesiebt, gereinigt und in einem Mörser zu einer Art Mehl gestampft, dem beim Gebrauche gern etwas Zucker beigemischt wird. Wollen sie dasselbe genießen, so nehmen sie etwa

einen Eßlöffel voll Mehl in den Mund, bücken sich über ein fließendes Wasser und saugen es ein. Haben sie jedoch einen Becher oder ein kleines Gefäß zur Hand, so wird das Mehl eingeschüttet und Wasser darauf gegossen. In den Lagern kocht man das Mehl mit Wasser zu einer Suppe. Auf Reisen und Feldzügen führen sie immer eine Quantität solchen Mehls bei sich; man muß sich durch den Wohlgeschmack nur nicht verleiten lassen, zu viel davon zu nehmen, da die Masse im Magen aufquillt und unbequem wird.

Im Nothfalle verzehren die Americaner aber auch die Rinden der Bäume, welche sie mit Lachsthran würzen (Mackenzie **493.**), oder auch wildwachsende Wurzeln. Die Pomme blanche oder wilde Turnip (**Psoraléa esculenta**) ist häufig in den Prairies der Schwarzfüßer. Weiber und Kinder graben die Knollen mit einem besonders dazu eingerichteten Holze aus und bringen sie zum Verkaufe an die Weißen. Eine andre Art Wurzel ist bitter, wird mit Fleischbrühe gekocht und ist alsdann sehr nahrhaft; diese und andere wilde Früchte werden besonders durch das Fett des Biberschwanzes zu vorzüglichen Leckerbissen umgestaltet (Neuwied **I. 571.**).

Das Getränk der Americaner ist im Allgemeinen das Wasser, dem die Indianer von Surinam jedoch einen nahrhaften oder wohlschmeckenden Zusatz zu geben verstehen. So haben die Indianer von Surinam als tägliches und gesundes Getränk das Ebeltir, das aus Cossabimehl und Cossabisaft gefertigt wird. Die Frauen kauen einen halben frischgebackenen Cossabikuchen fein und thun denselben in eine Calabasse. Mit diesem Laib und dem durch das Kochen entgifteten Cossabisaft werden etwa **4½** Cossabikuchen zu einem Teige geknetet und in einen Korb gepackt, der oben gut mit Blättern verbunden wird. Wenn dieser Teig **4 — 5** Tage so gestanden hat, wird er säuerlich um dem damit vermischten frischen Wasser einen buttermilchartigen Geschmack zu geben. Auf Reisen wird gemeiniglich ein Vorrath solchen Teiges mitgeführt (Quandt Surinam S. **192.**). Auch die Caraiben haben dieses Ebeltir, nur daß diese den Teig ohne Hinzuthun von gekautem Brote bereiten. Sie legen fünf frischgebackne Cossabikuchen heiß aufeinander, lassen sie etliche Tage stehen bis sie schimmeln und kneten dann alles mit gekochter Cossabibrühe zu einem Teige zusammen. Doch ist diese Art nicht so wohlschmeckend als die erstgenannte (Quandt S. **193.**). Ein ähnliches — von den Spaniern **Masato** genanntes Getränk wird von den Indiern in Quito bereitet*).

Nächst diesem angenehmen, der Gesundheit förderlichen Getränk finden wir aber auch wirklich berauschende Getränke bei den americanischen Nationen, welche sammt und sonders dem Trunke überaus ergeben sind. Nur von den Nordamericanern wird behauptet, daß sie vor Ankunft der Europäer betäubende Getränke nicht gekannt

*) **Stevenson tr. in South-America. II. 366.**

und überaus nüchtern gelebt haben. Heckewelder (S. 446.) versichert, daß das Laster der Trunksucht durch die Europäer zu ihnen gebracht worden sey und daß dieß von den Indianern selbst auf das Bestimmteste behauptet werde. Dieß scheint freilich in dem Umstande eine Bestätigung zu finden, daß man kein berauschendes Getränk nachweisen kann, welches die Nordamericaner vor der Ankunft der Europäer gekannt und bereitet hätten; die indianischen Trinker benebeln sich jetzt in Branntwein und Rum, und für Darbietung dieses Genusses ist alles von ihnen zu erlangen (Neuwied I. 572.).

Die mittel- und südamericanischen Völker dagegen haben seit uralter Zeit ihre nationellen berauschenden Getränke, die wir schon bei den Indiern des Waldes fanden und welche gar mancherlei Namen haben*). Die meisten dieser Getränke werden durch gekaute Pflanzenstoffe in Gährung gesetzt, so das Baiwar der Arowaken, die Chicha und Laga der Abiponier. Letzterer ist eine Art Meth, der aus Honig oder Johannisbrod und Wasser bereitet wird. Künstlicher ist das Getränk der Arowaken, das Illihiti oder Pernau. Man röstet die Cossabikuchen dunkelbraun und beinahe schwarz, kaut einen Theil und knetet das Uebrige mit gekochtem Cossabigiftsaft, worauf heißes Wasser zugegossen wird. Dann seihet man Alles durch einen aus Rohr geflochtenen Sack und bewahrt das Getränk in großen Krügen. Nach zwei Tagen beginnt es zu gähren und wird sodann trinkbar. Der Geschmack ähnelt dem Bier. Eine stärkere Art desselben, jedoch nicht durchgeseiheten Trankes heißt Baiwar, und während das Illihiti zur Stärkung nach schwerer Arbeit genossen wird, dient das Baiwar zu den Saufgelagen (Quandt Surinam S. 194.).

Zu bemerken ist dabei, daß diese berauschenden Getränke ausschließlich den Männern vorbehalten sind und daß die Weiber sich stets nüchtern halten.

Außer den berauschenden Getränken genießen die Americaner besonders **die Gewürze** und **den Tabak**.

Die Indianer von Surinam lieben vorzüglich den rothen spanischen Pfeffer, den sie auch in den Cossabifeldern und bei ihren Häusern pflanzen. Sie kochen denselben in dem Cossabisafte mit etwas Fleisch oder Fisch und haben beständig einen Vorrath davon. So oft sie essen, wird auch der Pfeffertopf dazu gebracht, und wenn sie sonst keine Fleisch- oder Fischspeise haben, so tauchen sie ihren Cossabi hinein (Quandt Surinam S. 200.). Auch die Nordamericaner haben nach Heckewelder (S. 454.) das Gelüst nach beißenden Gewürzen; er schreibt dieß ihrem steten Genuß von Fleisch und frischen Ge-

*) Azara II. 133. — Gilij II. 140. — Humboldt u. Bonplandt Reise II. 191. — Dobritzhoffer Abiponer II. 498. 582. — Quandt Surinam 192—199. — Pöppig I. 352. — P. Ochs bei Murr Nachrichten vom span. America I. 249. — Tr. Bromme Gemälde von Nordamerica I. 192.

müssen zu, die sie meist ohne Salz essen. Weinessig trinken sie, wenn sie ihn haben können, in beträchtlicher Menge; sie gehen meilenweit nach den Kranichbeeren, sammeln auch Holzäpfel, wilde Trauben und andere selbst bitter schmeckende Früchte, ja sie kauen und lecken die säuerlichen oder bittern Baumrinden. Wenn sie nach langer Entbehrung Salz bekommen, so können sie wohl einen Eßlöffel voll auf einmal verschlucken, nach welchem, wie sie sagen, sie und ihre Pferde gleichen Hunger haben.

Die Guajiros an der Mündung des Rio la Hacha auf der Küste von Paria tragen calcinirte und gepulverte kleine Muschelschalen in einer Fruchtschale am Gürtel hängend bei sich (Humboldt und Bonplandt Reise II. 191.) und verschaffen ihren Geschmacksorganen somit einen besondern Reiz, den die Chilesen durch die Coca hervorbringen, die überdem noch berauschende Eigenschaften hat. Diese berauschenden Blätter kommen von Erythroxylon Coca, einem unserem Schwarzdorn ähnlichen Busch von 6 — 8 Fuß Höhe. Man nimmt die Blätter ab und trocknet sie mit Sorgfalt; beim Genuß werden sie abwechselnd mit gepulvertem Kalk in den Mund gesteckt und ausgekaut; der Coquero (so nennt man in Chile die unverbesserlichen Liebhaber der Coca) zieht sich in das Dunkel oder in die Wildniß zurück und überläßt sich hier ganz einem Zustande, der dem Opiumrausche gleicht, obschon er schwächer, aber anhaltender ist. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich und zitternd. Durch Anreden wird der Zustand der Halbbegeisterung gemeiniglich gestört (Pöppig Reise II. 209.). Man versichert, daß in Peru oftmals junge Leute aus guter Familie, die aus Langeweile den Cocagenuß begonnen, Geschmack daran gefunden und in die Wildniß entwichen sind.

Die Omaguas am Amazonenstrom haben in der Floripondio und Curupa ein ähnliches Rauschmittel, das sie in einen oft 24 Stunden anhaltenden Zustand der Begeisterung und Seherkraft versetzt. Condamine (S. 73.) bemerkt nicht, wie sie diese Pflanzen bereiten; er erzählt, daß sie Curupa pulverisiren und als Schnupftabak verwenden; sie haben dazu gabelförmige Röhren, wie ein Y gebildet, mit denen sie sich das Pulver in die Nasenlöcher einblasen.

Den Nordamericanern eigenthümlich ist der Genuß des Rauchtabaks, den sie sich theils selbst fertigen, indem sie mehrere Pflanzen in den Wäldern aufsuchen und zubereiten, theils von den Europäern erwerben. Die Assiniboins z. B. rauchen die kleinen rundlichen getrockneten Blätter der Sakakomi-Pflanze (Arbutus uva ursi), welche sie Kokssun nennen (Neuwied I. 570.). Die Tabakspflanze gehört ursprünglich America an, sie wurde von den Spaniern zuerst in Yucatan bemerkt und scheint von hier aus zu den übrigen Völkern von America gekommen zu seyn. Die Völker am Orinocco, von Guiana und die Caraiben kennen und lieben ebenfalls den Tabak, den

sie auch z. Th. wie die Spanier als Cigarre rauchen. Den Frauen ist dieser Genuß untersagt (Gilij III. 406.).

Die Kleidung und deren Bereitung.

Die americanischen Nationen gehen, sofern es Wind und Wetter nur einigermaßen gestattet, am liebsten nackend und unbedeckt; nur die Strenge des nordamericanischen Climas, dann die Bekanntschaft mit den Europäern hat dieser Lieblingssitte einige Beschränkung auferlegt. Wir fanden eine gleiche Scheu vor Kleidungsstücken bei den Wilden in Neuholland, bei denen der rauhen Nordwestküste Americas, bei den Californiern und bei den Bosjesmans, wie bei den Waldindiern Brasiliens*). Wir fanden jedoch auch namentlich bei den Letzteren schon als Ersatz der Kleidung die Bemalung, die auch bei den Nationen, welche zu Anlegung von Kleidungstücken sich bequemt haben, wenigstens für einzelne Theile des Körpers, namentlich das Gesicht, beibehalten worden ist. Die meist dick aufgetragenen Farben dienen allerdings zum Schutze wieder das fliegende Ungeziefer und ersetzen somit eines Theils die Kleidung, vor der sie noch den Vorzug haben, daß sie die Haut eng umschließen und den Insecten keine Herberge gewähren. Diese Bemalung ist nun freilich Ursache, daß die **Reinlichkeit**, auf welche der Europäer so großen Werth setzt, gar sehr vernachlässigt wird; so unsauber nun der Körper gehalten wird, eben so wird auch die nächste Umgebung durchaus der Sitz der größten Unsauberkeit seyn. Besonders unreinlich sind die nordwestlichen Indianer, namentlich um Port Français**). Die Nordamericaner, namentlich die Mandans, baden sich sehr oft, allein ihre Hände sind stets mit Fett und Farben beschmiert und die langen Nägel nie farblos (Prinz Neuwied II. 137.).

Diese **Bemalung** finden wir bei den Brasilianern (Lery S. 99. 109.), Payaguas (Azara II. 127.), wie bei den Caraiben (Bryan Edwards I. 45.) und den Arowaken. Letztere färben sich gern den Leib ganz roth; diese rothe Orleanfarbe nennen sie Sirabulli und fertigen sie von der Frucht des Rokubaumes, den sie zu dem Zwecke in ihren Cossabifeldern anpflanzen. Die Frucht besteht in einer Schote von der Größe einer Mandel, die noch in der Schale ist; sie hat auswendig weiche Stachel und öffnet sich gereift und getrocknet von selbst;

*) S. Lery voyage du Bresil S. 97. und 111 ff. Dobritzhoffer II. 165. Humboldt und Bonplandt Reise in den Aeq. Gegenden II. 195. 197.

**) Ils ne s'écartent jamais de deux pas pour aucun bésoin; ils ne cherchent dans ces occasions ni l'ombre, ni le mystère; ils continuent la conversation qu'ils ont commencée, comme s'ils n'avaient pas un instant a perdre, et lorsque c'est pendant le repas ils reprennent leur place dont ils n'ont jamais été eloignés d'une toise. Ihre Holzgefäße werden nie gereinigt (Lapérouse II. 197.).

man findet darin eine Anzahl Körner, die mit schönem zinnoberrothen Safte umgeben sind. Die gesammelten Schoten werden ausgekörnt, die Körner in einer Schüssel ausgewaschen und das rothe Wasser trocknet ein. Die Farbe wird, um ihr mehr Körper zu geben, mit Batatenmehl vermengt und diese Farbenkugeln in den von Rohr geflochtenen Kästchen, Borudi, mit dem übrigen kleinen Geräth, wie Fischangeln, Haarzangen, Spiegel, Rasirmesser, Scheere u. s. w., aufbewahrt und überall mitgeführt. Wollen sie sich färben, so wird die rothe Farbe mit Kraböl gemengt und damit der ganze Leib, vom Kopf bis zu den Füßen eingeschmiert. Zuweilen, besonders wenn sie zu Europäern gehen wollen, werden nur Hände und Füße bestrichen, so daß es aussieht, als hätten sie rothe Handschuh und Halbstiefeln an. Sie glauben übrigens, daß diese Farbe sie vor dem Einflusse der bösen Geister zu schützen vermöge. Bei ihren Lustbarkeiten, besonders wenn sie feierliche Tänze anstellen, malen sie sich noch auf andere Art und zwar mit einem Pflanzensafte, der die Haut tintenschwarz färbt. So wird der ganze Leib schwarz, das Kopfhaar aber roth gemalt. Die Malerei besteht in allerlei Figuren, Schlangen, Vögel und andere Thiere darstellend. Man könnte sie aber eher für aneinander hängende hebräische Buchstaben ansehen, weil sie alle aus eckigen, starken, feinen und parallel laufenden Strichen bestehen. Die Farbe hält einige Tage, ehe sie vergeht; die Malerei wird von den Frauen mit großer Sorgfalt gemacht. Die Gesichter werden außerdem durch andere Farben auffallend bemalt, besonders mit dem Karairu, einem schönen Carminroth aus trocknen Rankenblättern, die bei langsamen Feuer tagelang gekocht werden. Mit diesem Carmin wird das Gesicht strichweise bemalt und diese Striche durch gelbe und weiße Thonfarbe erhöht (Quandt Surinam S. 238 ff.).

Eben so malen sich die Völker am Orinocco für gewöhnlich roth und an Festtagen mit anderen auffallenden Farben, die sie auch ziemlich in derselben Weise, wie die Arowaken bereiten (Gilij II. 56 ff.). Die eine Hälfte des Gesichts malen sie oft gelb, die andere roth, die Brust roth, die Arme und Füße schwarz u. s. w. Die Frauen verschwenden viele Zeit mit diesem Farbenspiele. Die Malerei der mericanischen Nationen schildert Pater Ochs: Sie haben verschiedene schöne Erdfarben, als roth, grün, gelb, blau, weiß. Aus diesen machen sie unterschiedliche Ballen, gleich unseren Lackkugeln. Um nun in rechter Pracht vor andern zu erscheinen, legen sie die Kugeln neben sich, tauchen sie in eine Schüssel Wasser und fangen an sich vom Halse bis unten am Bauch zu tüpfen, in unterschiedlichen Reihen von abwechselnden Farben, die auf der braunen Haut in thalergroßen Flecken artig spielen; oder sie rühren die Farben in Wasser an, tauchen die Finger darein und machen entweder gerade oder gezackte Linien auf den Leib, daß man von weitem schwören sollte, sie wären in Calamanka gekleidet. Ein Schenkel ist roth, der andere gelb, eine Wade

weiß, die andere blau, die Füße kohlschwarz und gelb, um die Augen schwarze Ringe, die Nase blau, die Backen grün, das Kinn weiß. In die Haare flechten sie kleine Hörner und bestecken sie mit Hahnenfedern. Sie brauchen viele Zeit und Geduld dazu, schminken sich aber nur zu ihren vornehmsten Festen und waschen sich dann in einem Bach wieder ab. Es giebt Nationen, die stets geschminkt gehen, ihre Schminke mit glänzendem Firniß anmachen und sie allzeit bei sich tragen (Od;s bei Murr Nachr. v. span. America I. 198.).

Auch die Nordamericaner malen ihre Haut, nur daß sie, denen das rauhere Clima auch andere Kleidungsstücke unentbehrlich macht, die Malerei meist bloß auf das Gesicht beschränken. Hier sind es besonders die Männer, die sich schminken; die Frauen würden die Eifersucht ihrer Männer erregen, wenn sie besondere Sorgfalt auf diesen Schmuck verwenden wollten. Bevor sie sich malen, wird das Barthaar ausgerauft. Heckewelder (S. 339.) beschreibt uns genau einen so geschminkten Indianer: Zu meinem äußersten Erstaunen bemerkte ich drei verschiedene Malereien oder Figuren auf einem und demselben Gesicht. Durch seine große Geschicklichkeit und Ueberlegung bei dem Auftragen und Verwaschen der Farben hatte er nämlich seiner Nase das Ansehen gegeben, wenn sie gerade von vorn gesehen wurde, als ob sie sehr lang und dünn wäre und am Ende einen runden Knopf hätte, wie etwa das obere Ende einer Feuerzange. Auf der einen Wange zeigte sich ein runder rother Fleck, etwa von der Größe eines Apfels, auf der andern Wange war dieselbe Zeichnung, aber schwarz gemalt. An den Augenliedern bemerkte man sowohl oben als unten entgegengesetzte Farben. Sahen wir ihn von der Seite an, so zeigte sich seine Nase in dem Profil wie der Schnabel eines Adlers gebogen und mit scharfer Spitze, gerade wie jene Vögel ihn haben, nur an der Spitze etwas geöffnet. Das Auge war mit erstaunlicher Kunst angemalt und der ganze Kopf machte eben keinen übeln Eindruck, er zeigte insbesondere viel kühnen Muth. Traten wir nun auf die andere Seite, so zeigte sich dieselbe Nase wie das Maul eines Hechts, so geöffnet, daß man die Zähne sehen konnte. Er schien mit seiner Malerei sehr zufrieden zu seyn und da er seinen Spiegel bei sich hatte, so betrachtete er seine Arbeit dem Anschein nach mit stolzem Entzücken.

Bei besonderen Festlichkeiten malen die Männer auch ihre Schenkel, Beine und Brust entweder mit einer schwärzlichen Grundfarbe oder mit einem Ueberzug von weißlichem Thon. Sie tauchen dann ihre Fingerspitzen in schwarze oder rothe Farbe und indem sie dieselbe mit ausgespreizten Fingern über jenen Grund hinziehen, bringen sie geschlängelte Striche hervor (Heckewelder S. 340.).

Prinz Neuwied fand die Saki's in beiden Geschlechtern roth bemalt, in verschiedener Zeichnung, bei den Fores roth und gelb oder roth, weiß und schwarz. Die Art sich zu bemalen ist ganz willkühr-

lich. Kommen die Männer zu einem gewöhnlichen Feste zusammen, und findet einer, daß bereits ein anderer dieselben Farben und Muster an sich hat, womit er sich ausgeschmückt, so entfernt er sich, um seine Malerei abzuändern (Prinz Neuwied II. 112.). Bei den meisten war die Umgebung der Augen und Ohren roth, auch hatten sie solche Streifen über die Backen hinab, die übrigen Theile des Gesichts waren in natürlicher Farbe; behufs der Bemalung tauschen sie von den Kaufleuten Zinnober ein. Bei den Fuchsindianern war oft der ganze Kopf roth, an der Stirn ein gelbes oder weißes Band, Mund und Kinn mit der Gestalt einer gelben Hand oder gänzlich schwarz angemalt (Max Neuwied I. 237.). Ein Ayowá, der seinen Sohn malte, nahm Zinnober in die flache Hand, vermischte ihn mit Speichel und rieb dem Kinde die Farbe ins Gesicht (ib. 298.). Die Dacotas fand derselbe Reisende (S. 357.) ebenfalls roth bemalt, Einige um die Augen weiß, zuweilen mit einem schwarzen Puncte auf der Stirn oder einem weißen Cirkel mit schwarzem Punkte auf jedem Backen. Ein Anderer hatte mit einem Holzstäbchen parallele Linien in den Zinnobergrund auf seinen Wangen gezogen (ib. 364.). Auch die Schwarzfüßer malen das Gesicht mit Zinnober, den sie mit Fett einreiben, wodurch das Gesicht einen glänzenden Anstrich erhält. Einige färben bloß den Rand der Augenlieder und einige Streifen im Gesichte roth, wieder Andere gelb mit einem gewissen Thone und die Augenränder roth, oder das Gesicht roth, von der Stirn einen Streifen über die Nase herab, und das Kinn blau mit einer metallglänzenden Erde, noch Andere endlich färben das ganze Gesicht schwarz, nur die Augenlieder mit einigen Streifen roth (ib. I. 562.). Aehnliches findet man auch bei den Mandans (Prinz Neuwied II. 112.), den Knistenos (Mackenzie 103.) und den Chipeways (Franklin R. I. 190. Mackenzie 135. 185.). Ja, die Schwarzfüßer malen sogar ihre Pferde. Prinz Neuwied (I. 592.) sah deren, die am Vorderkopfe mit rother Farbe bemalt waren, die Vorderblätter, Hinterschenkel und Beine waren mit Querstreifen zebraartig bezeichnet und an beiden Seiten des Rückgrates Figuren in Gestalt von Pfeilspitzen. Die meisten Nationen am obern Missouri parfümiren sich, indem sie Castoreum mit Farbe mischen und sich damit Gesicht und Haare einreiben (Prinz Neuwied II. 116.).

Außer der Bemalung finden wir ferner die Tatowirung verschiedener Art bei den Americanern des Südens wie des Nordens. Die alten Reisenden fanden bei den Westindiern die Sitte, die Wangen durch tiefe Einschnitte zu verunstalten, die sie mit schwarzer Farbe malten (Bryan Edwards I. 45.). Auch in Mexico war die Sitte der Tatowirung. Sechs bis zwölf Monate nach der Geburt reißen sie dem Kinde alle Haare aus den Augenbraunen und erweitern mit einem spitzigen Dorne alle diese Löcher, streuen gestoßene Kohlen darauf und reiben

sie in die blutigen Oeffnungen. Die obern und untern Lefzen wenden sie ihnen, so weit sie können, um und stechen mit spitzigen Dörnern viele hundert Stiche in das zarte Fleisch, welches sie ebenfalls mit Kohlen oder mit Bisachen (Schotenfrucht) bestreichen, wodurch die Lefze lebenslänglich schwarzblau, wie bei den Kindern die viel Heidelbeeren gegessen, und geschwollen bleibt. Schläfe, Backen, das ganze Kinn, den ganzen obern Leib, Brust, Arme und den Rücken durchschneiden sie mit vielen tausend unterschiedlichen Strichen und Figuren, als Rädern, Sternen, Rosen, allerhand Thieren und Schlangen, welche auf der braunen Haut, nebst den langen, starken, vom Kopfe hängenden Haaren eine fürchterliche Gestalt machen. Zu dieser häßlichen Ceremonie erwählen sie nebst dem Stecher einen Gevatter und eine Gevatterin, die das in solcher Marter sich drehende, weinende und blutende Kind halten müssen. Pater Ochs ließ seine Pflegebefohlenen durchhauen, wenn sie ihre Kinder dergestalt marterten (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 196.). Die Indier um S. Francesco tatowiren besonders die Frauen. Einige haben eine zwei- oder dreifache Linie, die von beiden Mundwinkeln nach den Seiten des Kinns zuläuft, bei Andern sind bloß in der Mitte desselben einige nach unten contrentrisch sich vereinigende Streifen angebracht, und die meisten haben an der vordern Seite des Halses vom Kinn bis zur Brust und auf den Achseln kunstlose einfache Lang- und Querstriche (Langsdorff II. 144.). Mehr aber scheint diese Sitte den nördlichen Nationen von America eigen zu seyn. Bei den Crih-Indianern ist die Tatowirung sehr gewöhnlich. Die Frauen begnügen sich meist mit einer oder zwei Linien nach der Beugung der Unterkinnlade, die Männer aber sind z. Th. am ganzen Körper mit Linien und Figuren übersäet. Die meisten scheinen es mehr als einen Beweis von Muth denn als Zierrath zu betrachten, da die Operation äußerst schmerzhaft ist und bei zahlreichen und verwickelten Figuren mehrere Tage dauert. Die Linien im Angesicht werden hergestellt, indem man eine Ahle geschickt unter die Oberhaut hin und durch den so gebildeten Canal eine in Kohlenpulver und Wasser getauchte Schnur zieht. Der Körper wird mittels Nadeln von verschiedener Größe, welche nach einem Muster geordnet sind, punctirt. Die Tatowirnadeln sind an einem kleinen Holzstab befestigt. Vor Ankunft der Europäer hatte man dazu Feuersteinspitzen (Heckewelder S. 342.). Das verhaltene Aechzen des Leidenden wird durch Klingeln einer Menge Schellen, die an einem Gestelle vereinigt sind, übertäubt. Die Stiche werden mit eingepulverter Weidenkohle eingerieben und dadurch unvertilgbar gemacht (Franklin R. I. 76.). Nach Heckewelder (S. 342.) war die Tatowirung gewissermaßen eine Art von urkundlicher Schrift. Ein tapferer Häuptling, Namens Wawundochwalend, wünschte, daß man ihm einen andern Namen geben möchte; er ließ sich daher die Umrisse einer Wassereidechse oberhalb des Kinns einpunctiren und hieß von nun an Twa-

kackschawsu, Wassereidechse. Ein Lenape-Indianer, der im Jahre 1742 hochbejahrt und dessen Körper voll von den Narben der ihn getroffenen Pfeile war, hatte seine Haut, soweit sie unbekleidet blieb, ganz mit Figuren, die sich auf seine Heldenthaten bezogen, überpunctirt; seine ganze Geschichte war gleichsam auf seiner Haut dargestellt und diese wurde von seinen Stammgenossen auch aus den Figuren herausgelesen. Die Dacotas tatowiren Hals und Brust mit blauen Streifen oder kleinen Figuren (Prinz Neuwied I. 358.). Die Schwarzfüßer tatowiren sich nicht, tragen aber an den Armen parallel Quernarben (ib. I. 561. II. 116.). Eine ganz besondere Art von Bedeckung, nämlich eine Besiederung, fanden die Franzosen des 16. Jahrhunderts bei den Tupinambas in Brasilien; diese bestrichen den ganzen nackten Körper mit Gummi und bestreuten Leib, Arme und Schenkel mit rothen Flaumenfedern (Lery S. 106.). Die Eneabellada-Nationen bestreichen auf gleiche Weise Arme und Schienbeine mit rothem Chamba, über welchen sie, so lange er noch feucht ist, einen dünnen lockeren Baumwollenflaum ankleben lassen (Murr Miss. Reisen 100.). Desgleichen bemalen sich auch die Californier um Monterey hinten und vorn und bestreuen den Körper mit Flaumfedern, wenn sie zum Tanze sich vorbereiten (Langsdorff II. 168.).

Die eigentlichen Kleidungstücke, zum Schutze gegen die Witterung, sind im Norden natürlich bei weitem mannichfaltiger als im Süden. Wir fanden die Stämme der wilden Nationen, die auf der tiefsten Stufe der Cultur standen, ziemlich ganz nackend. Der vorgeschrittene gesellige Zustand derjenigen americanischen Völker, die wir jetzt betrachten, giebt sich auch in der ansehnlicheren, zusammengesetzteren Bekleidung kund. So finden wir denn auch die in Völkerschaften beisammen lebenden Nachbarn der familienweise bestehenden Waldindier mit Schurz und Mantel aus selbstbereiteten Stoffen, die meist der Pflanzenwelt entnommen sind. Die dürftigste Kleidung trifft man bei den Indianern von Surinam; die Frauen der Arowaken tragen Schürzen von der Größe eines Quartblattes, die ganz aus Glascorallen bestehen; der Grund ist entweder weiß, gelb, roth oder blau, worein einige Blumen gewirkt sind. Diese Schürzen liegen gut an und lassen sich sehr leicht reinigen. Die Warauen haben größere Schürzen von der Größe eines kleinen Papierbogens, meist von weißen, größeren Corallen; da diese jedoch kostbar sind, tragen die meisten Schürzen von Baumrinde, die man für gegerbtes Kalbfell halten könnte. Vorn ist dieselbe etwa eine Spanne breit; der obere Rand ist an die um die Hüften gehende Schnur umgebogen, das andere Ende verjüngt sich nach unten zu einem Zipfel, der etwa Daumenbreit zwischen den Beinen durchgeht und hinten an die Gürtelschnur befestigt wird. Die Caraibenweiber machen sich aus Cattun eine Art Hülle, die die Gestalt unserer Badehosen hat (Quandt Surinam S. 245.).

Die Völker von Paraguay haben ebenfalls mancherlei Kleider;

die Mbayas haben einen Ueberfluß von Kleidern, aber sie machen davon einen seltsamen Gebrauch, denn sie bedecken damit Theile, die sie ohne Bedenken dürfen sehen lassen und lassen dagegen andere unbedeckt, welche die Ehrbarkeit zu verhüllen befiehlt. Die Frauen verbergen die Rückseite ihres Körpers von den Schultern bis an die Fußsohlen in einen Mantel aus selbstgefertigtem Stoff. Die Abiponer, Männer wie Weiber, kleiden sich gleichmäßig in ein viereckiges Stück Zeuch, welches sie eben bekommen können; das eine Ende binden sie an den linken Arm und lassen den rechten blos, damit sie denselben vollkommen frei haben. Um die Lenden wird dieses Stück mit einer Binde von Wolle gegürtet. Das Kleid reicht von der Schulter bis zur Ferse. Schuhe, Strümpfe, Beinkleider kennen sie nicht, doch haben sie noch einen am Halse geknüpften einfachen Mantel. Kopfbedeckung bedürfen sie nicht, nur fand Dobritzhoffer (nach dessen Bericht diese Notizen II. 159.), daß sie eine rothe wollene Binde um den Kopf wanden und Andere, welche den europäischen Hüthen sehr nachstrebten. Aehnliches berichtet von den wilden Stämmen Neuspaniens P. Ochs (in Murr Nachrichten v. span. Americ I. 253. f.).

Die Kleiderstoffe werden bei den Abiponern von den Weibern bereitet. Sie scheeren die Schafe, spinnen die Wolle sehr fein, färben dieselbe sehr gut und weben daraus allerlei gestreifte und buntfarbige Zeuche mit verschiedenen Figuren und Zügen darauf. Der Webstuhl besteht aus einigen Schilfröhren und Hölzchen, welche gar leicht zusammengelegt und auf das Pferd gepackt werden können. Sie verstehen auch die Otterfelle zu warmen Mänteln zu bereiten. Sie entbalgen die Fischottern, spannen das Fell mit Holzpflöcken an dem Boden aus und malen es sodann, wenn es ausgetrocknet, mit kleinen viereckigten Fleckchen. Sie machen — ohne die eigentliche Gärbung anzuwenden — die Felle mit ihren Händen weich und geschmeidig und nähen sie mit einem sehr feinen Faden trotz unseren Kürschnern mit so vieler Kunst zusammen, daß auch das scharfsichtigste Auge keine Fuge daran wahrnimmt und der ganze Mantel aus einem einzigen Fell zu bestehen scheint. Statt der Nadel bedienen sie sich ungemein zarter Dornen, mit denen sie nach Art der Schuster das Otterfell durchstechen, um den feinen Faden hindurchziehen zu können. Der Mantel heißt Nichigherit (von Nichigehe Fischotter) und wird von den Frauen fast immer, von den Männern nur bei rauhem Wetter angelegt. Aermere tragen auch Mäntel von Reh-, Hirsch- oder Tigerfellen. Außerdem fand Dobritzhoffer auch Umhänge bei ihnen, die aus Vogelfedern künstlich zusammengesetzt waren.

Die Völker von Maynas tragen gleichfalls Schurz und Mantel. Sie weben aus Pflanzenstoffen ein Zeuch, das sie Cachivango nennen und mannichfaltig färben*). Die Frauen tragen nur den Schurz,

*) Die Weiber (Mexico) spinnen die Baumwolle so fein und färben sie

die Männer aber einen Rock in Gestalt eines Sackes mit Löchern für Kopf und Arme, der bis auf die Fersen reicht (Murr Missionsreisen S. 31.). Sie verstehen sich auf das Spinnen und Weben eben so gut als die Bewohner von Quito, Arauco und Mexico (Stevenson travels in S. Amer. I. 6., dazu Quandt Surinam S. 235.). Eine seltsame Tracht ist die der Malabasfrauen von Quito, die eine Art von Pelerine über ihren Rock um den Hals tragen (Stevenson R. II. 416.). Außer den gewebten Stoffen finden wir bei den Südamericanern noch eine eigenthümliche Art Kleidungsstoff, der der Pflanzenwelt entnommen ist, die Danchama der Encabellados-Nation. Es ist die Rinde eines großen Baumes, welche sie in der beliebigen Länge anschneiden und ablösen, nachmals aber durchaus mit Schlägeln lang und gut abklopfen und indessen immerzu auswaschen, bis die äußerste herbe Oberfläche rein abgeschält, die Rinde aber so beugsam und weich geworden, daß sie für gegärbtes Leder gelten könnte. Durchs Waschen wird sie schneeweis und läßt sich ausdehnen. Es zeigt sich an ihr ein eben so wunderliches Gewebe der dünnsten unter sich ordentlich verflochtenen Fäserchen, daß man es unter die Kunststücke der Natur vom ersten Range rechnen darf. Es dient zur Kleidung, zu Zeltbetten, Decken u. s. w. (Murr Miss. Reisen S. 101.). Es ist dieß das erstemal, daß wir im Laufe unserer Betrachtung einem Stoffe begegnen, den wir in der Südsee zur Kleidung, in China schon sehr früh, in Westasien und Europa ziemlich spät als Papier wiederfinden werden. Der americanische Stoff unterscheidet sich von dem der Südsee durch größere Festigkeit, er ist stärker und lederartiger; ich vermuthe, daß die oben erwähnten aus Baumrinde gefertigten Schürzen der Warauenweiber aus demselben Stoffe gefertigt sind.

mit Baumblättern oder Rinden mit einer ewig dauerhaften Farbe. Sie verfertigen ohne Webestuhl nur mit 4 in die Erde eingeschlagenen Stöcken so dauerhafte Gewebe von Tischtüchern, ohne vorgelegtes Muster, daß es ihnen nicht leicht ein Weber in Deutschland nachmachen wird. Die Arbeit ist so dicht, daß das gespannte Zeuch, ohne daß ein Tropfen durchdringt, auch den stärksten Regen aushält. Mit der Nadel sah ich von ihnen sehr schöne Arbeit, da sie von Seide oder gefärbter Wolle die schönsten Blumen, Thiere und allerlei Figuren in ihre Hemden und Kleidungen sticken. Ich mußte ihnen jährlich einen ziemlichen Vorrath von Flockseide, gefärbter Wolle oder kleinen Bändchen kommen lassen, die sie zu ihrem Aufputze von mir betteiten. Sie machten die feinsten Teppiche von Palmzweigen oder Rohren mit unterschiedlichen Figuren ohne Vorbild blos aus dem Kopfe. Sie flechten von zartgeschlitzten Palmen auf Damastart die schönsten ganz leichten Hüthe aus einem Stück (Ochs in Murr Nachr. v. span. America I. 192.).

Die Andoas flechten allerhand Netze, Beutel und Schnappsäcke aus Chambira. Von den langen schmalen Blättern dieser Palme zieht man die dünnen Häutchen ab, trocknet sie in der Sonne und dreht daraus Schnürlein feiner oder stärker, die dann auch verschieden gefärbt werden. Die Indier kommen selten ohne solche Chambirabüschel aus dem Wald. Die Weiber machen Besen, Siebe, dünne Fäden zum Nähen, Fischangelschnüre, Hängebetten, Tragesäcke (Murr Miss. Reisen 48.).

Die Americaner des Südens gehen im allgemeinen durchgehends barfuß. Die Pehuenschen tragen jedoch Reitstiefeln ohne Rath — Zumeles — die aus dem Hinterfuße eines Pferdes bestehen, dessen Haut man oberhalb des zweiten Gelenkes cirkelförmig durchschnitt, abstreifte, durch vorsichtiges Schaben und Gärben mit alaunhaltiger Erde, die sehr häufig in den Anden vorkommt, geschmeidigte und endlich zu einem Strumpfe machte, der nur an der Spitze zuzunähen ist. Sie tragen übrigens weder Beinkleider noch Hemden, sondern schlagen eine Decke (Chamal) um, die ihnen bis auf die Füße reicht und um die Schultern eine Art Mantel (Poncho). Das Haupt tragen Männer und Frauen unbedeckt, das Haar lang; die Frauen winden dasselbe in zwei Zöpfe, die mit allerlei Corallen verziert unten wieder vereinigt werden (Pöppig I. 386 f.).

Die Völker der nördlichen Hälfte von America entnehmen die Kleider, die sie gegen die Rauheit ihres vaterländischen Clima anwenden müssen, zumeist der Thierwelt, den Fellen und Pelzen des Wildes, den Federn der Vögel. Die Federn, welche im Süden nur als Schmuck benutzt werden, verarbeiten die Californier überaus geschickt zu Federpelzen, indem sie die Federn auf Schnüre reihen und übereinander verbinden*); übrigens besteht ihre Tracht wie die der Pehuenschen in einem um die Lenden geschlungenen Otterfell, einem die Schultern umfassenden kleinen Mantel von Caninchenfell (Lapérouse II. 271.). In gleicher Weise ist auch die Tracht der östlicher wohnenden Nordamericaner, über welche ausführliche Nachrichten vorhanden sind. Sie besteht — außer der allen gemeinsamen Bemalung — in einem um die Lenden geschlungenen weiberrockartigen, langen Gewande und einem großen, um die Schultern geschlungenen Mantel. Um den Unterleib tragen sämmtliche nordamericanische Indier das Nokka, von den Engländern Breechcloth genannt, ein Stück schwarz und weißgestreiften wollenen Zeuches, welches sie zwischen den Schenkeln durchziehen und vorn und hinten unter dem Gürtel durchschieben, wo es alsdann mit einer breiten Fläche herunterhängt (Prinz Neuwied II. 115.).

Die Füße werden durch Schuhe von gegärbter Wildhaut, ohne besonders aufgenähete Sohlen, geschützt. Sie nehmen dazu das Fell der Hirsche, der Bären, der Rennthiere u. s. w. und tragen im Win-

*) Die Californier um S. Francesco bereiten aus den Federn der Wasservögel, besonders Enten und Gänse ein Kleid, indem sie eine Feder dicht neben der andern um eine Schnur festbinden und mehrere solche Schnüre nachher so aneinander reihen, daß dadurch eine Art Federpelz entsteht, der sich auf der äußern, wie auf der innern Seite völlig gleich bleibt und so warm ist, daß er auch in einem nördlichen Clima getragen werden könnte. Auf dieselbe Art sollen sie auch die Seeotterfelle in ganz schmale Riemchen schneiden, diese um eine Schnur winden und alsdann mehrere dieser aneinander gereiheten Pelzschnüre zusammen befestigen, wodurch ein auf beiden Seiten völlig gleicher Pelz entsteht (Langsdorf II. 141.).

ter Schuhe, an denen die Haarseite nach innen gekehrt ist, die sehr warm halten (Heckewelder 336.). Diese Schuhe werden meist mit Schmelz und Perlen besetzt und mit Streifchen von gefärbtem Leder zierlich ausgenähet*). Um den Knöchel tragen diejenigen Männer, welche eine Heldenthat verrichtet haben, einen Wolfschwanz, der auf dem Boden nachschleift, oder Streifen von Otterfell, welche an der Fleischseite mit rothem Tuche besetzt sind und auf dem Boden eine lange Schleppe bilden (Prinz Neuwied II. 115.). An diese Schuhe (Mocassin) schließen sich die Beinkleider (Leggings) ebenfalls aus rothbraun angestrichnem Leder, die auf die mannichfaltigste Weise verziert sind und mit Riemen einzeln an einen um die Lenden gehenden Gurt befestigt werden. Die Mönnitari verzieren sie mit den Zöpfen ihrer erschlagenen Feinde (Neuwied I. 411.), andere besetzen sie auf das netteste mit gefärbten Stachelschweinkielen, Schnallen und was sie sonst an silbernen und metallnen Zierrathen bekommen können. Um die Knöchel tragen sie kleine Glöckchen oder kupferne Schellen, um beim Gehen ein Geräusch zu verursachen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen (Heckewelder 337.). Die Chippeway tragen Schuh und Strümpfe aus einem Stück, diese reichen bis an die Mitte des Leibes, wo sie an einem Gürtel hangen, unter welchem zur Bedeckung der Schamtheile ein kleines Stück Leder gezogen wird, dessen Enden vorn und hinten herabhängen**). In die Schuhe legen sie Muse- oder Renthierhaare mit Leder an Statt der Socken. Die Strümpfe der Frauen reichen nur bis an die Knie (Mackenzie 136.). Die Schuhe sind oft Gegenstand der besondern Sorgfalt; so führen die Schwarzfüßer deren von Bison oder Elkleder, die mit Schweinstacheln gestickt sind und deren jeder eine andere Grundfarbe hat; ist der eine z. B. gelb, so ist der andere weiß (Prinz Neuwied I. 566.).

Die Bedeckung des Oberkörpers besteht in einem Hemd, was ursprünglich wie alle die übrige Kleidung der Nordamericaner aus gegärbtem Fell gemacht ist, das man im Winter mit den Haaren, im Sommer ohne dieselben trägt. Dieses Hemd reicht bis in die Mitte der Lenden, an dasselbe fügen im Winter die Chippeway noch Handschuh und eine Kappe, tragen wohl auch doppelte Hemden (Mackenzie 136.). Auch dieses Kleid entbehrt nicht des Schmuckes der Stachelschweinkiele und buntgefärbten Haare, so wie einer bunten Einfassung (ib. 185). Die schönen Lederhemden der Schwarzfüßer sind von Bighornfell, das, wenn es neu ist, gelblichweiß und sehr nett

*) S. Prinz Neuwied Reise-Atlas Taf. 48. und 8. 13. 28.

**) Ganz deutlich wird die Tracht auf den Abbildungen zu des Prinzen Neuwied Reise Taf. 31. und Taf. 11. — Die IV. Tafel dieses Bandes zeigt:
1) Omaha-Indianer.
2) Arrikkara-Krieger.
3) Dacota Frau und Mädchen.

aussieht. Man läßt am Rande eines solchen Hemdes gewöhnlich einen schönen Streifen des Fells mit den Haaren stehen. Sie haben halbe Aermel und sind an den Näthen derselben mit herabhängenden Zöpfen von Menschen- und buntgefärbten Pferdehaaren besetzt, welche an ihrer Wurzel mit Stachelschweinkielen umnäht werden. Oben an der Halsöffnung hat das Hemde gewöhnlich eine herabhängende Klappe, welche gegenwärtig oft mit rothem Tuche ausgefüttert, mit Franzen oder mit Streifen von gelben und bunten Porcupinstacheln, auch mit ähnlichen von himmelblauen Glasperlen verziert ist. Einige haben die vielen herabhängenden Schnüre aus dünnen Strängen von weißem Hermelinfelle verfertigt, eine sehr theure Verzierung, da diese Thiere durch die häufigen Nachstellungen sehr selten geworden sind. Sobald solche Lederhemden anfangen schmutzig zu werden, streicht man sie oft rothbraun an, allein im Zustande der Neuheit sind sie weit schöner (Neuwied I. 564.). Diese reichverzierten Röcke lernt man am beßten kennen aus den meisterhaften Abbildungen Bodmers zu des Prinzen von Neuwied Reise, wo wir Tafel 46 einen Blutindianer, Tafel 8 einen Dacota, Tafel 13 einen Mandan und Tafel 28 einen Mönnitari im Festschmucke sehen.

Ueber diese Unterkleider wird dann der große Mantel getragen, der zumeist aus einem großen Bisonfelle gemacht ist*). Die Chippeways nähen zu diesem Zwecke mehrere Renthierfelle zusammen (Mackenzie 136.). Die den europäischen Ansiedelungen zunächst wohnenden Americaner tauschen sich wolfswollene Decken ein, welche dann die Stelle des nationellen Mantels vertreten müssen. Die Schwarzfüßer tragen noch die große Bisonhaut (Buffalo-Robe) als Hauptstück ihres Anzuges. Sie bemalen dieselbe auf der gegärbten Seite, wie auch die übrigen Stämme diese große Fläche niemals ohne Zier lassen. Gewöhnlich bemerkt man darauf schwarze Parallel-Linien mit einigen wenigen abwechselnden Figuren, oft mit Pfeilspitzen oder andern schlechten Arabesken; andere sind mit den Kriegsthaten schwarz, roth, grün und gelb bemalt. Die Figuren stellen die Erbeutung von Gefangenen, Getödteten, Verwundeten, genommenen Waffen und Pferden, fließendes Blut, in der Luft umherfliegende Kugeln und alle dergleichen Gegenstände vor. Solche Roben sind mit einer Querbinde von Stachelschweinstacheln in den lebhaftesten Farben gestickt, welche durch eine ähnliche runde Rosette in zwei gleiche Theile getheilt wird. Oft ist der Grund des Felles rothbraun und die Figuren darauf schwarz. Alle Missouri-Indianer tragen diese Roben, die von den Mönnitaris und Crows am schönsten gearbeitet und gemalt werden.

*) Die Missouri-Indianer bereiten ihre Felle dergestalt, daß sie dieselben mit ihren Hakeninstrumenten sehr schnell und gründlich abschaben und die obern abfallenden Späne wegwerfen. Die zweite oder untere Lage wird in Wasser gekocht und gegessen (Prinz Neuwied Nordamerica II. 37.).

Während des Sommers trägt man sie mit dem Pelze nach außen, im Winter die Haare nach innen, der rechte Arm und dessen Schulter bleiben gewöhnlich frei (s. Prinz Neuwied Reise I. 564. II. 113. und Abbild. Taf. XXI., wo eine solche Robe ausgebreitet und Taf. XX. ein Mandan damit bekleidet erscheint)*).

Dieß wären die wesentlichsten Theile der Kleidungstücke der Americanischen Jäger-Nationen.

Schmuck und Zierrathen.

Wir sahen den Menschen auf den tiefsten Anfangsstufen der Cultur schon mit dem Triebe der Putzliebe begabt; wir betrachteten die Gedärme der verzehrten Thiere, die er um seine Glieder wickelt, wo sie dann durch Luft und Wärme zu Fuß- und Halsringen zusammendorren, wir sahen, wie er Muscheln und Federn in seine Nase und Ohren steckt; wir fanden die nackten, schmutzigen Menschen von Australien, Feuerland, Südafrica nackt und bloß, ohne Kleidung, doch nie ohne Schmuck, und wir erkannten darinnen einen der Unterschiede, welche die Gränze von Mensch und Thier bestimmen helfen.

Mit der fortschreitenden Cultur mehrt sich die Liebe zum Schmuck und in dieser Schmuckliebe finden wir die frühesten Keime der Kunst. Der Australier hat den Stock, wie ihn der Baum liefert, zum Geräth, zur Waffe. Der weiter vorgeschrittene Mensch macht, indem er sein Geräth bessert, dasselbe bequemer, zugleich auch schöner. Der menschliche Körper ist immer der Mittelpunct alles Strebens und Lebens des Kindes, wie des auf der Stufe der ersten Kindheit stehenden Wilden — an ihm finden wir auch die ersten Verschönerungsversuche, die Narben, Bemalung, Durchbohrungen, Anhängsel und Gewinde. Bei weiterem Fortschritt dehnt sich auch die Verschönerung auf die Kleidung aus, die Verschönerungsversuche werden gründlicher, anhaltender, umfassender. Der Australier durchbohrt nur den Nasenknorpel, der Botocude nur Lippen und Ohren — die vorgeschrittenen Nationen finden wir weiter gegangen, sie verändern die Bildung des Körpers, namentlich des Kopfes, während die Anhängsel, die Ringe, Wedel, Zöpfe u. s. w. in einer außerordentlichen Fülle angewendet werden. Sie überladen sich geradezu mit Schmuck und behängen auch ihre Geräthe, Waffen, Kleider, kurz alles was mit ihnen in näherer Berührung steht, mit farbigen, glänzenden, klappernden Gegenständen, so namentlich auch die Americaner. Die Bemalung und Tatowirung, die bei ihnen z. Th. die Stelle der Kleidung vertritt, lernten wir schon näher kennen und wir blicken hier auf dieselbe zurück, weil sie nach uramericanischen Begriffen als ein wesentlicher Theil der Schönheit erscheint. Unter den civilisirten Völkern

*) S. unten Tafel 17.

der alten Welt sind es namentlich Frauen und Mädchen, welchen die Sitte das Vorrecht gestattet, sich mit Schmuck zu bedecken. Auf den Anfängen der Cultur finden wir jedoch das männliche Geschlecht vorzugsweise als Inhaber des Schmuckes. So haben z. B. bei den Missouri-Indianern die Männer den reichsten und schönsten Schmuck, während die Weiber einfacher gekleidet und nur sehr wenig geputzt einhergehen und für die Entbehrungen und Mühen ihres Lebens nicht einmal diese Entschädigung haben (Prinz Neuwied II. 130.).

Beginnen wir bei Betrachtung des Schmuckes der Americaner mit dem Kopfe.

Mehrere americanische Völkerschaften suchen die natürliche Gestalt ihrer Köpfe dadurch zu verändern, daß sie die Schädel der neugebornen Kinder zwischen Breter festbinden; die Caraiben pressen das Vorder- und Hinterhaupt (Bryan Edwards S. 54. Murr Miss. Reise S. 62.). Die Arowaken richten den Druck auf das Vorderhaupt, wodurch das Hinterhaupt vorzüglich dick und außerordentlich fest wird (Bryan Edwards I. 74.). Nächstdem meldet noch Davies (S. 251.), daß die caraibischen Frauen die Nasen ihrer neugebornen Kinder platt drücken*). Aehnliches fand Mackenzie (S. 540.) im Norden, wo man die Köpfe der in der Wiege liegenden Kinder ebenfalls durch Breter in eine keilartige Gestalt zu bringen suchte. Nach solcher Verflachung der Schädel sind die Chactaws von den Europäern Flatheads oder Flachköpfe genannt worden (Bartram travels S. 515.).

Den so gestalteten Kopf schmückt man nun auf mannichfaltige Art, zuvörderst und zumeist durch Entfernung der Barthaare und der Augenbraunen, die ziemlich von allen americanischen Völkerschaften sorgfältig ausgerauft werden. Die Arowaken rasiren die Augenbraunen und malen an ihre Stelle einen schwarzen Strich, die Barthaare raufen sie mit einer kleinen Haarzange aus. Sie sitzen oft Stundenlang mit dem Spiegel in der Hand, um sich die Barthaare auszuraufen, und wenn sie zu stark und häufig werden, brauchen sie dazu auch ein Barbirmesser (Quandt S. 240., von den Caraiben Bryan Edwards I. 54. Davies 252.). Eben so verfahren die Nordamericaner, die sich vor Aukauf der Europäer einer zweischaligen Muschel bedienten, die auf einem rauhen Steine scharf gemacht und wie

*) Quant au nez au lieu que les sages femmes de par deça dès la naissance des enfans, à fin de leur faire plus beaux et plus grans, leurs tirent avec les doigts; tout au rebours, nos Ameriquains faisans consister la beauté de leurs enfans d'estre fort camus, si tost qu'ils sont sortis du ventre de la mère (tout ainsi que voyez qu'on fait en France es barbets et petits chiens) ils ont le nez escrasé et enfoncé avec le pouce: ou au contraire quelque autre dit, qu'il y a une certaine contrée au Peru, ou les Indiens ont le nez si oultrageusement grand, qu'ils y mettent des Emeraudes, Tourquoises et autres pierres blanches et rouges avec filets d'or. (Lery voyage. S. 98.).

eine Scheere angewandt wurde. Jetzt haben sie aus Messing gefertigte schraubenförmige Dräthe, sie drehen das Haar in die Schraube und raufen dasselbe so mit der Wurzel aus. Diese Zange führen sie stets bei sich und raufen damit sehr schnell. Je öfter die Operation wiederholt wird, desto sparsamer wächst das Haar und dieß hat Anlaß zur Behauptung gegeben, daß die Americaner von Natur gar keinen Bart hätten (Heckewelder S. 341. Neuwied I. 561., wo auch zangenförmig gebogener Drath genannt wird, s. auch Neuwied I. 236.).

Das Hauptthaar dagegen wird sehr sorgfältig gepflegt und daher ist es auch vom schönsten, glänzendsten Schwarz. Vorzüglich schön ist das Haar der Frauen von Surinam, welche dasselbe fleißig mit einem von ihnen selbst bereiteten Oele salben*). Sie geben dem Oel, das sie aus der Frucht des Krabbaumes machen, einen Zusatz von Arrekusiriharz, wodurch dasselbe einen angenehmen Geruch erhält (Quandt S. 161.). Die Nordamericanerinnen bestreichen das Haar mit Thierfett. Fast bei allen americanischen Völkerschaften tragen die Frauen das Haar lang, die Guinaufrauen jedoch schneiden dasselbe kurz ab (Schomburgk Reise 425.). Die Nordamericanerinnen lassen es so lang als möglich wachsen, so daß es mancher bis auf die Knie reicht. Die Delawarfrauen flechten ihr Haar nicht, sondern legen es vielfach zusammen und umwickeln es mit einem Tuche. Einige binden es hinten zusammen, rollen es auf und umwinden dasselbe mit Band. Die Irokesenfrauen und Huronen tragen Zöpfe, die bis an die Hüfte reichen, mit Tuch umgeben und mit rothem Bande umwickelt sind (Heckewelder S. 338.).

Die meisten Veränderungen und Umgestaltungen nehmen die Männer mit ihrem Hauptthaare vor. Die Charruas tragen allerdings langes Haar, winden aber dasselbe in einen Knoten, worein die jungen Leute weiße Federn senkrecht stecken (Azara II. 9.). Die Payaguas rasiren das Vorderhaupt kahl, aber von der Höhe des Ohres an lassen sie das Haar frei herabfallen, oder binden es auch hinten mit einem kleinen Riemen von behaartem Affenfelle fest (Azara II. 127.). Die Caraiben tragen ebenfalls langes Haar, das sie mit Federn ausschmücken. Den Sklaven werden die Haare kurz geschnitten (Bryan Edwards I. 53.). Die Pehuenchen lassen das Haar ebenfalls lang zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Die Bewohner von Mainas

*) Die Indier von Guiana pressen aus der Nuß des Crabholzes (Aublets Carapa guianensis) ein Oel, das ungemein rein brennt, aber meistentheils zum Salben der Haare verbraucht wird. Die indianischen Frauen, berühmt wegen ihrer Schönheit und des besonderen Glanzes ihres Haars, machen beständig Gebrauch davon. Treten sie eine Reise an, so befindet sich sicherlich eine mit Crabol gefüllte Kürbisflasche unter dem Gepäck. Auch Europäerinnen und Creolinen der Colonie benutzen es, nachdem man ein Mittel entdeckt hat, den ihm eigenthümlichen Geruch zu entfernen (Schomburgk Reise in Guiana S. 135.).

tragen Kränze von auserlesenen Federn (Murr Miss. Reisen 33.). Die Encabellados haben Kronen von Papagaienfedern (ib. 100.); die Malabas in Quito ein verziertes Leder — wincha —, in welches sie 3 bis 4 Schwungfedern des Parrot stecken (Stevenson tr. in S. Am. II. 416.). Die Californier arbeiten überaus schöne Federkronen. Man nimmt dazu die zinnoberrothen Schwanzfedern des picus auratus, deren der Vogel nur zwei hat (Langsdorff II. 143., s. auch Lery 101.).

Ueberaus große Mannichfaltigkeit herrscht in Bezug auf die Pflege und Ausschmückung der Haare bei den nordamericanischen Völkern, welche überhaupt bei weitem mehr Sorgfalt auch auf diesen Theil des Schmuckes verwenden, als ihre südlichern Stammgenossen. Die Sakis und Foxes z. B. rasiren das Haar über den ganzen Kopf mit Ausnahme eines schmalen Haarbusches oder Streifens am Hinterkopfe, welchen sie meistens gleich einer Bürste kurz geschnitten haben und der in einen dünnen Haarzopf sich verliert, welcher geflochten wird, um daran den Hauptkopfzierrath, den sogenannten Hirschschwanz zu befestigen; es ist dieß ein Busch von den Schwanzhaaren des virginischen Hirsches, weiß, mit einigen schwarzen Haaren, dessen weißer Theil mit Zinnober roth gefärbt wird. Er ist mit einigen Schnüren und Holzpflöcken auf eine sinnreiche Art an den Haarzopf des Hinterkopfes befestigt, und auf seiner Mitte liegt zwischen den Haaren verborgen ein von Holz oder Knochen durchbrochen geschnitztes Stäbchen, an welchem oben eine kurze knöcherne Büchse angebracht wird, in welcher eine horizontal nach hinten hinaustretende große Adlerfeder befestigt ist. Diese Feder wird oft mit Zinnober roth gefärbt und ist die Auszeichnung eines tapfern Kriegers. — Wer sich durch den Pferdediebstahl auszeichnete, in ihren Augen eine große Heldenthat —, befestigt an der Spitze dieser Feder die Schwanzklapper einer Klapperschlange. Der ganze Hirschschwanz wird, wenn man ihn nicht gerade trägt, mit ledernen Riemchen in die Gestalt einer dicken Rübe zusammengewickelt und auf diese Art aufgehoben (Th. I. S. 236. Taf. III. theilt Prinz Neuwied die Abbildung eines so geschmückten Forindianers mit). Die Dacotans tragen das Haar lang herabhängend, häufig hinten in einen Zopf zusammengeflochten; die ältern Männer haben die Haare natürlich um den Kopf hängen, im Gesicht aber unten etwas abgeschnitten und aus der Stirn zurückgestrichen. Bei jungen Leuten waren sie öfters gescheitelt, und gerade über die Nase herab hing eine starke, platte Locke (Prinz Neuwied I. 341.). Weniger Zierlichkeit bemerkte derselbe Reisende bei den Assiniboins, die meist die Haare unordentlich um den Kopf hängen ließen, während sie andere hinten in einen Zopf zusammengewunden hatten. Der eine trug eine Mütze von weißem Wolfsfell (ib. 421.). Ein anderer wickelte ein ledernes Flintenfutteral um die unordentlichen Haare, wodurch ein kleiner Federbusch aufrecht zu stehen kam, der sich an dem einen Ende desselben befand (ib.

I. 527.). Oft tragen sie die Haare wild über die Augen herabhängend, junge Leute kämmen sie glatt und scheiteln sie. Oft ist auf jeder Seite neben dem Schlafe eine kleine Seemuschel am Zopfe der Haare befestigt, oder Andere tragen an der linken Seite neben der Stirn einen Haarzopf mit Messing- oder Eisendrath umwunden, oft auch an beiden Seiten; einige wenige haben endlich den bei den Mandans und Mönnitarris üblichen Zierrath angenommen, welcher zu jeder Seite der Stirn eine lange Schnur bildet; auf dem Hinterkopfe hängt bei ausgezeichneten Schwarzfuß-Kriegern auch ein Büschel von Enten- und Raubvogelfedern herab, zuweilen Hermelinfelle mit Schellen, rothe Tuchstreifen, zum Theil mit blanken Knöpfen verziert, oder oben auf dem Kopfe breite, kurzgeschnittene schwarze Federn, gleich einer Bürste. Manche binden ihre Haare hinten in einen langen dicken Zopf, jedoch selten, und Viele, besonders die Medecine-Männer oder Gaukler tragen sie wie bei den Mandans und Mönnitarris in viele dicke Zöpfe vertheilt und wickeln diese gewöhnlich über der Stirn in einen dicken Knoten mit einem ledernen Riemen zusammen. Mehrere binden ein schmales Stück Fell oder einen ledernen Riemen um den Kopf und stecken eine oder ein Paar Federn hinein, Viele haben große Bärenklauen in den Haaren befestigt (Neuwied I. 563.).

Bei den südlichen wie bei den nördlichen Americanern sind die Vogelfedern der vorzüglichste Haarschmuck; neben diesen jedoch fand Prinz Neuwied (I. 454.), daß die Crih-Indianer während der großen Hitze Kränze von grünem Laube um die Stirn gelegt hatten. Bartram (travels 499.) fand bei den Nordamericanern eine besondere Hauptbinde, die etwa 4 Zoll breit, geflochten oder gewoben und mit Steinen, Knöpfen, Wampums, Stachelschweinkielen an den Schläfen verziert war. Vorn sah man eine Schwungfeder oder einen Reiherbusch. Bei den Assiniboins sah Prinz Neuwied einen Helden, der quer über den Kopf einen ledernen Riemen trug, an welchem auf jeder Seite ein Horn und zwischen diesen kurzgeschnittene schwarze Federn befestigt waren. Die Hörner, aus denen der Antilope passend geschnitten, trugen an ihrer Spitze einen Büschel von gelbgefärbten Pferdehaaren und an den Seiten hingen mit Federn bespitzte und mit gelben Stachelschweinstacheln umsponnene Lederschnüre herab (ib. I. 458 und Atlas XII.).

Nächst dem Haare werden nun auch die übrigen Theile des Kopfes reichlich verziert, vor allem aber die Ohren, die allgemein durchbohrt werden. Bei den Abiponern werden den Mädchen sowohl als den Knaben die Ohren schon im zartesten Alter gestochen. Bei den Männern sind Ohrgehänge fast gar nicht im Gebrauch, bloß die Alten pflegen sich zuweilen Trümmer von Ochsenhorn, Holz oder Bein, Wollfäden von verschiedener Farbe, oder auch Knoten von Horn in die durchbohrten Ohren zu stecken. Dagegen ist kaum eine verheirathete Frau ohne Ohrschmuck, der zum Theil in zusammengerollten

Cylindern von Palmblättern besteht, mit seidenen Bändern zusammengehalten wird und fast bis auf die Schultern herabhängt. Die Löcher sind oft so groß, daß eine Billardkugel hindurchgeht (Dobrizhoffer II. 43.). Die Arowakenweiber tragen oft Korkstöpsel in ihren Ohrlappen und heben darin ihre Näh- und Stecknadeln auf (Quandt 246.). Die Californier und andere Nationen des ehemaligen spanischen America ziehen die Löcher der Ohrläppchen so groß, daß sie, wenn sie als Bothen laufen, die zusammengerollten Briefe darein stecken und fortschaffen (P. Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 255.). Die Arecunas in Guiana tragen in den Ohren Vogelköpfe, vorzüglich vom Colibri und einem kleinen Baumläufer von glänzend blauer Farbe (Schomburgk Reise 384.). Die Frauen der Guinaus tragen Bleistückchen, die Männer Bambusstäbe, deren eines Ende mit Federn des Papagai, Macaws und des schwarzen Powis ausgeputzt war, oder auch Hauer vom wilden Schwein in den Ohren (ders. S. 425.). Die alten Brasilianer steckten weiße Knochen durch die Ohren*). Die Pehnenchen haben Ohrzierrathen von gediegenem Silber, die oft so schwer sind, daß sie noch mit besonderen Fäden am Kopfe befestigt werden müssen (Pöppig I. 386.).

Die Nordamericaner durchschneiden den äußern Rand des Ohres und trennen denselben von der Ohrmuschel ab. Diesen Rand umwickeln sie von oben bis unten mit Kupferdrath, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 bis 6 Zoll Durchmesser ausdehnt und ihn beinahe bis auf die Schulter herabzieht. Da jedoch diese Ohrverzierung manche Nachtheile hatte, und der Jäger in den Gebüschen leicht damit hängen blieb, bei Trinkgelagen leicht ein Riß geschehen konnte und auch der Frost manchen abgelöseten Ohrrand zerstörte, hatte man schon zu Heckewelders Zeit seltener Gelegenheit, diesen seltsamen Zierrath zu sehen (Heckewelder S. 344.). Prinz Neuwied fand bei den Grosventres des prairies als Ohrzierde einen großen eisernen oder Messingring, der zuweilen 4 bis 5 Zoll im Durchmesser hielt, andere trugen deren 4 bis 8, auch Stücke von Muscheln (I. 527.). Die Schwarzfüßer bringen im Ohrrande ein oder ein Paar kleine Löcher an, in welchen sie verschiedenartige Zierrathen tragen, als Schnüre von Glasperlen mit weißen Cylindern abwechselnd, welche ihnen das von den Nationen der westlichen Seite der **Rocky mountains** besonders der Kutanäs eingetauschte Dentalium liefert. Viele Blackfeet tragen nichts in den Ohren und die langen, dichten Haare verbergen gewöhnlich diesen Theil (Neuw. I. 561.).

Die Nase wird von den meisten americanischen Nationen verziert, indem die Nasenscheidewand deßhalb durchbohrt wird. Die Arecunas stecken Bambusstücke durch diese Oeffnung (Schomburgk Reise 384.). Die Seris in Neuspanien hängen farbige Steinchen, die an

*) Lery S. 101.

Schnuren vor dem Munde schweben, in die Nase. Einige wenige tragen an der Nase blaugrüne Steinchen, durch welche sie fest zu seyn glauben und die sie kaum um eine Kuh oder ein Pferd weggeben (Murr Nachr. v. Neuspanien I. 255.). Die Caraiben stecken Knochen oder Schildkrötenschalen in die Nasenscheidewand (Bryan Edwards I. 45.). Die Missouri-Indianer durchbohren weder Nasenscheidewand noch Lippen, mit Ausnahme eines Stammes in den Rocky mountains, der unter dem Namen Schopunisch oder Pierced Nose Indians bekannt ist (Neuwied I. 561.). Die Chipeways nähern sich ihren polarischen Nachbarn auch darin, daß sie die Nasenwand so durchbohren, daß in dieselbe eine Gänsespuhle oder ein kleines Stück Holz gesteckt werden kann (Mackenzie I. 185.).

Wie die Waldindier, bohren auch höher stehende americanische Indianer Löcher in die Lippen. Die Charruas durchbohren gleich nach der Geburt den Kindern die Unterlippe in der Gegend der Zahnwurzeln, doch hat bloß das männliche Geschlecht diese Auszeichnung. In dieses Loch steckt man ein Holzstäbchen von 4 bis 5 Zoll Länge und etwa 2 Linien Durchmesser. So lange sie leben, wird das Stäbchen nicht herausgenommen, selbst nicht, wenn sie sich zum Schlafen niederlegen, sondern nur dann, wenn es zerbrochen ist und durch ein anderes ersetzt werden soll. Um zu verhüthen, daß es nicht herausfalle, wird es aus zwei Stücken zusammengesetzt, das eine ist breit und an dem einen Ende platt, womit es an die Zahnwurzeln anstößt, das andere Ende aber ist durchbohrt und dahinein wird das zweite lange Stück Holz hineingetrieben (Azara II. 10.). Die Abiponer durchbohrten ebenfalls die Lippen und trugen darin Stäbchen von Rohr, Bein, Glas, Gummi oder Messing. Diesen Schmuck trugen die Männer vom siebenten Jahre an. Die Guarani nennen diesen Schmuck Tembetà. Dobritzhoffer bemerkt, daß die Stäbchen der Caziken aus goldfarbigem Harz waren, das ganz das Ansehen von Glas hatte, auch hart war (Dobritzhoffer II. 40.). Die Warauen- und Caraibenweiber bestecken oft den Rand ihrer Ober- und Unterlippen mit Nähnadeln (Quandt 246.). In dieser Weise sind auch der Payaguas und der Paraguayer verziert, deren letzte Rengger (auf s. 1. Tafel) abbildet*).

Der Halsschmuck ist bei sämmtlichen americanischen Völkerschaften, vorzugsweise aber bei den weniger bekleideten Südländern, der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Er besteht zum großen Theil aus Muscheln, Corallen, Knochen, die man durchbohrt und an Schnüre gereiht hat. Die Brasilianer des 16. Jahrh. hatten lange Schnüre namentlich von Muscheln und Knochen um den Hals (Lery S. 99.). Die Arecunas haben Halsbänder von Affen- und Pecarizähnen oder den Stacheln des Stachelschweins, an denen lange, baumwollene Fran-

*) S. auch Lapérouse II. 200. und Lery S. 97.

sen hängen die wieder mit den Fellen der Eichhörnchen, Toucan und anderer Thiere geschmückt sind und besonders bei Tänzen angelegt werden (Schomburgk Reise S. 384.). Die Macusis, Caraiben und Arrowaken tragen eine Schnur Corallen oder rother Perlen, die Guinans und Mayonkongs sind um den Hals mit Putz überladen (Schomburgk S. 430.). Bei den Caraiben fand man den Caracolischmuck*). Die Encabelladas tragen Affen-, Schwein- und Tigerzähne um den Hals (Murr Miss. Reise 100.). Der Halsschmuck der Californier um S. Francesco besteht theils in Federn, theils in Muscheln, bes. dem Seeohr, dessen Farbe sehr glänzend. Von einer andern Muschelart fertigen sie kleine Ringe, die sie mit bewunderungswürdiger Genauigkeit alle von einerlei Größe zu machen und in der Mitte ohne eiserne Instrumente zu durchbohren wissen. Sie haben das Ansehen der Glascorallen und werden an Schnüre gereiht als Halsschmuck getragen (Langsdorff II. 143.).

Auch die Nordamericaner tragen reichen Halsschmuck. Die Saki und Foxes haben Schnüre von blau und weißen Muschelstücken in vielen Strängen um den Hals (Neuwied I. 237.). Die Mandans, so wie alle Missouri-Indianer, tragen häufig das schöne Halsband von den Klauen des Bären, welches Mato-Unknappininda genannt wird. Diese Klauen sind im Frühjahre besonders groß, oft 3 Zoll lang und dann an den Spitzen weißlich gefärbt, welches man sehr liebt. Man gebraucht dazu nur die Klauen der Vorderfüße, welche an einen Streifen von Otterfell befestigt werden, der hinten als langer Schwanz lang über den Rücken hinabhängt. In der Mitte ihrer Länge werden jene Klauen von einer Reihe blauer Glasperlen auseinander gehalten und ihre Seitenflächen sind mit rother und gelber Farbe angestrichen, so daß das Ganze einen Halbcirkel von einer Schulter zur

*) The most considerable of all their Ornaments are certain large medals of fine Copper extramly well polished without any graving on them, which are made after the figure of a crescent and enchaced in some kind of solid and precious wood; these in their own language they call C a r a c o l i s. They are of different largeness, for there are some so small that they hang them at their ears like Pendants and others about the bigness of the palm of a mans hand, which they have hanging about their necks, beating on their breasts. They have a great esteem for these Caracolis, aswell by reason the material where of they are made which never contracts any rust, glisters like Gold, as that it is the rarest and most precious booty they get in the incursions they make every year into the Country of the Arouagnes their enemies; and that it is the livery or badge, where by the Capitains and their children are distinguished from the ordinary sort of people: accordingly these who have any of these jewels make so great account of them, that when they die, they have no other inheritance to leave their Children and intimate friends; nay there are some among them, who have of these Caracolis which had been their Grandfathers, wherewith they do not adorn themselves but on extraordinary occasions. Davies hist. of the Caribby Islands S. 258., s. auch Tr. Bromme Gem. v. Nordamerica I. 187.

andern oberhalb der Brust bildet. Unter 12 Dollars kann man selten ein solches Halsband erhalten, das übrigens dem Besitzer nur sehr selten feil ist (Prinz Neuwied II. 111 ff.). Die Schwarzfüßer tragen ein großes Halsband von Bärenklauen, die Spitzen nach innen gerichtet, was eine kostbare und schöne Verzierung ist, oder ein anderes von gewissen wie foenum graecum riechenden Wurzeln, welche sie von den Kulanás eintauschen; diese sind in kurze Cylinder geschnitten und an Schnüren aufgereiht. Nicht selten schmücken sie sich mit einem viereckig geflochtenen Halsbande von einer wohlriechenden Grasart, mit anderen von Glasperlen, welche sie das Pfund zu 3 bis 4 Dollars von der Compagnie kaufen, und worauf besonders das weibliche Geschlecht sehr viel hält. Einige Pickanns hängen an den Hals einen grünen, oft verschieden geformten Speckstein oder verhärteten Talk, oder Zähne von Bisonten, Hirschen, Elken, Pferden und dergl., auch große, runde, platte, von Muscheln geschnittene Scheiben (Neuwied I. 563.). Prinz Neuwied bemerkt, daß die Nordamericaner vorzüglich himmelblaue und weiße Glasperlen lieben und daß ihr Farbensinn gar richtig sey, so daß sie im Haar roth, auf der braunen Haut himmelblau, weiß oder gelb am liebsten tragen (ib. I. 566.). Die Weiber der Mandans, Mönnitarris und Arrikaras fertigen Glasperlen aus buntem Glase, sie pulverisiren die von den Fremden erhaltenen Glasperlen und bringen sie in andere Formen (Prinz Neuwied II. 127.).

Ziemlich allgemein ist auch bei den americanischen Völkerschaften der Gebrauch der Armringe, die bei den südlichern ziemlich von demselben Stoff sind, wie die Halsgehänge, wie z. B. bei den Payaguas (Azara II. 127.). Die Guinaus tragen Flechten ihres eigenen Haares oder blaue Perlen um die Arme, oft nehmen sie dazu abgerundete Wedgewoodstückchen (Schomburgk 425.). Die Brasilianerinnen trugen Armbänder, die aus abgerundeten weißen Knochen bestanden und mit Gummi und Wachs an Schnüre von namhafter Länge befestigt waren*). Die Saki und Foxes von Nordamerica tragen messingene Armringe (Neuwied I. 239.), die Poncars deren aus weißem Metall (Neuwied I. 313.), die man auch bei den Mönnitarri (ibid. I. 411.) und Mandans (ib. II. 113.) fand.

Fingerringe kommen bei den Blackfeet und Mandans vor und sind aus Messing gemacht (Neuwied I. 563. II. 113.).

Die Verzierung der Füße finden wir vorzüglich bei den süd-

*) Au reste elles font des grands bracelets composez de plusieurs pieces d'os blancs, coupez et taillez en maniere de grosses escailles de poissons, lesquelles elles sçavent si bien rapporter et si proprement joindre l'une à l'autre avec de la cire et autre gomme meslée parmi en façon de colle, qu'il n'est pas possible de mieux. Cela ainsi fabriqué, long qu'il est d'environ un pied et demi, ne se peut mieux comparer qu'au brassars de quoy on ioue au ballon par deça. Auch winden sie die Halsbänder der Männer um den Arm (Lery S. 110.).

lichen Nationen; die Caraiben und andere Stämme von Guiana tragen nicht allein Flechten und Perlschnüre um Knie und Fußknöchel, sondern die Weiber dieser Völkerschaften suchen eine künstliche Vergrößerung ihrer Waden dadurch hervorzubringen, daß sie von Jugend auf festanschließende Bänder um die Beine legen (Schomburgk 403.). Bei ihren Tänzen tragen die Arrowaken um die Knöchel Schnüre, an denen durchbohrte Nüsse befestigt sind, die beim Auftreten einen rasselnden Ton von sich geben (Quandt 243.).

Die Mandans sind sehr eitel, und es führen daher die jungen Männer dieser nordamericanischen Nation stets einen kleinen **Handspiegel** bei sich am Handgelenke. Die Handelsleute verkaufen ihnen diese Spiegel in einem Futterale von Pappe, welches aber sogleich durch einen soliden Rahmen von Holz ersetzt und an einem rothen Bande oder ledernen Riemen an der Hand getragen wird. Der Spiegel wird auf verschiedene Art gefaßt. Oft ist der plumpe Rahmen roth bemalt, oft bunt gestreift, mit eingeschnittenen Bären und Bisonfährten bezeichnet; auch bemerkte man diese hölzerne Fassung zuweilen von bedeutender Größe, oben gespalten wie einen Stiefelknecht und mit messingenen Nägeln beschlagen, dabei mit Bändern, Fell und Federn verziert. Einige hatten dieses wichtige Instrument sogar an der untern Fläche ihres Adlerflügels befestigt, in welche er künstlich eingelassen war. Der indianische Stutzer sieht häufig in den Spiegel und ordnet, wenn er etwa im Winde gegangen, sorgfältig sein Haar und den übrigen Putz (Neuwied II. 108.). Bei den Südamericanern kommt der Spiegel, und zwar aus einem gewissen, fleißig polirten, schwarzen Harze, nur unter den Yquitos vor (Murr Miss. Reisen S. 78.).

Endlich findet sich noch bei den Nordamericanern ein eigenthümlicher Schmuck, der **Fächer**, der bei den Blackfeet aus dem Schwanze des Adler, des Schwans, der Eule, oder eines andern Raubvogels besteht und am Handgriffe mit Leder oder buntem Tuche besetzt ist (Neuwied I. 392. 565.).

Wohnung und Ruhestätte.

Nicht minder als die Kleidung ist auch die Wohnung geeignet, einen Maßstab für die Fortschritte der Cultur abzugeben. Auf den niedrigsten Stufen menschlicher Cultur fanden wir zusammengenommene Grasbüsche, Gesträuche, natürliche Felsenhöhlen, das Laubdach der Bäume als die Wohnstätte der familienweise lebenden Menschen, die der Zufall darbietet und die verlassen wird, wenn man ihrer nicht weiter bedarf. Ein Fortschritt scheint es, wenn der Mensch auf Herstellung einer Wohn- und Ruhestätte mehr Sorgfalt verwendet, wenn er sie vorbereitet, auf seinen Zügen das Material dazu mit sich nimmt und dann, wenn er weiter zieht, die Wohnung abbricht und mit sich fortschafft, um sogleich wieder Gebrauch davon machen zu können. Der Besitz solcher beweglichen Wohnungen setzt Mittel

zur Fortschaffung voraus, und je bedeutender diese sind, desto umfangreicher wird die Wohnung ausfallen. Wir finden daher diese beweglichen Wohnungen besonders bei den heerdenbesitzenden, umherziehenden Hirtenvölkern; diese sind durch den steten Aufenthalt in den baumlosen Steppen, die nur Gras zur Nahrung der Thiere darbieten, genöthigt, den Stoff für ihre Wohnung, namentlich das zum Gerüste nothwendige Gestänge, mit sich fortzuschaffen. Dadurch aber wird eine bei weitem zusammengesetztere, viel Pflege und Aufmerksamkeit erfordernde, den Sinn für Ordnung erweckende und erhaltende Einrichtung, eine Beaufsichtigung des ganzen Geräthes und Zeuges nothwendiger Weise hervorgerufen.

Die Anfänge solch eines Zustandes finden wir auch bei den americanischen Völkerschaften, die ihren Lebensunterhalt vorzugsweise von der Jagd erhalten. Wir finden bei genauer Betrachtung eine zwiefache Art der Wohnung, deren eine an die Busch- und Grasnester der Australier und der Bosjesman gränzt, während die andere als der Vorläufer zu den regelmäßigen Zeltwohnungen der milchtrinkenden Hirten zu betrachten ist.

Bloße Schirmdächer, doch größer als die in den brasilianischen Urwäldern, fand man bei den Einwohnern um Portfrançais. Es waren Schuppen von 25 Fuß Länge und 15 bis 20 Fuß Breite, die nur auf der Windseite mit Bretern oder Baumrinde bedeckt sind. In der Mitte war ein Feuer, über welchem Fische, Lachs und dergl. zum Räuchern aufgehängt waren. Achtzehn bis zwanzig Personen wohnten in diesen Schuppen, die Weiber und Kinder auf der einen, die Männer auf der andern Seite. Es standen drei oder vier Hütten beisammen, allein jede schien eine von der andern abgesonderte Gesellschaft zu bilden, jede hatte ihre Pirogue und ihren Häuptling und trieb unabhängig von der andern ihre Geschäfte. Diese Hütten boten für den Winter gar keinen Schutz dar und waren muthmaßlich nur für den Sommer bestimmt (Lapérouse II. 196.).

Eine andere Art von Wohnung, bei weitem allgemeiner, sind die kleinen kreisrunden, bienenkorbartigen Hütten, die wir bei den Bewohnern von Guiana, so wie bei den westlichen Nationen von Nordamerica finden. So fand Schomburgk (S. 85.) die Hütten der Mapisianas kreisrund aus dichtgeflochtenen Palmblättern errichtet. Das Innere glich der Kuppel eines Doms, der durch zwei Baumstämme und mehrere schiefstehende Balken unterstützt wurde. Rings herum waren die Hängematten angebracht und die verschiedenen Geräthschaften der Küche und der Jagd an den Wänden aufgestellt. Nicht anders sind die Hütten in Californien um Bai Monterey; sie sind rund, von 6 Fuß Durchmesser und 4 Fuß Höhe. Einige armdicke Pfähle werden in den Boden gesteckt und oben gewölbt zusammengebogen. Darauf sind 8 bis 10 schlecht geordnete Strohbündel gelegt und diese müssen Wind und

Regen abhalten. Bei gutem Wetter wird die Hälfte der Hütte aufgedeckt und man hält in der Nähe immer ein Paar Strohbüschel bereit (Lapérouse II. 262.). Diese Hütten entsprechen den geringen Bedürfnissen der Einwohner und werden sehr oft gewechselt. Bei der gränzenlosen Unreinlichkeit nehmen die Flöhe darin sehr leicht überhand; ist dieß nun der Fall, so brennt man die Hütte weg; eben dieß geschieht, wenn Jemand darin gestorben. In zwei Stunden ist indessen eine neue Hütte vollkommen herzustellen (Langsdorff II. 141.).

Etwas besser und geräumiger sind die Hütten der Pimas in Mexico. Es sind 10 Schuh hohe und eben so breite Bienenkörbe. Sie stecken in einen Cirkel lauter Baumäste dicht aneinander, um welche sie die Erde aufwerfen, damit der Regen vom Boden nicht eindringe. Oben ziehen sie die Aeste in der Mitte zusammen, bedecken das Gewölbe mit Gras und schütten Erde darauf. Die Thüre ist etwa eine Elle hoch und eben so breit, durch welche man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Ganz ohne Fenster und Luftloch steckt hier eine ganze Familie, Großvater, Vater und Mutter nebst etlichen Kindern, beisammen, die alle um das Feuer, welches Tag und Nacht, Sommer und Winter mitten inne erhalten wird, herum liegen. — Etliche richten vier Blöcke auf, zwischen welchen sie mit Stein und Lehm die Wände aufbauen; andere machen nur von Palmteppichen ihre Tabernakel, die sie nach Gutdünken von einem Orte zum andern fortrücken. Solche Zelte brennt man bei Sterbefällen ab. Die dummen Papagos machen Löcher und schlafen des Nachts darinnen; im Winter machen sie zuvor Feuer in ihren Dachslöchern, heitzen dieselben, kehren die Kohlen heraus und strecken sich hinein. Um sich den Magen nicht zu erkälten, halten sie einen stark glühenden Brand um die Gegend des Nabels (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 244 f.).

Aehnliche, doch mit Vijao-Blättern gehörig gedeckte Hütten fand Stevenson (travels in S. America II. 360.) in Quito; sie waren auf Pfählen sehr schnell errichtet und schützten vollkommen vor dem Regen. In gleicher Weise sind die Hütten der Caraiben; sie sind aus einem kreisrunden Stabgerippe, das mit Blättern bedeckt ist (Bryan Edwards I. 55.).

Die Wohnungen der Nordamerikaner sind schon etwas ansehnlicher; sie stehen beisammen und sind gemeiniglich in der Nähe eines Landsees oder Flusses, meist an erhabenen Orten errichtet. Soll nun eine Hütte erbauet werden, so löset man von saftreichen Bäumen, namentlich von Linden, die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen ab und macht diese durch aufgelegte Steine eben wie ein Bret. Hiernächst werden die Wände der Hütten durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und durch Querstangen verbunden werden. Dieses Gestell wird von Innen und Außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt und Alles mit Baumbast oder Hickeryzweigen, die zäh

und biegsam sind, befestigt. Auf eben diese Weise wird das Dach, das von zwei Seiten schief in die Höhe geht, mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausgange des Rauches bleibt eine Oeffnung im Dache, für den Eingang in die Hütte ist eine Oeffnung in der Wand gelassen. An Statt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel — ein Stock von Außen gegen die Thüre gestemmt zeigt an, daß Niemand zu Haus ist. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden. Die Delawaren hatten Häuser mit spitzigen Dächern, die Irokesen aber machten die Dächer rund und gewölbt, was die ursprüngliche aus der Zeltform hervorgegangene Bauart zu seyn scheint. Die Häuser der Delawaren waren kleiner und es hatte gern eine jede Familie ihr besonderes; die Irokesen wohnten dagegen zu 3 bis 4 Familien beisammen, deren jede ihren besonderen Feuerherd hatte. Diese Hütten stehen nahe beisammen und das so gebildete Dorf wird mit dicht aneinander gesetzten Pfählen umgeben. Eine ordentliche Anlage ist in diesen Dörfern nicht zu bemerken, ein jeder baut wo und wie es ihm am schicklichsten und bequemsten zu seyn scheint (Loskiel bei Heckewelder S. 349.).

Die Hütten der Chipewäer, welche Mackenzie (S. 187.) besuchte, waren sehr einfach. Einige Stangen auf Gabeln in einem Halbcirkel waren mit einigen Zweigen oder einem Stücke Rinde bedeckt. Zwei dieser Hütten stehen einander immer gegenüber und dazwischen brennt das Feuer, sie sind also ganz so angelegt wie die Lederzelte, die wir bald näher betrachten werden.

Die Jäger in den Steppen bedienen sich der Zelte, und wir finden diese Bauart sowohl im Süden als im Norden von America gleichmäßig verbreitet.

Die Charruas und Mbayas nehmen, wenn sie eine Wohnung errichten wollen, drei oder vier grüne Zweige von einem Baume, beugen sie und stecken beide Enden in die Erde. Ueber die drei oder vier dadurch gebildeten Bogen, die nur wenig von einander entfernt sind, spannen sie eine Kuhhaut. Ist diese Hütte für eine Familie nicht ausreichend, so wird daneben eine andere gebaut. Man muß auf allen Vieren in diese Hütten einkriechen; sie liegen darin auf einem Fell und schlafen auf dem Rücken, wie alle wilde Indier; Hausgeräthe haben sie nicht (Azara II. 11.)*).

Das Haus des Pehuenchen ist in ähnlicher Weise errichtet. Einige wohlbereitete Ochsenhäute werden in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befestigt. Die Stäbe liefert die in den Anden wachsende

*) Azara bemerkt dabei: J'ignore quelles étaient leurs anciennes habitations, quand il n'avaient ni peaux de vaches, ni peaux de chevaux. Allein wir wissen aus Dobritzhoffer, daß America, bevor es seit 1550 Ochsen und Pferde durch die Europäer erhielt, von seinen Hirschen, Schweinen, Tapiren genug größere Häute hatte, die man übrigens durch Zusammennähen leicht vergrößern konnte.

Colligue, ein baumartiges Gras mit ästigem Stamme. Die Hütten errichten die Pehuenchen am Ufer eines Baches, vor derselben steckt die Lanze im Boden und dabei steht stets ein gesatteltes Pferd. Im Innern der Hütte brennt stets ein Feuer, als Lagerstätte dienen einige Schaffelle (Pöppig I. 382.).

Die Zelte des Dacotas sind hohe, zugespitzte Kegel von starken Stangen, welche mit einem Ueberzuge von dicht aneinander genähten Bisonfellen bedeckt werden. Diese Häute schabt man an beiden Seiten dergestalt, daß sie durchsichtig wie Pergament werden und im Innern den Tag vortrefflich zulassen. Oben bei der Vereinigung oder vielmehr Kreuzung der Zeltstangen befindet sich die Oeffnung, um den Rauch auszulassen, welche man durch Klappen oder Flügel der Zelthaut zu schützen sucht. Man stellt nämlich mit einer besondern Stange, welche an den Endzipfeln des oberen Randes der Zeltdecke befestigt ist, einen solchen Flügel jedesmal an der dem Winde ausgesetzten Seite aufrecht in die Höhe. Die Thüre ist eine Spalte an der Vorderseite der Hütte, welche gewöhnlich noch mit einem auf einen Rahmen gespannten Stücke Fell verschlossen wird. In der Mitte der Hütte unterhält man nur ein kleines Feuer. Neben diesen Lederzelten sind Pfähle in die Erde gesteckt, an welchen mancherlei Geräthschaften hängen, auch Gerüste, um die neugegerbten Felle aufzuhängen; andere mit buntbemalten Pergamenttaschen und Säcken oder mit den aufgehangenen Waffen, Bogen, Pfeilen, Köchern, Schilden von Leder, Lanzen und Streckkolben. Der innere Raum einer vom Prinzen Neuwied besuchten Hütte war hell und hatte etwa zehn Schritte im Durchmesser, rundum waren Bisonfelle auf dem Boden ausgebreitet, an der Wand befanden sich die Geräthe (Neuwied I. 342.). Bei Veränderung des Wohnortes wird das ganze zum Zelt gehörige Material auf Pferden fortgeschafft. Das Zelt eines ausgezeichneten Mannes war roth angestrichen und von den Spitzen seiner Zeltstangen flatterten im Winde mehrere Scalps (ib. 354.). Eben so sind die Zelte der Crows, an deren Zeltstangen bunte, besonders rothe Tuchlappen wie Fähnlein flattern*). Bei diesen Indianern stehen die Zelte regellos beisammen (ib. 396.). Die Assiniboins dagegen hatten ein Lager in Halbmondgestalt aufgerichtet (ib. 462.). Nicht anders sind die Zelte der Blackfeet, wie denn Prinz Neuwied eine große Uebereinstimmung hierin bei allen Missouri-Indianern fand. Diese Zelte von gegerbtem Bisonfell dauern nur ein Jahr aus; sie sind Anfangs nett und weiß, nachher bräunlich und oben am Rauchfange schwärzlich, zuletzt pergamentartig durchsichtig und innen sehr hell. Gemalte und mit Figuren bezeichnete Zelte sieht man nur selten, und es haben nur einige Häuptlinge dergleichen. Neben dem Zelte stellen sie ihre Hundeschleifen auf und bilden aus ihnen kegelförmige, den Zelten selbst ähnliche Gestalten, die

*) S. die Abbildung auf Taf. V. nach Prinz Neuwied.

jedoch nicht mit Leder bedeckt sind. An diesen hängt man die Schilde, Reise- und Packtaschen, Sattel und Zaumzeug auf, auch das in schmale Streifen geschnittene Fleisch, Felle und dergl. Oft ist an einer besondern Stange oder über dem Eingange des Zeltes die Medicin-Tasche, der Zauberapparat aufgehängt (Neuwied I. 567. Hütten und Dörfer der Mandans II. 117., der Arrikaras II. 270.). Die Dörfer der Mandans waren ehedem mit Pallisaden umgeben und an einem derselben bemerkte Prinz Neuwied (II. 117.) in gleichen Abständen vier aus Erde erbaute und außen und innen mit Flechtwerk bekleidete Bastionen mit Schießlöchern, welche einen Winkel bildeten und in ihrer Kehle nach dem Dorfe hin offen waren. Aehnliche Umpfählungen bemerkten die Reisenden des 16. Jahrhunderts um die Dörfer der Floridaner (Le Moine bei de Bry 30 und 50.). Das Mandandorf Ruhptare lag eng beisammen, in der Mitte einen runden Platz von etwa 60 Schritt Durchmesser lassend. Hier stand die Arche des ersten Menschen, eine Art aus Bohlen zusammengesetzter 4—5 Fuß hoher Cylinder, der in die Erde gegraben und mit Schlingpflanzen zusammengehalten wird. An der Nordseite desselben Platzes ist die Zauberhütte, worin die religiösen Feste gefeiert werden. Hier steht auf einer hohen Stange eine Figur von Fellen, den bösen Geist darstellend.

Als Ruhestätte haben die südamericanischen Völker seit uralter Zeit die Hängematte, welche schon die Reisenden des 16. Jahrh. bei den Brasilianern und Caraiben fanden. Es sind dieß eigentlich Netze mit großen, oft 6 Zoll langen Maschen, von 6 bis 7 Fuß Länge und 12 bis 14 Fuß Breite. Sie werden an beiden Enden aufgehangen und bilden dann ein luftiges und bequemes Lager, das sich ganz der Gestalt des Körpers anschmiegt, und da es mit dem Fußboden in keiner Berührung steht, dem Ungeziefer keinen Zutritt gestattet. Der Stoff, aus dem die Hängematte gefertigt wird, ist Baumwolle, Ita, Chambira und andere Pflanzenfasern. Die Caraiben und Arrowaken färben sie roth*).

*) Hamaca werden von den Yamaeos trefflich bereitet. Sie ist ein Netz aus dünnen Schnüren so artig gestrickt, daß der Darinliegende bequem in beliebiger Stellung ruhen kann. Die Yamaeos und alle Bewohner der Mainas machen sie aus Chambiraschnüren (Murr, Miss. Reisen 72.). In Guiana wirken sie die Indianer meist aus den Fäden gedrehter Baumwolle, aus denen man ein Netz arbeitet, das etwa 6 Zoll große Maschen hat. An jedem Ende werden Stricke aus Silbergras oder den handförmigen Blättern der Ita (mauritia flexuosa) eingewirkt. Die Arowaaks und Warrans bereiten ihre Hängematten ganz aus den Fäden der Ita, die sie Ita vissieri nennen; die Caraiben und Waceawais färben sie mit dem Arnatto roth, das sie vorher mit Crabnußöl vermischen. Eine thätige Frau beendigt eine Hängematte in einem Tage (Schomburgk Reise in Guiana S. 210.). Ausführliche Beschreibungen der Hängematte finden wir bei Lery S. 275. Davies hist. of the Caribby Island 292. Labat voyage aux Isles de l'Amerique P. II. p. 13. Tom. I.

Neben der Hängematte kommen aber auch andere Lagerstätten bei den Südamericanern vor. Davies fand bei den Caraiben eine Art Bett, das sie Cabane nannten, und welches aus kleinen verschränkten Stangen bestand, welche dick mit Bananenblättern überdeckt waren. Die vier Enden wurden mit großen Seilen aus Mahot gefaßt und frei aufgehängt (ib. 293.). Es ist dieses Bett wahrscheinlich der Vorläufer des Hamac oder der Hängematte. Auch eine Art kleiner, aus gelbem Holz zierlich geschnitzter Stühle sah er bei den Caraiben, dann kleine auf vier hölzernen Beinen, die mit Lotanier-Palmblättern bedeckt waren.

Die Nordamericaner dagegen ruhen auf Thierfellen und decken sich mit ihren Kleidern. Die Mandans haben in ihren Hütten eigene große viereckige Kasten von Pergament oder Fell, mit einem viereckigen Eingange, die geräumig genug für mehrere Menschen sind, welche darin bequem und warm auf Fellen und wollenen Decken liegen (s. Prinz Neuwied II. 120. mit Abbildung)*).

Werkzeuge, Geräthschaften und Gefäße.

Unter allen Zonen, selbst in der Nähe der Pole, bietet die Natur in ihren Geschieben und Erden, ihren harten und weichen Pflanzenstoffen, in den Knochen, Sehnen, Fellen und Federn der Thiere eine so große Fülle von Stoff dar, womit der Mensch nicht allein seinen Hunger stillen, sondern auch seine Haut schirmen, seine Hände bewaffnen kann, daß wir auch die Menschen, sobald sie nur die untersten an die Thierheit gränzenden Culturstufen überschritten haben, mit einer Menge Dinge umgeben sehen, von denen der dem höchsten Luxus entsprungene Stoicismus einen guten Theil schon überflüssig finden würde.

Betrachten wir diese Werkzeuge näher, so müssen wir auch hier bedenken, daß wir uns einem Culturzustande gegenüber befinden, der noch nicht die Gewinnung der Metalle erkannt hat. Ihre Stelle vertreten die festen Gesteinarten, die bereits vom Urgebirge losgetrennt durch das Rollen und Schleifen in den Gewässern zu Geräthschaften für Schlagen, Klopfen, Schneiden, Bohren und Stechen verbreitet worden sind. So finden wir auch, daß die Americaner, bevor sie mit den Europäern bekannt wurden, nur Geräthe aus Stein, Muscheln, Knochen und derartigen Stoffen besaßen.

Bei den Indiern des Waldes fanden wir abgerundete Geschiebe, womit sie ihre Pflanzenkörner, Knochen u. s. w. zertrümmerten. Die vorgeschrittenen Völkerstämme haben Aehnliches, doch sind ihre Klopfwerkzeuge zu größerer Bequemlichkeit bereits mit einem Handgriff oder Helm von Holz versehen. Die Americaner haben freilich seit der Be-

*) S. Taf. IX. 3.

kanntschaft mit den Europäern, und seitdem sie sich von diesen mit leichter Mühe eiserne Geräthe verschaffen können, in der Aemsigkeit, aus Stein sich Werkzeuge anzufertigen, bedeutend nachgelassen. Indessen traf noch Mackenzie (231.) unter 69° 14′ N. Br. Indianer, welche gar sorgsam nach den Feuersteinen suchten, die das Wasser aus dem Flußufer herauswäscht. Noch hie und da in den Prairien findet man steinerne Hämmer, die offenbar in einen hölzernen Stiel gezwängt waren*) (Neuwied I. 416.). Gebohrte Hämmer, zum Einstecken des Stieles, finden sich nirgend in Nordamerica, da die Löcher nur mit Hülfe metallener Werkzeuge zu Stande gebracht werden können. Bei diesen nordamericanischen Steinhämmern muß also der Stiel den Stein umfassen, daher dieser auch eine um den ganzen Stein mitten herumlaufende Rinne hat. Der Stiel wurde von obenherein gespalten und in diese Rinne gelegt, oben sodann aber durch Schnüre und Riemen dicht angepreßt, so daß er den Stein fest umschloß und hielt**). Nicht unmöglich ist, daß man den Stein dergestalt an einen noch mit dem Stamme verbundenen Ast befestigte und ihn so von dem Holze umwachsen ließ.

Auf andere Art sind die steinernen Artklingen mit dem Holze verbunden; die Schneide der Klinge läuft parallel mit dem Stiele und ist in diesen eingelassen, hier aber erst durch nasse Felle verbunden, über welche sodann zu Vermehrung der Festigkeit geflochtene Fäden kreuzweis und quer dicht verschnürt sind. Da diese Klingen meist eine gebogene, dem Halbmond sich nähernde Gestalt haben, welche zwar unter den Basaltgeschieben, doch nicht eben häufig vorkommt, setzen sie größere Mühe und längere Erfahrung in derartigen Arbeiten voraus. Die Abbildung***) zeigt zwei solche Steinärte, welche im historischen Museum zu Dresden (Türkenzeit 73. u. 74.) aufbewahrt werden. Die erste hat folgende Maße: Stiel 26 Zoll, Klinge $5\frac{3}{4}$ Zoll lang, 3 Zoll an der größten Breite. Der Stein ist Granit, der Stiel ganz mit Flechtwerk umwunden, unten mit Federn geschmückt. Die zweite Art hat eine basaltene Klinge von $11\frac{1}{2}$ Zoll Länge und ist unten roth gemalt. Der Stiel hat 23 Zoll und einen aus Pflanzenstoff gut geflochtenen Tragriemen. Die Klinge ist durch nasses Leder, dann mit Fäden an den Stiel befestigt, der Durchmesser vom Rücken des Stieles bis an die Schneide der Art beträgt 7 Zoll. Die Arbeit an diesen Stücken ist vortrefflich,

*) S. Taf. VI. Fig. 9.

**) S. Taf. VI. Fig. 3. Mandankeule nach Prinz Neuwied II 202. 4. Miranhakeule nach Spix und Martius Atlas. Fig. 7. 5. 8. 9. Steinkeile in Nordamerica gefunden, nach Prinz Neuwied und Schmidt, Versuch über den polit. Zustand der Vereinsstaaten von Nordamerica. Atlas XIII. und Bd. II. S. 439.

***) S. Taf. VI. Fig. 1. 2. u. 7.

namentlich läßt auch die Bearbeitung des Steines nichts zu wünschen übrig.

In den americanischen Gräbern hat man ferner auch keilförmige, meiselartige Steine gefunden, dergleichen in unseren germanischen Grabhügeln so häufig angetroffen werden*). Man hat diese keilförmigen Klingen wohl für Abhäuteinstrumente erklärt, doch noch nie ein solches für diesen Zweck angewendet gesehen. Ich halte sie daher für Artklingen, die wir später bei den Südseevölkern in gewöhnlichem Gebrauche finden werden. Die Aerte der Chippewäer scheinen aus solchen Keilen zu bestehen. Mackenzie (S. 188.) sah deren aus einem Stücke grauen oder braunen Steins 6 bis 8 Zoll lang und zwei Zoll dick. Die innere Seite ist flach, die äußere rund und läuft schmal zu in eine zollbreite Spitze. Sie werden in der Mitte, die flache Seite einwärts gekehrt, vermittels eines Strickes aus fester Haut an einen zwei Fuß langen Griff befestigt und mit diesem Werkzeuge wird das Holz gespalten.

Das Messer ist nächst dem Hammer und der Art das nothwendigste Geräth. Der größte Theil der americanischen Nationen hat gegenwärtig dasselbe durch die Europäer erhalten und bedient sich nicht mehr der früheren, aus einheimischen Stoffen verfertigten. Die südlichen Völkerschaften benutzten dazu wahrscheinlich die Rohre und Schilfe, die z. Th. noch als Pfeilspitzen vorkommen, die man am Feuer härtet und mit Wachs tränkt und zuschleift. Die Abiponer machten Messer aus der Kinnlade des Fisches Palometa oder aus einer an einem Steine geschärften Muschelschale (Dobritzhoffer II. 276.). Die Seeanwohner benutzten Muscheischalen, mit denen sie sich unter andern wie bereits erwähnt, den Bart schoren. Die Mexicaner brauchten den Obsidian, die nördlichen den Eskimos zunächst wohnenden Indianer den Feuerstein, der auch noch jetzt als Pfeilspitze vorkommt. Feuersteinmesser findet man auch nebendem in den Gräbern; es sind länglich viereckigte Feuersteinplättchen, 2 bis 2½ Zoll lang und 6 Linien breit, an allen vier Seiten sehr scharf schneidend, dabei aber von geringer Dicke**). Ein Instrument, welches Schmidt (Versuch über den politischen und moralischen Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerica. Atlas Pl. XIII. N. 7.) mittheilt, ist aus Hornblende und scheint als Bohr- oder Stechwerkzeug gedient zu haben. Doch ist es nicht öfter vorgekommen. Wie bei allen Nationen, denen der Ge-

*) S. mein Handbuch der germanischen Alterthumskunde S. 156. Taf. X. Bei uns ist das vorherrschende Material der Feuerstein, wie unter 35 Stücken meiner Sammlung 24 von diesem Stoffe gemacht sind.

**) Neuwied I. 184. mit Abbildung auf Taf. XLVIII., wo auch nachgewiesen, wie die Gestalt der nordamericanischen Messer ganz dieselbe der in Mittelamerica gefundenen ist. Auch in Deutschland finden sich diese Formen, welche von der ursprünglichen Gestalt und Beschaffenheit des von der Natur dargebotenen Materials bedingt wurden.

brauch der Metalle noch fremd ist, beschränken sich auch bei den americanischen Völkerstämmen die Werkzeuge nur auf sehr wenige Formen. Unter diesen nehmen die Waffen die erste Stelle ein. Wir lernten diese, sofern sie zur Erwerbung des Unterhaltes dienten, schon oben kennen; die Kriegswaffen aber kommen später zu unserer Betrachtung.

Bei weitem mannichfaltiger sind die Gefäße, die zur Bereitung und Erhaltung der Nahrung nothwendig sind, die daher auch bereits auf den niedern Stufen der Cultur in großer Mannichfaltigkeit vorkommen.

Im Allgemeinen können wir annehmen, daß die Bewohner der südlichen Gegenden zunächst die Schalen der Kürbisse und Nüsse, die Küstenbewohner die der Muscheln, Schildkröten u. s. w. benutzen, während die der nördlichern Binnenländer genöthigt sind, den bildsamen Thon zur Herstellung von Gefäßen anzuwenden.

So finden wir auch bei den Südamericanern die Kürbisschalen allgemein im Gebrauch. Die Guarani machen aus den Porongos, einer Art Flaschenkürbis, Wasserkrüge, Teller und Trinkbecher, ein plattes Stück Holz dient ihnen als Löffel (Rengger Paraguay S. 118.). Auch die Caraiben benutzen die Kürbisschalen zu mancherlei Gefäßen, die sie, wie die Brasilianer (Spix und Martius II. 506.) Cois oder Conis nennen. Sie schneiden verschiedene Figuren hinein, räuchern sie und malen sie so gut sie können (Davies S. 293.). Die Yurimagua benutzen eine auf Bäumen wachsende hartschalige Kürbisart, Pate, die man, je nachdem das Gefäß größer oder kleiner werden soll, später oder früher abnimmt. Die Frucht, von der Größe eines Apfels an, wird in zwei gleiche Hälften getheilt, die Schalen sind hart und glatt wie Bein, sie werden geschält und schwarz gebeizt, dann roth und gelb mit ordentlicher Austheilung der Farben und mit Blümlein und Zweigen gemalt. Die Schale wird darauf mit dem Safte der Pariarifrüchte glänzend gemacht (Murr Miss. Reisen S. 55., s. auch Spix und Martius II. 506.). Die Omaguas bilden aus dem Kahutschukharze hohle Flaschen, die an der Mündung dünne Röhrchen haben. Diese Flaschen bleiben immer biegsam und dienen dazu, sich den Tabak aus Gurupablättchen in die Nase zu spritzen (Murr a. a. O. 87.).

Ein großer Fortschritt scheint der Besitz der Kunst aus Thon Gefäße zu formen und sie durch Feuer zu härten; wir finden diese Kunst bei den Americanern*). Die älteren Reisenden sahen bereits sehr große Gefäße; so erzählt Lery (S. 277.), daß die Frauen, denen auch dieser Theil der Arbeit bei den Tupinambas zufiel, große Vasen machen, in denen die Cava bereitet und bewahrt wird; sie

*) Taf. VII. enthält americanische Gefäße, 1. Hornlöffel aus Nordamerica, 2. aus Paraguay, 3. 4. 5. Thongefäße der Payaguas, 6—9. der Arowaken.

fertigen runde und ovale Kochtöpfe, mittle und kleine Teller und Töpfe. Alle diese Gefäße waren von außen gar schön polirt und inwendig mit einem weißen, sich verhärtenden Saft überzogen. Sie malen ihre Gefäße auch mit Blumen, Knoten und allerlei niedlichen Mustern. Ein gleiches melden die Missionaire von den Omaguas (Murr Miss. Reise 86.). Die Abiponerfrauen sind eben so geschickte Töpferinnen, sie wissen Töpfe und Kannen von verschiedener Form aus Thon zu kneten, ohne sich der Töpferscheibe zu bedienen. Diese Thongefäße härten sie nicht im Brennofen, sondern auf dem freien Felde, indem sie rund um selbe herum Feuer anmachen. Die Gefäße sind ohne Glasur; sie werden anfangs roth gefärbt, dann aber, um ihnen Glanz zu geben, mit Gummi überzogen (Dobritzhoffer II. 162.).

Nicht mindere Geschicklichkeit fanden schon die älteren Reisenden (Davies 293.) bei den Caraiben. Die Arrowaken fertigen ihre Gefäße auf folgende Art. Wenn sie einen Topf anfangen, so machen sie erst von dem Thone, den sie mit einer verkohlten und gepulverten Holzkohle vermischt haben, eine runde Platte, ohngefähr 4 Zoll im Durchmesser, die allemal bei großen Töpfen als Fußboden sehr klein ist. Hierauf werden von dem nämlichen Thone kleine Würste, ohngefähr eines Fingers dick, an die Platte oder untere Scheibe angeklebt und mit den Fingern platt gedrückt. So fahren sie fort, bis der Topf seine gehörige Größe und Gestalt hat. Eben so machen sie auch ihre Schüsseln, die oft so dünn sind, daß man sich wundern muß, wie sie dieses mit den bloßen Händen zu Stande bringen und doch ihren Gefäßen eine so regelmäßige Gestalt geben können. Während der Arbeit poliren sie den etwas trocken werdenden Thon mit einem glatten Steine oder einer glatten Muschel. Die Form der Töpfe ist meist mit rundem Boden, so daß sie nicht gut auf glatter Fläche stehen würden. Die Arrowaken stellen sie immer auf den sandigen Fußboden. Sie machen oft so große Wassertöpfe, wie kaum ein europäischer Töpfer auf der Scheibe zu Stande bringen würde. Die größten können oft weit mehr als einen Dresdener Scheffel fassen. Die großen Töpfe brauchen sie zum Baiwar bei den Trinkgelagen und in Paramaribo, wo man nur Regenwasser aus den gemauerten Cisternen zum Kochen und Trinken hat, werden sie gar sehr gesucht, weil sich das Wasser in denselben sehr gut abklärt und kühl erhält. Ueberhaupt kaufen die Europäer die indischen Kochtöpfe gern, weil sie dauerhafter sind als die dahingebrachten europäischen. Die Arrowaken und Waranen machen die beßten Kochtöpfe und die Caraiben bunte Schüsseln, die man auch als Trinkgefäße braucht. Wenn der Topf hinlänglich ausgetrocknet ist, machen sie besonders zu den großen Töpfen eine Vertiefung in den Sand, legen leichtbrennendes Holz oder Reißig unter und um den Topf herum, auch etwas weniges, wenn der Topf dick ist, inwendig hinein. Je nachdem nun der Topf heiß wird, verstärken sie das Feuer und brennen ihn so

recht gut. Zur Glasur nehmen sie, wenn der Topf geschwärzt oder bunt gemalt ist, eine harzige Rinde, bestreichen mit derselben den Topf und lassen das Harz an einem gelinden Feuer zergehen. Diese Glasur hält ziemlich lange, kann jedoch dem heißen Wasser nicht widerstehen (Quandt 233 ff.). Bryan Edwards (I. 56.) versichert, daß die Caraiben ihre Töpferwaaren in Brennöfen gebrannt und daß man in Barbadoes Ueberreste solcher Brennöfen gesehen.

Ganz in derselben Weise ist die Töpferei der mexicanischen Stämme beschaffen, auch ihre Gefäße haben einen runden Boden, auch sie kennen die Metallglasur nicht; um die Gefäße zu härten, werden sie, nachdem sie mit Kuhfladen bedeckt auf dem flachen Felde gebraunt sind, ganz mit Fett beschmiert und in einem hellen Feuer ausgebrannt, worauf sie denn zum Kochen dienlich sind (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 192.). Es ist dieß eine Methode, welche auch die Guarani kennen (Rengger 118.).

Die Nordamericaner fertigen ebenfalls Gefäße aus gebrannter Erde, wie man deren in den alten Grabstätten gar häufig findet. Sie waren aus grauem Thone gemacht und auf der Oberfläche meist mit Reifen bezeichnet und es scheint, als wären sie in einem Tuche oder Korbe ausgeformt, da sie mit ähnlichen Figuren oder Eindrücken bezeichnet waren. Man fand große, aber sehr flache Gefäße mit figurirten Handgriffen. Häufig findet man in der dunkelgrauen Masse dieser Gefäße zerbrochene Muschelschalen eingemischt (Neuwied I. 183.). Bei Anfertigung der Gefäße verfahren sie wie ihre südlichen Nachbarn. Die Weiber der Mandans, Mönnitarris und Arrikaras fertigen noch irdene Töpfe und Gefäße von verschiedener Gestalt und Größe aus dunkelschieferfarbenem Thon, der sich gelbroth brennt und mit Kieseln und Granit gemischt ist, die man im Feuer zu Staube gebrannt hat. Mit einem dicken runden Steine in der Hand bildet die Arbeiterin die innere Höhlung des Gefäßes und treibt dasselbe auf diese Art von Innen auseinander, während sie es von Außen mit einem Stück Pappelrinde zusammenhält und glättet. Ist der Topf fertig, so wird er inwendig mit trocknen Spänen angefüllt, von außen damit umgeben und somit gebrannt. Eine Glasur kennt man nicht (Prinz Neuwied II. 127.).

Ein Kunstzweig den sie noch üben, ist die Anfertigung der Tabackpfeifen, deren man auch in den Grabhügeln aus gebrannter Erde gefunden hat. Darunter befand sich eine, die die Gestalt eines hockenden Menschen zeigte (Neuwied I. 183.). Die schönsten Pfeifen haben die Dacotas aus einem rothen verhärteten Thone oder Stein, der besonders an einem Seitenbache des Big-Sioux-River bricht. Der Stein kommt in großen Lagern geschichtet vor, wo die senkrecht abgeschnittene Uferwand des Baches die buntabwechselnden Schichten zeigt. Die rothen Steinschichten, welche höchstens die Dicke eines Fußes, oft weniger halten, wechseln mit gelblichen, bläulichen, weißlichen und an-

dern Thonarten ab. Man nimmt von der Erdoberfläche den Rasen und die obere Schicht ab und je tiefer man dringt, desto lebhafter und schöner ist gewöhnlich die rothe Farbe des Steins. Man kann größere Stücken haben und schöne Tischplatten davon machen. Die Indianer kennen und schätzen die Erde und betrachten sie als Gemeingut; wenn sich feindliche Stämme bei diesem Geschäft begegnen, ruht der Streit, bis dasselbe vorüber. Sie machen aus dem Steine Kopfbrecher oder War-Klubs, die freilich nur zum Staate dienen. Das hauptsächlichste Product bleiben die Pfeifenköpfe, deren mannichfaltige Formen die beiliegende nach des Prinzen Neuwied Abbildungen entnommene Tafel zeigt*). Der Stiel daran ist ein breites plattes, hölzernes Rohr, welches mit Büscheln roth, gelb oder grün gefärbter Pferdehaare geziert und an seinem Vordertheile mit buntfarbigen Schnüren von Stachelschweinstacheln dicht umwunden ist (Neuwied I. 356.). Die Pfeifenköpfe der Assiniboins, die nicht in der Nähe des rothen Thonsteines wohnen, sind aus schwärzlichem Stein oder schwarzem Thon, weichen auch in der Gestalt von denen der Dacotas ab. Das Rohr ist eben so verziert. Wieder anders sind die Pfeifen der Indianer am Obermissouri; der Kopf und das Rohr gehen in einer Linie, der Kopf wird abwärts gehalten und das Feuer kann mithin nicht leicht aus der Ferne gesehen werden (Neuwied I. 444.). Die Assiniboins haben nächstdem gar zierliche Pfeifenräumer, ein feines Stöckchen, das mit gefärbten Federkielen umwunden ist (Neuwied ib.). Die Schwarzfüßer hatten Pfeifen aus Speckstein oder schwarzem Thon; sie nähern sich in der Form denen der Dacotas, die sie gern eintauschen, sind aber nicht so schön verziert. Der Kopf ist rund auf einer würfelartigen Unterlage ruhend, das Rohr von Holz, breit, platt oder rund, zuweilen gleich einer Schlange geschnitzt. Sie sind mit rothen Spechtsköpfen, Schnäbeln und einem großen Fächer von Federn verziert und kommen auch bei allen übrigen Nordamericanern im Wesentlichen so vor. Wenn die Schwarzfüßer rauchen, legen sie ein Stück getrockneten Bisonmist oder auch einen rundlichen, von den Hülsen gewisser Wasserpflanzen zusammengeballten Kuchen auf den Boden, um den Pfeifenkopf darauf zu stützen (Neuwied I. 570.). Die Muskoghe-Indianer hatten hölzerne Pfeifen mit einem Rohr aus Cane (Miegia), deren auch bei den Jerokesen vorkommen (Neuwied I. 185.).

Die Americaner fertigen demnächst noch aus Horn kleinere Gefäße, namentlich Schöpflöffel aus den Hörnern des Bighorns und anderer Thiere (Neuwied I. 568 u. II. 123.). Diese sind jedoch weniger allgemein als die schönverzierten Taschen aus Leder, welche bunt gemalt und mit einer Menge lederner Schnüre und Franzen behängt

---

*) S. Taf. VIII.

sind; zum Theil haben sie halbmondförmige Gestalten (Neuwied I. 568.)*).

Besondere Geschicklichkeit zeigen die Americaner in Anfertigung der verschiedenen Flechtwerke und Korbarbeiten. Die Pimas in Mexico flechten überaus geschickt runde, schüsselförmige Körbe, Coritas genannt, aus einer hornförmigen, gleich einer Ale spitzigen Pflanze. Sie sind so dicht, daß man Wasser darin tragen und Speisen darein schütten kann. Sie sind in schwarz und weiß und allerlei Figuren gemustert. Die Arbeit ist so schwer, daß das Blut aus den Fingern läuft und keiner über zwei Stunden dabei aushalten kann. Dem Pater Ochs machten sie Backtröge aus diesem Stoff und die Weiber bedienten sich derselben statt eines Schiffchens, in welches sie ihre kleinen Kinder und Habseligkeiten legten, in den Fluß sprangen, mit der linken Hand den Korb fortschoben, mit der rechten Hand aber ruderten (Murr Nachr. v. span. America I. 193.). Die Californier um S. Francesco haben sehr künstlich aus Baumrinde und Bast geflochtene Körbchen, die so fest und wasserdicht sind, daß sie sich derselben als Trinkgefäße und als Suppenschüsseln, ja sogar auch als Bratpfannen bedienen. Sie rösten in diesen Körbchen das Korn und andere Hülsenfrüchte schnell und trefflich über dem Kohlenfeuer, ohne daß der Korb Schaden leidet. Manche dieser Körbe sind mit den rothen Federn des Oriolus phoenicens und dem schwarzen Kopfbüschel des gehaubten californischen Feldhuhns (Tetrao cristatus), auch wohl mit Muscheln und Corallen geschmückt (Langsdorff II. 142.).

Aehnliches fand Mackenzie (S. 367.) an der Nordwestküste. Die Eingebornen fertigen aus den Wurzelfasern der Pechtanne geflochtene Kessel, die überaus dicht und fest sind und worin sie mittels eingelegter glühender Steine ihre Speise kochen.

Die Xeberos flechten aus dem Bejuco ein doppeltes enges Gitter, eines genau über dem andern liegend, zwischen beide kommen dann gewisse lange dünne Blätter, welche von beiden Gittern gut zusammengepreßt werden. Es sind dieß die im spanischen America allgemein üblichen, Petaca genannten Reisekoffer (Murr Miss. Reisen S. 41.).

Die Warauenfrauen sind ebenfalls sehr geschickte Flechterinnen. Sie nehmen dazu ein gewisses Rohr, das sich sehr gut spaltet, lang, ohne Absätze ist und wovon sie den linsenartigen Kern sehr leicht abstreifen können. Aus diesem Rohr flechten sie ihre Cossabischläuche, Körbe, Siebe und gewöhnlichen kleinen Koffer, Borudi. Diese haben die Gestalt eines Kästchens, sind doppelt mit dazwischen gelegten Blättern geflochten und für einige Zeit daher auch wasserdicht. Eben so ist auch der Deckel gemacht, damit der Regen nicht eindringe. Sie fertigen nächstdem — wie die Xeberos — auch große Koffer, die von den Europäern gern gekauft werden (Quandt Surinam S. 231.).

*) Taf. IX. 1. 2. Jagdtaschen der Schwarzfüßer. Prinz Neuwied I. 568.

Einen ausführlichen Bericht über die Korbflechterei der Caraiben finden wir bei Labat (voyage aux isles franç. de l'Amérique II. 16 ff.), woraus ich nur folgendes zur Ergänzung aushebe. Die Körbe der Caraiben haben gewöhnlich die doppelte Länge ihrer Breite und man hat sie von 3 Fuß bis zu 8 u. 10 Zoll Länge, mit entsprechender Breite. Die höchsten sind etwa 9 bis 10 Zoll hoch. Der Boden ist flach und die Seiten senkrecht. Der Deckel ist wie der Boden und genau schließend, er ist ein Drittel niedriger als der eigentliche Korb. In diesen Körben bewahren sie alle ihre Habseligkeiten. Auch Labat rühmt die Dichtheit und Trefflichkeit dieser Körbe.

Endlich findet man bei den Americanern auch Gefäße aus Holz, so namentlich bei den Indianern um Portfrançais. Sie haben viele kleine Kästen, in denen sie ihre kostbarsten Habseligkeiten aufbewahren und sie an den Eingang ihrer Hütten stellen. Die Holzgefäße, in welchen sie mit heißen Steinen ihre Fische kochen, und die als Teller und Schüssel dienen, werden niemals gewaschen (Lapérouse II. 198.).

Fahrzeuge.

Die Fahrzeuge fanden wir schon auf den tiefsten Stufen der Cultur, und auch sie scheinen, wie das Feuer, zu den Dingen zu gehören, welche die Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen und dem Thiere ausmachen. Keines der Thiere bereitet sich ein Fahrzeug, um ein Wasser zu durchschneiden oder den dadurch unterbrochenen Weg fortzusetzen, oder das Wasser als Weg zu benutzen.

Die Fahrzeuge, welche wir bei den Americanern finden, sind sehr mannichfaltig; die einfachsten sind unstreitig die Baumstämme, die man ein wenig aushöhlt und zum Fassen einer Last geschickt macht. Solche haben auch die rohen Kalinschen (Langsdorff II. 112.), die oft so groß sind, daß sie 30 bis 40 Menschen fassen. Die Amagua bauen Canots aus einem einzigen Stamme, die 17 Ellen lang und 1½ Elle breit sind. Der Cedernstamm, der dazu gebraucht wird, muß ganz gesund und ohne Knospen der Aeste seyn. Um den gefällten Baum ans Ufer zu bringen, muß Alles, Weiber und Kinder helfen; sie belegen den Weg mit Walzen und schlüpfrigen Baumrinden und arbeiten fleißig mit Hebebäumen. Der Baum wird dann ausgehauen und das Canot wird fertig, ohne einen Nagel einzuschlagen. Die Fahrzeuge werden am Vordertheile mit sieben, am Hintertheile mit sechs Indiern besetzt, deren jeder ein langes Handruder hat. Ueber der Mitte des Canots sind zwei aus großen Blättern geflochtene Dächer angebracht, die in der Mitte eine Elle weit von einander entfernt sind (Murr Miss. Reise S. 83.). Sie haben aber auch kleinere aus einem Stück bestehende Canots, die so leicht sind, daß zwei Personen sie auf den Schultern forttragen können (ib.).

Die Caraiben haben ähnliche Canots; sie höhlen einen starken Baum aus und treiben ihn dann durch Feuer, welches sie in der Mitte machen, auseinander. Das frische, saftvolle Holz wird durch die Hitze weich und läßt sich dann jede beliebige Gestalt geben (Quandt 231.)*).

Bei den Caraiben von S. Thomas fand Labat (voyage II. 10 ff.) zwei Arten von Fahrzeugen, beide aus einem Stück Akajouholz gefertigt: die Pirogue und der Bacassas. Die Pirogue war 29 Fuß lang und in der Mitte 4½ Fuß breit, sie lief auf beiden Seiten spitz zu und die Spitzen traten sehr hoch, etwa 15 bis 20 Zoll empor. Sie hatte neun Ruderbänke, die nur gespalten und geglättet, nicht gesägt waren. Etwa 8 Zoll hinter jeder Bank und höher als dieselbe, hatte man armdicke Stangen angebracht, welche an die Seiten der Pirogue befestigt waren, und theils die Spannung des Schiffes erhielten, theils als Lehne für die Ruderer dienten. In den Bord waren Löcher gebohrt, an welche Seile von Maho gingen, um das Gepäck fest zu schnüren. Die andere Art Fahrzeug, der Bacassas, hatte 42 Fuß Länge und ziemlich 7 Fuß Breite in der Mitte. Das Vordertheil war erhaben, das Hintertheil aber platt und gerade. Am Vordertheil war das Bild eines kleinen Männchens schlecht ausgeschnitzt aber sorgfältig weiß, schwarz und roth gemalt, an seiner Seite war der bucanirte, oder im Rauch getrocknete Arm eines Engländers befestigt. Auch der Bacassas hatte Ruderbänke und noch eine etwa 15 Zoll hohe Erhöhung des Bords. Weder die Pirogue noch der Bacassas hatten ein Steuerruder, seine Stelle vertrat eine etwas größere Pagalle (Ruder), welche ein am Hintertheile sitzender Mann regierte.

Aehnliche Canots fand Mackenzie bei den Indianern am Lachsflusse (52° 25′ 52″ N. Br.). Das Canot eines Häuptlings war aus Cedernholz gebaut, 45 Fuß lang, 4 Fuß breit und 5½ Fuß tief. Es war schwarz angestrichen und mit weißen Figuren von Fischen verschiedener Art geziert. Der Dollbord, so wie das Vorder- und Hintertheil waren mit Zähnen von Seeottern ausgelegt (Mackenzie 502.).

Außer diesen Fahrzeugen aus Holz finden wir auch deren, welche nur aus Baumrinde zusammengesetzt sind. Sie sind namentlich in Guiana gebräuchlich. Man macht sie aus einem einzigen Stücke der Murianara, die eine ansehnliche Größe erreicht. Man macht zuvörderst einen Einschnitt in den Baum, so lang als der Kahn werden soll. Die Rinde wird durch Eintreibung von Keilen abgelöset. Ist sie abgeschält, so wird sie durch eingestämmte Querhölzer offen erhalten, an beiden Enden aber werden Balken untergestämmt, um diese Theile der Rinde in die Höhe zu treiben. Verticale Einschnitte von je 2 Fuß Länge und einigen Zoll Tiefe verhindern, daß sich die

*) Eine ausführliche Beschreibung der Anfertigung solcher Canots s. bei Labat voyage aux Isles françaises de l'Amerique II. 176.

Seiten nicht zusammenrollen. Nachdem man die so behandelte Rinde einige Tage der Witterung ausgesetzt hat, wird das Fahrzeug in Gebrauch genommen. Obgleich ein solcher Borkenkahn so unsicher ist, daß auch die geringste Bewegung der darin Sitzenden ihn der Gefahr des Umwerfens aussetzt, so sieht man doch oft drei Menschen mit ihrem Gepäck darin. Der größte Vortheil ist, daß man mit diesen Borkenkähnen auch flache Stellen befahren kann. Ein Mann kann sie bequem auf dem Kopfe über einen Katarakt tragen. Beim Aus- und Einsteigen ist freilich große Vorsicht nöthig (Schomburgk Reise 206.). Die Indianer am Missouri fertigen in ähnlicher Weise aus der Rinde der Papierbirke (betula papyracea) große Fahrzeuge. Der Baum ist oft mehr als mannsdick, die Rinde wird in großen Tafeln mit Leichtigkeit abgehoben (Prinz Neuwied II. 81.).

Sehr allgemein in Südamerica sind die Fahrzeuge aus Häuten. Die Abiponer, welche überaus geschickte Schwimmer sind, bedienen sich solcher Fahrzeuge namentlich zu Fortschaffung ihrer Habseligkeiten. Sie nennen dieses Fahrzeug Natac, die Spanier Pelota. Um ein solches herzustellen, nimmt man eine rohe, haarigte, ungegerbte Ochsenhaut, schneidet davon die Füße und den Hals weg, so daß sie fast viereckigt wird, und beugt dann die vier Seiten etwa vier Spannen hoch aufwärts; man bindet sie mit Riemen fest, damit sie aufrecht bleiben und die viereckigte Gestalt nicht verlieren. Auf den Boden der Pelota legt man den Sattel und das übrige Gepäck an Statt des Ballasts. Derjenige, der über den Fluß setzen will, stellt sich in die Mitte und achtet auf die Erhaltung des Gleichgewichts. An der Seite der Ochsenhaut wird nun an Statt eines Schiffsseiles ein Riemen befestigt. Diesen nimmt der Schwimmer in die Zähne oder in die eine Hand und zieht so, während er mit der andern rudert, das Fahrzeug mit sich fort, ohne daß der Darinsitzende einer Gefahr ausgesetzt würde, wenn auch die Wellen hoch gehen. Traut der Schwimmende seinen Kräften nicht, so hält er sich an den Schwanz des vor ihm schwimmenden Pferdes an. Sollte die Ochsenhaut durch Regen und Nässe erweicht werden, so spannt man dieselbe durch Baumäste wiederum an. Dobritzhoffer rühmt die Bequemlichkeit und Sicherheit dieser Fahrzeuge (Dobritzhoffer II. 149 ff.).

Auch bei den Nordamericanern fand Prinz Neuwied ähnliche, aus Bisonhaut gefertigte Fahrzeuge (I. 528. II. 128.).

Ein anderes, auch aus Häuten gefertigtes Fahrzeug, welches an der Südwestküste Americas, in Peru gebräuchlich, ist die Balsa. Diese besteht aus Häuten der Seewölfe, welche gut zusammengenäht und mit Luft angefüllt werden. Man legt die Häute zusammen und durchbohrt beide mit einer Ahle von Fischgräte; in jedes Loch steckt man einen Holzpflock oder eine Fischgräte, um welche man oben und unten nasse Gedärme windet, damit die Luft nicht herausdringen kann. Zu einer Balsa gehören zwei solche gefüllte Häute, welche man durch dar-

über gelegte Holzstäbe verbindet, an dem Vordertheile stoßen die Häute zusammen, während sie am Hintertheile entfernter von einander sind. Der Fischer setzt sich auf das über die Stäbe gelegte Fell und rudert mit einem Ruder von zwei Schaufeln; ist der Wind günstig, wird auch ein kleines Segel von Bauwolle aufgesteckt. Um die den Häuten entfahrene Luft zu ersetzen, hat er zwei Darmschläuche vor sich, durch welche er seine Häute wiederum füllen kann (Frezier voyage de la mer du Sud. 109.).

Dieß über die Befahrung der Flüsse und anderer Gewässer. Zum Fortkommen auf dem festen Lande, namentlich zur Fortschaffung des Gepäckes, bedienen sich die Americaner theils der Thiere, theils besonderer Geräthe.

Das Lastthier der Ureinwohner von Süd- und Mittelamerica war das Lama, das der jetzigen ist das Pferd und im Norden der Hund. Wir haben schon oben erwähnt, daß das Pferd erst im 16. Jahrh. durch die Europäer nach America gekommen und daß es sich seitdem dort zu unglaublich großen, wildgewordenen Herden vermehrt habe. Im Laufe der Jahrhunderte sind diese Nationen überaus geschickte Reiter geworden, die ganz und vollkommen auf ihrem Rosse zu Hause sind. Sie verstehen das wildeste Pferd zu bändigen, so daß es ihrem Willen ganz gehorsam ist. Sie drehen dasselbe nach Belieben im Kreise, sie drehen sich geschwind um dasselbe herum, so daß sie sich mit den Fußspitzen an den Rücken des Rosses aufhängen. Sehen sie einen Feind auf sich zielen, so schwenken sie sich unter den Bauch des Pferdes (Dobritzhoffer II. 512.).

Auch die Nordamericaner in den Steppen am Missouri sind kühne und geschickte Reiter. Prinz Neuwied sah Männer vom Volke der Mönnitari ihre vom Brausen des Dampfschiffes scheu gewordene Pferde mit außerordentlicher Leichtigkeit tummeln, indem sie dieselben durch die Hiebe ihrer kurzen Peitschen nach Art der Cosaken herantzutreiben suchten. Mit dem Zügel am Unterkiefer befestigt, arbeiteten sie die zum Theil leichten raschen Pferde durch das Weidendickicht hindurch. Steigbügel*) — die bei den Peruanern allgemein — hatten sie meistens nicht, saßen aber dennoch sehr fest auf dem nackten Pferde; manche von ihnen ritten auf einem dem ungarischen Bocke ähnlichen Sattel (Neuwied I. 412.). Die Assiniboins satteln und zäumen die Pferde wie die Mönnitari. Der als Zügel an den Unterkiefer des Pferdes angebundene Strick aus Bisonhaar gedreht ist immer sehr lang und schleift auf der Weide nach, wenn das Thier nicht angebunden ist. Viele haben große schuhförmige Steigbügel von Pergament, alle aber eine kurze Peitsche in der Hand, welche meistens aus dem Ende eines Elkgeweihes gemacht und oft bunt verziert

*) S. den Reiter auf Taf. III., der im Begriffe ist, seinen Pfeil auf einen Bison abzuschießen; nach Prinz Neuwied.

ist (Neuwied I. 443.). Die Schwarzfüßer haben ähnliche Zäume und einen Sattel, wie der ungarische Bock; er besteht aus zwei breiten, flachen Bretern, winkelartig gegeneinander geneigt, welche längs den Seiten des Pferderückens liegen, und hat hinten und vorne einen hohen, geradeaufstehenden Fortsatz, von welchem häufig Lederfransen herabhängen. Er wird mit einem Felle bedeckt, ein anderes liegt unter demselben, beide bilden bei Nacht das Bett des Reiters. Die Schwarzfüßer lieben als Luxusartikel schöne Schabracken von einem großen Pantherfelle, die sie meist aus den Rocky mountains erhalten. Da solche Thiere jetzt schon seltener werden, so bezahlt man die Felle oft theuer, oft mit einem guten Pferde, oder sogar mit mehreren und selten unter 50 Ducaten an Werth. Das Pantherfell wird querüber gelegt, so daß der lange Schwanz an einer Seite herabhängt, und ist mit Scharlachtuch unterlegt, welches rundum an den vier Borten sowohl als an dem Kopfe und Schwanze einen breiten Saum bildet (Neuwied I. 569.). Daß die Pferde gemalt werden, haben wir schon oben aus den Nachrichten desselben Reisenden gemeldet.

Nächst dem Pferde ist auch der Hund von den Nordamericanern als Lastthier benutzt. Die Indianer von Portfrançais haben Hunde, das einzige Thier, mit dem sie in Frieden leben. Es sind kleine Schäferhunde; sie sind wild, bellen fast nie und in jeder Hütte sind 3 bis 4 derselben (Lapérouse II. 198.). Bei den Mönnitari sah Prinz Neuwied die Hundeschleifen (Travail oder Trawage), Gestelle, die auf dem Rücken der Thiere befestigt werden und hinten nachschleifen; auf diesen wird das Gepäck mit Riemen befestigt (N. I. 410.). Auch die Assiniboins haben solche Schleifen (ib. 444.).

Endlich finden wir auch bei den nördlichen Americanern die Schlitten und die Schneeschuhe. Die Schlitten sind 8 bis 10 Fuß lang und sehr schmal. Sie bestehen aus zwei oder drei ebenen, vorn aufwärts gekrümmten Bretern, die mit Querleisten verbunden sind. Sie sind so dünn, daß sie sich mit einer schweren Fracht nach den Unebenheiten des Bodens biegen, über den sie hingleiten, die Fracht wird um die Ränder herum mit Schnüren befestigt. Die Hunde werden durch einen besonderen Treiber in Ordnung gehalten (Franklin Reise I. 108.). Die Kinder der Mandans fertigen sich Ruschelschlitten aus einem ausgehölten Bret oder aus dem Rückgrate eines Bison, woran einige Rippen stehen gelassen sind (Prinz Neuwied II. 307.).

Im Norden hat man auch Schneeschuhe. Der Schneeschuh wird aus zwei leichten hölzernen Stäben gefertigt, welche an ihren Enden vereinigt und durch Querhölzer auseinander gebogen sind. Die Seitenstäbe werden zuvor über einen Rahmen und zwar so am Feuer getrocknet, daß das Vordertheil des Schuhes wie ein Boot aufwärts gekrümmt ist und das Hintertheil sich in eine scharfe Kante verläuft. Der zwischen den Stäben befindliche Raum ist durch ein feines Netz von Riemen ausgefüllt und nur der Theil hinter dem Hauptstabe, in

welchen der Fuß gesetzt wird, mit einem dichten, starken Netze versehen. An dem letzteren wird der Fuß durch Riemen befestigt, welche um die Hacke gehen, aber nur die Zehen festhalten, so daß sich die Hacke nach jedem Schritte erhebt und das Hintertheil des Schuhes auf dem Schnee nachgezogen wird. Zwischen dem Hauptstabe und dem nächsten nach vorn ist eine kleine Lücke gelassen, damit sich die Zehen beim Aufheben der Hacke ein wenig niederbeugen können und an den Spitzen keine Reibung erleiden. Die Länge des Schneeschuhes beträgt 4 bis 6 Fuß und dessen Breite 1½ bis 1¾, je nach der Größe desjenigen, der ihn trägt. Die Bewegung beim Gehen ist durchaus natürlich, denn der eine Schuh ruht auf dem Schnee, während der Rand des andern über denselben weggleitet. Es gehört einige Geschicklichkeit dazu, sich derselben zwischen Büschen zu bedienen, ohne häufig hinzustürzen, und wenn dieß geschehen ist, ohne fremde Hülfe aufzustehen. Jeder Schuh wiegt, wenn er nicht mit Schnee beschwert ist etwa zwei Pfund. Die Schneeschuhe der nördlichen Indianer weichen von denen der südlichern darin ab, daß sie sich mehr nach Außen krümmen, woraus der Vortheil entspringt, daß beim Aufheben des Fußes durch das Niedersinken der schwersten Seite der Schnee abgeworfen wird. Wie sehr auch die Europäer den Indianern an Kunstfleiß überlegen sind, so haben sie dennoch an diesem nützlichen Geräth keine Verbesserung anbringen können (Hood bei Franklin Reise I. 107. f.).

Ehestand und Familienleben.

Wir sahen bisher das Weib, den schwächern Theil, als den dienenden, den Mann als den herrschenden und finden dieselbe Erscheinung auf dieser und den folgenden Stufen der Cultur, so wie bei allen Völkern der passiven Menschenart. Bei allen americanischen Völkern ist der Mann der Herr, der die Pflicht hat, für Herbeischaffung der Nahrungsmittel zu sorgen, die Frau aber seine Dienerin, der die Bereitung der Nahrung, die Anfertigung der dazu nöthigen Geräthe, so wie der Kleidung u. s. w. obliegt. Bei allen americanischen Völkern hält sich der Mann so viele Frauen, als er ernähren kann.

Die Charruas nehmen sich ein Weib, sobald sie den Geschlechtstrieb in sich erwachen fühlen. Nie heirathet der Bruder die Schwester, obschon darüber keine Art von Gesetz vorhanden ist. Die Heirath wird wie ein Geschäft abgemacht und wie alles übrige, was sie vornehmen, mit kaltem Blut und großem Ernst. Der Bräutigam geht zu den Eltern derjenigen, welche er haben will und die niemals seine Hand ausschlagen wird. Von der Verheirathung an bildet der junge Mann einen besonderen Hausstand und sorgt für die Nahrungsmittel, denn vorher lebte er ohne etwas zu thun auf Kosten seiner Eltern; er geht weder mit in den Krieg noch in die Rathsversamm-

lungen. Die Männer haben oft mehrere Frauen, aber nie hat eine Frau mehrere Männer, wohl aber verlassen die Frauen den Mann, der mehrere hat, wenn ein unverheiratheter Mann sie haben will, denn die Ehescheidung ist ganz frei und willkührlich, doch ist eine Trennung selten, wenn Kinder vorhanden sind (Azara II. 20.).

Die Abiponer heirathen erst im gesetzten Alter und selten vor dem fünfundzwanzigsten Jahre, die Mädchen nicht vor dem neunzehnten oder zwanzigsten. Viele schätzen sogar ihre jungfräuliche Freiheit so hoch, daß sie nur aus Gehorsam gegen ihre Eltern und nicht aus Neigung in die Eheverbindung einwilligen, wie sie denn allesammt keusch und rein leben, und ihre Ehre mit aller Entschlossenheit vertheidigen. Unzucht und Ausschweifung sind bei den Abiponern unerhörte Laster. Spanierinnen, die von Abiponern gefangen jahrelang unter ihnen lebten, kehrten endlich unangetastet zu den Ihrigen zurück und versicherten sowohl im Beichtstuhle, als auch öffentlich, daß ihre Ehre nirgend besser als bei den Abiponern verwahrt wäre. Wenn ein Abiponer ein Mädchen heirathen will, so muß er zuerst mit den Eltern desselben über den Preis dafür einig werden. Dieser besteht meistens in vier und mehreren Pferden, Bündeln von Glaskorallen, Scheibchen von Schneckenschalen, bunten Stoffen oder Kleidern aus Wolle, einer Lanze mit Eisenklinge und andern dergleichen Dingen. Zuweilen haben jedoch die Mädchen solche Verhandlungen dadurch rückgängig gemacht, daß sie gar nicht davon reden hören wollten, viele entflohen in die Wälder und Gebüsche an den Seen, um dem Ehestande zu entweichen. Ist man jedoch endlich von allen Seiten einig, so wird die Braut in die Hütte ihres Gatten gebracht. Acht Mädchen halten dabei ein zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe, worunter die Braut mit niedergeschlagenen Augen traurig, still und schamhaft zwischen einer Menge Zuschauer einherschreitet. Nachdem sie von ihrem Manne freundlich empfangen und gegrüßt worden, wird sie von den Mädchen auf diese Art, wie sie angekommen, in die väterliche Wohnstätte zurückgebracht und nun trägt sie aus dieser in einem zweiten und dritten Zuge einen Kürbiß, die Töpfe, das zum Weben nöthige Geräth in das Zelt des Mannes. Von da kehrt sie aber allemal nach einer kurzen Unterredung wieder zu den Eltern zurück, so daß auch der Mann, um zu schlafen und zu essen, dahin gehen muß. Erst nachdem die Eltern von der Rechtschaffenheit ihres Schwiegersohnes überzeugt sind, oft erst nachdem die Tochter Mutter geworden, gestatten sie dieser, ganz zu ihrem Manne zu gehen. Die Hochzeit wird zuweilen von den Männern durch ein Saufgelage gefeiert, zuweilen verkündet ein Knabe, der an der obersten Spitze des Zeltes sitzt, die Vermählung durch eine Trommel. Vielweiberei ist bei den Abiponern etwas seltenes; Männer, die mehrere Frauen haben, vertheilen diese in meilenweit von einander entlegene Wohnplätze, da sonst, wenn alle in einer Hütte beisammen sind, des Zankes und

Streites um die Herrschaft und die Gunst des Mannes kein Ende ist. Die Abiponer haben für diese Art Streit ein besonderes Wort „Nejetenta“. Das Band der Ehe ist bei den Abiponern nicht weniger lose als bei den Charruas und den übrigen Americanern; der Mann verstößt oft seine Frau aus bloßem Mißfallen und es bedarf durchaus keiner weiteren Angabe der Gründe, welche den Mann zu solchem Verfahren bestimmen. Reizt ihn eine schönere, so wird die erste Frau verstoßen, wenn sie auch noch so treu, fleißig und selbst Mutter gewesen. Zuweilen rächen freilich die Verwandten, wenn sie sich bei einem Trinkgelage berauscht haben, die angethane Schmach; zuweilen wird auch die Verstoßene sogleich wieder von einem anderen Manne zur Frau genommen. Wie die Charruas vermeiden auch die Abiponer die Heirath zwischen Blutsverwandten und halten diese für etwas Schändliches; eben so ist auch Ehebruch etwas verabscheutes und den Frauen erwächst keine Gefahr von den andern Männern. Die Männer sind übrigens außerodentlich eifersüchtig und würden Angriffe auf die Tugend ihrer Gattin auf das grausamste rächen (Dobrizhoffer II. 251 ff.).

Bei den Pehuenchen wird die Braut ebenfalls den Eltern abgekauft; der Liebhaber meldet sich beim Vater, der ihm einen Preis setzt, der im Verhältniß zum gegenseitigen Besitzthum von Pferden, Sattelzeug, silbernen Sporen, Zierrathen und Waffen besteht und Queguntun heißt, oder in Kühen und Schafen erlegt und Mavatun genannt wird. Zeigt sich der junge Mann geneigt, den Preis zu zahlen, so gilt es nicht für einen niedrigen Treubruch, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier so hoch zu treiben sucht, als er nur irgend kann. Allein mit Befriedigung der Eltern ist der Handel noch nicht geschlossen, denn jeder Verwandte des Mädchens muß im Verhältniß seines Verwandtschaftsgrades ein Geschenk erhalten; Festlichkeiten oder irgend eine Art von bürgerlichen oder religiösen Ceremonien sind bei der Hochzeit nicht im Brauche. Der Ehemann hat das Recht, seine Frau zu verstoßen, oder die Frau verläßt den Mann. Will er sie dann nicht wieder annehmen, so sind die Eltern verbunden, den Kaufpreis zurückzuerstatten und sie erhalten die Enkel, die kein getrennter Mann behalten kann. Außerdem muß der Mann die Eltern seiner Frau unterstützen, wenn sie es verlangen, und bei den Araucanen müssen die Eltern ein bedeutendes Geschenk erhalten, wenn die Frau stirbt. Uebrigens bemerkt man keine Zärtlichkeit gegen die Frauen bei den stolzen Männern, die dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben fürchten würden (Pöppig Reise I. 384.).

Die Arowaken bestimmen ihren Töchtern schon im Voraus einen Mann. Will etwa Jemand für seine Tochter einen solchen haben, so läßt er demjenigen, den er dazu ausersehen, bei einem Besuch durch seine Tochter Essen vorsetzen; wird dieses von ihm angenommen, so ist auch die Heirath geschlossen; läßt er dasselbe aber ste-

hen und bringt Entschuldigungen vor, so weiß der Vater, woran er ist. Dieß kommt jedoch selten vor, da der Vater sich vorher immer genau erkundigt, ob der Freier Neigung zu der Person habe. Der Mann hat zwar keinen bestimmten Preis für eine Frau an deren Vater zu zahlen, allein er ist verbunden, denselben auf Reisen und in Geschäften zu unterstützen. Ist nun das Mädchen noch klein, daß der Bräutigam auf ihre Mannbarkeit einige Jahre warten muß, so nimmt er einstweilen eine andere, etwa eine Wittwe, die ihm auch mehrentheils von seinem Schwiegervater angerathen oder gegeben wird, wenn er in seiner Familie eine dazu taugliche Person hat. Ist dann das Kind mannbar, so wird dasselbe die eigentliche Frau und die Stellvertreterin bleibt als Magd bei ihr. Die Heirath wird dadurch vollzogen, daß die Mutter die Hängematte des Bräutigams neben die ihrer Tochter aufbindet. Wird eine Frau Wittwe, so ist das erste, daß ihr von den Anverwandten des Mannes der Kopf geschoren wird, und ehe das Haar seine gehörige Länge hat, darf sie nicht wieder heirathen. Ueberhaupt hängt eine zweite Heirath nicht von dem Willen der Wittwe ab, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht sie zu heirathen, und sie wird dann oft die zweite oder dritte Frau desselben, wenn er sie nicht mit Jemand anderem verheirathen will, der sie ihm abkaufen muß, etwa für eine Flinte, einen Kahn oder eine eiserne Cossabiplatte. Heirathet sie Jemand ohne die Einwilligung des rechtmäßigen Erben, so entstehen daraus oft die blutigsten Fehden. Ein Schwiegersohn darf niemals das Angesicht seiner Schwiegermutter sehen; ist sie bei ihm im Hause, so wird eine Scheidewand gemacht; reiset sie mit ihm in einem Kahn, so steigt sie zuerst hinein, damit sie ihm den Rücken zukehren kann (Quandt S. 247.). Aehnliches findet sich auch bei den Caraiben (Davies S. 332 ff.).

Bei den Brasilianern konnten sich Verwandte heirathen, und es war nur die eigene Mutter, die eigene Schwester und die eigene Tochter ausgenommen. Hochzeitfeierlichkeiten gab es nicht; ein Mann konnte mehrere Frauen haben, unter denen auch keine Eifersucht bemerkt wurde. Ehebruch war selten und die Schuldige ward getödtet oder verstoßen. Der Vater aber hatte das Recht, seine unverheiratheten Töchter dem ersten besten Gaste anzubieten (Lery 262.)

Bei den Völkern am Orinocco findet sich ebenfalls die Ehe, die überaus eifersüchtig aufrecht erhalten wird. Wie bei den Arowaken in Surinam geht die Heirath ohne große Umstände vor sich, und wie bei diesen zieht nicht die Braut zum Manne, sondern der Bräutigam zieht zur Braut und tritt bei deren Vater als Sohn und Gefährte ein (Gilij storia amer. II. 240.). Auflösung der Ehe ist sehr gewöhnlich und geht meist von den Männern aus, doch dauert, namentlich wenn Kinder vorhanden sind, die Ehe lange Zeit. Beispiele zärtlicher Gattenliebe kommen vor. Die Vielweiberei ist allgemein.

Die Tamanachen haben stets zwei Weiber. Bei den Caraiben fand man häufig fünf Frauen (Gilij a. a. O.).

Bei den Nordamericanern ist es im Wesentlichen nicht anders; die Ehe wird nicht auf Lebenszeit geschlossen, beide Theile sind darüber einverstanden, daß sie nicht länger beisammen bleiben werden, als sie sich gefallen. Dem Manne steht volle Freiheit zu, seine Frau zu verstoßen und der Frau davonzugehen. Der Indianer nimmt seine Frau gleichsam auf Probe, doch mit dem stillen Vorsatze, sie nicht zu verlassen, so lange sie sich gut beträgt und vorzüglich nicht, wenn er Kinder von ihr hat. Die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles mögliche, dem Manne zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallensteller ist, der sie durch seine Geschicklichkeit zu ernähren, durch seinen Muth zu schützen vermag. Beim Antritt der Ehe erbaut der Mann eine Hütte, sorgt für Aerte, Hacken, Schüsseln, Kessel, Kahn und das nöthige Geräth und Geschirr. Die Frau bringt gewöhnlich dem Manne ein Paar Kessel und andere Geräthe mit. Bei Neuverbundenen giebt sich der Mann, ohne jedoch durch ein einziges Wort seine Liebe zu äußern, alle Mühe seiner Frau zu gefallen und bringt möglichst viele Beweise seiner Geschicklichkeit in der Jagd; bei Tages Anbruch geht er mit der Flinte davon und erscheint zum Frühstück mit einem Hirsch, wälschen Hahn oder sonst einem Stücke Wild. Die Frau hat die Bereitung der Nahrung über sich, sie schafft Brennholz, das reife Korn und dergl. herbei. Die Männer freuen sich, wenn ihre Frau hübsch geputzt einhergeht und den kranken und schwangern Frauen schafft der Mann jede Speise, zu welcher sie Lust hat, um jeden Preis herbei. Ein Indianer ging 40 bis 60 Meilen weit, um seiner Frau eine Schüssel Kranichbeeren zu verschaffen, ein anderer holte 100 Meilen weit Wälschkorn herbei. Ein Mann, der seine Frau gut behandelt, wird sehr geachtet und man sagt von ihm: dieser Mann hat seine Frau wirklich lieb. Selten läßt sich ein Mann herab, mit seiner Frau zu zanken oder sie zu schimpfen, wenn er auch Ursache hätte. In solchen Fällen nimmt er seine Waffen, geht in den Wald und bleibt dort eine oder zwei Wochen, ohne ihr vorherzusagen, wann er wieder kommen wird. Sie geräth dadurch in einen Zustand der Ungewißheit und wird auch bei den andern Frauen als ein zanksüchtiges Weib bekannt. — Die Heirath*) wird in der Regel durch die beiderseitigen Eltern unterhandelt; die Mutter des Bräutigams macht gewöhnlich den Anfang, sie bringt eine Wildkeule oder dergl. ins Brauthaus, wobei sie bemerkt, daß ihr Sohn dieß erlegt habe. Die Mutter der Braut bringt nun, wenn ihr die Heirath angenehm ist, eine Schüssel Essen, was die Tochter erworben und bereitet, etwa Bohnen, Korn

*) Ich theile gegen den Schluß des Bandes eine americanische Heirathsgeschichte mit, wie sie Crevecoeur von einem Eingebornen vernahm.

und dergl. zum Bräutigam; haben die jungen Leute erklärt, daß das Gebrachte gut sey, so ist die Heirath in Richtigkeit. Beide Theile fahren fort sich zu beschenken und beschenken auch die Eltern mit Kleidungsstücken, und die Kinder werden mit dem nöthigen Geräthe versehen. Junge Männer, die keine Eltern haben, gehen zu dem Mädchen, ihre Braut, und sagen: wenn du es zufrieden bist, so will ich dich zur Frau nehmen, worauf sie, wenn sie einwilligt, entweder gleich mit geht oder zur verabredeten Zeit nachkommt. Oder der Indianer geht zur Dirne, legt seine beiden Zeigefinger dicht neben einander, „macht zwei aussehen wie eins", sie versteht es und antwortet gemeiniglich mit Ja. Bei den Chippewäern findet bei Gelegenheit der Heirath einige Feierlichkeit Statt. Ist die Sache vorläufig beredet, so kommt der Bräutigam, der sich durch ein Schwitzbad vorbereitet, zur Geliebten, setzt sich auf die Erde und raucht seine Pfeife. Während dem Rauchen wirft er beständig kleine Stückchen Holz, etwa einen Zoll lang, eines nach dem andern bis auf hundert nach ihr. So viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, so viel Geschenke muß der junge Mann dem Vater geben. Der junge Krieger giebt sodann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet, darauf wird unter Absingung der Kriegslieder getanzt. Ist dieß vorüber und hat der Bräutigam seine Geschenke abgeliefert, auch dergleichen von den Verwandten der Braut empfangen, so bedeckt der Vater das Brautpaar mit einer Bieberdecke und giebt ihnen eine neue Flinte und einen Kahn von Birkenrinde. Bei den Nadowessiern diente der Bräutigam bei dem Vater der Braut ein Jahr lang als Knecht, im Fall er noch nicht verheirathet war. Hat sich nun der Vater von der Tüchtigkeit des jungen Mannes überzeugt, so führt er das Brautpaar zu einem freien Platz in der Mitte des Lagers, wo die Häuptlinge und ersten Krieger schon versammelt sind. Der erste Häuptling macht öffentlich die Absicht der jungen Leute bekannt, nennt ihre Namen und fragt, sie ob sie ihre Vereinigung wünschen. Ist dieß auf vernehmliche Weise geschehen, so schießen die Krieger ihre Pfeile über ihren Köpfen hin und der Häuptling erklärt sie für Mann und Frau. Der Bräutigam nimmt nun seine Braut auf den Rücken und trägt sie unter lautem Zuruf der Versammlung in sein Zelt, worauf dann der junge Mann ein möglichst stattliches Mal bereitet. Bei andern Nordamericanern wurden Braut und Bräutigam auf eine Matte in der väterlichen Hütte gestellt, ein Stab von ihnen gehalten und dieser in so viel Stücken zerbrochen, als Zeugen zugegen waren. Ein jeder derselben nahm eines der Bruchstücke an sich (Heckewelder nach Long und Carver S. 246 bis 269.). Die Kaljuschen haben eine besondere Vorbereitung der Mädchen zum Brautstande. Wenn man bei einem jungen Mädchen die ersten Zeichen der Mannbarkeit bemerkt, so läßt man sie in einer kleinen Hütte von Eltern und Bekannten abgesondert wohnen. Man giebt ihm alsdann in zwei Ta-

gen gar nichts und in den folgenden nur sehr wenig zu essen und mäßig zu trinken. Das Getränk — Wasser — muß sie durch den Flügelknochen eines weißköpfigen Adlers schlürfen und darf nie mehr als drei Züge thun. Denn je weniger ein Mädchen in dieser Zeit trinkt, je länger sie eine strenge Enthaltsamkeit fortsetzt und je mehr sie sich häuslich beschäftigt, um desto größer wird in der Folge die wechselseitige Anhänglichkeit in der Ehe seyn. Oft lebt ein solches Mädchen ein ganzes Jahr lang eingezogen, einsam und ohne Gespielen und erwirbt sich in der Folge die Liebe ihres Mannes durch angewöhnte Häuslichkeit. Gewöhnlich hat der Kaljusche nur eine Frau, und nur wenige sehr wohlhabende Oberhäupter halten sich zwei, eine alte und eine junge. Sittlichkeit, Schamhaftigkeit, Anhänglichkeit und eheliche Treue charakterisiren im Allgemeinen das weibliche Geschlecht dieser Nation und unterscheiden sie wesentlich von den aleutischen Nachbarn. So lange eine Frau fähig ist Kinder zu gebähren, sondert sie sich jeden Monat auf einige Tage in einer besondern Hütte ab und gilt dann als untüchtig für die häuslichen Geschäfte (Langsdorff II. 114 f.).

Auch bei den Nordamericanern ist die Vielweiberei gestattet und es ist sehr gewöhnlich, daß ein Mann zwei oder sämmtliche Schwestern aus einer und derselben Familie heirathet. Die jüngeren und die kinderlosen Frauen sind sodann den älteren unterthänig und gehorsam. Das gemeinsame Bestreben, dem Manne sich gefällig zu machen und die Hoffnung Mutter zu werden erhält alle in Einigkeit und Heiterkeit. Je mehr aber ein Indianer Frauen hat, desto größere Achtung genießt er, denn er gilt für einen besonders geschickten und gewandten Jäger (Heckewelder nach Lony 268.). Bei den Kuistenos lebt, wie bei den Völkern am Orinocco, der junge Mann bei seinem Schwiegervater, der ihn jedoch bis zur Geburt des ersten Kindes ziemlich als Fremdling behandelt (Mackenzie 167.).

Wie bei den Südamericanern so sind auch bei den Nordamericanern die Männer überaus eifersüchtig, und die Untreue wird an den Frauen durch Prügel oder durch Verstoßung und Fortjagen bestraft. Oft wird ihnen auch die Nase zum bleibenden Zeichen ihrer Schmach abgebissen (Heckewelder S. 268.), was namentlich von den Nadowessiern gemeldet wird (Carver S. 375.). Die Schwarzfüßer, die oft sechs bis acht Weiber nehmen, bestrafen den Ehebruch ebenfalls mit Abschneiden der Nase und der Haare und mit Verstoßung. Eine so bestrafte Frau findet keinen andern Mann und arbeitet dann gewöhnlich um Lohn oder für den Lebensunterhalt in andern Zelten, wartet die Kinder und dergl. Man hat Beispiele, daß der Ehemann die Untreue der Frau mit dem Tode bestrafte und ihrem Liebhaber Pferde und andere werthvolle Dinge wegnahm, was dieser ruhig geschehen lassen mußte (Prinz Neuwied I. 571.). Bei den Crih-Indianern, die mit den Europäern in längerem Verkehre stehen, ist Ehe-

bruch ein nicht seltenes Laster, was der Mann am Weibe durch eine derbe Tracht Prügel sofort bestraft. Der beleidigte Ehemann wagt aber nicht eher den Verbrecher zu Rede zu stellen, als bis sie sich einmal zusammen im Fort betrunken; es entsteht dann eine Balgerei, die gewöhnlich mit einem Paar Händen voll Haare endigt. Ehrliebende Männer rächen sich jedoch oft bei nüchternem Muthe, sie gehen mit der größten Gelassenheit zum Verbrecher, ergreifen dessen Gewehr oder irgend einen anderen werthvollen Gegenstand und zertrümmern denselben vor den Augen des Besitzers, der ruhig zuschaut (Franklin I. 71.).

Sehr seltsam steht der Strenge der Ehe der Gebrauch gegenüber, daß die Indianer dem Fremden nicht allein ihre Töchter, sondern auch ihre Frauen darbieten. So fand Carver bei den Killistinos den Gebrauch, daß Häuptlinge und Andere den Europäern ihre Frauen zur Gesellschaft anboten und es ward versichert, daß dieses Anbieten vor der Ankunft der Europäer eine Pflicht der Höflichkeit gewesen wäre. Eben so war es gebräuchlich, daß junge Krieger Nachts in die Wohnungen einstiegen und mit einem Licht, das sie sorgfältig mit der hohlen Hand verdeckten, aus Lager der Geliebten traten; wenn sie es ausblies, wurden sie angenommen. Ueberhaupt darf eine Indianerin vor der Verheirathung allen ihren Trieben folgen. Eine Frau unter den Nadowessiern wurde mit besonderer Achtung behandelt, weil sie in jüngern Jahren ein Reißfest gegeben hatte, wobei 40 der vorzüglichsten Krieger eingeladen waren, denen sie in ihrem Zelte Reiß und Wildbrät vorsetzte und während des Schmauses hinter einem Schirme nach und nach allen noch einen andern Genuß darbot (Carver bei Heckewelder 268 f.). Etwas ähnliches meldet Eschwege (Journal v. Brasilien I. 97.) von brasilianischen Indianern, welche alle Jahre ein Trinkfest feiern, zu dessen besonderer Würze für die Helden eine unverheirathete, allen bestimmte Schöne durch das Loos erwählt wird. Außerdem werden wir bei Betrachtung des religiösen Zustandes der Nordamericaner und zwar gewissermaßen als Opfer eine ähnliche seltsame Sitte finden.

Bei den Missouri-Indianern ist eine Hauptbeschäftigung der jungen Männer, bei den Mädchen und Frauen ihr Glück zu versuchen, und dieß füllt außer dem Putze den größten Theil ihrer Zeit aus. Sie finden nicht viel spröde Schönheiten. Abends ziehen sie meistens bis spät in die Nacht in den Dörfern und in der Umgegend umher, oder von einem Dorfe zum andern. Dabei tragen sie Tropäen ihrer früheren Liebesabentheuer und erscheinen im besten Schmucke bei den Schönen. Die Anzahl der bereits besiegten Damen wird durch Bündel von geschälten, an der Spitze roth gemalten Weidenruthen angedeutet. Diese Stöcke hat man von zweierlei Art. Die meisten sind 2—3 Fuß lang, andere 5—6 Fuß. Die letzteren sind, da sie nur einzeln getragen werden, mit abwechselnd weißen und rothen Ringen

bemalt, welche die Zahl der Eroberungen angeben. Die andere oder kürzere Art dieser Stöcke ist nur an der Spitze roth gefärbt und hier zeigt jedes einzelne Rüthchen eine Heldenthat an, deren ganze Summe alsdann zu einem oft voluminösen Fascikel vereinigt wird. Diese Fasces dieser Art werden von den Stutzern bei ihren galanten Excursionen zur Schau umher getragen. Bei den Mandans sind diese Stöcke, welche Mih-Hiruschä-Kähkarusch genannt werden, einfach gemacht, bei den Mönnitarris hingegen befindet sich meist in der Mitte des Bündels noch ein längerer weit hervortretender Stock, der an seiner Spitze mit einem Busche von schwarzen Federn behängt ist. Die Federn zeigen die Favoritin an und die Stutzer sagen einer jeden, daß sie es sey, für welche die Fahne aufgepflanzt worden (Atlas XXI. 6.). Hatten diese Leute mit einer Person vertrauten Umgang, welche die weiße Bisonrobe trug, so wird ein Stückchen solchen Fells oben am Stock angebracht; hat sie aber eine rothe wollene oder Bisonrobe getragen, so befestigt man am Stocke ein rothes Tuchläppchen (Prinz Neuwied II. 131.).

Eine seltsame Erscheinung, die sich unter allen nordamericanischen Indianerstämmen findet und der wir auch bei Polarnationen begegnen, sind die Mannweiber (Bardaches der Canadier, Mihdäcka der Mandans). Sie kleiden sich wie Weiber, verrichten alle Geschäfte der letzteren und werden von den jungen Männern förmlich wie Weiber behandelt. Diese Geschöpfe geben meist vor, ein Traum oder eine höhere Eingebung habe ihnen diesen Stand zu ihrem Heil empfohlen und nichts kann sie dann von ihrem Vorhaben abbringen. Es haben manche Väter ihre Söhne mit Gewalt von diesem Vorhaben abzubringen gesucht, ihnen schöne Waffen gegeben u. s. w., vergebens haben sie selbst Strenge angewendet. Einst wollte man ein solches Mannweib zwingen, seinen Stand aufzugeben. Ein ausgezeichneter Krieger bedrohete dasselbe, es kam zu heftigem Streite, in dessen Folge das Geschöpf erschossen wurde; allein man fand an Statt des Leichnams einen Haufen Steine, in welchem der tödtliche Pfeil steckte. Seitdem mischt sich Niemand in derartige Angelegenheiten (Prinz Neuwied II. 132.). Der Süden von America bietet seit den Zeiten der ersten Entdeckung dieselben Erscheinungen dar (s. Pöppigs Artikel Indier in der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber II. Sect. Th. 17. S. 374., und Jac. le Moyne Indorum Floridam inhab. eicones ed Th. de Bry. S. XVII., wo sie in der Abbildung mit langem Haar als Lastträger erscheinen).

Die Geburten gehen bei allen Americanern gar leicht von Statten; trotz dem nun, daß namentlich die nördlichen Indianerinnen sehr verliebter Natur und nicht unfruchtbar sind, ist die Anzahl der Kinder nicht bedeutend. Eine seltsame Sitte herrscht bei den Südamericanern, wo der Mann nach der Geburt der Frau eine Art Fasten halten muß. Sobald die Frau ein Kind zur Welt gebracht hat, legt

sich der Mann in das Bett, läßt sich, damit ihm kein kühles Lüftchen schade, mit Binsendecken und Häuten umzäunen, fastet und enthält sich einige Tage gewisser Speisen und Getränke, auch erscheint er binnen dieser Zeit nicht öffentlich und scheint aus der Reihe der Lebendigen verschwunden. Die Abiponer meinen, daß die Ruhe und Mäßigkeit des Mannes dem neugebornen Kinde sehr zuträglich sey und daß jede Ungemächlichkeit des Vaters einen nachtheiligen Einfluß auf dasselbe habe; stirbt es, so schieben alle Weiber die Schuld auf den Vater und weisen ihm nach, daß er Meth getrunken, zu viel Wasserschwein gegessen, seine langen Augenbraunen auszuraufen versäumt hat, daß er beim Reiten sich bis zum Schweiß ermüdet, bei rauhem Wetter durch den Fluß geschwommen sey. Die Weiberschaar schmäht und verflucht ihn ordentlich (Dobritzhoffer II. 273.). Bei den Arowaken ist es nicht anders; der Mann darf in der ersten Zeit nach der Geburt keinen Baum fällen, keine Flinte losschießen, kein großes Wild jagen; er darf nur in der Nähe kleine Vögel mit Bogen schießen, kleine Fische angeln, und da ihm nun die Zeit lang wird, so ist ihm das bequemste, in der Hängematte zu faullenzen. Die Frau sitzt auf dem Boden im Sande, um ihre Hängematte nicht zu verunreinigen (Quandt 252.). Eben so ist es bei den Caraiben (Davies 337. Bryan Edwards I. 59.).

Bei den südlichen wie bei den nördlichen Americanern kommt es oft vor, daß die Mutter ihr neugeborenes Kind tödtet. Von den Guanas erzählt Azara (II. 93.), daß die Mütter den größten Theil ihrer Töchter gleich nach der Geburt tödten, indem sie dieselben lebendig begraben; dieß sollen sie thun, um das weibliche Geschlecht nicht zu zahlreich werden zu lassen, dadurch aber demselben ein besseres Loos zu sichern. In der That sollen auch die Frauen bei den Guanas ein besseres Geschick haben als bei den andern Indianern, wo sie minder selten oder gar zahlreicher als die Männer sind. Die Mädchen heirathen mit dem 9. Jahre und machen einen förmlichen Ehevertrag über die gegenseitigen Leistungen. Die Guanas sind eine zahlreiche, schon Ackerbau treibende Nation. Ein gleiches gilt von den Mbayas (Azara II. 115.), nur mit dem Unterschiede, daß diese auch männliche Kinder tödten und nur das muthmaslich letzte am Leben lassen. Den Untergang der ehedem so zahlreichen Nation der Guaicurus schreibt Azara (II. 146.), der von ihnen nur noch einen fand, dem eben erwähnten Gebrauche zu. Eben so ist es bei den Lenguas (Azara II. 152.). Auch bei den Abiponern ist der Kindermord ziemlich gewöhnlich; da die Abiponerinnen ihre Kinder sehr lange, oft drei Jahre säugen und während der Zeit sich des Umganges mit dem Manne enthalten, dieser aber dann nach einer andern Frau sich umsieht, so tödten viele gleich nach der Geburt ihr Kind und sind des langwierigen Säugens enthoben, der Wünsche ihres Mannes bald gewärtig, mithin der Gefahr, eine Nebenfrau dulden zu müssen oder gar ver-

stoßen zu werden, bei weitem weniger ausgesetzt (Dobrizhoffer II. 261.). Unter den nördlichen Indianern dagegen ist diese Sitte minder häufig, und ich finde nur die Knisteneos namentlich erwähnt. Die Frauen haben bei dieser Nation ein sehr hartes Loos und ihr Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Müh und Arbeit. Sie ermorden daher zuweilen ihre Töchter, um ihnen das Elend dieses Lebens zu ersparen. Theils aus Haß gegen den Vater, theils um sich die Mühe des Säugens und der Erziehung zu ersparen, treiben sie durch gewisse einfache Mittel die Frucht ab und wiederholen diese unnatürliche Handlung ohne Schaden für ihre Gesundheit (Mackenzie 108.)*).

Bei der Geburt des Kindes, wobei in der Regel die Frau fremder Hülfe nicht bedarf**), finden mancherlei Feierlichkeiten Statt. Die Abiponer lassen wenige Stunden nach der Geburt einen Zauberer kommen, der dem Kinde, sey es nun Knabe oder Mädchen, am Vorderhaupte einige Haare abschneidet, worauf der Zauberer ein Geschenk bekommen muß (Dobrizhoffer II. 276.). Wird aber dem Häuptlinge eines Abiponerstammes ein männlicher Erbe geboren, so läuft die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand unter fröhlichem Rufe zur Hütte des Neugebornen und hüpft daherum, Dach und Wände mit den Zweigen klopfend. Das stärkste Weib unter allen ist mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden bis an die Waden bedeckt, daher heißt sie die Spinne. Sie läuft mit den Mädchen durch alle Hütten, peitscht alle Männer, die sie in der Wohnung antrifft, mit einer aus Ochsenleder gefertigten Keule und jagt sie ins Freie, wo sie von den Mädchen mit den Palmzweigen empfangen werden. Unter lautem Gelächter wird so der erste Tag beschlossen. An den nächstfolgenden theilen sich die Mädchen in kleine Schaaren ab und ringen öffentlich eine mit der andern, indessen nur mit den Armen. Die Knaben thun dasselbe an einem andern Orte. Am dritten Tage läßt man die Knaben auf der einen und die Mädchen auf der andern Seite tanzen. Eines reicht dem anderen die Hand und sie bilden so einen Kreis; während nun eine Alte die Kürbisklapper schüttelt, dreht sich der Kreis mit größter Geschwindigkeit; sie ruhen zuweilen unter Scherz und Lachen aus.

*) Hierher gehört auch die von Capitain Franklin (R. I. S. 187.) aus Dr. Richardsons Tagebuche mitgetheilte Geschichte von einem Chipewäer, der, nachdem seine Frau gestorben, deren dreitägiges Kind an die Brust legte und säugte.

**) Die Frauen dürfen nicht im Hause gebähren, weil dadurch die Pfeile verdorben werden und nicht mehr treffen. Die Weiber gehen dann unter einen Baum in den Wald, etliche alte Weiber binden die Gebährende mit Stricken unter den Armen, hängen sie an einem Baume auf und plagen sie so lange, bis die Geburt vorüber. Dann schleicht die Frau an einen Bach und wäscht sich und geht dann wieder an ihre Arbeit. Hat eine Frau in einer Hütte gebohren, so wird diese niedergebrannt und eine andere gebaut (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 202.).

Am vierten Tage läuft die Spinne, von allen Mädchen begleitet, den ganzen Flecken hindurch und fordert in jeder Wohnung die, welche sie darin für die stärkste ansieht, auf, mit ihr auf öffentlichem Platze zu ringen. Sie werfen sich zur Belustigung der versammelten Menge gegenseitig zu Boden. Die übrigen Tage werden entweder in gleicher Weise zugebracht, oder die Männer schwelgen fröhlich bei einem öffentlichen Trinkgelage unter abwechselnden Gesängen oder dem Lärmen der Trommeln (Dobritzhoffer Abiponer II. 277.).

Die Americanerinnen säugen allesammt ihre Kinder selbst und meist mehrere Jahre lang, bis das nächste wieder da ist und dann übernimmt die Großmutter, wenn eine vorhanden ist, dieses Geschäft noch einige Zeit. Sie suchen daher auch die Milch in ihren Brüsten zu erhalten und tragen kein Bedenken, jung eingefange Affen, junge Schweine an sich saugen zu lassen. Dieß meldet wenigstens Quandt (S. 253.) von den Arowakenweibern. Die Kinder werden nackt in eine kleine Hängematte oder auf ein Lager von Bananenblättern in einen Winkel der Hütte gelegt (Davies 338.).

Die nordamericanischen Frauen legen ihre Kinder in besondere Gestelle, in welchen sie dieselben mit sich herumtragen können. Gleich nach der Geburt und nachdem die Mutter sich gewaschen hat, taucht sie auch ihr Kind ein und wickelt dasselbe in eine kleine wollene Decke. Dann wird es auf ein mit trockenem Moose bedecktes Bret gebunden, welches oben am Kopfende einen Reifen hat, damit das Kind sich nicht verletzen kann. Im Winter wird das Kleine in Häute und Decken zugleich eingewickelt, im Sommer wird Gaze zum Schutz gegen die Mücken über dasselbe gedeckt; die Mutter trägt das Kind an einem um die Stirn gehenden Tragriemen immer bei sich (Heckewelder 155.). Die Dacotas binden ihre Kinder mit breiten ledernen Binden an ein verziertes Bret, wovon die eine Binde über den Kopf, die andere über die Mitte des Körpers gelegt wird. Diese Lederbinden sind vorzüglich nett und künstlich gearbeitet, z. B. gänzlich mit einem Grunde von milchweißen Stachelschweinkielen bedeckt, auf welchem zinnoberrothe Figuren von Menschen und schwarze von Hunden höchst zierlich eingestickt waren und dergleichen Muster von verschiedener Art, alle von den lebhaftesten, höchst wohlgewählten Farben (Neuwied I. 355.). Bei den Assiniboins sah Prinz Neuwied ein Kind in einer Ledertasche aufgehängt. Diese Taschen sind so groß, daß nur der Kopf des Kleinen hervortritt, sie vertreten die Stelle der Wiegen. Die Tasche war sehr zierlich gearbeitet, an ihrer Ober- oder Rückseite mit zwei bunten Längstreifen von bunten Stachelschweinstacheln und mehreren allerliebsten Rosetten, auch langen verzierten Schnüren versehen und enthielt inwendig Pelz (ib. I. 462.). Bei den Crih-Indianern bemerkte Franklin ähnliches. Das Kind, dessen untere Extremitäten in weiches Sphagnum oder Sumpfmoos gehüllt sind, wird in einen Beutel gesteckt und im Zelte oder an einem Baumzweige aufgehan-

gen, ohne daß es im Geringsten Gefahr läuft, heraus zu fallen, denn das Band macht vor der Stirn ein Kreuz und die Hände bleiben vollkommen frei. Auf Reisen hängt die Mutter den Beutel über den Rücken. Er gehört zum niedlichsten Hausgeräth und ist mit Glasperlen und Stückchen Scharlachtuch geziert. Das Moos, in welches das Kind gehüllt ist, bildet ein weiches elastisches Bett, welches die Feuchtigkeit sehr begierig auffaugt, und gewährt gegen die strengste Winterkälte einen so wirksamen Schutz, daß Tuch dessen Stelle nur unvollkommen ersetzen würde. Die Mütter tragen jederzeit im Herbst einen gehörigen Vorrath davon ein. Sollte es ihnen jedoch im Winter daran fehlen, so nehmen sie Statt dessen die weiche Wolle des Kolbenschilfs, die Spähne von vermodertem Holze oder selbst Federn, die jedoch das Moos nur unvollkommen ersetzen (Franklin Reise I. S. 90.).

Den Namen erhält bei den Caraiben das Kind nicht eher, als zwölf bis fünfzehn Tage nach der Geburt; es wird dann durch einen Mann und eine Frau benannt, welche Löcher in die Ohren, Unterlippe und die Nasenscheidewand machen und einen Faden hindurchziehen. Oft wird auch die Vollziehung dieser Durchbohrung bis auf spätere Zeit aufgeschoben, wenn das Kind zu schwächlich scheint. Viele Namen sind Wiederholungen der ihrer Voreltern oder Benennungen von Bäumen, wie Onliem baana Wildweinblatt; manche Kinder nennt man nach Ereignissen, die sich zu feiner Zeit zutrugen, nach fremden Personen, die anwesend waren u. s. w. Solcher Name wird nicht das ganze Leben hindurch beibehalten; sie wechseln ihn, wenn sie mannbar und in die Zahl der Krieger aufgenommen werden, oder wenn sie eine große Kriegsthat verrichtet haben (Davies 338.). Die Abiponer legen bei dem Tode eines Verwandten ihre alten Namen ab und nehmen neue an (Dobritzhoffer II. 362.). In Arauco bekommt das Kind seinen Namen erst, wenn es ein Jahr alt ist; es versammeln sich dann die Freunde, schneiden dem Kinde eine Locke ab und schenken ihm irgend etwas (Stevensons Tr. in S. Am. I. 394.).

Die Nordamericaner sind meist nach Thieren benannt, sie heißen z. B. Biber, Otter, Sonnenfisch, Tintenfisch, Klapperschlange, schwarze Schlange, Schildkröte u. s. w. Andere Namen sind persönlichen Eigenschaften entnommen, andere sind aus irgend einem Einfall entsprungen. Auch sie wechseln bei gewissen Veranlassungen die Namen, zumeist aber bei der Wehrhaftmachung. Ausgezeichnete Männer oder Leute, denen etwas besonderes begegnet ist, bekommen Namen, die sich auf diese Umstände oder Ereignisse beziehen. So hießen welche: der geliebte Liebhaber, der dem Liebe begegnet, ein anderer, der bei einem Ueberfall den Anbruch des Tages mit Ungeduld erwartet hatte, hieß: Laß es Tag werden; ein anderer, der eine große Tracht Wälschhühner heimgebracht, hieß Wälschhahnträger, einer hieß Lodderschuh, weil seine Schuh immer zerrissen waren. Der erste Krieger der Nadowessier

hieß Ottahtongoom lisheah, d. h. der große Vater der Schlange, ein anderer Häuptling ward Honahpawiatin, d. h. der schnelle Läufer über die Berge genannt. Sie benennen auch ihre weißen Nachbarn und Freunde, wie sie denn die Engländer Chauquaquock, Messermänner, nannten (Heckewelder S. 222.). Die Mönnitarris befolgen bei der Namengebung ihrer Kinder einen seltsamen Gebrauch. Der Vater geht auf die Bisonjagd und bringt viel Wildbrät mit zurück. Er beladet sich im Dorfe öfters mit 10 bis 12 großen Stücken Fleisch, unter deren Last er keucht und gebückt geht, oben darauf setzt er das Kind. In diesem Aufzuge geht er in die Hütte eines Medecine-Mannes, der den Namen geben soll und überreicht diesem das Fleisch als Geschenk (Prinz Neuwied II. 217.).

Die Kinder wachsen bei allen Americanern in großer Freiheit ungebunden auf; Gehorsam und Ehrerbietung wird von denselben nicht verlangt, dennoch sind sie anhänglich. Die Caraiben unterrichten ihre Knaben frühzeitig im Gebrauch des Bogens und der Pfeile, sie müssen sich oft ihre Speise von einem Baumzweige herunterschießen (Davies 340.). Die Abiponer unterrichten ihre Söhne im Reiten, Schwimmen und andern Leibesübungen, in dem Gebrauche der Waffen. Die Mädchen werden von ihren Müttern in den häuslichen Geschäften und Arbeiten sorgfältig unterrichtet und zur Arbeit und Ertragung des Ungemachs gewöhnt. Ungehorsame Kinder werden weder durch Schläge noch durch Worte bestraft. Der Cacike Alaykin kam immer in Gesellschaft seines Söhnchens, welches er auf seinem Schooße sitzen ließ und das den Vater auf alle Art beunruhigte, zupfte und schlug. Der Vater sagte dann: Zweifelst du noch, daß dieser Knabe einst ein unerschrockener Krieger und trefflicher Hauptmann seyn wird? Siehst du nicht, wie er nicht einmal mich fürchtet, der ich doch die Feinde vielmal schlug und einst allen Spaniern Schrecken einjagte? Dasselbe Kind warf auch seiner Mutter, wenn sie es rief, Beine, Hörner und was ihm sonst in die Hand kam, nach (Dobritzhoffer II. 268.). Auch bei den Mexicanern wachsen die Kinder wild und ohne sonderliche Pflege auf und liegen halbe Tage lang vom Ungeziefer geplagt in der Sonne. Sie beginnen dann auf allen Vieren geschwind wie ein Hund zu laufen, dann giebt man ihnen Bogen und Pfeil und sie zielen nach allem, was ihnen vorkommt. Bis ins zehnte Jahr laufen sie ganz nackend einher. Sie streifen in Schaaren umher und schießen ohne zu fehlen ihre Pfeile ohne Spitzen auf Hühner oder auf die an einen Kürbis gemalten Augen, Nase oder Mund. Die stete Bemühung der Eltern ist, den Kindern Muth zum Kriege einzuflößen. Nach Anwachs der Kräfte geben sie ihnen auch stärkere Waffen in die Hände (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 199.).

Nicht anders ist es in Nordamerica, worüber wir noch genauere Nachrichten haben. Man sucht die Kinder durch die Freiheit, der

man sie überläßt, zu selbständigen, ungebundenen Männern zu erziehen. Sagt die Mutter einem Knaben etwas, so schlägt er ihr ins Gesicht oder tritt mit dem Fuße nach ihr, ja zuweilen selbst nach dem Vater. Dieser senkt alsdann den Kopf und sagt: „Das wird einst ein tüchtiger Krieger werden.“ (Neuwied II. 129.). Die Eltern prägen den Kindern zuvörderst ein, wie sie ihr Daseyn einem großen, gütigen und wohlwollenden Geiste zu danken haben, der ihnen das Leben gegeben und für wichtige Entzwecke sie bestimmt hat; wie dieser ihnen ein fruchtbares, geräumiges Land mit Wildbrät aller Art zu ihrem Unterhalt reichlich versehen zugetheilt, ihnen auch durch einen seiner geringern Geister von oben herab Korn, Kürbisse, Bohnen und andere Gemüse zur Nahrung herabgesendet habe, und daß ihre Voraltern alle diese Wohlthaten mehrere Jahrhunderte lang genossen haben; daß man mithin alle diese Wohlthaten durch dankbare Verehrung anerkennen müsse. Diese und ähnliche Lehren werden den Kindern immer wiederholt und ihnen gesagt, daß man Diejenigen, welche über die Verehrung des großen Geistes etwas wissen, befragen und deßhalb verehren müsse. Dieß weckt bei den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten und ernstliches Verlangen, ihrem Rath und ihrem Beispiel zu folgen. Ihr jugendlicher Ehrgeiz wird erregt, wenn man ihnen sagt, daß sie mehr wären als alle übrigen Geschöpfe und Gewalt über sie haben sollten; man sagt ihnen, daß, wenn sie den Rath der bewunderten Jäger, Fallensteller und Krieger befolgen, sie eben solchen Ruhm, und den Ruhm eines weisen Mannes erhalten würden. Man prägt ihnen ferner ein, die Schwachen und Bejahrten zu ehren und ihnen stets zu Diensten zu seyn, damit auch sie im Alter gleiche Hülfe erhielten. Die Eltern lehren darauf den Unterschied von Gut und Böse, daß gute Handlungen dem großen Geiste gefallen, daß böse aber keinen Gewinn bringen. Dieser Unterricht geschieht nicht in einem gebieterischen, abschreckenden Tone, sondern auf die sanfteste, einnehmendste Weise; Drohungen und Züchtigungen und andere harte Zwangsmittel werden nie angewandt. Der Stolz des Kindes wird früh geweckt. Der Vater darf nur in Gegenwart seiner Kinder sagen: „Ich wünsche dieß ausgerichtet zu haben, ich will doch sehen, welches das gute Kind ist, das es thun will“, so werden die Kinder mit einander wetteifern den väterlichen Befehl auszuführen. Sieht ein Vater eine alte abgelebte Person vorbeiführen, so sagt er zu seinen Kindern: „Was für ein gutes Kind muß das sein, welches dem Alter so große Aufmerksamkeit beweiset.“ Und in gleicher Art handelt die ganze Gemeinde. Wenn ein Kind von seinem Vater mit einer Schüssel Essen zu einer bejahrten Person geschickt wird, so nennen Alle im Hause dasselbe einstimmig ein gutes Kind, sie fragen, wem es gehört und sagen: ei was hat der Vater für ein gutes Kind. So lobt man den Jüngling, wenn er sein erstes Stück Wild, Hirsch oder Bär erlegt hat. Auf solche Art wird die Jugend über alle wissenswerthe

Gegenstände unterrichtet. So lernen sie die Kunst des Jagens, Fallenstellens und der Kriegführung; die Mädchen lernen so die häuslichen Geschäfte. Die Knaben schießen mit dem Bogen nach Tauben, Eichhörnchen; ihr erster erlegter Hirsch veranlaßt eine Feierlichkeit, ist es ein Bock, so erhält ihn ein alter Mann, der damit seine alten Freunde bewirthet, ists eine Hirschkuh, so bekommt sie eine alte Frau zu gleichem Zwecke (Heckewelder S. 145 — 157.). Bei den Arikkaras und den Ojibuäs ist die Kinderzucht streng. Bei Letztern sieht man oft, wenn ein Knabe vor den ältern Personen vorbei durch den Cirkel der Erwachsenen geht, diesen bei dem Arme heranziehen und ihm eine tüchtige Lection ertheilen. Ist ein junger Mann träge und will nicht auf die Jagd gehen, so hat man gesehen, daß ihn der Vater eine Meile weit fortprügelte und ihn bedeutete, wenn er nun mit leeren Händen zurückkehre, so werde er noch härter bestraft werden. (Prinz Neuwied II. 240.). Prinz Neuwied sah, wie Blackfeet-Knaben nach einer Maus schossen, die ein anderer in der Hand hielt. (a. a. O. I. S. 98. Siehe auch Franklin R. I. 73.). Die Kinder des Mandans und Mönnitaris werfen gern mit einem zugespitzten Stückchen Hirschhorn, worinnen zwei Federn, wie an einem Pfeile stecken; sie haben auch eine Art Harfenspiel. (Prinz Neuwied II. 147.). So ist denn die Erziehung bei den Americanern eine ununterbrochene Vorübung des künftigen Berufes, bei welcher alle Kräfte des Leibes und der Seele zu gleicher Zeit ausgebildet werden.

Dieser Zustand der vollkommensten Ungebundenheit und Freiheit dauert fort, bis der Knabe unter die Zahl der Krieger aufgenommen wird. Bei den Guanas wird im Alter von 8 Jahren mit den Knaben eine seltsame Feierlichkeit vorgenommen; die Knaben gehen ganz früh Morgens ins Feld und kehren erst Abends nüchtern in feierlicher Weise heim. Hier werden sie von einigen alten Weibern gestochen und ihre Arme mit einem spitzigen Knochen durchbohrt. Die Knaben geben kein Zeichen des Schmerzes von sich und erhalten dann von ihrer Mutter zu essen (Azara II. 98.).

Eine grausamere Wehrhaftmachung findet bei den Mexicanern Statt. Der Knabe meldet sich zur Aufnahme unter die Krieger. Etliche alte Krieger nehmen ihn erst vor und geben Zeugniß, daß er etwas aushalten könne. Darauf macht der Häuptling die Probe an dem nackenden Knaben: er rauft ihn bei den Haaren, wirft ihn hin und her auf den Boden, stößt ihn mit Fäusten. Dieß ist die erste Prüfung. Sollte der Knabe dabei nur einen einzigen Seufzer ausstoßen, würde er als ein untauglicher verworfen und abgewiesen. Wenn er dazu lacht, sich frisch und munter zeigt und zu viel mehrerm sich erbietet, wird an ihm die zweite Probe gemacht. Der Capitain peitscht mit Ruthen und Dornen den Recruten am ganzen Leibe, wobei zwar Blut fließt, aber kein Ach dem Knaben entfallen darf. Jetzt muß er sich noch dem dritten spitzigen Examen unterwerfen. Der

Capitain nimmt unterschiedliche den großen Raubvögeln abgeschnittene, ausgestreckte und mit Fleiß dazu gedörrte Füße, sticht, hackt, kratzt und reißt den Candidaten am ganzen Leibe, daß er fast durchaus blutet, wozu der Recrut sich ganz munter ohne Winden und Drehen darstellen muß. Ein einziger ausbrechender Seufzer würde den ganzen Handel verderben; er würde nicht zum Soldaten tauglich erklärt werden. Ist er als tauglich erkannt, so wird er von den Andern mit Glückwünschen bewillkommnet, und je mehr er ausgestanden, desto herzhafter wird er ausgerufen. Nach geschehener Probe und gemachtem Versuche im Pfeilschießen giebt ihm der Capitain Bogen und Pfeile in die Hand, hält ihm eine Anrede, daß er niemals zaghaft seyn, sich gern in alle Gefahr wagen, daß er auf den ersten Wink des Capitains allezeit erscheinen und er sicher glauben solle, daß er und seine Nation allein Leute wären und alle ihre Feinde nur als wilde Thiere von ihm müssen angesehen und niemals gefürchtet werden, daß er sich und seine Landsleute allezeit zu beschützen suche. Kaum ist der Bube einverleibt, so schicken sie die schwerste Arbeit auf ihn. Er muß täglich die Wege ausspioniren, um zu sehen, ob nicht Fußtapfen der Feinde vorhanden sind, muß mit Schwitzen die höchsten Berge ersteigen, bei jeder Witterung, Tag und Nacht das Vieh hüthen, die Durchreisenden auf den Weg als Schildwache begleiten und immer Boten laufen (Ochs in Murr Nachr. v. span. America I. 200.).

Die Nordamericaner haben etwas Aehnliches, die Weihe des Knaben. Der Knabe muß abwechselnd fasten und die ekelhaftesten, angreifendsten Arzneien so wie berauschende Decocte zu sich nehmen, bis sein Gemüth so erschüttert und verwirrt ist, daß er Gesichte und außerordentliche Träume hat, auf die man ihn geflissentlich vorbereitete. Er glaubt durch die Luft zu fliegen, unter der Erde fortzugehen, Berge und Thäler zu überschreiten, Riesen und Ungeheuer zu bekämpfen, Schaaren zu bestehen. Er hat Zusammenkünfte mit Mannito und andern Geisten, sein Schicksal und Lebenslauf wird ihm enthüllt und sein künftiger Beruf dargelegt. Auf solche Art wird ihm eine hohe Meinung von sich und großes Selbstvertrauen beigebracht. Er glaubt noch im Alter fest an die Träume seiner Jugend (Heckewelder 423.).

Geselliges Leben.

Das Leben der Americaner fließt ziemlich einförmig dahin; die Frauen sind an die Hütte und ihre Beschäftigungen, an die Bereitung der Speisen, der Geräthschaften, der Kleider gebunden, oder sie müssen dem Manne bei Errichtung der Hütten helfen oder ihm als Dienerinnen und Lastträgerinnen auf die Jagd und in den Krieg folgen. Die Männer dagegen liegen entweder gedankenleer und faul auf dem Lager oder in der Hängematte, oder sie entfalten ihre Kraft im Kampfe gegen das Wild und gegen ihre Feinde. Jene freund-

schaftlichen Unterhaltungen, Besprechungen, Berathungen zwischen Ehegatten, die aus der Veredelung der Ehe und Liebe zur innigsten Freundschaft entspringen, suchen wir vergebens in diesen Culturzuständen; das Weib ist Eigenthum und Dienerinn des Mannes. Der Americaner, der von einem Jagdzuge, von einer Heerfahrt heimkehrt, tritt kalt und ernst, wie er ohne Abschied davon gegangen, in seine Hütte, als wäre er erst vor wenig Minuten hinausgegangen, und es findet weder eine theilnehmende Nachfrage noch eine freundschaftliche Mittheilung Statt.

Dagegen finden wir das gesellige Leben schon in weiterem Fortschritt begriffen. Die Männer sind nicht immer in ein dumpfes Brüten versunken, sondern sie unterhalten sich, wenn sie zusammenkommen, gern von ihren Angelegenheiten, von Jagd und Fischfang und was ihnen sonst eben interessant und wichtig scheint (Davies 265.). Dabei finden wir bei sämmtlichen americanischen Stämmen unter den Männern ein rücksichtsvolles, höfliches Betragen. Die Caraiben z. B. brechen nicht leicht in jenes so leicht beleidigende, rohe Gelächter aus, wenn Jemand in der Gesellschaft etwas thut oder sagt, was ihnen seltsam scheint (Davies 265.).

Als vorzüglich höflich werden die Arowaken genannt. Als Schomburgk in ein Arowakendorf kam und seine Indianer Platz genommen, trat der Häuptling des Dorfes zu dem, den er für den vornehmsten unter den Indiern ansah, heran und redete ihn mit einem kurzen Spruche an, den er in dreifacher Steigerung wiederholte; er hieß: Setze dich nieder, setze dich gesund nieder, setze dich froh und gesund nieder. Der Angeredete antwortete jedesmal: Wang, ich danke dir. Darauf wandte sich der Häuptling zu dem nächsten Gast und fuhr fort, bis Alle seinen Willkommen erfahren hatten. Nach ihm folgten seine Söhne und nach diesen alle Männer des Dorfes, wobei sie dieselbe Sentenz wiederholten. Die ganze Ceremonie — von der die Europäer ausgeschlossen waren — währte wenigstens eine halbe Stunde (Schomburgk R. S. 287.). Namentlich aber erweisen Jüngere den ältern Personen viele Achtung; heftige Zänkereien und gewaltsame Ausbrüche von Zorn werden in ihren Gesellschaften, soferne sie nur nüchtern sind, nicht bemerkt. Kinder und nahe Anverwandte reden von ihren Eltern stets im Plural. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Indianer ist, daß sie, wenn sie mit einem Andern reden, sich niemals ansehen, sondern daß der Redende dem andern stets den Rücken zukehrt oder sich so stellt, daß er nicht gesehen wird. Sie sagen, wenn sie darüber befragt werden, daß es für einen Arowaken sich nicht schicke den Freund anzusehen, denn dieß sei eine Sitte der Hunde. Erhält Jemand einen solennen Besuch, so geht der Hausherr aus der Hütte und setzt sich außen so, daß er dem innen sitzenden den Rücken zukehrt und nun erst nimmt die eigentliche Unterredung, namentlich wenn sie Geschäfte betrifft, ihren Anfang. Bei solchen solennen Besuchen wird gemeiniglich,

der Kommende zuerst angeredet, und wenn deren mehrere sind, einer nach dem andern, ein jeder je nach nach seiner Würde. Der Hausherr begrüßt die sehr vorsichtig und langsam Ankommenden schon vor dem Hause mit den Worten: „bist du da" oder „es ist gut, kommst du" und heißt sie ins Haus eintreten. Hier bringen nun die Frauen einen Schemel oder ein Stück Holz; der Hausherr sagt: „sey da," der andere erwiedert: „ich sage Ja". Nun spricht der Hausherr: „Hier ist ein Schemel, setze dich," wobei er den Schemel tadelt jedoch bittet damit vorlieb zu nehmen. Der Gast hingegen versichert, daß der Schemel gar gut sey. Auf gleiche Weise werden nun auch die übrigen, die einstweilen ganz stille dastehen, zum Sitzen genöthigt und von diesen die Begrüßung ebenso erwiedert. Nach Beendigung dieser Reden setzt die Frau einem Jeden ein Körbchen mit Cossabibrot und was sie sonst hat, vor. Cossabibrot und Pfeffertopf fehlen nie, aber man entschuldigt sich, wenn weiter nichts vorhanden ist und zählt sorgfältig die Gründe davon her. Niemand wird von dem Vorgesetzten etwas berühren, bevor ihn nicht der Hausvater dazu aufgefordert hat. Wenn einer seine Mahlzeit beschließt, so sagt er zu den übrigen nach Rang und Alter, daß er nun satt sey und aufhöre zu essen, er wiederholt dieß auch seinem Wirth, der nun die Frau ruft, daß sie das Essen wieder wegnehme. Niemals besucht ein Indianer den andern, ohne daß ihm zu essen und zu trinken vorgesetzt werde. Die Frauen essen stets gesondert von den Männern hinter einem Blätterschirm. Die Begrüßungen wiederholen sich, wenn ein Gast während des Essens einmal hinausgegangen ist und in die Hütte zurückkehrt. Die Complimente werden stets in einem singenden Tone vorgetragen. Die Unterhaltungen beziehen sich gemeiniglich auf ihre Jagd, Fischerei, ihre Reisen und andere Unternehmungen. Die jüngeren Personen geben gemeiniglich nur Zuhörer ab und ein Jeder thut als höre er die Sache zum ersten Male, wenn er auch dasselbe schon von andern einmal vernommen; höchstens läßt er am Ende der Erzählung merken, daß ihm die Sache bereits bekannt sey. Beim Abschied wird dasselbe Ceremoniell beobachtet. Der Aeltere heißt Ebebe, selbst unter Kindern, welche genau bemerken, wer älter oder jünger ist, sollte es auch nur eine Woche oder einen Tag betragen. Wenn es des Morgens anfängt hell zu werden, so wird eine jede Mannsperson von dem Ebebe so begrüßt: Es ist Tag geworden und die Nacht ist vorbeigegangen, wir wollen daher aufstehen. Dann wird bemerkt, was vorzunehmen ist und daß bald gegessen werden soll. Abends beim Schlafengehen wird jeder abermals vom Ebebe begrüßt und an das erinnert, was am folgenden Tage vorzunehmen ist, zumal wenn sie auf Reisen begriffen sind (s. Quandt Surinam S. 267 ff.).

Dieselbe Höflichkeit, dasselbe anständige Betragen finden wir auch bei den nördlichen Americanern. Sie drücken Freunden und Ver-

wandten die Hand und nennen dabei sorgsam den Verwandtschaftstitel, wie Großvater, Onkel, Vetter u. s. w. bis zum kleinsten Enkel herab. Wie das Alter bei diesen Stämmen durchgängig sehr geehrt ist, so begrüßen sie ältere, ehrwürdige Personen, mit denen sie sonst nicht verwandt sind, mit dem Titel Großvater, Großmutter. Sonst nennen sich Altersgleiche: Freund, Kamerad, Günstling, Lieber. Bei der Rückkehr eines Freundes von einer gefährlichen Gesandtschaft oder aus einem Feldzuge wird dieser feierlich begrüßt. Man sagt dann: „Ich danke dem großen Geist, daß er uns das Leben bis auf diesen Tag unseres glücklichen Wiedersehens erhalten hat; ich freue mich wirklich recht sehr, dich zu sehen". Der Ankommende erwiedert dann: „Du redest die Wahrheit, durch die Gnade des großen und guten Geistes wird es uns vergönnt, einander wieder zu sehen. Ich freue mich eben so sehr dich zu sehen". Den Alten wird stets die höchste Ehre erwiesen, ihren Bemerkungen und Rathschlägen die größte Aufmerksamkeit geschenkt; keiner wird den Alten wiedersprechen oder auch nur ohne besondere Aufforderung in ihrer Gegenwart reden. Die Alten, sagen sie, haben während der ganzen Zeit unserer Lebensdauer und selbst lange vor unserer Geburt gelebt, sie haben nicht nur alle die Kenntnisse, die wir besitzen, sondern auch noch ein gut Theil mehr. Wir müssen daher unsere unvollkommenen Ansichten ihrer Erfahrung unterordnen. Auf Reisen geht immer einer der Aeltesten voran, wenn nicht Jemand besonders dazu bestimmt worden ist. Auf Jagdzügen und Reisen gehorchen sie allesammt willig den Anordnungen des Aeltesten (Heckewelder S. 114. 117.).

Nächst der Verehrung des Alters finden wir bei allen americanischen Völkern die Gastfreundschaft als einen allgemeinherrschenden Charakterzug, der aus der allen jugendlichen Wesen angebornen Herzensgüte entspringt. Bryan Edwards und alle andere Augenzeugen halten die mittelamericanischen Indianer für die artigsten und wohlwollendsten Menschen (the most gentle and benevolent of the human race. Br. Edwards I. 81.). Als eines der Schiffe des Colombo in Hispaniola strandete, setzten sich sofort an tausend Canots in Bewegung, um den Unglücklichen Hülfe zu bringen. Alle wetteiferten in Gefälligkeit und Güte. Sie waren überhaupt außerordentlich gastfrei gegen die Spanier; dem Lieutenant Bartolomeo Colombo gingen die Matronen und Jungfrauen in feierlichem Zuge mit Palmzweigen entgegen und führten ihm zu Ehren Tänze und Kampfspiele auf (Bryan Edwards I. 84 f.). Nicht minder wohlwollend und sanftmüthig wurden die Franzosen in Portfrançais empfangen (Lapérouse II. 180.). Als Stevenson Malabas in Quito verließ und am Ufer stand, kamen alle Frauen herbei, küßten ihn, und als sein Canot im Strome dahinschwamm, riefen sie ihm ein lautes Lebewohl zu, welches seine beiden jungen indianischen Ruderer beantworteten (Stevenson travels in south America II. 41.). Bei

den Nordamericanern wird die Gastfreundschaft als eine heilige Pflicht betrachtet. Sie glauben, der Herr des Lebens und der Schöpfer der Welt habe die Güter der Erde zum Beßten Aller, nicht aber zum Nutzen bloß einiger wenigen erschaffen, und somit stehe Allen ein gleichmäßiger Antheil daran zu. Diese Grundsätze sind die Quellen ihrer Gastfreundschaft. Sie suchen daher keine Entschuldigungen, um dem Geben zu entgehen, sondern helfen dem Mangel ihrer Nachbarn bereitwillig ab, sie theilen auch mit dem Fremden oft den letzten Bissen. Sie würden sich selbst lieber mit leerem Magen niederlegen, als sich nachsagen lassen, daß sie ihre Pflicht versäumt und dem Mangel des Fremdlings, des Kranken, oder des Dürftigen nicht abgeholfen hätten. Der Fremdling hat Anspruch auf ihre Gastfreundschaft, theils weil er von seiner Familie und von seinen Freunden entfernt ist, theils weil er sie mit seinem Besuche beehrt hat und mit einem guten Eindrucke von ihrem Gemüth wieder von ihnen gehen soll; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt, aus dem allgemeinen Vorrath unterstützt zu werden (Heckewelder S. 112.). Alle Reisende stimmen darin überein, daß der Unglückliche und Fremdling stets auf das Liebevollste aufgenommen wird. St. John Crevecoeur erzählt, daß er selbst, als er auf dem Lorenzostrom Schiffbruch gelitten, diese Gastfreundschaft genossen. Der erste Schnee war schon gefallen, ohne Beil und ohne Mittel, Feuer anzumachen, gezwungen, einige rohe Fische zu essen, zogen die Unglücklichen drei Tage lang am Strome hin, bevor sie Spuren von menschlichen Wohnungen entdeckten. Endlich bemerkten sie den Rauch eines großen Mohaakschen Dorfes. Sobald die Reisenden sich soweit genähert hatten, daß man sie im Dorfe hören konnte, kauerten die beiden indianischen Ruderer nieder und heulten wiederholentlich. Auf dieses Geheul kamen einige Mohaaks herbei, führten jene stillschweigend ins Dorf und brachten sie bei drei Familien unter. Crevecoeur kam zu dem Aeltesten; der Greis reichte dem Weißen die Hand, ließ ihn aus der Familienpfeife rauchen und sprach: „Sey willkommen, wo du auch herkommst? Ruhe deine Gebeine auf dieser Bärenhaut aus, wärme dich und iß. Der Winter kommt heran, der große Fluß führt schon Eisschollen, unser Fluß steht, es ist nicht möglich nach Montreal zu gelangen; lege deine wenigen Kleider bei Seite, kleide dich wie wir, unsere Leute werden dich desto lieber haben". Jetzt kamen die Weiber herbei, schnitten lachend dem Weißen die Haare ab, bemalten sein Gesicht, brachten Kleider und gaben ihm einen Namen. Crevecoeur ging mit den Mohaaks auf den Fischfang und befand sich ganz wohl und heimisch unter ihnen (Crevecoeur S. 355., dem auch Bartram travels 488. und andere Reisende vollkommen beistimmen).

Auch Prinz Neuwied bemerkt von den Missouri-Indianern, daß sie und selbst die gefährlichen Blutindianer in ihren Lagern und Zelten gastfrei sind. Weiße, welche sie im kalten October besuchten, wur-

den sogleich in dem Zelte eines Chefs beherbergt, und der Hausherr mit seiner ganzen Familie schlief unter freiem Himmel, Niemand durfte die Gäste belästigen. Die Pferde wurden reichlich versorgt und man hatte nicht nöthig nach ihnen zu sehen; denn sie waren unter diesen Umständen vollkommen sicher, so wie alle Habseligkeiten der Fremden, die in andern Fällen unbedingt geraubt worden wären. Den Indianern fällt es nicht schwer, die wenigen Weißen zu füttern; dagegen ist es den letztern unmöglich, bei den zahlreichen indianischen Besuchen dasselbe zu thun und dennoch verlangen sie dieses (Prinz Neuwied **I. 574.**).

Nicht ganz dasselbe findet bei den südamericanischen Indiern Statt. Die Pehuenchen sind im Frieden gastfrei gegen Freunde und gewähren ihren Handelsfreunden stets die beßte Aufnahme; so rechtlich sie sich gegen diese benehmen, so wenig glauben sie dem Unempfohlenen Rücksichten schuldig zu seyn. Räuberei, ja Mord am Unbekannten ist ihnen kein Verbrechen (Pöppig **I. 391.**). Diese Abweichung von der in Nordamerica heimischen, auch bei den östlichen Indiern Südamericas anzutreffenden Sitte dürfte indessen wohl nur eine Folge des durch Jahrhunderte fortgeführten feindseligen Verkehrs mit den europäischen Eindringlingen seyn.

Eine den nördlichen Americanern vorzugsweise eigenthümliche Sitte ist die Adoption der Fremden, welche in ihre Gewalt gerathen sind. Der überwundene Feind wird als Eigenthum des Siegers und dem Tode verfallen oft mit Martern hingerichtet; allein sie lassen sich auch oft durch Gründe zum Mitleid bewegen und dann unterlassen sie nie, diese Wohlthat so angenehm als möglich zu machen. „Sey gutes Muthes," spricht der Krieger zu dem, welchen er leben läßt, „ich habe deine Fesseln abgenommen, sey nicht verdrießlich, du sollst dich bald über den Verlust deiner Angehörigen und die Entfernung von deinem Lande zufrieden geben. Betrachte von heute an mein Feuer als dein eigenes und meinen Kessel wie deinen." Und so werden die Begnadigten nicht etwa Knechte und willenloses Eigenthum ihres Siegers, sondern sie sind fortan Mitglieder seiner Familie und seines Stammes. Nächstdem nimmt man auch die Söhne anderer Eltern, welche gemeiniglich durch einen Traum bezeichnet worden, an Sohnesstatt an, und es ist diese Sitte bei den Crows, Mönnitarris, Dacotas, Mandans, Arrikarras ganz gewöhnlich. Wir werden unten (S. **302.**) bei Gelegenheit der Zauberei die dabei üblichen Festlichkeiten näher betrachten.

Der Charakter einer Nation, die nähere Bestimmung des Platzes, den sie in der Reihe der Culturzustände einnimmt, erhellt vornämlich auch aus der Art und Weise, wie sie ihre Todten behandelt. Bei den Jägervölkern von America finden wir einstimmig eine sorgfältige Behandlung der Verstorbenen, welche die südlichen Völker unter die Erde bringen, die nördlichen über derselben zu bewahren und zu erhalten suchen.

Unter allen Arten der Bestattung ist die Beerdigung die älteste und ursprüngliche, die wir auch bereits bei den Indiern des Waldes vorfanden. Sie ist allen Südamericanern gemeinsam und es bestehen nur in Bezug auf die damit zusammenhängenden Gebräuche bei den verschiedenen Völkerschaften einige Abweichungen.

Die ursprüngliche Art des Begräbnisses scheint das in der Hütte des Todten zu seyn, wie wir es bei den Indiern von Guiana, bei den Conibos und Remos und den Caraiben vorfinden. Die Caraiben, Macusis und Anawais beerdigen den Todten in der Hütte, in welcher er gestorben, und verlassen sodann dieselbe. Stirbt einer ihrer Stammverwandten auf der Reise, so wird über dem Grabhügel ein Schirmdach von Palmblättern errichtet, damit das Wetter den ruhenden Gefährten nicht belästigen könne (Schomburgk Reise in Guiana S. 137.). Diese Indianer verlassen übrigens den Ort ihrer Ansiedelung, sobald der Tod die einflußreichsten Mitglieder des Dorfes hinweggrafft und ziehen, die Ernte im Stich lassend, weiter (Schomburgk a. a. O. S. 160.). Die Caraiben begraben ihre Todten gleichfalls in der Hütte oder machen, wenn dieß nicht geschieht, wenigstens eine Bedeckung über das Grab. Nachdem sie die Leiche in eine Hängematte gewickelt und ins Grab gelegt haben, zünden sie ein großes Feuer an, um welches alle erwachsenen Männer und Frauen herumkauern. Die Männer befinden sich dabei hinter den Frauen, streichen mit ihren Händen über die Arme und ermuntern sie zum Klagegeheul. Nun singen Alle: „Ach, warum bist du gestorben? du hattest so manche gute Manioc, gute Bataten, gute Bananen, gute Ananas. Du warst geliebt von den deinen und sie hatten dich so sehr lieb. Warum mußtest du sterben? Du warst so tapfer und edel, du hast so manchen Feind überwunden, du hast in so mancher Schlacht dich brav gehalten und hast uns so manchen Arowaken zu essen geliefert: Ach, wer soll uns nun gegen die Arowaken vertheidigen? Warum bist du gestorben u. s. w." Solche Ausrufungen werden dann mehrmals wiederholt. Darauf wird von einem Freunde des Verstorbenen ein Bret auf dessen Haupt gelegt und die Leiche mit Erde bedeckt, und alles was dem Todten gehörte, wird darauf verbrannt. Zuweilen erschlagen sie auch Knechte, die dem Geiste in der andern Welt als Diener zur Seite stehen sollen. Gewöhnlich aber gehen diese, so wie ihr Herr im Sterben liegt, hinweg und auf eine andere Insel. Ehedem gaben die Caraiben dem Todten alle seine Geräthschaften, Pfeil und Bogen, Gefäße, Geräthe und Schmucksachen mit ins Grab. Schon zu Davies Zeit nahmen die Verwandten diese Dinge zu ihrem eigenen Gebrauch an sich, oder sie verschenkten sie zu seinen Andenken an die Leute, welche das Begräbniß mit ansahen. Nachdem nun das Grab mit Erde gefüllt ist, schneiden die nächsten Verwandten ihr Haar ab und halten ein strenges Fasten inne. Andere verlassen die Hütte und den Platz, wo sie einen ihrer Verwandten begraben haben, und

ziehen weiter. Wenn die Leiche beinahe verfault ist, wird eine anderweite Versammlung gehalten, und nachdem sie das Grab besucht und seufzend darauf herumgetanzt, beginnt ein lustiges Mahl, wobei sie alle ihr Leid ersäufen und vertrinken (Davies hist. of the Caribby Islands S. 348 ff.).

Die Guiana-Indianer halten ebenfalls ein solches Trinkfest, oft zwei, drei Monate, oft aber auch erst ein Paar Jahre nach dem Tode des Familiengliedes, wozu der von demselben hinterlassene Cossabi verwendet wird. Die Gäste werden durch Zusendung von Knotencalendern eingeladen. Die Festgeber verfertigen zu dem Zwecke etwa vier fingerdicke Peitschen; die Männer stellen sich in zwei Reihen und peitschen jeden Ankommenden aus allen Kräften um die Waden, während ihnen dieser seine Beine standhaft hinhält. Gewöhnlich geschieht dieß nur den Männern und die Weiber bekommen nur auf besonderes Verlangen ihren Antheil. Die Angekommenen treten darauf in die Reihe der Peitschenden und schlagen unter Trinken und Lärmen auf die Neuankommenden los, so daß oft arge, ja lebensgefährliche Wunden entstehen. Wohlhabende Familien wiederholen dieses Fest mehrmals, so lange als die Cossabivorräthe des Verstorbenen ausreichen. Jeder Gast bringt seine Peitsche zum Feste mit, welche beim Fortgehen zurückbleibt. Zum Beschluß wird ein Loch in die Erde gegraben und der Pokal, das Rohrkästchen, Bogen und Pfeil, nebst den gesammelten Peitschen hinein gelegt und verbrannt. Dann wird das Loch verschüttet und somit das Andenken an den Verstorbenen vergraben. So ists bei den Arowaken. Die Warauen und Caraiben halten das Festgelag ohne die Peitschen; zum Beschluß des Saufgelages wird oftmals der Todte oder einzelne seiner Gebeine ausgegraben und mit dem Nachlasse verbrannt, die gesammelte Asche aber in eine Kiste gelegt und diese sammt seinem Andenken vergraben. Die Leichname angesehener Personen werden von den Caraiben oft gar nicht begraben, sondern für diesen Zweck in den Hängematten geräuchert (Quandt Beschr. v. Surinam S. 255.). Die Sitte, den Todten in seiner Hütte zu beerdigen, finden wir auch bei den Conobis und Remos*). Es ist wohl die älteste und ursprüngliche, aus dem Familienleben hervorgegangen.

*) On the death of a husband or wife it is the custom for the survivor to cry now and then during the space of a year but not after that time; and when it thunders they imagine they hear the voice of the deceased. Interment takes place soon after death, as soon as the goods of the deceased, which it is thought may be useful to him in another world, can be scraped together: his canoe forms his coffin, being cut to the proper length and boarded up at the ends and at top; in this the deceased and his goods are placed and he is buried as near the centre of the house at the depth of six or seven feet, as the previous interment of other bodies will permit. Smyth et Lowe narrative 240 ff.

Die übrigen Südamericaner beerdigen die Todten entfernt von den Wohnungen in den für jede Familie bestimmten Begräbnißplätzen.

Die Abiponer begraben ihre Todten in die entlegenen Wälder. Sobald in einer Ortschaft das Gerücht sich verbreitet, daß Jemand in den letzten Zügen liege, so rennen alle alten Weiber, die ihm entweder verwandt oder als Zauberinnen bekannt sind, mit ihren Kürbisklappern herbei und stellen sich mit gelöseten Haaren in langer Reihe um sein Lager. Mit der rechten Hand schütteln sie ihre Klappern, während sie mit den Füßen gewaltig stampfen, die Arme in einander werfen und, so laut sie nur können, heulen und jammern. Die älteste steht dem Haupte des Sterbenden zunächst und lärmt auf einer großen Kriegstrommel. Eine andere lüftet von Zeit zu Zeit die schwere Ochsenhaut, womit der Kranke bedeckt ist, und sieht nach wie es steht, begießt ihn, wenn er noch Athem zieht, mit kaltem Wasser; wenn er aber nicht mehr athmet, dann ruft alles Chitkacka Lauaua — er ist nicht mehr, und nun beginnen sämmtliche Frauen des Orts ein allgemeines Zetergeschrei. Alle Klappern und Trommeln werden in Bewegung gesetzt, alle Weiber schreien und heulen mit erzwungenen Thränen. Das wichtigste Geschäft der Anwesenden ist jedoch, dem Todten Herz und Zunge mit der Wurzel herauszureißen, zu sieden und dem nächsten besten Hunde zum Fressen hinzuwerfen, damit derjenige, welcher an dem Tode des Verwandten Schuld ist, sobald als möglich ebenfalls sterbe. Der Leichnam wird noch warm angekleidet, in eine Ochsenhaut eingehüllt und mit ledernen Riemen zusammengeschnürt. Um das Haupt wird irgend ein Tuch besonders gewickelt. Während der Leichnam so bereitet wird, eilen mehrere Weiber zu Pferde nach dem Begräbnißplatz und scharren ein Grab, und dorthin wird die Leiche so schnell als nur möglich gebracht. Das Grab ist nicht tief; außenher wird es mit Dornen besteckt, um die Raubthiere davon abzuhalten, oben darauf wird ein umgestürzter Topf gestellt, in der Nähe aber ein Kleid aufgehängt; an die Gräber der Männer stecken sie eine Lanze, und an das des Caziken stellt man mehrere feierlich niedergestochene Pferde auf besondern Gestellen auf, wozu man gemeiniglich die dem Verstorbenen liebsten und besten Thiere wählt. Sie suchen dadurch die Zukunft des Verstorbenen sicher zu stellen und beurkunden damit ihren Glauben an eine Fortdauer der Seele nach diesem Leben, worüber wir später das Nähere mittheilen werden. Auf ein ordentliches Begräbniß legen die Abiponer besonderen Werth; ist ein Freund auf dem Schlachtfelde gefallen, so ziehen sie seine Leiche mitten aus den Feinden heraus und bringen sie nach dem heimathlichen Begräbnißplatze. Um sich die Last zu erleichtern, lösen sie das Fleisch von den Knochen und vergraben dasselbe. Die Knochen aber werden sorgfältig in Leder gehüllt und nach Hause gebracht; es erfolgt nun eine Feierlichkeit, die wir bei Betrachtung des Kriegswesens der Americaner näher kennen lernen. Die Todten wer-

den familienweise zusammen gelegt, die Weiber zu den Männern, die Enkel zu den Großvätern. Ja sie nehmen bei Auswanderungen ihre Todten mit sich hinweg (Dobritzhoffer II. 345 ff.). Gleich den Arowaken suchen auch die Abiponer das Andenken des Todten durch Zerstörung seiner Habseligkeiten zu zerstören, was in seltsamen Widerspruche mit der sorgfältigen Bewahrung seiner Gebeine zu stehen scheint. Denn, alles was der Verstorbene hinterläßt, wird in einem eigens dazu errichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrannt; seine Pferde, sein kleines Vieh, seine Geräthe werden verbrannt, seine Hütte abgebrochen und zerstört. Seine Familie zieht anderswohin in ein fremdes Obdach, denn sie wollen lieber darben, als unter dem Dache verweilen, unter welchem ihr Familienhaupt gestorben ist. Den Namen eines jüngst Verstorbenen auszusprechen, ist ein Gräuel, und wer es thut wird geschlagen und verwundet. Man darf den Abgeschiedenen nur als den bezeichnen, der nicht mehr ist. War der Name eines Verstorbenen ein gemeines Nennwort, das ein Thier oder etwas oft vorkommendes bezeichnet, so wird dasselbe öffentlich verrufen und an dessen Stelle ein neues, von irgend einem alten Mütterchen erfundenes gesetzt. Während der sieben Jahre, wo Dobritzhoffer bei den Abiponern lebte, wurde die Benennung des Tiegers dreimal verändert, ein Geschäft, das einer alten Zauberin überlassen bleibt, deren Aussprüche ein Jeder sich willig fügt. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen ändern ebenfalls ihre Namen, so wie die ihrer Hausthiere. Stirbt ein Häuptling, so schneiden alle Männer ihr langes Haar ab, den Weibern werden die Haare ebenfalls geschoren, und schwarz und rothgefärbte Mäntelchen, welche den Kopf bedecken und von der Schulter bis auf die Brust reichen, umgehängt. Dieß Mäntelchen müssen die Wittwen tragen, bis sie eine neue Eheverbindung eingehen. Während nun die Weiber das Begraben der Leiche besorgen, bereiten die Männer ein Saufgelage, und während die Männer zechen und schreien, stehen die Weiber dahinter und unterhalten ein jämmerliches Klagegeheul. Dabei geschieht es denn oft, daß die bedenklichsten Zänkereien sich entspinnen, die mit Prügeln, ja oft mit Blutvergießen und Todschlag endigen. Die trauernden Weiber haben dann die Aufgabe, die Trunkenen oder Verwundeten nach Haus zu bringen. Hierauf folgt dann die neun Tage lang fortgesetzte Todtenklage der Frauen, welche theils am Tage von allen verheiratheten und verwittweten Frauen, theils des Nachts von einigen besonders geladenen Frauen vor dem dazu bestimmten Hause abgehalten wird.

Die Tagesklage findet Vormittags und Nachmittags Statt. Die Frauen erscheinen mit fliegenden Haaren und entblößten Schultern, mit trauer- und schreckerfüllten Mienen, die Gesichter sind mit Dornen geritzt. Sie ziehen in langen Reihen, eine hinter der andern, oft zweihundert an der Zahl, auf. Im Gehen hüpfen sie wie die

Frösche und werfen die Arme herum; jede trägt in der Hand einen mit Samenkörnern angefüllten, rasselnden Kürbis, einige klopfen mit Stäbchen auf Töpfe, die mit Rehhaut überzogen sind. Dazu wird gemeinsam in steigendem und fallenden, von dem höchsten bis zum tiefsten Tone geheult. Bei den von Zeit zu Zeit Statt findenden Pausen werden im Tone eines grunzenden Recitativs die Thaten des Verstorbenen gemeldet und die Zuhörer zu Rache oder Mitleid bewegt, wobei reichliche Thränen fließen. Die Meisten tragen ein Geschenk des Verstorbenen, Messer, Glascorallen und dergl. So klagen sie bei Tage.

Unter der Dämmerung finden sich nun alle zu dem Leichendienst besonders eingeladenen Weiber in der dazu bezeichneten Hütte ein. Eine alte Zauberin leitet das Ganze, ordnet den Gesang und die übrigen Gebräuche an. Sie klopft wechselsweise auf zwei große Kriegstrommeln und singt mit weinerlicher Stimme ein Lied, das die übrigen in gleichem Tone nachsingen, während sie mit den Kürbisklappern und Trommeln rasseln, bis der Tag anbricht. In der neunten Nacht werden die Töpfe des Verstorbenen mit einem gewissen Gepränge zerbrochen. Jetzt singen sie nun ein Freudenlied, welches die Anführerin mit tiefer drohender Stimme unterbricht, indem sie die Mitsängerinnen zur Fröhlichkeit ermahnt.

Nächstdem wird noch alle Jahre an einem gewissen Tage die Feierlichkeit zum Andenken an die Todten mit dem nämlichen Lärmen wiederholt. Es darf sich nur ein Weib an ihre verstorbene Mutter erinnern, so löset sie sich die Haare auf, greift nach dem Kürbis und rennt mit herbeigerufenen Weibern heulend umher. Selten vergeht eine Nacht, wo man nicht eine solche Klagestimme bei den Abiponern vernimmt. Soweit Dobritzhoffer (Geschichte der Abiponer II. 345 bis 371.).

In ähnlicher Weise sind die Todtenbestattungen der übrigen Südamericaner, namentlich der Lenguas (Azara II. 153.). So bestatten die Charruas ihre Todten mit allen ihren Habseligkeiten auf einem kleinen Gebirge, tödten dort das Lieblingspferd des Verstorbenen und drücken ihren Schmerz durch Zerfleischung ihrer Glieder mit den Waffen des Verstorbenen aus. Für den Vater, Gatten und erwachsenen Sohn schneiden die Töchter und verheiratheten Schwestern, so wie die Frauen sich ein Fingerglied für jeden Todten ab, beim kleinen Finger beginnend. Nachdem sie sich mit den Waffen des Todten verwundet, bleiben sie zwei Monate zurückgezogen in ihren Hütten, wo sie weinen und fasten. Daher haben bei den Charruas alle erwachsene Frauen Narben und unvollständige Fingerglieder. Der Mann trauert weder um seine Frau, noch um seine Kinder. Stirbt der Vater, so verbergen sich die erwachsenen Kinder zwei Tage ganz nackt in ihrer Hütte und bleiben hier ohne Nahrung, außer etwa ein wenig Fleisch oder Ey vom Rebhuhn. Am zweiten Abend wird folgende Operation vor-

genommen. Ein Indianer sticht dem Trauernden Dornen von 2—4 Linien Breite in die Haut von der Faust an bis an die Schulter, dieser begiebt sich dann nackt und allein in den Wald oder auf einen Hügel und gräbt sich mit einem Stock mit Eisenspitze ein Loch, das ihm bis an die Brust reicht. Daselbst verbringt er die Nacht. Am Tage verweilt er unter einem kleinen, für solchen Zweck errichteten Schirmdache, wohin ihm die Kinder des Stammes Wasser und Rebhuhn bringen. Diese Verbannung dauert 10 — 12 Tage (Azara II. 25.). Ebenso verfahren die Minuanes (Azara II. 34). Die Mbayas tödten ebenfalls Pferde am Grabe des Todten und bestatten sie mit ihm. Personen, die entfernt von der Heimath sterben, hängen sie in einer Matte an einen Baum, damit das Fleisch sich von den Gebeinen löse, und bestatten dann diese bei den Verwandten; die Frauen und Knechte enthalten sich während der Trauer der Fleischkost und beobachten ein tiefes Stillschweigen (Azara II. 117.). Die Payaguas begruben ihre Todten ehedem in sitzender Stellung, der Kopf blieb frei und ward mit einem Topfe bedeckt (Azara II. 125. Rengger Reise nach Paraguay S. 141.); sie erbauen über dem Grabe ein leichtes Schirmdach und stellen gemalte Gefäße dabei auf; die Männer trauern nicht, die Frauen weinen nur einige Tage.

Die Indier von Chile haben im Wesentlichen dieselben Gebräuche, gleich ihren östlichen Landsleuten versorgen sie den Abgeschiedenen für seine Reise in die Ewigkeit mit dem Nöthigen. Sie legen ihm sein Reitzeug, seine Waffen und die nährenden Samen der Araucaria ins Grab. Dem Reichen giebt man den besten Silberschmuck. Die Huilliches balsamiren das beste Pferd des Todten, trocknen dasselbe im Rauche und begraben es sodann. Die Moluchen binden das Pferd am Grabe an und lassen es Hungers sterben, wenn es ihm nicht gelingt, sich selbst zu befreien und das Weite zu gewinnen. Mit den Körpern der Weiber macht man keine Umstände, sondern begräbt sie ohne Ceremonie. Die Todten werden mit den Füßen voraus aus der Hütte geschafft, denn, würde dieß nicht beobachtet, so könnte das irrende Gespenst dahin zurückkehren und in schreckender Gestalt die nächsten Verwandten stören (Pöppig Reise I. 393.) *).

*) In Arauco finden folgende Gebräuche Statt. On the death of an individual the relations and friends are summoned to attend and weep or mourn. The deceased is laid on a table and dressed in the best apparel he possessed when alive. The females walk round the body chaunting in a doleful strain a recapitulation of the events of the life of the person whose death they lament. On the second or third day the corpse is carried to the family burying place, which is at some distance from the house, and generally on an eminence. It is laid in a grave prepared for the purpose. If the deceased be a man, he is buried with his arms and sometimes a horse, killed for the occasion: if a woman she is interred with a quantity of household utensils. In both cases a portion of food is placed in the grave to support them

Abweichend hiervon ist der Gebrauch, den Gilij' am Orinocco, doch nur ausnahmsweise fand. Die Todten werden in Höhlen begraben und der Eingang dazu mit Felsstücken versperrt, um die wilden Thiere abzuhalten. Sind dann mit der Zeit die Knochen entfleischt, so werden sie theils in thönernen Gefäßen, theils in Körben in den Hütten aufbewahrt. Die Aturi setzten ehedem die Gebeine ihrer Todten auf dem Gebirge am Wasserfalle Mapara in Wasserbehältern bei. Die Parechi verbrannten die Leichen ihrer erschlagenen Freunde (Gilij saggio di storia americana II. 107 ff.).

Die Nordamericaner bestatten ihre Todten nicht minder sorgfältig, und die dabei stattfindenden Gebräuche beziehen sich theils auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, theils auf die Erhaltung des Andenkens des Verstorbenen bei ihren Familien und Stammgenossen.

Die Nordamericaner fürchten den Tod nicht, ja die Chippewäer ziehen denselben einem siechen, kraftlosen Alter vor. Sobald ein Vater seine Untüchtigkeit zur Jagd bemerkt, trägt er darauf an, sein Clima zu verändern und der Sohn übernimmt munter die Rolle des Scharfrichters und macht dem Leben seines Vaters ein Ende. Wenn unter den nördlichen Chippewäern ein Hausvater abgeneigt scheint, dieser Sitte sich zu unterwerfen und sein Leben ihm und den Seinigen eine Last wird, so schlägt man ihm vor, entweder sich auf eine Insel, versehen mit einem kleinen Kahne und Ruder, Pfeil und Bogen und einem Trinkgeschirr aussetzen zu lassen, oder den Tod nach den Gesetzen seines Volkes mit männlichem Muthe zu erleiden. Findet das letzte Statt, so wird ein Schwitzhaus bereitet, und während der Alte sich dieser vorbereitenden Prüfung unterwirft, erfreut sich die Familie, daß der Herr des Lebens ihnen verliehen hat zu wissen, wie sie mit den Bejahrten und Unvermögenden handeln und sie in eine bessere Welt schicken sollen, wo sie verjüngt werden, um aufs Neue mit jugendlicher Kraft zu jagen. Dann rauchen sie die Friedenspfeife, essen Hundefleisch in Bärenfett gekocht und singen den großen Heilgesang (medicine song): „Der Herr des Lebens giebt Muth! Es ist wahr, alle Indianer wissen, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun

and the Tempulagy or ferrywoman on their journey to the other country. Earth is thrown on the body and afterwards stones are piled over it in a pyramidal form. A quantity of cider or other fermented liquor is poured upon the tomb; when these solemn rites being terminated, the company return to the house of the deceased to feast and drink. Black is here as in Europe the colour used for mourning. — The Indians never believe that death is owing to natural causes but that it is the effect of sorcery and witchcraft. Thus on the death of an individual one or more diviners are consulted, who generally name the enchanter are so implicitly believed, that the unfortunate object of their caprice or malice is certain to fall a sacrifice. The number of victims is far from being inconsiderable (Stevenson tr. in S. Am. I. 60.).

unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande und im Stande sey zu jagen." Gesänge und dazu gehörige Tänze werden wiederholt, der älteste Sohn aber giebt seinem Vater den Todesstreich mit dem Tomahawk. Darauf wird der Körper auf das Beste bemalt, mit seinen Kriegswaffen begraben und über dem Hügel eine Hütte von Baumrinde errichtet (Heckewelder S. 278.). Diese Sitte fand namentlich bei den Indianern des oberen See's (Lac superior) Statt.

Das Andenken an den Todten wird bei allen Nordamericanern in hoher Ehre gehalten und die Bestattung seiner Leiche mit angemessener Feierlichkeit vollzogen. Diese richtet sich vornämlich nach dem Range oder Vermögen des Verstorbenen und seiner Familie. Alle aber, Männer wie Frauen, werden beklagt und beweint, allen wurden ursprünglich, wo die Indianer noch ungestört in ihren Ländereien verweilten, ihre Waffen, Geräthe und Schmucksachen mit ins Grab gegeben, und wie bei den Abiponern war es Sitte, den Namen des Verstorbenen nicht auszusprechen, um den Schmerz nicht immer wieder zu erneuern. Krieger, die im Felde blieben, bestattete man im Geheimen unter einem gefallenen Baumstamme, damit der Feind ihre Scalphäute nicht bekommen könne. Stirbt ein Chippeway auf einer Jagdpartie, so wird der Körper in eine Art Sarg gelegt oder sonst bedeckt, damit die Erde nicht unmittelbar darauf fällt, und das Grab mit einem Gehäge von Stangen umgeben (Heckewelder S. 474 f.) Die Muscoculgen begraben ihre Todten gleich den Caraiben in ein viereckiges Grab, welches in der Hütte unter dem Lager des Verstorbenen gegraben wird in sitzender Stellung, umgeben von seinen Waffen. Das Grab wird mit Cypressenzweigen besteckt (Bartram travels S. 513.). Die Daeotans begraben die im Felde Gestorbenen ebenfalls (Prinz Neuwied I. 345.). Die Blackfeet suchen es zu vermeiden, ihre Todten mit Erde zu belasten. Sie schnüren den Leichnam mit seinen beßten Kleidern, roth bemalt, aber ohne seine Waffen, in eine Bisonrobe und legen ihn an unzugängliche Orte, in Schluchten, Felsen, Wälder, steile hohe Ufer, bedecken ihn auch mit Steinen und Hölzern, um die Wölfe abzuhalten. Ist kein einsamer Ort in der Nähe, so wird die Leiche freilich begraben, oder sie wird in einer Art Holzhütte über der Erde bewahrt, oder man macht den Weißen ein Geschenk damit, welches man in einem solchen Falle nicht zurückweisen darf. Die Verwandten schneiden sich die langen Haare ab, streichen sich diese, so wie Gesicht und Kleidungstücke, mit weißgrauem Thone an und gehen während der Trauerzeit möglichst schlecht gekleidet. Sie schneiden sich dann auch häufig ein Fingerglied ab. Nicht minder werden auf dem Grabe reicher Indianer Pferde, und wie Beispiele vorhanden sind, bei berühmten Häuptlingen deren zwölf bis funfzehn getödtet. Als der angesehene Sackomapoh, der vier bis fünftausend Pferde besaß, gestorben, wurden deren hundert und fünfzig mit Pfeil-

schüssen erlegt (Prinz Neuwied I. 582.). Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge beim Begräbnisse eines Schwarzfüßers. Die Leiche war in Bisonroben fest eingeschnürt und auf eine Schleife gebunden, die von einem Pferde gezogen wurde. Ein alter Mann so wie eine Menge Weiber und Kinder von der Verwandtschaft folgten weinend und heulend. Eine bejahrte Frau des Gefolges hatte sich ein Fingerglied abgeschnitten und hielt den stark blutenden Stummel in einem Büschel Wermuthblätter verborgen. Im Fort Mackenzie wurde die Leiche von der Schleife losgebunden und ein junger Verwandter hielt eine Anrede. Er sagte: „Was klaget ihr und weinet? seht, ich weine nicht! er ist in das andere Land gegangen und wir können ihn nicht wieder aufwecken, aber wenigstens zwei Bloot-Indianer (die man des Mordes verdächtig hielt) müssen ihn begleiten und ihm dort aufwarten." Ein kleines Kind und der Bruder des Ermordeten waren ebenfalls in derselben Nacht gestorben, man hatte also drei Leichen zugleich im Fort und die Indianer sagten, der ermordete Bruder habe die andern abgerufen. Da die Leiche des Indianers lange der freien Luft und der Sonne ausgesetzt gelegen hatte, so mußte man eilen, sie fortzuschaffen. Der Dolmetscher Berger erhielt den Auftrag, sie zu bemalen, ihr die beßten Kleider anzuziehen und sie aufzuputzen. Beide Indianer wurden in rothe wollene Decken und Bisonhaut gehüllt, worüber man ein Stück buntes Zeuch breitete, und in dasselbe Grab gelegt. Der Boden und die Seiten der Grube waren mit Bretern ausgesetzt, die Leiche ward ebenfalls mit Holz bedeckt, Zaumzeuch und Peitsche nebst einigen Kleinigkeiten hinzugethan und dann mit Erde verschüttet (Prinz Neuwied I. 604 f.).

Die ausführliche Beschreibung des Leichenbegängnisses einer vornehmen Delawarenfrau, der Gemahlin des tapfern Häuptlings Shingask, finden wir bei Heckewelder (S. 466.). In dem Augenblicke, da sie verschieden war, wurde ihr Tod durch besonders dazu bestellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht, indem diese riefen: „Sie ist nicht mehr, sie ist nicht mehr!" Geschrei und Wehklagen ertönte nun von allen Seiten und so ging in Schmerz und Betrübniß ein ganzer Tag hin. Die anwesenden Europäer wurden am folgenden Morgen zur Beerdigung eingeladen: sie fanden die Leiche schon in einem, von einem europäischen Kaufmann gelieferten, auf indische Art prächtig gemalten Sarge. Ihre Gewänder waren überaus reich mit silbernen Spangen geschmückt, der Hals mit Wampumgürteln umgeben. Ringe, Schleifen und Glöckchen waren sehr zahlreich an allen Theilen der Kleidung angebracht. Nachdem die Zuschauer sich entfernt hatten, wurden Scheeren, Messer, Nadeln, Zwirn, ein zinnernes Becken und Löffel, ein Becher, ein neues Hemd, eine zubereitete Hirschhaut zu Schuhen und andere dergl. Dinge in den Sarg gelegt. Darauf wurde der Deckel auf dem Sarge mit drei Riemen befestigt und drei hübsche, runde Stäbe, 5 oder 6 Fuß lang, nahe bei einander quer darüber

gelegt und mit Riemen von gegerbter Elennhaut befestigt. Es wurde ferner ein Bündel mit rother Schminke nebst dem Stückchen Flanell, womit man sie auflegt, in den Sarg durch ein am Kopfende desselben angebrachtes Loch gesteckt. Diese Oeffnung halten die Indianer für nothwendig, damit der Geist des Verstorbenen nach Belieben aus- und eingehen könne, bis er den Ort seines künftigen Aufenthaltes gefunden hat. Nachdem alles in Ordnung gebracht, wurden die Träger — zwei Europäer — zwei Frauen in der Mitte und zwei Indianer am Fußende, an die Stäbe gestellt. Jetzt trugen auch mehrere Frauen große Kessel, Schüsseln, Löffel, getrocknetes Elennfleisch in Körben nach dem Begräbnißplatze hin. Der Leichenzug setzte sich in Bewegung, während die weibliche Begleitung die Luft mit durchdringendem Klaggeschrei erfüllte. Dem Zuge voran schritt ein Führer, dann folgte der Sarg, dahinter der Ehemann Shingask, dann die angesehensten Kriegsobersten und Rathsmänner der Nation, zuletzt die übrigen Männer, Weiber und Kinder; den Schluß machten zwei starke Männer, welche Ballen mit europäischen Manufacturwaaren trugen. Die vornehmsten leidtragenden Frauen gingen etwa 15—20 Schritt abseits rechter Hand in gleicher Linie mit dem Zuge. Als dieser am Grabe angekommen, wurde der Deckel vom Sarge abgehoben, das Gefolge bildete einen Halbkreis und alle setzten sich nun auf den Boden nieder. Innerhalb des Kreises war ein Sitz für die beiden Europäer bereitet, während der trostlose Shingask sich, ohne Jemand bei sich zu haben, etwas weiter wegbegab und mit gegen die Erde gebogenem Haupte weinte. Das weibliche Trauergefolge setzte sich ohne Ordnung zwischen niedrigem Gesträuche, das etwa 15 Ellen ostwärts vom Grabe entfernt war, zusammen. So blieb alles in tiefer Stille etwa zwei Stunden lang, während die Leiche mit einem weißen Tuche bedeckt war. Endlich traten sechs Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche ins Grab zu senken, als plötzlich drei von den Trauerweibern von ihren Sitzen aufsprangen, sich zwischen die Männer und den Sarg drängten und der Verstorbenen laut zuriefen: „aufzustehen und mit ihnen zu gehen, und sie nicht zu verlassen." Sie umfaßten sogar ihre Arme und Füße; zuerst sah es aus, als ob sie ihr liebkosen wollten, nachher schienen sie stärker zu ziehen, als ob sie die Absicht hätten, mit dem Körper davon zu laufen, während sie beständig schrieen: „stehe auf, stehe auf; komm mit uns; verlaß uns nicht! entferne dich nicht!" Zuletzt begaben sie sich hinweg, indem sie an ihren Kleidern rissen, ihr Haar zerrauften und unter allen Aeußerungen der wildesten Verzweiflung laut schrieen und klagten. Nachdem sie sich wieder auf die Erde gesetzt hatten, fuhren sie fort zu schreien, zu schluchzen, am Grase und Gesträuch zu reißen, als wären sie ganz außer sich. Nachdem die Weiber ihre etwa 15 Minuten währende Ceremonie verrichtet, traten die sechs Männer, die mittlerweile in der Nähe stehen geblieben, aufs Neue

hervor und ließen den Sarg in die Gruft hinab. Sie legten dann zwei abgeschälte Stäbe von etwa 4 Zoll Durchmesser, der Länge nach und dicht über das Grab und traten ab. Darauf näherte sich der Wittwer mit langsamen Schritten und ging auf den Stäben über das Grab hin, nach einer nahe gelegenen Wiese. Sobald er sich so weit entfernt, daß er nicht sehen konnte, was am Grabe vorging, wurde ein bemalter hölzerner Pfosten, auf welchem verschiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumständen der Verstorbenen, mit den Zeichen ihres Ranges, von zwei Männern herbeigebracht und einem dritten, einem Manne von Ansehen, übergeben, welcher ihn dergestalt aufstellte, daß er am obern Ende des Grabes auf dem Sarge ruhete, indem er sehr sorgfältig Acht gab, daß ein gewisser Theil der Zeichnung gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet seyn möchte; darauf hielt er das Holz aufrecht und in der gehörigen Richtung, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen. Nachdem sie trocknes Laub und Baumrinde darüber gelegt, so daß von der frischen Erde nichts zu sehen war, gingen sie weg, worauf einige Männer die Grabstätte mit vorher zugerichtetem Holzwerk etwa 4 Fuß hoch einfaßten. Hierauf fand die — dießmal durch einen tüchtigen Regen unterbrochene — Trauermahlzeit Statt und dann wurden die dem Zuge nachgetragenen Kaufmannswaaren herbeigetragen, in kleine Spenden gesondert und an sämmtliche Anwesende vertheilt, wobei die, welche bei der Ceremonie viel zu thun gehabt hatten, besonders reichlich bedacht wurden, wie denn z. B. die Klageweiber wollene Decken, Faltenhemden und Unterkleider, die Knaben Messer, Maultrommeln, die Mädchen Nadeln, Corallen und dergl. erhielten. Die ganze Feierlichkeit währte etwa sechs Stunden. Die Klageweiber setzten aber ihr Geheul noch drei Wochen lang alle Abende fort (s. Heckewelder S. 465 — 474.).

Eine andere Art der Bestattung ist die Beisetzung des Leichnams auf Bäumen und Gerüsten. Die Nadowessier hatten einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz in der Nähe einer geräumigen Grotte unweit des Missisippi, welche von den Indianern wakon teebe, Wohnung des großen Geistes, genannt wird. Die Leichen derer, die im Laufe des Jahres in großer Entfernung von diesem Platze sterben, werden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüste oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt, im Sommer aber, wenn es nicht möglich ist die Leichen zu erhalten, wird das Fleisch derselben verbrannt und blos die Gebeine aufgehoben, um darauf im Frühjahr, wo die einzelnen Stämme der Nation in der Nähe jener Grotte zusammen zu kommen pflegen, auf dem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze feierlichst begraben zu werden (Heckewelder nach Carver S. 476.). Einen solchen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz hatten auch die Nantikoks und die Chaktaws. Die Chaktaws errichten, sobald einer der ihrigen gestorben ist, ein Gerüste von 18 — 20 Fuß Höhe, in einem benachbarten Hain, legen den Todten darauf und bedecken den-

selben mit einem Mantel. Hier bleibt er liegen und wird von den Freunden oft besucht und beschützt, bis das verfaulte Fleisch von den Knochen fällt. Dann übernehmen Leute, die sich damit besonders beschäftigen, die Gebeine, waschen und reinigen sie vom Fleische und lassen sie an der Luft trocknen und bleichen; darauf legen sie dieselben in ein besonders sorgfältig gearbeitetes Kästchen aus Bein oder Spahn. Das Kästchen wird in ein Beinhaus gebracht, welches zu diesem Zwecke in jedem Dorfe errichtet ist. Ist dieses Gebäude angefüllt, so findet eine feierliche Bestattung aller Gebeine auf dem gemeinsamen Begräbnißplatze Statt. Die Verwandten und Freunde der Verstorbenen begeben sich an einem bestimmten Tage nach dem Beinhause, heben ihre angehörigen Kästen heraus und ziehen nach der Altersfolge wie eine große Familie unter beständigem Klagegesang nach dem Begräbnißplatze. Hier werden alle Todtenkisten in eine Pyramide aufgeschichtet und das Ganze mit Erde bedeckt, somit aber ein kegelförmiger Hügel errichtet. Sie kehren darauf in feierlichem Zuge in das Dorf zurück und beschließen den Tag mit einem Gelage, welches das große Todtenfest genannt wird (Bartram travels S. 514.).

In ähnlicher Art ist die Behandlung der Todten auch bei den Misouri-Indianern. Die Dacotas legen ihre zu Hause verstorbenen Todten im ganzen Anzuge mit ihren Waffen und andern Geräthschaften, bemalt, in Decken und Felle geschnürt, auf hohe, auf vier Pfählen ruhende Gerüste. Man begräbt sie zuweilen, wenn das Fleisch verfault ist. Die von dem Feinde Erschlagenen begräbt man sogleich in die Erde, eben so werden aber auch andere Leichen beerdigt und die Grabstätte mit Dornen und Holz eingefriedigt. Sehr oft legen sie aber auch die Todten in ästige Bäume und Prinz Maximilian von Wied sah eine Eiche, auf welcher sich drei in Felle eingehüllte Leichname befanden. Unter dem Stamme des Baumes war eine kleine Laube oder Schirm von Pappelzweigen angebracht, welche sich die Verwandten erbauen, um daselbst klagend und weinend zuzubringen, was oft viele Tage wiederholt wird. Zum Zeichen der Trauer schneiden sie sich die Haare mit dem ersten besten Messer ab, beschmieren sich mit weißem Thon, verschenken alle ihre guten Kleidungsstücke und werthvollen Habseligkeiten, so wie die des Verstorbenen an alle Anwesende. Auf der erwähnten Eiche befand sich die in Felle gehüllte Leiche einer jungen Frau, auf einer Unterlage von sechs Stücken Holz, welche in den Aesten befestigt waren. Weiter oben sah der Reisende eine Kindesleiche (Prinz Neuwied I. 345 f.). Solche Todtengerüste haben auch die Mandans*) in der Nähe ihrer Niederlassungen (Prinz Neuwied I. 396.); Die Assiniboins legen ihre Leichen ebenfalls auf Bäume**); die wollenen Decken, worein sie gehüllt wer-

*) S. Taf. X. 1.
**) S. Taf. X. 2.

den, sind mit rother Farbe bestrichen, auch die Aeste und der Stamm des Baumes damit theilweise gefärbt (Prinz Neuwied I. 464 f.).

Die gemeinsamen Begräbnißplätze aber scheinen mir einen wesentlichen Fortschritt im geselligen Leben anzudeuten. So lange die Menschen noch als Familie leben, werden die Todten theils in der Hütte theils in einsamen Orten des Waldes oder Gebirges begraben; sobald aber die Familien zum Stamme zusammengetreten und je mehr sie sich den Staatsformen nähern, desto mehr streben sie auch nach Haltpuncten des gemeinsamen Wesens. Was aber kann mehr die Gemeinschaft der Völkerstämme darstellen, als ein gemeinsamer Ruheplatz der verstorbenen Mitglieder derselben? Er wird allgemach ein Sammelplatz der zerstreut umherschweifenden Jägerstämme, er wird Veranlassung zu bestimmten, in gewisser Zeit wiederholten Zusammenkünften, er macht den Boden heimischer und werthvoller und wird zum Heiligthume der gesammten Völkerschaft; ja er wird ein Antrieb zum seßhaften Leben, dem Beginn aller Cultur. Die Americaner, welche Carver, Bartram, Heckewelder zu einer Zeit beobachteten, wo diese Völker noch nicht so sehr von den europäischen Einwanderern bedrängt und vertrieben waren, scheinen meist im Besitz solcher gemeinsamen Todtenplätze gewesen zu seyn, die gegenwärtig wohl nur bei einigen Missouri-Indianern angetroffen werden, in wenig Jahren aber mit den Nationen selbst ganz verschwunden seyn dürften.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die nordwestlichen Indianer um Portfrançais ihre Todten verbrennen und den Kopf und die Asche aufbewahren. Ihre Denkmale bestehen in vier starken Stangen, welche ein kleines Zimmer aus Planken tragen, in welchem der Kasten mit der Asche und der in Felle eingewickelte Schädel aufbewahrt wird (Lapérouse II. 181 ff.). Eine Sitte, die mit dem Leben der vereinzelt in dem weiten Gebiete dastehenden Stämme übereinkommt.

Ein anderweiter Haltpunct des geselligen und gemeinsamen Lebens sind die

Spiele und Festlichkeiten,

zu denen sich die Menschen bei freudigen Veranlassungen oder in heiterer Muße vereinigen.

Das gewöhnlichste Spiel kleiner Gesellschaften, namentlich junger Leute, ist das Ballspiel, in Arauco Palican genannt; es wird ziemlich auf dieselbe Weise, wie bei uns in Südeuropa gehandhabt, indem eine harte Kugel mit einem besonderen Brete von zwei Partheien abwechselnd abgeworfen und aufgefangen wird. In Arauco sind meist Wetten damit verbunden*). Dieselbe Sitte haben die Nord-

*) The principal out-door diversion among the young men is the palican. The company divides into two sets. Each person has a stick about four feet long, curved at the lower end. A small hard

americaner, die Bälle derselben sind aus Hirschleder, mit Hirschhaaren ausgestopft und etwas größer als die in Europa gebräuchlichen. Die Rakets sind 3 Fuß lang, oben befindet sich ein Flechtwerk aus Riemen von Hirschleder, welches einer flachen Hand ähnlich ist. An dem Spiele nehmen zuweilen 300 Personen Theil und mehrere spielen gegeneinander. Es werden dabei zwei Pfähle, etwa 600 Ellen weit von einander entfernt, in die Erde geschlagen und damit das Gebiet einer jeden Parthei angedeutet. In der Mitte zwischen beiden Pfählen wird der Ball in die Höhe geworfen, wobei nun eine jede Parthei bemüht ist den Ball gegen den ihr zugehörigen Pfahl zu treiben; dabei entwickeln die Spieler große Gewandtheit, der Ball berührt nur selten den Boden und befindet sich stets in der Luft. Sie spielen mit solcher Heftigkeit, daß oft einer dem andern einen Knochen zerschlägt oder ihn sonst verwundet; jedoch zeigt sich dabei niemals eine böse Absicht und es kommt auch nie zu Streitigkeiten zwischen den Spielenden (Heckewelder S. 345 f., dazu Bartram travels in Northamerica S. 506.). Das Ballspiel der Crih-Indianer ist dem ähnlich; die Kämpfer treten entkleidet und bemalt auf, jeder hat eine Art Schaufel oder Raket. Wer den Ball gefangen hat, rennt dem in der Mitte aufgestellten Ziele zu, wird aber von den übrigen verfolgt, welche ihn aufzuhalten und den Ball herauszuschütteln streben. Sind ihm die Gegner auf den Hacken, so schleudert er den Ball hoch in die Luft, wo er dann von einem seiner Parthei weiter befördert oder von den Gegnern rückwärts getrieben wird, bis sich der Sieg endlich dadurch entscheidet, daß er über eins der Ziele hinaus gelangt (Franklin Reise I. S. 78.). Die Frauen der Mandans spielen den Ball so, daß sie denselben abwechselnd auf den Fuß und auf das Knie fallen lassen und immer wieder in die Höhe schnellen, dabei wird oft um ansehnliche Preise gespielt (Prinz Maximilian v. Wied Reise II. 147.).

Dem ähnlich ist ein Reifenspiel, welches man bei den Nordamericanern um Monterey fand und das Takersia genannt wird. Man wirft und rollt einen kleinen Reifen von 3 Zoll Durchmesser in einem viereckigen Raume von zehn Toisen, den man vom Grase gereinigt und mit Büschen umgeben hat. Jeder der beiden Spieler hält eine Ruthe, von der Dicke eines gewöhnlichen Rohres und 5 Fuß Länge. Man sucht nun die Ruthe in den Reifen zu bringen, wäh-

---

ball, sometimes of wood, is thrown on the ground: the parties separate; some advance towards the ball, and others stand aloof to prevent it when struck from going beyond the limits assigned, which would occasion the loss of the game. I was told that the most important matters have been adjusted in the different provinces of Araucania by crooked sticks and a ball: the decision of the dispute is that of the game — the winner of the game, being winner of the dispute. (Stevenson tr. in S. Am. I. 17. Ballspiel der Caraiben Bryan Edwards II. 79.)

rend er noch in Bewegung ist, und der, welcher den Reifen durchsticht, ist der Sieger (Lapérouse II. 273. Langsdorff II. 144.). Dasselbe Spiel fand Prinz Neuwied bei den Dacotas (Reise I. 360.) und Mandans (Ders. II. 146.).

Ein anderes Spiel ist in der Art unserer Würfel. Die Indier von Neuspanien haben dazu daumenbreite, fast spannenlange Rohrschnitzel oder Spähne, in welche wie auf einem Kerbholze verschiedene Striche auf einer Seite eingeschnitten und schwarz getränkt sind. Diese halten sie in der Hand fest zusammen, heben sie, so hoch sie können, in die Höhe und lassen sie auf die Erde fallen. Wer dann mehrer Striche oder Augen über sich hat, gewinnt den Einsatz (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 256.). Dasselbe Spiel fand Lapérouse bei den Indianern um Portfrançais, nur daß es hier noch geregelter und die Zahl der Holzspähne auf dreißig festgesetzt war (Lapérouse II. 193.). Die Nordamericaner, namentlich die Jerokesen, bedienen sich zu diesem Spiel sechs bis acht kleiner gezeichneter Knochen, die auf zwei Seiten schwarz, auf den beiden andern weiß sind; man wirft sie in die Höhe, läßt sie in eine Schüssel fallen und beobachtet, wie viel Flächen von einer Farbe nach oben liegen; derjenige, dessen Zahl gleichfarbiger Felder die größte ist, zählt fünf; wer nun bis vierzig gezählt hat, ist der Gewinnende. Der gewinnende Spieler bleibt auf seinem Platze, an die Stelle des verlierenden aber tritt ein anderer, den die Schiedsrichter dazu ernennen*). Oft nimmt ein ganzes Dorf an dem Spiele Antheil und Parthei spielt gegen Parthei. So lange das Spiel dauert, scheinen die Indianer in der heftigsten Gemüthsbewegung und erheben bei jedem entscheidenden Wurfe ein furchtbares Gejauchze. Sie drehen und beugen sich auf tausenderlei Weise, reden die Würfel an und überhäufen die bösen Geister, die dem gewinnenden Gegner beistehen, mit Verwünschungen. In solchem Spiel verlieren manche ihre Kleidungsstücke, Hausrath, Hütte, ja ihre persönliche Freiheit. Ein Missionär war Augenzeuge, daß zwei jerokesische Dörfer viele Waaren, Blankets, Tuch, Hemden, Leinwand und dergl. zusammenbrachten und mit einander darum spielten. Dieß währte acht Tage lang. Täglich kamen sie zusammen und jeder Einwohner dieser Dörfer mußte die Schüssel einmal aufheben und niedersetzen. Wenn dieß geschehen und eines jeden Wurf angemerkt worden war, gingen sie für den Tag wieder auseinander. Des Abends versammelte sich jede Parthei für sich und opferte, damit sie gewinnen möchte. Es ging dann einer von ihnen singend ums Feuer herum und streute Tabak darauf, dann wurde getanzt. Als die zum Spiel festgestellte Zeit vorüber war, wurden die Würfe gegen einander gehalten und das Dorf, welches gewonnen hatte, zog

*) Auch bei den Assiniboins gebräuchlich. Prinz Neuwied I. 445.

mit den Waaren triumphirend nach Hause (Heckewelder S. 346 ff., nach Carver und Loskiel).

Endlich hat man noch eine Art Rathe=Spiel, das der Morra der Italiener verwandt ist. Die Assiniboins haben das Tschombino: die Spielenden nehmen kleine Steine in die Hand und der Gegner muß die Anzahl derselben errathen; ein Spiel, welches auch die Schwarzfüßer kennen (Prinz Neuwied I. 445 und 574.). Die Californier um Monterey nennen ein ähnliches Spiel Toussi. Jeder der Spielenden verbirgt ein Stück Holz in einer seiner Hände, während sein Gesellschafter tausenderlei Bewegungen macht, um die Aufmerksamkeit der übrigen davon abzulenken. Sie setzen sich, je vier einander gegenüber und nun gilt es zu errathen, welche Hand das Holz enthält. Dabei wird tiefes Schweigen beobachtet. Die freien Indier spielen oft um die Gunst einer Frau (Lapérouse II. 274. Langsdorff II. 144.).

Dem ähnlich ist auch ein bei den Crih=Indianern übliches Spiel: das Handschuhspiel. Es werden vier Kugeln, von denen eine ein besonderes Zeichen hat, unter vier Handschuhen versteckt; der Gegner muß angeben, unter welchem Handschuh die bezeichnete Kugel verborgen ist. Nachdem er nun richtig gerathen oder nicht, empfängt oder giebt er eine Feder. Zehn Federn gehören zu einem Spiel, welches beendigt ist, wenn sie sämmtlich dreimal in eine Hand übergegangen sind (Franklin Reise I. S. 77.). Das Schüsselspiel ist verwickelter und dem Würfelspiel ähnlich. Dazu gehören acht Klauen von Bären oder andern Thieren, welche man mit verschiedenen Linien und Charakteren bezeichnet und an den breiten Enden eben geschnitten hat. Sie werden in einer hölzernen Schüssel herumgeschwenkt, in die Luft geworfen und wieder gefangen. Die oben liegenden Striche zeigen den Gewinnst an (Franklin 1. Reise S. 78.).

Anderer Art sind die Kugelspiele der Neuspanier. Die Indier in Neuspanien sind außerordentliche Schnellläufer. Ein besonderes Vergnügen ist bei ihnen, daß sie hölzerne Kugeln von der Größe eines Gänseeies, die auf der Erde liegen, mit den Füßen besser als mit der Hand in die Höhe und sehr weit von sich werfen, auch bis zum vorgesteckten Ziel auf zwei Stunden weit in der größten Eile hin und wieder zurückbringen. Die Kugel darf mit keiner Hand berührt werden. Die großen Zehen, die ziemlich von den andern abgesondert auswärts stehen, dienen zum Werfen gleich einer Gabel. Sie zeigen darin erstaunliche Kräfte, und der beßte Kegler bei uns würde die Kugel mit seinem Arm nicht weit treiben können. Die Kugel fliegt hoch in die Luft in einem Bogen und sobald sie auf die Erde kommt, treibt sie der Indianer gleich einem Balle wieder weiter. Nur in dem Falle, wenn sie auf einem Baum liegen bliebe, oder in einen Busch fällt, müssen alle innehalten, bis die Kugel auf die Erde herabgeworfen wird. Zwischen Steinen muß der Spieler sich bemühen, sie mit dem Fuße herauszubrin-

gen; alle laufen ganz nackt, nur die Scham bedeckt, mit den Richtern zu Pferd an der Seite. Während dem Laufen peitschen sich alle mit spitzigen Dornen auf den Rücken, die Brust und besonders auf die Waden, so daß das Blut häufig herunter rinnet, um damit desto besser schnaufen zu können und wegen Aufwallung des Geblüts bei so vehementer Bewegung nicht zu ersticken. In weniger als einer Stunde Zeit haben sie zwei Stunden hin und zwei Stunden zurückgelegt und bringen auf eben diese Art ihre Kugeln wieder zurück; sie sind aber so voller Schweiß, geronnen Blut und Mattigkeit, daß sie sich auf den Boden niederwerfen, im Sande herumwälzen und nach kurzer Rast ins Wasser springen, um sich abzukühlen (Ochs bei Murr Nachr. v. span. America I. 257.).

Einen anderen wesentlichen Theil der Vergnügungen der Americaner machen die Gelage aus, womit sie, wie wir bereits gesehen haben, sowohl bei der Geburt der Söhne ihre Freude ausdrücken, als auch die Trauer über den Tod verehrter Personen zu mildern suchen. Die mancherlei gegohrnen, von uns ebenfalls betrachteten Getränke, sind eines der größten Reizmittel bei diesen Festen.

Veranlassung zu solchem Feste giebt bei den Abiponern die Rückkehr des Siebengestirns an ihrem Himmel. Sie halten dieses Gestirn für ihre Ahnen; da dasselbe mehrere Monate nicht sichtbar ist, sind sie betrübt und werden mithin durch seine Rückkehr außerordentlich erfreut. Sobald es im Mai erscheint, wünschen sie demselben Glück und begrüßen es mit lautem Freudengeschrei unter lautem Jubel der Kriegshörner und rufen: „Wir danken dir, endlich bist du wieder zu uns zurückgekehrt, du bist also glücklich wieder genesen." Den andern Tag geht Alles auf die Honigsammlung aus, um sich einen Trunk zu bereiten. Sobald dieß zu Stande gebracht ist, werden große Zusammenkünfte veranstaltet. Die verheiratheten Abiponer setzen sich auf ihre an den Boden gebreitete Tiegerhäute und trinken, die herumstehenden Weiber heulen einen Gesang; die unverheiratheten lachen und scherzen mit einander. So bringen sie die Nacht hin, während hie und da ein Platz mit Fackeln erleuchtet ist. Eine Zauberin belebt das Fest mit ihren Tänzen und schüttelt dazu einen mit Samenkörnern angefüllten Kürbis, ohne von der Stelle, wo sie steht, abzuweichen oder ihre Bewegung zu verändern, immer einen Fuß in die Höhe ziehend. Auf diesen Tanz folgt immer ein gewaltiger Lärm von Kriegshörnern, wobei die umherstehenden Zuschauer ihre Hand auf die Lippen haltend froh mitschreien. Die Männer sind von den Frauen und die Knaben von den Mädchen abgesondert, und es fällt bei solchen Gelagen niemals etwas Unehrbares vor. Wem die Zauberin einen besondern Beweis ihres Wohlwollens geben will, dem reibt sie den Kürbiß an die Waden und verspricht ihm dabei Schnellfüßigkeit in Verfolgung seines Feindes und des Wildes (Dobritzhoffer II. 88 ff.).

Aehnliche Saufgelage haben auch die Payaguas*); an dem Tage, den sie zu einem solchen Gelage bestimmt haben, essen sie nicht; die Unverheiratheten und die Frauen trinken niemals mit, aber sie bleiben bei den Männern, damit sie denselben in der Trunkenheit hülfreich beistehen und sie in die Hütte begleiten können. Dort setzt sich der Trunkene dann nieder und singt mit tiefer Stimme: „Wer wagt es, vor mir sich zu halten? Es möge nur einer oder zwei oder noch mehr herankommen; ich bin voll Muth und Kraft, ich werde sie in Stücke zerreißen!" Er wiederholt diese Sätze vielmals und dann ficht er mit den Fäusten in der Luft, bis er erschöpft in tiefen Schlaf dahinsinkt. Niemals wird aber ein trunkener Payagua die Waffen ergreifen und Jemanden, am wenigsten den Frauen, etwas zu Leide thun. Nächst diesen Privatfestlichkeiten feiern die Payaguas alle Jahre im Monat Juni ein sehr feierliches und blutiges Fest, woran die ganze Nation Theil nimmt. Auch die Guanas, Mbaias und alle Nachbarn feiern dasselbe. Die Frauen und die, welche nicht Familienhäupter sind, nehmen keinen Antheil. Am Vorabend malen sich die Männer so gut sie können am ganzen Leibe und schmücken die Haare aufs beste mit Federn aus. Drei oder vier thönerne Töpfe werden mit Fellen bedeckt und langsam mit Stäbchen geschlagen, die viel dünner als die kleinsten Schreibfedern sind, so daß man in einer Entfernung von 15 Schritt nichts davon hört. Am nächsten Morgen trinken sie alles, was sie an geistigen Getränken zur Hand haben, und wenn sie ganz betrunken sind, so kneipen sie einander mit den Fingern in die Arme, Schenkel und Backen, wobei sie so viel Fleisch als nur möglich erfassen und durchstechen das Fleisch mit einem Stück Holz oder einem Rochenstachel. Diese Operation wird von Zeit zu Zeit bis zum Schlusse des Tages wiederholt, ja manche durchstechen sogar die Zunge und das Schamglied. Sie sammeln in der Hand das Blut, welches aus der Zunge fließt, und beschmieren sich damit den Leib, was von dem Gliede fließt, lassen sie in ein Loch fallen, welches sie mit dem Finger in die Erde graben. Die Männer geben dabei kein Zeichen des Schmerzes von sich; als Grund der seltsamen Feierlichkeit wissen sie nichts zu sagen, als daß sie sich als Leute von Muth darzustellen wünschen. Auf die Heilung der Wunden wird gar keine Sorgfalt gewendet, daher bleiben die Narben zeitlebens sichtbar (Azara II. 133.).

Die Caraiben halten ihre großen, gemeinsamen Feste in den öffentlichen Häusern; nachdem der Tag von dem Häuptlinge bestimmt ist, bereiten die Weiber einen berauschenden Trank aus Cassave, stärker als für den gewöhnlichen Gebrauch, die Männer aber gehen auf den Fischfang. Am bestimmten Tage schmücken sich Männer und Wei-

*) Les Payaguas rassemblent à toutes les autres nations Indiennes, en ce qu'ils ne connaissent d'autre fête ni d'autre divertissement que l'ivresse. Azara II. 133.

der mit Farben, Federkronen, Halsbändern, Armringen und andern Anhängseln. Manche beschmieren ihren Körper mit Gummi und blasen Flaumfedern der verschiedenen Vögel darauf. So erscheinen sie im Gemeindehause und es beginnt nun das Essen, Trinken, Tanzen, Schwatzen und Lachen. So mäßig sie übrigens sind, so sehr wird bei diesen Festen geschlemmt und besonders getrunken. Anlaß zu solchen Ausschweifungen geben die Berathungen über einen Feldzug, die Rückkehr von dergleichen, die Geburt des ersten männlichen Kindes, das Abschneiden der Kinderhaare, die Wehrhaftmachung, ein Hausbau, ein Schiffbau und dergl. (s. Davies hist. of the Caribby-Islands S. 308.).

Auch bei den Nordamericanern finden wir mannichfache Feste, welche sich theils auf Jagd und Ernte, theils auf den Krieg beziehen. Das Fest der ersten Früchte ist das vornehmste darunter und wird im August abgehalten. Wenn eine Ortschaft dieses Erntefest feiern will, schaffen sich die Indianer zuvörderst neue Kleider, neue Töpfe und anderen Hausrath, beseitigen die alten und reinigen die Häuser, so wie die ganze Ortschaft; die alten Vorräthe werden auf einen Haufen geschafft und verbrannt. Nachdem sie nun drei Tage gefastet, wird alles Feuer im Dorfe ausgelöscht, dann wird eine Generalamnestie bekannt gemacht, alle Uebelthäter dürfen zurückkehren und werden freigesprochen. Am vierten Morgen zündet der vornehmste Zauberer (high priest) das Feuer aufs Neue an, indem er zwei trockne Hölzer aneinander reibt, und nun wird jedes Haus mit frischem Feuer versorgt. Darauf ziehen die Weiber aufs Feld und bringen die Ernte herein, während das Volk im neuen Staate versammelt sie erwartet. Die Männer begeben sich nun zum Schmause, indessen Weiber und Kinder daheim schmausen. Abends beginnt dann Tanz und Spiel, Gesang und Jubel, der die ganze Nacht anhält. Das Fest dauert drei Tage; am vierten machen die Indier Besuche in der Nachbarschaft (Bartram travels 507 f.).

Eine der vornehmsten im Süden wie im Norden von America üblichen Vergnügungen ist der

Tanz,

der theils in einfachen Bewegungen des Körpers, theils aber auch in vollkommenern Darstellungen gewisser Begebenheiten besteht, zuweilen aber auch mit Verkleidungen verbunden ist.

Die bairischen Reisenden (Spix und Martius Reise in Brasilien III. 1226.) schildern uns ein solches Fest, welches sie bei den Jurl beobachteten, folgendermaßen.

„Allmählig versammelten sich einige vierzig Männer, zwischen 20 und 60 Jahren, welche mit vieler Gravität vor uns die Vorkehrungen zum Tanze machten. Diese bestanden darin, daß sie sich gegenseitig das Gesicht mit der Schminke aus Rocou und Lamantin" oder

Schildkrötenthran bemalten, allerlei Schnüre von Perlen und von Thierzähnen um Hals, Waden und Vorderarme, Schellengehänge zum Klappern unter die Knie befestigten und die Köpfe mit Federn ausstaffirten, die entweder kronenartig um die Schläfe gebunden werden, oder als ein langer Schweif über den Rücken hinabhängen. Der Vortänzer hatte einen hohlen Cylinder von Ambauwaholz mit Federbüschen geziert auf dem Haupte und trug in der linken Hand einen ähnlich bemalten aber 3 — 4 Fuß langen Cylinder von demselben leichten Holze, womit er auf die Erde stieß, um den Tact zu schlagen. Als es dunkel geworden, begann zuerst der Begrüßungstanz. Die Tänzer kamen in zwei Reihen, einer hinter dem andern angezogen, klapperten mit den Schellengehängen, indem sie mit den Füßen stampften und damit abwechselnd aus ihren Rohrpfeifen einige unharmonische Töne hervorstießen. Jeder Tänzer trug auf der Achsel eine Bananentraube. So belastet tanzten sie einigemal im Kreise und legten dann die Früchte auf einen großen Haufen nieder. Diese Ceremonie endigte mit Bücklingen, die sie in einer Reihe aufziehend nach allen Seiten hin machten. Von hier an begannen die eigentlichen Tänze mit dem Nationaltanze ihrer Nachbarn, der Passes. Man konnte es eine Polonaise nennen. Nur Männer tanzten in einer Reihe. Indem die eine Hälfte die rechte, die andere aber die linke Hand auf die Schulter des Nachbars legte, blieb der Mittelste von allen frei. Er hatte zweierlei Rohrpfeifen in den Händen und gab damit den Rhythmus in zwei Noten an. Die übrigen fielen nun mit sehr unharmonischen Pfiffen ein und das Ganze gestaltete sich zu einer Strophe. Die Reihe der Tänzer schwenkte von einem Ende zum andern in zwei langen abgemessenen und einem kurzen dritten Schritte. Die Flügelmänner hatten dabei viel zu laufen und stolperten nicht selten zum großen Gelächter der Uebrigen und der Zuschauer. Von Zeit zu Zeit theilten sie sich in zwei Reihen, die sich, mit den Gesichtern einander zugewendet, gegenseitig tiefe Bücklinge machten, darauf ergriffen sich die Mittelsten bei der Hand und so bildeten beide Reihen ein Kreuz; endlich dehnten sie sich wieder in eine Reihe aus, stießen von Zeit zu Zeit die Knie vor, machten tiefe Bücklinge und schlossen dann unter unregelmäßigem Geschreie. Als es Nacht geworden, gesellten sich auch die Weiber zu den Tänzern, die nun den eigentlichen Nationaltanz der Juris aufführten. Die Männer standen in zwei Reihen hintereinander; die hintern legten ihre Hände auf die Schultern der Vormänner; eine dritte Reihe neben den Männern bildeten die Weiber. Der Zug bewegte sich in schnellem Schritte bald im Kreise, bald in verschiedenen Richtungen. Statt der Pfeifen ertönte jetzt der Gesang der Tanzenden im Unisono, durch das Kreischen der Weiber zu wahrhaft gräulichen Tönen erhoben.

Später schwärmten Masken zwischen den tollen Gestalten der Tanzenden herum. Es waren nackte Indianer, die statt der eigenen

scheußliche monströse Köpfe zeigten. Diese Masken waren von Mehlkörben gemacht, über die ein Stück Turiri (tuchähnlichen Baumbastes) gezogen war. Rachen und Zähne waren an diesen Gesichtern nicht gespart und die Grundfarbe war weiß. Ein Anderer erschien gänzlich in einen Sack von Turiri eingehüllt, der auf das Abentheuerlichste bemalt war. Er trug eine Maske, die den Tapirkopf vorstellte, kroch auf allen Vieren, ahmte mit dem Rüssel die Gebärden der Anta nach, wenn sie weidet. Um den wüthenden Lärm noch zu vergrößern, klopften Einige auf kleinen Trommeln aus dem Holze von Panax morototoni hin und her und endlich griff man zu dem großen Spieße, durch dessen Vibration ein schrillender Ton hervor gebracht wird. Diese wilden Töne erregten zu einem Kriegstanze, der nun von dem Anführer selbst mit seinen muntersten Kriegern ausgeführt wurde. Sie versteckten sich hinter die großen, aus Tapirleder geschnittenen, runden Schilde, die sie von den Miranhas einhandeln, und warfen, unter drohenden Gebärden hin- und herschleichend, die Wurfspieße darauf. Dieser Tanz vereinigte die gesammte wilde und furchtbare Plastik, welche der rohe Naturmensch Ameriras an seinem gedrungenen Körper darstellt. Die schnellen drohenden Wendungen dieser nackten Krieger; deren mit Thran bestrichene Muskulatur wie Erz glänzt, die abscheulichen Grimassen der tatowirten, von Urucu gerötheten Gesichter, das plötzliche Aufschreien beim Wurf oder Stoß und das hämische Grinsen, wenn sich der Gegner hinter seinen Schild verbergen muß — welch ein fürchterliches Bild der Rohheit."

Minder kunstreich sind die Tänze der Arowaken, die sich zu diesem Zwecke auf das Beßte bemalen. Der ganze Leib, vom Gesicht bis auf die Füße, wird mit tintenschwarzem Safte angestrichen, das Kopfhaar aber roth gemacht. Auf den schwarzen Grund malen sie Schlangen, Vögel und andere Thiere und eine Menge eckige, starke und feine, parallele Striche. Im Gesichte bringen sie karminrothe und weiße Streifen an. Schultern und Rücken werden mit blauem, 4 bis Ellen langen Zeuche bedeckt, um die Knöchel tönende Nußschalen befestigt. Andere fertigen ein Rückenschild von gespaltenen daumdicken, eine Elle langem Rohr, das dicht aneinander gelegt, doch beweglich bleibt und um den Hals an einem Bande befestigt bis auf die Hüften reicht. Dieser Rohrmantel wird mit allerlei Farben bemalt. Der Tanz findet auf einem freien, gereinigten Platze Statt und stellt mehrentheils eine Jagd dar. Dabei ahmen die Arowaken die Bewegungen, den Lauf und die Sprünge der Thiere, wenn sie angeschossen, vortrefflich nach und vor allem besitzen die Warauen darin eine besondere Geschicklichkeit. Zwischen jedem Tanze bringen die Weiber den Männern Baiwar zu trinken. Treten die Weiber bei solchem Tanze in die Reihen der Männer, so umschlingt jeder Mann eine Frau um den Leib und bewegt sich mit ihr im Kreise hin und her, indem mit den Füßen fleißig auf den Boden gestampft wird,

damit die Fußschellen kräftig klingen (Quandt Surinam 243 f.) Die Araucaner sind nicht minder leidenschaftliche Tänzer; sie stellen dabei auch Kriegsscenen dar; man bildet einen Kreis, in dessen Mitte ein Knabe aufgestellt wird, eine Parthie versucht es den Kreis zu sprengen und den Knaben herauszuholen*).

Die nördlichen Americaner bieten ähnliche Erscheinungen dar. Die Californier bleiben beim Tanze auf einer Stelle stehen und suchen theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Federn in Händen und auf dem Kopfe während eines tactmäßigen Springens unter mancherlei Bewegungen des Körpers und Verzerrungen des Gesichts Scenen des Kriegs- und häuslichen Lebens vorzustellen. Der Gesang und ein Klappern, das durch ein an dem einen Ende gespaltenes Stäbchen hervorgebracht wird, ist die Musik. Die Weiber tanzen unter eigenen Gesängen in der Nähe der Männer: ihre vorzügliche Bewegung besteht darin, daß sie mit dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand tactmäßig den Unterleib bald nach der einen, bald nach der andern Seite schieben. Sobald die Männer zu tanzen anfangen, hüpfen auch die Weiber, und sobald jene aufhören, endigen auch diese.

Bei einem Kriegstanze nahm eine Strohpuppe den Platz des Feindes ein, eine Menge mit Pfeil und Bogen bewaffneter Indianer tanzte mit fürchterlichen Gebärden um dieselbe — endlich gab einer aus der Mitte ein Zeichen, worauf im Augenblick die Puppe pfeildurchbohrt war und dem Obersten im Triumphe dargebracht wurde. Eine Indianergruppe hüpfte hinter einem großen Feuer und mehrere Personen nahmen von Zeit zu Zeit ganz glühende Kohlen von der Größe einer wälschen Nuß, die sie ohne weiteres in den Mund steckten und verschluckten (Langsdorff II. 169 und 170.).

*) **Penca.** My indian camrades or conductors occasioned much sport after dinner, by playing what they call the Penca, which Molina says serves them as an image of war. Fifteen mosotones, young indians, took hold of each other by the hands and formed a circle, in the centre of which a boy about ten years old was placed. An equal number of young men were then engaged in attempting to take the boy out of the ring, in which the victory consists. The indians forming the ring at first extended their arms as wide as they could and paced gently round. The others rushed altogether on the ring, and tried to break it, but their opponents closed and the invaders were forced to desist. They then threw themselves into several groups of two or three in each, advanced and attacked at different points, but were again baffled in their efforts and after many unsuccessfull trials to break the ring and take the boy, they were obliged through fatigue to abandon their enterprise. When the game, which lasted at least three hours, was finished, abundance of cider was brought, and the effects of drinking it were soon visible. Wrestling parties commenced, in which great strength and agility were shown (Stevenson travels in S. Am. I. 23.).

Bei den Jerokesen und Chaktaws ist der Tanz vornämlich eine Belustigung der Jugend. Bei den festlichen Tänzen steht Jedermann der Reihe nach auf und führt seine Bewegungen im Kreise umher mit vieler Ungezwungenheit und Kühnheit aus, indem er die Thaten seiner Vorfahren besingt. Die Gesellschaft, welche um den Tänzer in einem Kreise auf dem Boden sitzt, fällt am Ende eines jeden Tactes in den Gesang des Tänzers ein, indem sie im Unisono mit großer Anstrengung he he he schreit. Die Weiber tanzen mit vielem Anstande, halten sich gerade, schließen beide Arme der Länge nach dicht an den Leib, bewegen sich einige Schritte rechts und links, mit aneinander geschlossenen Füßen, so daß sie die Bewegung nur mit den Zehen und Hacken zu Stande bringen. Die Männer und Frauen singen dazu, und Trommeln und Kürbisklappern sind dabei in Bewegung. Sie haben mehrere Arten von Tänzen, den Kriegstanz, Scalptanz, Gefangentanz, Chieftanz, Speertanz, Opfertanz, Abreise- und Heimkehrtanz (Heckewelder nach Carver, Long und Loskiel S. 369 ff.).

Die schätzbarsten und genauesten Nachrichten über die verschiedenen Tanzfeierlichkeiten der Nordamericaner verdanken wir dem Prinzen Maximilian von Wied. Den Tanz der Omähas beschreibt der genannte Augenzeuge folgendermaßen. Etwa zwanzig Omähas waren vereinigt. Der Haupttänzer, ein großer langer Mann, trug auf dem Kopfe eine colossale Federhaube, gleich denen der Camacans in Brasilien, jedoch größer und nicht so künstlich gearbeitet, von langen Schwanz- und Schwungfedern von Eulen und Raubvögeln; in der Hand trug er Bogen und Pfeile. Sein Oberkörper war nackt bis auf ein weißliches Fell, welches ihm die rechte Schulter und Brust bedeckte und ebenfalls mit Bündeln von Federn verziert war. Seine Arme, Gesicht und entblößten Theile waren mit weißen Streifen und Flecken bemalt. Die Beinkleider waren mit dunkeln Querstreifen bezeichnet und unten mit einer großen Menge von Fransen besetzt; dabei trug er eine Schürze. Er sah wild und martialisch aus, wozu noch die athletische Figur beitrug. Ein anderer jüngerer Mann, mit sehr musculösem Körper, am Oberleibe gänzlich nackt, zum Theil ebenfalls weiß bemalt, trug in der Hand eine weißangestrichene Kriegskeule (war-club) mit einem Stinkthierfelle am Handgriffe*) und eine der früher beschriebenen ähnliche Federkrone auf dem Kopfe. Diese beiden Männer, so wie mehrere jüngere Leute und Knaben, bildeten eine Linie, welcher gegenüber andere Indianer sich in einer Reihe niedergesetzt hatten, in deren Mitte in schnellem Tacte die Trommel geschlagen wurde. Mehrere Männer rüttelten im Tacte mit Schellen behangene Kopfbrecher (war-clubs) und die ganze Gesellschaft, meist weiß bemalt, sang dazu hei! hei! hei! oder he! he! he! u. s. w., dazwischen zuweilen laut aufjauchzend. Der Tanz bestand darin, daß

*) S. Taf. XIII. 7.

man mit vorgebeugtem Körper und beiden Füßen zugleich in die Höhe sprang, ohne sich weit vom Boden zu entfernen und dabei stark auftrat, während die Trommel den raschen Tact schlug, die Waffen gerüttelt und zuweilen in die Höhe gehoben wurden. So sprangen sie gegen einander mit großer Anstrengung, etwa eine Stunde lang herum, der Schweiß floß ihnen vom Kopfe, bis man ihnen einen Haufen Tabakstangen auf den Boden schüttete, welche bei solchen Gelegenheiten das gewöhnliche Geschenk sind (Prinz Neuwied II. 399.).

Die Arikkaras besitzen eine Menge abentheuerlicher Gaukelspiele, Jonglerien und Maskeraden. Sie machen z. B. sehr auffallende Taschenspielerkünste. Sie veranstalten Medicinefeste, bei welchen ganze Comödien aufgeführt werden. Einer macht z. B. den Bären; in eine Bärenhaut mit Kopf und Klauen eingehüllt ahmt er die Bewegungen und Stimmen des Thieres so genau nach, daß man glaubt einen Bären vor sich zu sehen. Er wird erschossen, man sieht deutlich die Schußwunde, das Blut fließt, er fällt nieder, stirbt, man zieht ihm die Haut ab, und endlich kommt der Mann unverletzt hervor. Bei einer andern Vorstellung haut man einem Menschen mit einem Säbel den Kopf ab, und trägt diesen hinaus. Der Rumpf bleibt blutend ohne Kopf liegen und diese kopflose Gestalt tanzt nun lustig umher. Dann setzt man den abgehauenen Kopf verkehrt an seine Stelle, der Mensch tanzt wieder, aber bald ist der Kopf wieder an seiner richtigen Stelle und der Geköpfte tanzt nun völlig hergestellt wieder herum. Ein dritter wird mit einer Lanze durchstochen, die man wieder zurückzieht. Man reibt die stark blutende Wunde mit der Hand, sie verschwindet und alles ist wieder in der alten Ordnung; man schießt Menschen nieder, das Blut fließt, man reibt die Wunden und sie leben wieder auf. Alle diese Scenen sollen die Arikkaras im höchsten Grade täuschend darstellen, so daß die französischen Canadier an alle diese Wunder glauben (Prinz Neuwied II. 246 f.).

Ein sonderbares Fest erlebte der genannte Reisende bei den Mönnitarris, welches von den Weibern veranstaltet war. Man hatte mitten im Dorfe zwischen den Hütten einen großen elliptischen Platz von etwa 40 Schritt oder noch mehr Länge und etwas geringerer Breite, mit einer 10 — 12 Fuß hohen, etwas nach innen überhängenden Wand von Rohr und Weidenstäben umgeben und an demselben vorn einen Eingang gelassen. Im Innern wurden vier Feuer beständig unterhalten, etwas rechts dem Eingang gegenüber hatten die alten und angesehenen Männer Platz genommen, an ihrem rechten Flügel der ältliche Chef Lachpitzi-Sihrisch (der gelbe Bär). Er war im Gesichte an einigen Stellen roth bemalt und trug um den Kopf eine Binde von gelblichem Felle. Man wieß uns unsere Plätze zur Rechten des alten Bären an. Weiter rechts saßen überall Zuschauer, besonders Weiber, an der Einzäunung herum, die Männer gingen ohne Ordnung, zum Theil schön geputzt, zum Theil einfach angezo-

gen, oder am Oberleibe nackt im Innern des Raumes umher. Kinder hatten sich um die Feuer niedergesetzt und warfen abwechselnd Weidenzweige hinein, um sie zu unterhalten. Als uns Charbonneau eben in dieser Gesellschaft eingeführt hatte, traten aus der gegenüberliegenden Hütte sechs ältliche Männer in einer Reihe hervor und blieben anfänglich vor dem Eingange der großen Medicine-Hütte stehen. Sie waren von den jungen Leuten gewählt, die Bisonstiere vorzustellen, wofür sie nachher beschenkt wurden. In der Hand trug ein jeder von ihnen einen langen Stock, an dessen Spitze oben drei bis vier schwarze Federn, auf dessen übriger Länge aber in regelmäßigen Zwischenräumen kleine Bündel von den Hufen der Bisonkälber und am untern Ende des Stockes Schellen befestigt waren. In der linken Hand trugen diese Bisonstiere ihre Streitaxt oder Streitkolbe, zwei von ihnen den sogenannten Dachs, einen ausgestopften Sack von Fell, auf welchem man die Trommel schlägt. Sie standen vor dem Eingange, rüttelten unaufhörlich ihre Stöcke, sangen abwechselnd und ahmten die knarrende röchelnde Stimme des Bisonstieres in großer Vollkommenheit nach. Hinter ihnen ging ein schlanker Mann mit markirt botocudischer Physiognomie, der auf dem Kopfe eine mit Pelz besetzte Mütze trug, da er früher in einem Gefechte scalpirt worden war. Er stellte den Leiter des Festes und den Führer der alten Stiere vor, hinter welchen er einherschritt. Die Stiere traten nun in die Medicine-Hütte ein und nahmen hinter einem der Feuer Platz. Vor sie legte man den obengenannten Dachs nieder. Ein jeder der Stiere steckte vor sich in die Erde seine Waffe, welche bei zwei derselben aus einem runden Kopfe mit einem Handgriffe bestand, auf welchem ein Gesicht eingeschnitten war*). Mehrere junge Männer waren nun in Bewegung, überall Schüsseln mit gekochtem Mais und Bohnen umher zu tragen, welche sie vor den Gästen niedersetzten. Man ließ diese Schüsseln in der Reihe herumgehen und gab sie weiter, sobald man ein wenig davon gegessen hatte, oft wurden uns leere Holzschüsseln gebracht und zu unsern Füßen hingestellt, wovon ich anfänglich den Endzweck nicht einsah, ihn jedoch bald bei meinen Nachbarn, den gelben Bären, kennen lernte. Als nämlich einer der Essenträger oder Aufwärter, ein colossaler, schöner, höchst musculöser und breitschulteriger Mann, beinahe nackt, nur mit dem Breecheloth bedeckt, hinten mit lang herabhängenden Haarzöpfen, eine solche leerhingesetzte Schüssel wieder abholen wollte, hob der alte Chef seine Hände vor das Gesicht, sang und hielt eine lange Rede halblaut, etwa wie ein Gebet und gab dann die Schüssel ab. Diese Anreden enthalten gute Wünsche für die Bisonjagd und den Krieg, man ruft die himmlischen Mächte an, den Jägern und den Waffen günstig zu seyn. Auf diese Art stellte man oft zwei Schalen zugleich vor uns hin, und

*) S. Taf. XIII. 8.

auch wir erschöpften uns in guten Wünschen in englischer und deutscher Sprache, welche die Indianer aus unsern Gebärden erriethen, wenn sie gleich unsere Worte nicht verstanden. Dauerte die Rede lange, so war man besonders damit zufrieden. Der Essenträger bog sich aufmerksam auf uns nieder, nickte Beifall und strich uns mit der Hand von der Schulter über den rechten Arm bis zur Hand hinab, oft sogar über beide, und erwiederte alsdann einige Worte des Dankes. Auf diese Art dauerte die Ceremonie des Essens wohl über eine Stunde fort, überall aß man und hielt Reden oder Beschwörungsgebete für die Bisonjagd. Während dessen machten die jungen Leute in der Mitte des Platzes ihre Tabakspfeifen zurecht und brachten dieselben dann zuerst den alten Männern und Fremden. Sie hielten einem jeden von uns nach der Reihe, vom rechten nach dem linken Flügel fortgehend, das Mundstück des Pfeifenrohres hin, man that einige Züge, sprach wieder wie vorher einen Wunsch oder Gebet aus und die Pfeife ging alsdann weiter. Unter den Schüssel- und Pfeifenträgern befand sich noch ein anderer scalpirt gewesener Mann, der ebenfalls eine Mütze von Fell auf dem Kopfe trug. Die Pfeifenträger wendeten häufig ihre Pfeifen nach den verschiedenen Himmelsgegenden und machten mancherlei abergläubische Handgriffe damit. Während dessen sangen und rüttelten die Bisonstiere hinter ihrem Feuer immerfort ihre Medicinstöcke und einer schlug unaufhörlich den Dachs. Endlich standen sie auf, legten den Oberkörper vor und tanzten, d. h. sie sprangen steif mit beiden Füßen zugleich in die Höhe, sangen und rasselten laut dazu, während die Schläge des Dachses den Tact angaben. Der Gesang war immer derselbe, aus lauten abgebrochenen Tönen und Ausrufungen bestehend. Als sie eine Weile getanzt, nahmen sie in der vorigen Ordnung ihren Platz wieder ein. — Als die Festlichkeit über zwei Stunden fortgesetzt war, begannen die Weiber ihre Rolle zu spielen. Eine Frau näherte sich ihrem Manne, gab ihm ihren Gürtel und Unterkleid, wodurch sie unter ihrer Robe gänzlich entblößt war, und näherte sich dann einem der angesehensten Männer, strich denselben von der Schulter über den Arm hinab und entfernte sich langsam aus der Hütte. Der Aufgeforderte folgte ihr in den Wald an eine einsame Stelle; er kann sich hier durch Geschenke loskaufen, welches aber nur wenige Indianer thun. Auch uns bot man diese Ehre an, wir kehrten aber in die Hütte zurück, nachdem wir ein Geschenk gemacht hatten, worauf man uns wieder Pfeifen präsentirte. Die Feuer brannten jetzt schon wieder matt, viele Indianer hatten sich zurückgezogen, und wir fragten den alten Chef, ob es auch uns erlaubt sey dieß zu thun, was man uns anfänglich nicht gestatten wollte, jetzt aber zugab. Dieses Fest wird jedesmal vier Nächte hintereinander gefeiert, und auch heute dauerte die Unruhe während der ganzen Nacht fort (Prinz Neuwied II. 263 — 267.). Ein anderer Tanz war der der Bande der Weiber von der weißen

Bisonkuh. Es waren siebenzehn meist ältere Weiber und zwei Männer, welche das Schischikue und die Trommel hören ließen, der erstere mit seiner Flinte in der Hand. Voran zog eine ältliche dicke Frau, in die Haut einer weißen Bisonkuh gehüllt, welche im rechten Arme in der Stellung eines Füllhornes einen Bündel Reiser trug, an dessen Spitzen Flaumfedern, unten am Handgriffe ein Adlerflügel und ein Trinkgefäß von Blech befestigt waren. Noch eine zweite Frau trug einen ähnlichen Bündel. Die Köpfe aller dieser Weiber waren mit einem hohen, hinten vereinigten Stücke von weißer Bisonhaut gleich einer Husarenmütze geziert, an welchem vorn ein Busch von Uhu- oder Rabenfedern stand, der zum Theil roth gefärbt war; nur zwei von ihnen trugen das Fell eines Stinkthiers um den Kopf, die Männer diesen Theil gänzlich unbedeckt. Alle Weiber waren gleichmäßig bemalt, die linke Wange und das linke Auge zinnoberroth, neben dem rechten Auge am Schlafe zwei blaue Flecken. Sie trugen bis auf die eine sämmtlich bemalte Weiberroben, nur zwei von ihnen behaarte Bisonroben, das Haar nach aussen. Als sie den Kreis gebildet hatten, begann die Musik im raschen Tacte, die Männer intonirten den Gesang, worauf auch die nun tanzenden Weiber mit heller schreiender Stimme einfielen; eine klägliche Katzenmusik! Bei dem Tanze wackelten sie wie die Enten von einer Seite zur andern, den einen Fuß höher hebend als den andern und immer auf derselben Stelle bleibend. Nach einer Weile entstand eine Pause und bald ging der Tanz wieder an, welches auf diese Art einige Zeit abwechselte. Nur die ältern unter diesen meist häßlichen Weibern hatten die dieser Bande eigenthümlichen Streifen am Kinn (Prinz Neuwied II. 283 f.).

In dieser Weise sind die Festlichkeiten der Americaner beschaffen, und wenn wir dieselben mit ähnlichen Belustigungen der Wilden des Waldes, der Seeküste und der Steppe vergleichen, ist offenbar ein Fortschritt zu bemerken, der sowohl aus der weitern Entwickelung der Gesellschaftsverhältnisse, als auch der Begriffe überhaupt und der vermehrten Erfahrung hervorgegangen ist.

Das öffentliche Leben im Frieden.

Die americanischen Jägerstämme des Südens wie des Nordens sind in eine nahmhafte Anzahl Völkerschaften zerspalten, die, so verschieden sie auch ihrer Sprache nach unter einander sind*), dennoch in Bezug auf eine gesellschaftliche Verfassung eine außerordentliche Aehn-

*) Die Classification der americanischen Völker nach den Sprachen s. in Fr. Adelung Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte. St. Petersburg 1820. S. 77. und in Adr. Balbi abregé de géographie Par. 1834. S. 970 ff. — S. ferner Schütz allgemeine Erdkunde Th. X. Wimmers Amerika IV. 119. ff. — Gaspari und Hassel Handbuch der Erdbeschreibung V. Abth. Bd. I. S. 89. ff. — Tr. Bromme's Nordamerica I. 143 ff.

lichkeit haben. Die Waldindier leben familienweise, die Indier der Ebenen und Steppen bilden große Gemeinden und Stämme, welche oftmals tausend und mehrere Familien in sich enthalten und ein gemeinsames Oberhaupt, einen Führer anerkennen, dessen Ansehen namentlich im Kriege sich geltend macht.

Die Nation der Abiponer betrug zur Zeit, als Dobritzhoffer dieselbe beobachtete, etwa 5000 Köpfe und theilte sich in drei Stämme: 1) die Rúkahè, die sich auf den freien offenen Feldern aufhielten, 2) die Nakaigetergehé, die in den Wäldern lebten und 3) die Jaaukanigás, welche ehedem eine besondere Nation mit eigenthümlicher Sprache bildeten, aber im 17. Jahrh. von den Spaniern überfallen und ganz aufgerieben wurden. Die wenigen Ueberbliebenen, nämlich die Wittwen und Kinder, schlossen sich an die Abiponer an und verschmolzen, ihre Sprache aufgebend, mit denselben zu einem Volke. Der Grundzug nun, der durch die Abiponer, wie durch alle Americaner geht, ist eine unauslöschbare Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, und die Folge davon, daß um die Gemeinden nur sehr lose Bande geschlungen sind. Alle Abiponerstämme haben Oberhäupter, die sie Nelarehrat, die Spanier aber Capitan oder mit einem ursprünglichen ostindischen Worte Cazique benennen. Capitan nennen sie aber auch jeden anständig bekleideten Menschen, wie wir etwa unser Herr gebrauchen. Die Stelle eines Capitans ist ursprünglich eine kriegerische und gilt mehr der Abwehr der feindlichen Angriffe, als der Erhaltung der Ordnung oder des Rechtes im Innern. Sie ist bei den Abiponern allerdings erblich und geht vom Vater auf den ältesten Sohn über, vorausgesetzt, daß dieser ein rechtschaffener, kriegerischer, edelgesinnter und seines Amtes würdiger Mann ist. Ist er feig und ehrlos, so wird er ohne weiteres abgewiesen und an seine Stelle ein anderer gewählt. Der Capitan wird übrigens weder durch Abgaben noch durch andere Dienstleistungen verehrt, niemand unterwirft sich seinem Ausspruch, keiner gesteht ihm das Recht zu, Verbrechen zu bestrafen. Wollte er sich unterfangen, einen Abiponer wegen verübter Frevel zu bestrafen, so würde er ohnfehlbar beim nächsten Trinkfeste eine derbe Züchtigung davontragen, und so wie seine Würde für den Krieg bestimmt ist, so leisten sie ihm auch nur auf Kriegszügen einigen Gehorsam (Dobritzhoffer II. 122 f.). Dennoch aber zeigen die Abiponer bei der Geburt eines Capitansohnes Freude, welche ich für eine Anerkennung der Wichtigkeit obrigkeitlicher Gewalt ansehen möchte. Kaum verbreitet sich das Gerücht, daß ein männlicher Erbe des Capitans das Licht der Welt erblickt habe, so eilt die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand, unter fröhlichem Jauchzen zur Hütte des Neugebohrenen und hüpft in langen Reihen um das Dach und die Wände desselben, wobei jede mit ihrem Zweige daran klopft, zur Vorbedeutung, daß der Knabe ein glücklicher Krieger und Schrecken der Feinde seyn werde. Das

stärkste Weib unter allen ist mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden bis an die Waden bedeckt und heißt deßhalb die Spinne, hat auch an diesem Tage das meiste zu thun. Sie läuft in Begleitung der übrigen Mädchen alle Hütten durch, peitscht auf alle Männer, die sie in ihren Wohnungen antrifft, mit einer aus Ochsenleder gemachten Keule, jagt sie heraus, wo sie dann unter die Palmzweige der Mädchen gerathen. Am nächsten Tage theilen sich die Mädchen in kleine Schaaren ab und ringen mit einander auf dem Platze, doch nur mit den Armen. Die Knaben thun dasselbe, doch an einem besonderen Platze. Am dritten Tage tanzen die Mädchen auf der einen, die Knaben auf der andern Seite, eines reicht dem andern die Hand, so bilden sie einen Kreis, eine Alte, die das Ganze anordnet, schüttelt im Tacte eine Kürbisklapper. Der Kreis dreht sich mit der größtmöglichsten Geschwindigkeit und es wird dabei nur zuweilen unter Scherzen und Lachen ausgeruhet. Am vierten Tage läuft die Spinne, von allen Mädchen begleitet, die ganze Ortschaft auf und ab und fordert in jedem Hause diejenige, welche sie darin für die stärkste an Gliedmaßen und Kräften ansieht, auf, mit ihr auf dem Platze zu ringen. Das Volk ergötzt sich an dem Spiele, worin die Spinne gemeiniglich Siegerin bleibt. Die übrigen Tage hindurch werden entweder diese Spiele wiederholt, oder die Männer schwelgen in öffentlichem Trinkgelage unter dem Schalle der Trommeln (Dobritzhoffer Abiponer II. 277 ff.).

Bei den Guaranis ist die Häuptlingswürde erblich, und es sind deren in jeder Horde mehrere, unter diesen aber hat wiederum einer den meisten Einfluß, den man auch als den ersten betrachtet. Eine Auszeichnung haben die Häuptlinge jedoch gar nicht vor den übrigen, doch scheint der erste in den Rathsversammlungen, die man des Nachts hält, eine gewichtigere Stimme zu haben, als die andern. Die erbliche Würde geht auf den ältesten Sohn über, auch folgen, wenn keine Knaben vorhanden sind, die Mädchen nach. Zuweilen kann auch ein gemeiner Indier Häuptling werden, wenn er ein verdienstvoller Mann ist und man den Erbhäuptling verlassen will (Azara II. 95 f.).

In gleicher Weise haben auch die inselbewohnenden Caraiben mehrere Arten von Häuptlingen: den Dorfhäuptling, den Häuptling eines Schiffes; allein nur im Kriege wird ein Oberster erwählt, unter dessen Befehlen alle übrigen stehen, im Frieden gilt ein Häuptling nichts mehr als der andere. Auch bei den Caraiben hat der Häuptling im Frieden mit der Gerechtigkeitspflege nichts zu schaffen (Davies hist. of the Car. Isl. 313 ff.).

Aehnliche Erscheinungen treten uns bei den Nordamericanern entgegen. Auch hier bildet Freiheit und Unabhängigkeit den Grundzug des öffentlichen Volkslebens; wir finden auch hier, wie bei den Südamericanern in jedem Stamme Häuptlinge, die indessen nur die ersten unter ihres Gleichen sind und theils durch Kriegsthaten ein

Ansehen sich erworben, theils auch von ihren Vorfahren die Würde ererbt haben. So ists bei den Delawaren und Jerokesen. Der Häuptling ist verpflichtet und berechtigt, unter Beistand seiner Rathmänner, welches theils versuchte Krieger, theils kluge und wohlhabende Familienhäupter sind, in seinem Stamme Ordnung zu halten, nur darf er sich nicht einfallen lassen zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu gebrauchen; in solchem Falle würde er sogleich von Allen verlassen werden; er kann nur durch gründliche Vorstellung und freundliches Zureden oder durch List seinen Willen durchsetzen. Für seinen Unterhalt muß er selbst Sorge tragen (Heckewelder nach Loskiel S. 138.). Der Häuptling muß bei den Delawaren, wie Loskiel versichert, allemal Mitglied desselben Stammes seyn, dem er vorstehen soll, wird aber nicht von dem Stamme selbst erwählt, sondern von den Chefs der andern zwei Stämme. Diese vereinigen sich mit ihren Rathleuten und dem ganzen Stamme an einem verabredeten Orte, von wo aus sie in Procession singend in das Dorf ziehen, wo die Wahl vor sich gehen soll. Nachdem sich die zwei Chefs im Rathhause, in welches sie auf der Ostseite hineingehen, neben die zwei oder drei Feuer gesetzt haben, werden sie von den Einwohnern des Dorfes bewillkommnet. Sodann meldet einer der Chefs den Zweck ihrer Zusammenkunft, ernennt den neuen Häuptling, wischt ihn, wie er sagt, die Thränen von seinen Augen, reinigt seine Ohren und seine Kehle, nimmt alle Betrübniß über den Tod des verstorbenen Chefs von seinem Herzen hinweg und tröstet ihn darüber. Nachdem er dieß Alles singend vorgetragen, erklärt er ihn nochmals feierlich zum Chef und setzt ihn an die Stelle des Verstorbenen. Dann ermahnt er das junge Volk, dem neuen Oberhaupte gehorsam und behülflich zu seyn, wo er ihrer bedürfe. Die Rede wird mit den Wampumgürteln bestätigt und von den jungen Leuten das Versprechen ertheilt, daß sie gern alle ihre Pflichten erfüllen wollen. Eben so ermahnt er die Frau des neuen Chefs, die mit noch einigen Frauen zugegen ist, daß sie mit ihrem ganzen Geschlechte dem neuen Oberhaupte gehorsam und unterthänig seyn soll, was diese auch zusagt. Endlich wird auch der neue Chef selbst ermahnt und seine Pflicht ihm vorgestellt, alles aber mit Wampumschnüren bestätigt. Wer auf andere Weise ins Amt kommt, gilt nichts (G. H. Loskiel Geschichte der Mission der evangel. Brüder unter den Indianern in Nordamerica. Barby 1789. S. 169.).

Bei allen Americanern bezieht sich die Gewalt und das Ansehen der Häuptlinge mehr auf die äußeren Angelegenheiten, denn auf das Innere. Reibungen einzelner Familien werden von den Familienhäuptern selbst geschlichtet, Beleidigungen machen sie untereinander selbst aus; ja der Todtschlag wird unter den Familien durch die Blutrache ausgeglichen. Die Delawaren und Jerokesen haben jedoch auch die Sitte, den Mord von Verwandten durch Wampumschnüre abzukaufen.

Was alle Mitglieder des Stammes angeht, daran haben auch alle Familienhäupter gleichen Antheil, die bei der Berathung gleiche Stimme, so wie sie bei feindlichen Angriffen gleiche Verpflichtung haben. Obschon nun aber von Haus aus alle Menschen gleiche Kraft des Willens, gleiche Schärfe des Verstandes haben, so macht doch die höhere Bildungsfähigkeit der Menschheit bei weitem eine größere Verschiedenheit in der Entwickelung der Kräfte ihrer Individuen möglich, als dieß etwa bei den Thiergeschlechtern der Fall ist. Die Ungleichheit geistiger und körperlicher Kraft der Menschen eines und desselben Stammes ist daher um so größer, je weiter dieser Stamm auf dem Wege der Cultur vorgeschritten ist. In den Urwäldern und in den Steppen haben die auf der tiefsten Culturstufe stehenden Menschen unter sich dieselbe Gleichheit des äußern Ansehens, der geistigen Fähigkeiten, die wir an den Heerden des Wildes unserer Wälder bemerken; je höher die Culturstufe eines Volkes, desto größer ist die Verschiedenheit der Physiognomie desselben, desto mehr treten einzelne Individuen mit besonders entwickelter Kraft aus den übrigen hervorragend auf.

So finden wir auch bei den freien Americanern des Südens wie des Nordens auf dem Wege unserer Betrachtung die ersten Anfänge einer Art Aristocratie, d. h. Vereine der Ausgezeichneten des Volkes, der Klügsten, der Tapfersten. Die Mitgliedschaft wird erworben entweder durch große Kriegsthaten, oder durch das Bestehen gewisser Prüfungen der Kraft, der Geduld und des Muthes.

Die Wehrhaftmachung, welche wir bereits erwähnt haben, ist davon verschieden, denn sie ist die Aufnahme in den Stand der mannbaren Jugend überhaupt. Der Ehrenverein oder die Gesellschaft, von welcher wir jetzt reden, wird von Dobritzhoffer mit dem Namen des Adels bezeichnet (Th. II. 596.). Die Abiponer nennen die Mitglieder derselben Hocheri. Hat man beschlossen, einen Mann in die Gesellschaft aufzunehmen, so wird zuerst seine Leidensfähigkeit auf die Probe gestellt; man legt ihm eine schwarze Kugel auf die Zunge und so muß er drei Tage zu Hause sitzen bleiben, des Redens, Essens und Trinkens aber sich gänzlich enthalten. Am Vorabend der eigentlichen Feierlichkeit versammeln sich alle Weiber vor der Schwelle seines Hauses und stehen mit aufgelösten Haaren und entblößten Schultern in langen Reihen herum und beklagen die Voreltern des Candidaten mit den Kürbissen klappernd und Hände und Füße umherwerfend. Dieß dauert bis der Tag graut, wo der Aufzunehmende zierlich gekleidet, die Lanze in der Hand, auf ein mit Federn, Glöckchen und andern Anhängseln reich aufgeschmücktes Pferd steigt und nun in vollem Rennen gegen Norden jagt, wohin ihm ein großer Haufen seiner Landsleute zu Pferde folgt. Bald darauf kehrt er zurück an seine Hütte, wo eine alte Zauberin seiner schon wartet. So wie er absteigt, hält ihm eine edle Abiponerin Pferd und Lanze, die ver-

sammelten Weiber begrüßen ihn mit Lippenklatschen, und die Alte hält auf einer Ochsenhaut sitzend eine feierliche Rede. Darauf setzt man sich abermals zu Pferde und reitet gegen Mittag, Aufgang und Abend; zwischen jedem Rennen wird jedoch vor der Hütte gehalten und die Rede der Alten ehrfurchtvoll vernommen. Darauf werden die Pferde abgeführt und man begiebt sich in die Hütte selbst, die jetzt wie geheiligt betrachtet wird. Zuvörderst wird nun der Kopf des Aufzunehmenden von der Alten so beschoren, daß von der Stirne bis zum Hinterhaupt ein kahler, drei Finger breiter Streifen zu sehen ist, den sie Nalemra nennen. Hierauf hält die Alte dem Candidaten eine Lobrede, rühmt seinen Heldenmuth, seine Thaten, Geschicklichkeit in Waffenübung und Reiten, seine Unerschrockenheit, meldet, wie viel Feinde er erschlagen, welche Beute er gemacht, und schließt damit, daß sie ihn für würdig erklärt unter die Hocheri aufgenommen zu werden. Nun wird auch sein alter Name mit einem neuen vertauscht, welcher öfters auf in endigt*). Während nun die Weiber den Helden mit ihren Lippenklatschen begrüßen, eilen die Männer zum Saufgelage. Dobritzhoffer bemerkt noch, daß ihm auch Weiber vorgekommen, welche gerade wie die Männer Namen auf in geführt, die Sprache der Edeln gesprochen und förmlich in diese Ehrenclassen erhoben waren, doch konnte er die Ursache dieser Erhebung nicht erfahren (Th. II. S. 601.). Bei den Indiern von Guiana fand Schomburgk eine Frau, die sich durch ihre Kraft zur Beherrscherin eines Stammes erhoben hatte (Reise in Guiana S. 114.). Die Americaner am Orinocco haben übrigens ähnliche Gesellschaften, nur ist die Aufnahme in dieselben dort bei weitem schwieriger und mit den ausgesuchtesten Qualen verbunden.

Noch ausgebildeter als bei den Südamericanern scheint das Wesen derartiger Gesellschaften oder Vereine bei den Nordamericanern. Prinz Neuwied traf dieselben bei den Blackfeet, Assiniboins, Arrikaris und andern Völkerschaften. Sie führen gewisse Namen, haben bestimmte Regeln und Gesetze, so wie eigenthümliche Gesänge und Tänze und zum Theil den Zweck, die Ordnung und Polizei im Lager, auf dem Marsche und bei Jagden aufrecht zu erhalten. Bei den Schwarzfüßern fand der Berichterstatter sieben Banden:

1) Sohskriss, die Bande der Moskiten, besteht aus jungen Leuten, von denen viele erst 8 bis 10 Jahr alt sind, und hat kein Polizeigeschäft. Es nehmen außerdem auch größere junge Männer, sogar ein Paar ältere daran Antheil, um auf die Gesetze und Regeln zu sehen. Dieser Verein führt ausgelassene Jugendstreiche aus, schwärmt im Lager umher, zwickt und kratzt Männer, Weiber und Kinder und macht sich so lästig als die Moskitos. Selbst alte, angesehene Män-

*) Dobritzhoffer theilt S. 598. eine Menge solcher Hocherl-Namen mit: Debayakaikin, Ychamenratkin, Alaykin, Malakin, Kebachin, Ychilimin, Ypirikin, Kain, Dapetkain u. s. w.

ner werden nicht verschont. Beleidigt man einen von ihnen, so hat man sie alle auf dem Halse, denn sie halten enge zusammen. Als Zeichen der Bande tragen die Mitglieder eine Adlerklaue an einem Lederriemen um das Handgelenk. Sie haben eine besondere Art sich zu bemalen, dann auch einen besonderen Gesang und Tanz. Die Mitgliedschaft in diesen Verein ist der erste Schritt zur Aufnahme in die folgenden.

2) Emitáhks, die Hunde, bestehen aus jungen verheiratheten Männern.

3) Sáhmipáhks, die Prairie-Füchse, ein Polizei-Verein für verheirathete Männer. Das Zeichen ist ein langer, oben rundlich übergekrümmter, mit Otternfell umwickelter Stab, an welchen in Intervallen Knoten von weißem Felle und von diesen herabhängend immer ein Paar Adlerfedern angebracht sind*).

4) Mastohpate, die welche den Raben tragen. Ihr Signal ist eine lange, mit rothem Tuch überzogene Stange, an welcher von oben bis unten in langer, dichter Reihe schwarze Rabenfedern befestigt sind**). Sie tragen mit zur Aufrechthaltung der Polizei und Ordnung bei.

5) Chtskinna, die Stiere mit den dünnen Hörnern, tragen, wenn sie tanzen, an ihren Mützen Hörner. Wenn sie lagern, befinden sich die Zelte der Vereine in der Mitte des Cirkels, welcher in seinem Centrum einen freien Platz einschließt. Entstehen Unordnungen, so müssen sie den Soldaten helfen, welche das Lager abstecken oder bestimmen und alsdann den ersten Platz einnehmen.

6) Innakehks, die Soldaten, sind die angesehensten Krieger und Männer, welche besonders im Lager und auf dem Marsche die Polizei handhaben. In den öffentlichen Berathungen giebt ihre Stimme den Ausschlag, ob man z. B. jagen, den Aufenthalt verändern, ein anderes Jagdrevier beziehen, Krieg oder Friede schließen wolle und dergl. mehr. Sie tragen als Wahrzeichen einen handbreiten Kopfbrecher von Holz, am Handgriffe mit Hufen der Bisonkuh behangen. Sie sind zuweilen 40 bis 50 Mann stark. Ihre Weiber, wenn sie den Medicinetanz tanzen, sind auf dieselbe Art gemalt als die Männer.

7) Stomich, die Bisonstiere, bilden eigentlich den ersten d. h. ausgezeichnetsten aller Vereine und sind die ersten im Range. In der Hand tragen sie ein Medicinezeichen mit Bisonhufen behangen. Wenn sie bei ihrem besonderen Gesange tanzen, so rasseln sie mit jenen Hufen. Um die Polizei zu handhaben, sind sie zu alt, denn sie sind durch alle Vereine hindurch gegangen und man betrachtet sie gleichsam als im Ruhestande. Bei ihrem Medicinetanze tragen sie auf dem

*) S. Taf. XI. 1.
**) S. Taf. XI. 2.

Kopfe eine Mütze von den langen Stirnhaaren und der Mähne des Bisonstieres, welche lang herabhängen (Prinz Neuwied II. 577 ff.).

Bei den Mandans fand derselbe Reisende sechs Vereine:

1) Meniß-Ochka-Ochatá, die thörichten Hunde, deren Namen man nicht kennt, junge Leute von 10 bis 15 Jahren.

2) Hahderucha-Ochatá, die Krähen- oder Rabenbande, junge Leute von 20 bis 25 Jahren.

3) Charak-Ochatá oder Kaua-Karakachka, die Soldaten, bestehend aus den ausgezeichnetsten und angesehensten Kriegern, die, wenn sie in die Schlacht ziehen, gleich den Prairiefüchsen der Blackfeet, eine mit Otterfell umwundene und mit Eulenfedern verzierte Stange vor dem Feinde in den Erdboden pflanzen, die sie nicht verlassen dürfen. Diese Soldaten bilden einen Ausschuß, der alle Hauptbegebenheiten leitet, besonders allgemeine Unternehmungen, Veränderung des Wohnortes, Umzug der Dorfschaften, Bisonjagden.

4) Meniß-Ochatá, die Hunde.

5) Berock-Ochatá, die Bisonstiere, ausgezeichnet durch einen seltsamen Tanz, wobei sie die obere Kopfhaut und die langen Nackenhaare des Bisonstiers mit dessen Hörnern auf dem Kopfe tragen; zwei Auserwählte unter ihnen, die Tapfersten von allen, die dann nie mehre vor dem Feinde fliehen dürfen, tragen einen ganzen, völlig nachgebildeten Bisonkopf mit den Hörnern, welchen sie aufsetzen, durch dessen künstliche, mit einem Eisenringe umlegte Augen sie hindurchblicken*).

6) Schumpsi-Ochata, die schwarzschwänzigen Hirsche, besteht aus alten Männern über 50 Jahren.

Die Mitgliedschaft in allen diesen Banden und was sonst dazu gehört, wird gekauft und der Käufer muß während der mit der Einweihung verbundenen Festzeit seine Frau dem Verkäufer überlassen. Ist ein kaufender junger Mann noch unverheirathet, so muß er zuweilen weit nach einem andern Dorfe gehen, um einen Freund oder Kameraden um seine Frau anzusprechen. Dieser geht alsdann mit ihm und giebt für ihn am Abend des Tanzes seine Weiber Preiß, die dann wie bei dem oben erwähnten Feste sich gegen die Gäste zu benehmen haben. Jede Bande hat ihre besonderen Tänze und Abzeichen.

Auf ähnliche Art sind bei den Mandans auch die Weiber in vier Banden getheilt. Die jüngsten bilden die Flintenbande, es folgt die Flußbande, dann die der Heuweiber und endlich die Bande der weißen Bisonkuh. Eine jede hat ihre besonderen Abzeichen und Tänze, welche ebenfalls gekauft werden müssen (Prinz Neuwied II. 138—146.).

Die sechs Banden der Arikaras sind:

1) Die Bären, welche vom Bären Felle, Klauenhalsbänder und dergl. tragen.

---

*) S. Taf. XII. 1. Mandan im Bisontanze. F. 2. Mönnitari im Hundetanze.

2) Die tollen Wölfe, ein aufgeschnittenes Wolfsfell auf dem Rücken tragend.

3) Die Füchse, mit Fuchspelzen.

4) Die tollen Hunde.

5) Die tollen Stiere, eine Bisonkopfhaut auf dem Haupte.

6) Die Soldaten oder die tapfersten Krieger (Prinz Neuwied II. 240.).

Durch diese Ausgezeichneten werden die Angelegenheiten der Nation in den Versammlungen verhandelt. Diese Volksversammlungen finden wir auch unter den Americanern, bei denen man keine so sorgfältig durchgeführte Gliederung der Gesellschaft bemerkt hat, und wo die Familienhäupter sich ganz gleich sind, selbst wenn sich ein altes Mütterchen an die Spitze einer Familie gestellt hätte. So ist es bei den Charruas, Guarani u. s. w. (Azara II. 15. 52.), so bei den Caraiben, welche in der Versammlung die Anführer ihrer kriegerischen Unternehmungen wählen (Davies S. 316.).

Die nordamericanischen Indier überlassen die Leitung ihrer Angelegenheiten den Banden und den Häuptlingen, welche sich zusammen berathen und das Resultat ihrer Besprechungen zur gehörigen Zeit dem Volke bekannt machen. Das Volk wird dann ins Gemeindehaus (council-house) zusammenberufen und hier werden auch die zu einer Unternehmung nothwendigen Beiträge an Wampum u. s. w. eingefordert. Das Rathhaus ist nun entweder das Haus des Häuptlings, welches gemeiniglich groß und geräumig ist, oder ein eigens dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathmänner kommen, nachdem sie einberufen, mit Pfeifen und Tabak und setzen sich um ein großes Feuer. Von Weibern sind nur einige anwesend, welchen das ehrenvolle Amt der Unterhaltung des Feuers und der Besorgung des Essens aufgetragen ist, denn Speise muß im Ueberfluß vorhanden seyn. Ueber dem Rathhause am Fort Pitt war eine Schildkröte gezeichnet, an jedem Thürpfosten das Gesicht eines bejahrten Mannes ausgeschnitten. Das Haus hatte zwei Feuerstätten und an jedem Ende eine Thüre. Längs der Wände war ein erhöhter Sitz, $1\frac{1}{2}$ Fuß vom Boden und 5 Fuß breit, aus breiten Stücken gespaltenen Holzes angebracht und mit schönen Binsenmatten bedeckt. Am obern Ende saß der Häuptling (Loskiel bei Heckewelder S. 142.). In den Versammlungen sitzen die Rathmänner ohne besondere Förmlichkeit beisammen, allein dennoch hören alle mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf den Sprecher und sie erwägen genau was er sagt. Den Beschlüssen dieser Versammlung unterwerfen sich alle mit Achtung. Wenn sich Einzelne den Anordnungen widersetzen, so finden sie doch keinen Anklang, sondern werden als entartete Geschöpfe betrachtet, die es nicht wagen dürfen, sich zu den andern zu gesellen, sondern einzeln herumschweifen müssen und keine Ansprüche auf den Schutz der Nation haben. Heckewelder (S. 136.) bringt mehrere Beispiele, wo die indianischen Nachbarn der

Vereinstaaten die Bestrafung solcher ausgelassenen Individuen ohne Umstände ganz allein den letzteren überließen.

Die Häuptlinge und Rathmänner haben nächstdem auch dafür zu sorgen, daß die früheren Verhandlungen und Verträge mit den Nachbarn aufbewahrt werden. Sie unterrichten in dieser Kenntniß die fähigsten jungen Leute und versammeln sich zu diesem Zwecke alle Jahre ein oder zweimal. Sie kommen an einer auserlesenen Stelle des Waldes zusammen, wo ein Feuer angezündet und Mundvorrath bereit gehalten wird. Dann werden auf einem großen Stücke Baumrinde oder auf einer wollenen Decke alle Urkunden in einer solchen Ordnung hingelegt, daß sie sogleich jede einzelne Rede unterscheiden können, gerade wie wir den Inhalt eines schriftlichen Aufsatzes aus der Aufschrift, die er führt, erkennen. Wenn irgend eine Schrift auf Papier oder Pergament mit den Wampumgürteln oder Schnüren zusammengeheftet ist, so ersuchen sie einen Vertrauten aus den weißen Leuten, ihnen den Inhalt vorzulesen. Der Sprecher, der immer unter den Befähigsten ausgewählt wird und besondere Anleitung zu seinem Geschäfte bekommen hat, steht alsdann auf und sagt mit vernehmlicher Stimme und dem Ernst, den der Gegenstand erfordert, den Inhalt her, einen Satz nach dem andern, bis er alles, was zu der Sache gehört, vorgetragen hat. Von der Weise, auf welche die Wampumgürtel oder Schnüre vom Sprecher in der Hand gehalten werden, hängt viel ab. Das Umkehren des Gürtels, welches Statt findet, wenn er seine Rede zur Hälfte gebracht hat, ist ein wesentlicher Punct, obschon dieß nicht bei allen Reden nach Gürteln vorkommt; wenn dieß aber auf eine gehörige Weise geschieht, so kann man daraus eben so gut wissen, wie weit der Sprecher in seiner Rede gekommen ist, als bei uns durch einen Blick auf die Seitenzahl eines Buches während des Lesens; ein guter Redner wird im Stande seyn, auf einen Gürtel die Stelle bestimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält. Die Gürtel werden, wenn der Sprecher mit ihnen fertig ist, wieder an das Oberhaupt abgeliefert und sorgfältig in einer dazu bestimmten Ledertasche oder in einem Beutel aufbewahrt.

Diese Gürtel bestanden ehedem aus kleinen gleich geschnittenen, weiß oder schwarz gefärbten Holzstücken, seltener aus Seemuschelschalen (irokesisch Wampum), da das Zurechtschneiden und Bohren zu mühevoll war und die Gürtel dennoch immer ein ungeschicktes Ansehen hatten. Seitdem aber die Engländer nach America gekommen waren, fingen diese an, die Wampum aus Muschelschalen in Menge sauber und nett zu verfertigen und an die Indianer zu vertauschen. Die Indianerinnen verstehen es, die Gürtel zu schlingen und dem Inhalte gemäß einzurichten und die gehörigen Figuren darauf anzubringen. Auf einem Friedensgürtel werden z. B. zwei ineinander verschlungene Hände dargestellt, und so hat jeder seine besonderen Figuren, welche die Stelle unserer Inschriften und Worte vertreten. Eben so sind die

Gürtel verschieden nach ihrer Länge, Breite und Farbe. Die weißen Gürtel bedeuten das Gute, Frieden, Freundschaft, Wohlwollen, die schwarzen enthalten das Gegentheil. Kann man weiße Gürtel nicht herbeischaffen, so wird ein schwarzer weiß gefärbt und so zu einer Friedensbotschaft gebraucht. Landstraßen von einer befreundeten Völkerschaft zur andern werden gewöhnlich auf dem Gürtel durch eine oder zwei Reihen weißer Wampum bezeichnet, welche von einem Ende zum andern durch die schwarzen hindurchlaufen. Der Kriegsgürtel ist schwarz mit rothen Zeichen; wird er einem Volke mit einer Rolle Tabak zugesendet, so ist dieß eine Aufforderung, sich einem Kriegszuge anzuschließen. Wenn eine so aufgeforderte Völkerschaft vom Tabak raucht und sagt: „er raucht sich gut," so hat sie ihre Einwilligung ausgedrückt und gehört von nun an zu den Verbündeten. Weigert sie sich aber, so wird auch alle weitere Ueberredung ohne Wirkung bleiben. Haben Kriegsbotschafter es versucht, eine Völkerschaft nach erfolgter Weigerung zur Annahme des Gürtels zu nöthigen, indem sie denselben über die Schultern oder Schenkel des Häuptlings legten, dann schüttelte ihn dieser, ohne denselben mit der Hand zu berühren, von sich ab und schleuderte ihn dann mit einem Stocke weg, wie man etwa eine Schlange wegschleudert (Heckewelder S. 130. ff. und 143. nach Loskiel und Carver).

Die Botschaften der Nationen werden mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt vollzogen; wichtige Sendungen übernehmen die Rathmänner oder der Sprecher, zumal wenn eine Antwort sogleich erwartet wird. Wird eine Antwort abgeschickt, so tragen diese zwei junge Leute, einer um die Antwort abzuliefern, der andere um Acht zu geben, daß, während sein Gefährte redet, nichts vergessen oder ausgelassen werde. Ist es eine geheime Botschaft, so macht man ihnen zur Pflicht, sie unter die Erde zu ziehen oder zu nehmen, d. h. überall keinem Menschen bekannt zu machen, außer dem, an welchen sie gerichtet ist. Erhalten sie die Weisung, mit der Botschaft in die Erde hinabzusteigen und an dem Bestimmungsorte mit derselben wieder hervorzukommen, so heißt das, sie sollen sich unterwegs von Niemand sehen lassen und alle gebahnten Wege vermeiden. Da alle Geschäfte unter den Nationen auf solche Art besorgt werden, so wird ein Häuptling auf Gerüchte keine Rücksicht nehmen und eine Sache nicht beachten, so lange sie ihm nicht amtlich und in gehöriger Form vorgetragen worden ist. Ein Gerücht ist ihm „der Gesang eines vorbeigeflogenen Vogels" (Heckewelder S. 132.).

In früherer Zeit, bevor die Europäer auf americanischem Boden festen Fuß gefaßt hatten, war der Verkehr der verschiedenen Nationen bei weitem anders als gegenwärtig. Die Verhältnisse waren geordnet, und der Häuptling Wya sagte zu Volney: „Vor dem Kriege waren wir einig und ruhig, wir fingen an, Wälschkorn zu bauen wie die Weißen. Jetzt gleichen wir einem Rudel verfolgter Hirsche,

wir haben weder Feuer noch Heerd, wir zerstreuen uns und bald wird keine Spur mehr von uns übrig seyn" (Heckewelder 541.). Seit jener Zeit ist die Auflösung noch viel allgemeiner geworden und das Ansehen der Häuptlinge immer mehr gesunken.

Ehedem hatten die Indianer einen großen Marktplatz am Missisippi, la prairie des chiens genannt. Dort kamen sie alle des Handels wegen zusammen. Was für Stämme hier auch aufeinander trafen, so mußten sie ihre Feindschaft unterdrücken und alle feindseligen Handlungen vermeiden, selbst wenn die Nationen im Kriege mit andern begriffen waren. So war es auch am rothen Gebirge (red mountain), von wo die Steinart herkommt, aus welcher die Pfeifenköpfe gefertigt werden. Da alle Stämme die Steinart nöthig haben, ward das Gebirge als Freistätte und Friedensort betrachtet (Heckewelder S. 540.). Aehnliches fand Pöppig bei den Chilenen, die in den Anden einen Ort hatten, wo sie des Handels wegen mit den Weißen zusammen kamen (Pöppig Reise I. 377.).

Kriegswesen.

Gefahren und Angriffe von Außen sind unfehlbar das wirksamste Mittel, einzelne Stämme zu einem Volke zu vereinigen und das Bewußtseyn in demselben zu erwecken, daß das Zusammenhalten der Einzelnen, das Unterwerfen des Einzelwillens unter das Bedürfniß der Gesammtheit, so wie das Bestehen der Einzelnen am dauerhaftesten begründe. So störend nun auch Angriffe von Außen auf das Bestehen der Stammvereine wie auf den Staat überhaupt für den Augenblick einwirken, so sind es doch gerade sie, welche denselben für die Folge befestigen und ihm dadurch Dauer und Bestehen geben, daß sie auf das innige Zusammenhalten seiner Mitglieder deutlich hinweisen und die Aufmerksamkeit und Vorsicht dringend anempfehlen.

Wir sahen schon im vorigen Abschnitt, wie die ersten Elemente der gesellschaftlichen Gliederung, namentlich aber das Häuptlingwesen und die Anfänge des König- und Herrscherthums, eigentlich im Kriege aus dem dringenden, augenblicklichen Bedürfnisse entstanden sind. Die Aristocratie, welche wir bei den Abiponern und den Nordamericanern fanden, so wie die Häuptlinge, bilden die Grundpfeiler der Verfassung dieser Völkerschaften im Frieden wie im Krieg. Das Zusammentreten der ersteren, dann die Erwählung eines Kriegshauptmanns sind die frühesten Acte des Volkslebens.

Die Ursachen des Krieges sind entweder vorübergehende, wie gewaltsames Zusammentreffen herumstreifender, sich übrigens fremd gegenüberstehender Stämme, oder solche, welche sich öfter wiederholen, wie z. B. Streitigkeiten unter nachbarlichen Völkerschaften, wegen des Jagdgebietes, wegen Beleidigung, Beraubung oder Ermordung einzel-

ner Mitglieder. Je tiefer nun die Völkerschaften stehen, je weniger sie Erfahrung haben, desto loser ist ihr innerer Zusammenhalt, denn das Zusammenhalten ist eine Folge vielfacher Anfechtung von außen.

Die Bewohner der südamericanischen Steppen sind stets auf ihrer Huth, sie unterhalten namentlich zur Nachtzeit stets Wachen. Beim Eintritt der Nacht versammeln sich z. B. die Familienhäupter der Charruas, um die Wachmannschaft zu bestimmen, welche zunächst daran kommt (Azara II. 15.). Eben so ist es bei den Conibos und Remos (Smyth in Lowe I. S. 238.). Die nordamericanischen Stämme hatten, bevor die Europäer dort vorherrschend waren, sogar befestigte Ortschaften d. h. Pallisadenzäune um ihre Wohnstätten; die Zelte werden noch gegenwärtig bei längerem Aufenthalte an einem und demselben Orte dichter zusammengebaut, um sie im Falle eines Angriffes besser schützen zu können. Uebrigens erwarten sie den Feind ruhig in ihrem Dorfe oder Lager; sie ziehen, wenn sie sonst von seinen Absichten sichere Kunde haben, lieber entgegen und schlagen sich dann im freien Felde. Daher geht ihr Bestreben immer dahin, fortwährend wohlgerüstet und mit guten Waffen versehen zu seyn.

Die Waffen der americanischen Völkerschaften, namentlich die Angriffwaffen, lernten wir zum Theil schon oben kennen, sofern sie nämlich auch zur Jagd gebraucht werden. Es sind Lanze, Bogen und Pfeil und in neuerer Zeit auch die Flinte.

Die Lanzen der Abiponer werden aus dem purpurfarbenen Neterge gefertigt, welches dem Stahle an Härte gleichkommt. Der Baum wird gespalten und die Waffe mit einem geschärften Stein oder Messer so trefflich abgerundet, daß sie wie gedrechselt erscheint. Um die Stange gerade zu machen, wird sie am Feuer öfter erhitzt und dann zwischen zwei Pfählen rechts und links gebogen. Die Länge der Lanze beträgt 5 — 6 Ellen, sie ist an beiden Enden zugespitzt, theils um nicht in Verlegenheit zu gerathen, wenn die eine Spitze unbrauchbar geworden, theils um sie beim Halt sicher in den Boden zu stecken. Seitdem sie mit den Spaniern bekannt worden, bewehren sie ihre Lanzen mit Eisen und nennen die so bewehrten Catlaan. Wenn sie ins Treffen ziehen, werden die Eisenspitzen mit Unschlitt eingerieben, damit sie desto besser in die Leiber der Feinde eindringen. Die Lanze wird, wenn sie in der Hütte verweilen, vor derselben in die Erde aufgepflanzt und dadurch zugleich angedeutet, wie viele Krieger darinnen beisammen sind. An Statt des Eisens befestigen einige ein Hirschhorn an die Spitze. Uebrigens verwenden sie nicht weniger Sorgfalt auf die Erhaltung, als auf die Anfertigung ihrer Lanzen, das Eisen ist stets glänzend wie Silber und das ganze nett und reinlich (Dobrizhoffer II. 478.). Die übrigen Südamericaner haben ähnliche Lanzen von Rohr, wie wir schon oben sahen (S. 18.). Bei den Sakis sah Prinz Neuwied (Reise I. 239.) Lanzen, deren Spitzen aus einer langen Degenklinge bestanden; die Stange war mit rothem

Tuch überzogen und mit vielen schwarzen, in einer langen Reihe oder bündelförmig daran hängenden Raben- oder Adlerfedern verziert. Diese Waffe führen sie unausgesetzt in der Hand und trennen sich nie von derselben.

Die **Bogen** und **Pfeile** nebst dem Köcher lernten wir schon oben näher kennen (S. 17.), so wie die übrigen auch zur Jagd gebrauchten Schießwaffen, die sie noch im Kriege mit der größten Geschicklichkeit und Schnelligkeit zu handhaben verstehen.

Eine besondere, den Americanern eigene Waffe ist die **Keule**, welche schon die Reisenden des 16. Jahrh. bei den Tubinambos unter dem Namen Tacapes fanden*) (s. die Abbildung Taf. XIII. 6.). Diese Keulen finden sich bei den meisten Südamericanern; selbst die Mbayas haben etwas ähnliches in der Macana**) oder dem 3 Fuß langen, zollstarken Prügel aus hartem schweren Holz, den sie nebst der Lanze mit in das Treffen nehmen (Azara II. 111.). Die Chavantes führen eine 4 Fuß lange Keule, welche oben nach Art eines Ruders verflacht ist. Zu der Führung dieser mächtigen Waffe gewöhnen sie sich durch mancherlei Kampfspiele, vorzüglich durch das Tragen eines 2 — 3 Centner schweren Holzblockes, den sie im Laufe von sich schleudern. Der Jüngling, der dieß nicht vermag, darf auch nicht heirathen (Spix und Martius II. 574.). Die Caraiben führen eine Keule, Namens Butu; sie ist 3½ Fuß lang, flach, zwei Zoll dick, in der ganzen Länge 2 Zoll, am Handgriff so wie an dem entgegengesetzten Ende 4 — 5 Zoll breit und von hartem, schweren, scharfkantig geschnittenen Holze. Die breite Seite ist reich verziert, in verschiedene Felder getheilt, vertieft geschnitzt und ausgemalt. Ein Schlag mit dem Butu zerschmettert die Knochen. Dem ähnlich ist die Mussi der Arowaken, die aus schwarzem festen Holze gemacht ist und gewöhnlich 3 Fuß Länge hat. Am Griff hat die Keule eine aus Baum-

*) Tacapes, c'est à dire, espees ou massues, faites les unes de bois rouge et les autres de bois noir ordinairement longues de cinq a six pieds; et quant a leur façon elles ont un rond ou oval au bout d'environ deux palmes de main de largeur, lequel, epais qu'il est de plus d'un pouce par le milieu, est si bien menuisé par les bords que cela, estant de bois dur et pesant comme bois, tranchant presque comme une coignee, j'ai opinion que deux de plus accorts spadassins de par deça se trouveroyent bien empeschez d'avoir affaire à un de nos Toupinambaults estant en furie s'il en avoit une au poing (Lery p. 198.). Die Sencis am Ucayali. Smyth et Lowe narrative S. 226. Die Waffe Kowa, which is sharp at one end, so as to be used as a short spear; and the other end, which is thicker serves for a club and is rendered more formidable by having four sharp andlers of a stay fixed down its side at a distance of about two inches from each other; the centre of the weapon is fancifully ornamented with beautifull feathers.

**) Die Macana kommt auch bei den Bewohnern von Paraguay vor, welche Rengger besuchte. Abbildung das. Fig. 5.

wollengarn geflochtene Schleife, durch welche die Hand gesteckt wird (Quandt Surinam 230.)*).

Die Keule findet sich auch bei den Nordamericanern; die Nadowessier führten kurze, armlange Keulen aus hartem Holze, die an einem Ende kolbenförmig geschnitzt und sehr schwer waren (Heckewelder S. 291.). Prinz Neuwied fand bei den Missouri-Indianern die Kriegskeulen (war-klub) noch in allgemeinem Gebrauche; sie hatten mannichfaltige Gestalten und waren z. Th. weiß angestrichen und die Punka führten Keulen aus rothbraun angestrichenem Holze, von gekrümmter Gestalt (S. 315.). Die Dacotans führen überaus mannichfaltige Keulen, unter anderen auch eine einfache, ästige, knorrige Manna-Pauischä (Prinz Neuwied II. 203.).

Aus diesen Keulen entstand die Streitaxt, deren Klinge ursprünglich aus Stein war, und die erst seit der Bekanntschaft mit den Europäern zum Schlachtbeile oder Tomahawk wurde.

Wir finden solche steinerne Aerte bei den südlichen wie bei den nördlichen Indianern. Die einfachste Art ist diejenigen, an deren Stiel ein eiförmiger Stein mit Leder befestigt ist; dergleichen fand Prinz Neuwied bei den Mönnitarris (Reise II. 202.); mehr Uebung und Geschicklichkeit setzt die Art voraus, deren Stiel um den Stein herumgelegt und durch Stricke angeschnürt ist, dergleichen wir auch schon in Australien vorfanden**). Man fand in den Gräbern, so wie anderwärts in den Prairien Steine, welche für diesen Zweck eigens zugeschliffen und mit einer Vertiefung versehen waren. Sie kommen in der Form den in altgermanischen Grabstätten gefundenen Donnerkeilen ziemlich nahe. Auf der 13. Tafel zu Schmidts Versuch über den politischen und moralischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nordamerica im Jahre 1821. (Th. II. S. 439.) sind mehrere solche Steine aus Granit und Grünstein abgebildet. Die Klingen sind, gleich den bei uns gefundenen, Geschiebe, welche nur einer geringen Nachhülfe und Politur bedürfen.

Außer diesen Aerten hat man noch eine dritte Art, deren breite Schneide parallel mit dem Stiele laufend in denselben eingesetzt ist und durch naß aufgelegtes Leder und darüber festangeschnürte Pflanzenfäden darin festgehalten wird. Das historische Museum zu Dres-

*) Taf. XIII. F. 1. Surinamsche Keule nach Quandt, Stadtmann u. A.
2) Die Puru-Puru, rothes Holz, weiß gemalt, 3 F. 4 Z., Spix u. Martius.
3) Die Culinos, schwarzes Palmenholz, 3 F. 4 Z., nach dens.
4) Die Marurunos, rothes Holz, weiß gemalt, $3\frac{1}{2}$ F., nach dens.
5) Die Miranhas, schwarzes Holz der Babunhapalme, $3\frac{1}{4}$ F., nach dens.
7 — 10) Nordamericanische Keulen, nach Prinz Neuwied.
6) Alte Tupinambaskeule, nach Lery und einem Original im historischen Museum zu Dresden Th. 2. 67.

**) S. Th. I. S. 316. Taf. II. Fig. 6. Dazu die unter den indianischen Waffen von Spix und Martius unter Nr. 7. abgebildete Steinart der Miranhas.

den bewahrt zwei solche vollständige Aexte, deren eine aus Basalt, die andere aus Granit besteht. Die eine ist am Griff mit einem Federbusch, die andere mit einem Tragriemen versehen *).

Seitdem nun die Indianer mit den Europäern bekannt wurden und von denselben metallene Geräthe und Waffen kennen lernten, deren größere Dauerhaftigkeit sie bald einsehen mußten, seitdem sind die steinernen Waffen ziemlich ganz außer Gebrauch gekommen, die Streitart hat gegenwärtig eine Klinge von Eisen, welche unseren leichten Küchenbeilen in der Form am nächsten kommt. Diese Streitaxt wird auf das mannichfaltigste verziert, da wo die Klinge auf dem Stiele sitzt, dann am Handgriff werden Federbüsche angebracht; der Stiel wird gemalt oder mit Bändern und Leisten von Silber oder anderem Metall besetzt. Die Waffe dient sowohl zum Schlagen im Handgemenge, als auch zum Werfen.

Dieses sind die vorzüglichsten Waffen der Americaner, bei denen man nur selten Dolche oder Säbel findet, die sie durch den Verkehr mit den Europäern erlangt haben. Bei den Grosventres de prairie fand Prinz Neuwied (I. 530.) Dolche von Metall, deren Griff aus den Kiefern oder dem Gebiß eines Bären gebildet war, so wie auch Lapérouse bei den Einwohnern von Portfrançais metallene Dolche angetroffen hat.

Zum Schutz des Körpers gegen heranfliegende Pfeile oder gegen Hiebe fanden schon die Reisenden des 16. Jahrh. bei den Südamericanern kleine **Rundschilde aus dem Rückenfelle des Tapir** **). Solche Schilde fanden auch Spix und Martius bei den Mura (Reise III. 1228.) und Smyth und Lowe (Narrative S. 26.) bei den Sencis. Dagegen führen die Abiponer keine Schilde. Die Nordamericaner bedienten sich ehedem Schilder von hartem Büffelleder, die nach außen zu etwas gewölbt waren, von Heckewelder aber (S. 291.) bei den Irokesen und Delawaren nicht mehr gefunden wurden. Bei den Assiniboins fand Prinz Neuwied (Reise I. 459.) einen ledernen bunt bemalten Schild, den der Inhaber auf dem Rücken

*) S. Taf. VI. 1. 2.

**) Ils ont leurs rondelles faites du dos et du plus epais cuir sec de cet animal qu'ils nomment Tapiroussou et sont de façon larges, plates et rondes comme le fond d'un tabourin d'Allemand. Vray est que quand ils viennent anx mains ils ne s'en couvrent pas comme font nos soldats par deçà des leurs: ains seulement leurs servent pour en combattant, soustenir les conps de flesches de leurs ennemis. C'est en somme ceque nos Ameriquains ont pour toutes armes: car au demeurant, tant s'en faut qu'ils se couvrent le corps de chose quelle qu'elle soit, qu'au contraire (horsmis les bonnets, bracelets et courts habillemens de plumes de quoy j'ay dit, qu'ils se parent le corps) s'ils avoyent seulement vestu une chemise quand ils vont au combat estimans que cela les empescheroit de se bien manier ils la depouilleroyent (Lery S. 199.).

trug und auf welchem ein kleines, wohleingewickeltes Päckchen, seine Medicine beim Pferdestehlen, befestigt war. Bei den Schwarzfüßern bemerkte derselbe Reisende (I. 581.) Rundschilde aus dickem Leder geschnitten, gewöhnlich grün und roth bemalt und mit allerlei Federn und Zaubergegenständen behangen. Dieselben Indianer wickeln auch, wenn sie zum Streite ausziehen, ihr Gewehrfulteral turbanartig um den Kopf.

Panzer oder Helme hat man bei den Americanern nicht gefunden, nur die Abiponer pflegen, wenn Kampf bevorsteht, einen Rock von ungegerbter Elennhaut mit Tiegerfell besetzt anzulegen, der bis an die Ellenbogen und bis in die Mitte des Leibes reicht und einem Levitenkleide ähnlich ist. Darüber wird zuweilen ein handbreiter Gurt aus demselben Leder gelegt, um den Unterleib besser zu schützen. Solch ein Panzer hält gewöhnliche Pfeile recht gut ab. Viele treten übrigens ganz nackt auf den Kampfplatz (Dobritzhoffer II. 490.).

Wenn die Americaner in den Krieg ziehen, so schmücken sie sich auf das beste heraus und bestreben sich durch Bemalung, durch Feder- und andern Schmuck sich ein furchtbares Ansehen zu geben. Die Abiponer z. B. malen sich das Gesicht, setzen eine Krone von Papageienfedern, oder eine rothwollene mit Glas- und Schneckenschalen behangene Mütze, oder einen Geierflügel auf den Kopf. Ein Abiponer setzte die Haut eines Hirschkopfes sammt dem Geweihe gleich einem Helme aufs Haupt, ein anderer band sich einen spannenlangen Tunkaschnabel an seine Nase. Die Unerschrockensten aber traten ganz nackt, doch stets mit bemaltem Gesichte dem Feinde entgegen (Dobritzhoffer II. 508.).

Auf gleiche Weise erschienen auch die alten Tupinambas im besten Schmuck mit Federn und Farben bedeckt, namentlich fertigten sie aus Straußenfedern eine Art runder Schilde, die sie um die Lenden an einen Faden befestigen und wie etwa unsere Soldaten die Patrontaschen auf dem Hintern trugen*). Auch die Nordamericaner ziehen beladen mit allen ihren Waffen und im reichsten Costum dem Feinde entgegen; es giebt jedoch wieder andere, welche halb nackt in den Kampf schreiten, wie z. B. die Schwarzfüßer (Prinz Neuwied I. 579.).

*) Pour la fin de leurs equippages et recourans de leurs voisins de grandes plumes d'Austruches (qui monstre y avoir en quelques endroits de ces pays la de ces gros et lourds oyseaux en neantmoins pour n'en rien dissimuler je n'en ay point veu) de couleurs grises accomodans tous les tuyaux serrez d'un costé et le reste, qui s'esparpille en rond en façon d'un petit pavillon, ou d'une rose ils en font un grand pennache, qu'ils appellent Araroye: lequel estant lié sur leurs reins avec une corde de cotton, l'estroit deuers la chair, et le large en dehors, quand ils en sont enharnachez (comme il ne leur sert à autre chose) vous diriez qu'ils portent nne mue à tenir tes poulets dessous attachee sur leur fesses (Lery S. 102.).

Am herrlichsten entfalten die Nordamericaner ihre ganze Kriegertracht, wenn sie als Mitglieder der oben erwähnten Gesellschaften zum Tanze erscheinen. So kamen z. B. die Meniß-Ochatä, oder die Bande der Hunde vom Volke der Arikkarra nach dem Fort Clarke. Ein Theil der 28 Hunde war in schöne Roben oder in Hemden von Bighornleder, ein anderer in rothe Tuchhemden, blau und rothe Uniformen gekleidet, ein anderer Theil hatte den Oberleib nackt und die Heldenthaten in rothbrauner Farbe darauf angegeben. Auf dem Kopfe trugen vier von ihnen die ächten Hunde, eine colossale, weit über die Schultern hinausreichende Mütze von Raben- oder Elsterfedern, an deren Spitze kleine weiße Flaumenfedern angeklebt sind. In der Mitte dieser unförmlichen Federmasse ist der ausgebreitete, aufrechtstehende Schwanz eines wilden Truthahns oder des Kriegsadlers angebracht. Um den Hals tragen die vier Haupthunde einen langen Streifen von rothem Tuche, der über den Rücken hinab bis auf die Waden hängt und in der Mitte des Rückens in einen Knoten zusammengeknüpft wird. Zwei andere Männer tragen eben so colossale Mützen von gelblichen, dunkel quergestreiften Uhufedern, alle übrigen waren auf dem Kopfe mit einem dichten Busche von Raben-, Elstern- und Uhufedern geziert, der das Zeichen der Bande ist. Am Halse trugen sie sämmtlich die lange Kriegspfeife, im linken Arm ihre Waffe, Flinte, Bogen oder Streitkolbe (Prinz Neuwied II. 309 f.) *).

Nicht mindere Sorgfalt und Ueberlegung verwenden die Americaner auf die Ausführung eines Kriegszuges selbst. Sie bereiten sich eigens dazu vor, nachdem sie in der Versammlung alle Umstände gehörig bedacht und berathen haben.

Die südamerischen Reitervölker stellen gemeiniglich zuvörderst ein Trinkfest an und eilen dann berauscht und in künstlich hervorgebrachter Wuth wie toll auf den Feind los, wo es allerdings vorgekommen ist, daß ein kleiner, wüthender Trupp ein an Anzahl weit überlegenes Heer über den Haufen geworfen hat. Bei solchen Trinkgelagen hält der Häuptling seinen Kriegsmännern feierliche Reden und Ermahnungen, stellt ihnen das Beispiel der Väter, die Beweggründe des Ruhmes, die Beute und lockende Aussichten vor, und ermahnt sie auf alle Weise zur Tapferkeit. Von den Getränken erhitzt, von dem Geräusche der Trommeln und Klappern erregt singen und erzählen sie die Heldenthaten ihrer Väter und Verwandten und unter solchen Umständen wird der Plan zu dem Feldzuge entworfen. Den Feldzug unternehmen sie am liebsten, wenn der Mond so im Abnehmen begriffen ist, daß die Nächte ganz dunkel sind. Zur Rückkehr ist ihnen die Zeit des zunehmenden Mondes am brauchbarsten, damit sie im Fall eines unglücklichen Ausganges mit Sicherheit auf

*) S. Taf. XIV. einen Assinniboin-Indianer mit Schild und Bogenlanze nach Prinz Max v. Wied.

die schützende Finsterniß der Nacht rechnen können. Den Heerzug treten sie gemeiniglich zur Mittagszeit in der heftigsten Sonnenhitze an, aber zerstreut und nicht in einem Haufen. Zum Abend vereinigen sie sich dann auf einem verabredeten Platze. Jeder hat zur Ausrüstung die Lanze nebst Bogen und Pfeilen und drei Pferde zum Wechseln. Lebensmittel werden nicht mitgenommen, da Wald und Feld ihnen dergleichen stets darbieten und sie, da sie einzeln dahinziehen, am Tage immer etwas jagdbares vorfinden. Dagegen sind sie mit Feuerzeug, Messer und Wetzstein wohl versehen. So eilen sie ungehindert durch die Ebenen, so schwimmen sie durch die Flüsse, sich etwa mit einer Hand an die Mähne oder den Schwanz ihrer Pferde haltend. So wie die Abiponer den Feldzug antreten, werden rechts und links Kundschafter ausgesendet. Das Nachtlager wird an einem durch Fluß, Sumpf oder Wald gedeckten Orte in einem Halbkreise aufgeschlagen, natürlich ohne Zelte. Vier bis fünf liegen um ein Feuer, wenn die Umstände das Anbrennen gestatten, jeder hat zu seinem Haupte die Lanze in die Erde gesteckt. Zuweilen zünden sie auch mehrere Feuer an als nöthig, wenn sie dem Feinde sich besonders furchtbar machen wollen. Die ausgestellten Wachen sind unermüdlich.

Im Gefolge des Heeres ist stets ein Zauberer, dessen Ausspruch von allen als gültig angesehen wird. Soll nun ein Angriff zur Ausführung kommen, so untersuchen sie vorerst genau die Lage der Dinge und schreiten erst dann zur Ausführung, wenn sie sich überzeugt haben, daß gar keine Gefahr damit verbunden ist. Dann lassen sie an einem versteckten Orte die Pferde, die sie nicht brauchen, sammt Sätteln und Zäumen unter der Aufsicht einiger Personen zurück, die Pferde, die sie besteigen wollen, werden ganz nackt gelassen und nur ein Strick als Zaum an das Maul befestigt. Die bequemste Zeit für den Ueberfall ist die Morgen- und Abenddämmerung, wenn noch so viel Licht vorhanden, daß man alle Gegenstände wahrnehmen kann; dann schlafen entweder die Feinde noch, oder sie sind nicht zu Hause. Bei der Nacht wird selten ein Ueberfall veranstaltet. Zuweilen senden sie, bevor sie angreifen, Pfeile, die an der Spitze mit brennender Baumwolle oder anderem Brandstoff behangen sind, nach den Hütten der Feinde; dann werden die Einwohner mit den Waffen angegriffen. Wenn die Abiponer spanische Truppen angriffen, so sprengten sie mit verhängtem Zügel darauf los, aber nicht in geschlossenen Reihen, sondern so weit als möglich ausgedehnt, so daß sie ihren Feind von allen Seiten zugleich anfielen. Sie stießen mit der Lanze jeden, den sie erreichen konnten, nieder, wendeten schnell das Pferd und kehrten so mehrmals auf den Kampfplatz zurück. Jeder folgte dabei seinem Antriebe; Befehle und Anordnungen fanden nicht Statt. Sie hingen sich oft mit den Füßen an den Rücken des Pferdes und machten in dieser Stellung allerlei Krümmungen und Wendungen; zuweilen verstecken sie sich auch unter dem Bauche des Pferdes, um nicht von

den Kugeln getroffen zu werden, und sie entgehen auch in der That durch ihre Beweglichkeit gar oft den Kugeln der Europäer.

Die gegen sie kämpfenden europäischen Soldaten feuern nicht eher, als bis sie des Zieles gewiß sind; denn haben die Abiponer einmal den Knall einer Flinte gehört, ohne daß einer von ihnen gefallen ist, so haben sie keine Furcht mehr und gehen nur um so verwegener auf den Feind. Europäische Truppen, die ihnen gegenüberstehen und zu zeitig schießen, sind verloren und erliegen ihrem Ungestüm (Dobrizhoffer II. 500 ff.).

Kämpfen die Abiponer mit Spaniern, so lassen sie Bogen und Pfeil, sowie den Panzerrock weg und vertrauen bloß dem flüchtigen Roß und der Lanze, aber im Kampfe mit ihren Landsleuten behalten sie ihre ursprüngliche Kriegsart bei. Erhalten sie Nachricht, daß ein feindlicher Indianerhaufen heranzieht, so flüchten sie ihre Weiber und Kinder und ihre Pferde in abgelegene Wälder, Sümpfe oder andere Schlupfwinkel und erwarten beim Meth den Feind, sich dann in trunkenem Muthe über ihn herstürzend. Zuweilen wählt man ein Feld zum Kampfplatz und die Heerhaufen treten einander gegenüber; vor dem Angriffe macht ein Zauberer zu Pferde allerlei Gebärden, indem er Palmzweige schwenkend Verwünschungen auf den Feind herabregnet. Bilden sie eine Schlachtordnung, so ist diese ein Viereck, in dessen Mitte die Bogenschützen, auf dessen Seiten die Lanzenträger. Die Motobier, Tobas und Guaicurus fechten auch zu Fuß, behalten jedoch die Pferde stets in der Nähe. Der Häuptling steht Anfangs zu Pferde vor der Fronte, steigt jedoch bei Beginn der Schlacht ab und kämpft zu Fuß wie die andern. Nun dehnt sich die Fronte aus und die Bewegungen der Einzelnen werden lebhafter, die Kriegstrompeten erschallen, die Kämpfenden ermuntern sich durch Geschrei und Zuruf, beugen den fliegenden Geschossen aus, bücken sich zur Erde, um die vom Schweiß schlüpfrig gewordenen Fingerspitzen mit Staub zu trocknen, damit sie die Pfeile sicher auf die Sehne legen können. Sind die Pfeile verschossen, so greifen alle zu den Lanzen. Trotz des Lärmens und Tobens werden jedoch nur wenige verwundet, und das ganze Gefecht ist mehr ein Herausfordern, Drohen, Ausweichen und Jagen. Fallen jedoch auf der einen Seite einige Männer, so ergreifen die andern die Flucht und die Sieger hüten sich, durch hartnäckige Verfolgung ihren Sieg aufs Spiel zu setzen. Gewiß ist es (sagt Dobrizhoffer II. 567,), daß es diese Wilden, wenn man ihnen nicht alle Gelegenheit zur Flucht abschneidet, selten aufs Aeußerste kommen lassen. Alles stürzt eilig davon, oft springen zwei und drei auf ein Pferd. In ähnlicher Weise ist es auch bei den übrigen südamericanischen Reiternationen, bei den Charruas, Mbayas (Azara II. 18. 111.), so wie bei den Chilenen.

Auch bei den Nordamericanern gelten nächst dem Muthe List und Vorsicht über alles im Kriege, und die vorzüglichsten Helden-

thaten beruhen auf Täuschung und Ueberraschung. Nähern sich Indianer dem feindlichen Gebiete, so bemühen sie sich, so viel als möglich die Spuren ihrer Fußtritte zu verbergen, gehen einzeln und zerstreut und vereinigen sich erst zur Nacht am verabredeten Orte. Zu anderer Zeit marschiren sie in der Indianer-Linie (Indian file), einer hinter dem andern, so daß jeder sorgfältig in die Fußtapfen des andern tritt, damit ihre Anzahl nicht nachgerechnet werden kann. Je näher sie dem Feinde zu seyn glauben, desto mehr tragen sie Sorge, harten und steinigten Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt, denn wenn Grashalme nur im mindesten verborgen sind, bemerkt der Indianer dieß sofort *). Gleich den Südamericanern ist die Ueberraschung des Feindes auch die Hauptabsicht der nordamericanischen Helden, und der ist der größte Held, welcher viele Feinde tödtet, ohne selbst Verlust zu erleiden; sich dem Geschosse des Feindes frei aussetzen, würde bei ihnen keineswegs Tapferkeit sondern Tollheit heißen (Prinz Neuwied II. 196.). Ein jeder Indianer strebt nach Kriegsruhm und sucht deßhalb auf eigene Rechnung Heldenthaten zu verrichten. Wenn ein junger Mann seinen Ruf zu begründen wünscht, so fastet er vier bis sieben Tage, so lange dieß seine Kräfte erlauben, geht allein in die Hügel und klagt und schreit zum Herrn des Lebens, ruft die höhern Mächte unaufhörlich um ihren Beistand an und kehrt nur Abends zuweilen nach Hause zurück, um hier zu schlafen. Ein Traum giebt ihm dann seine Medicine an. Läßt ihn der Herr des Lebens von einem Stück Kirschbaum oder von einem Thiere träumen, so sind dieß gute Anzeigen. Die jungen Leute, die mit ihm zu Felde ziehen wollen, haben alsdann Vertrauen in seine Medicine. Macht er bald Coup, d. h. erschlägt er bald einen Feind, so ist sein Ruf gegründet, zeichnet er sich aber durch noch so viele Coups aus und verschenkt keine Gegenstände von Werth, so steht er doch nicht in Ansehen und man sagt von ihm: „er habe zwar viele Coups gemacht, sey aber dennoch eben so beklagenswerth als diejenigen, welche er getödtet habe." Ein Mann kann noch so viele Coups machen und darf dennoch keine Haarzöpfe an seine Kleidungsstücke setzen, wenn er nicht eine Medicinepfeife trägt und Anführer einer Kriegsparthei gewesen ist. Wenn ein junger Mann, der noch nie Coup machte, der erste ist, der bei einem Kriegszuge einen Feind erlegt, so malt er sich eine Spirallinie um den Arm, die Farbe steht ihm frei und er darf alsdann einen ganzen Wolfsschwanz am Knöchelgelenke oder an der Ferse des einen Fußes tragen. Hat er den Feind zuerst getödtet und berührt, so malt er eine schief um den Arm laufende Linie und eine in entgegengesetzter Richtung dieselbe kreuzende

*) Heckewelder S. 292., welcher noch ein merkwürdiges Beispiel anführt, welches die außerordentliche scharfsinnige Beobachtungsweise der Indianer darlegt.

mit drei Querbinden. Bei dem zweiten Feinde bemalt er das linke Bein, d. h. das Beinkleid rothbraun. Erlegt er den zweiten Feind ebenfalls, bevor ein anderer von seinen Kameraden getödtet wurde, so darf er zwei vollkommene Wolfsschwänze an den Ferien tragen. Bei dem dritten Coup malt er zwei Längstreifen auf den Arm und drei immer gepaarte Querbinden. Dieses ist der Coup, der am höchsten zählt. Nach der dritten Heldenthat markirt man nicht mehr. Erlegt er einen Feind, nachdem schon andere der Truppe dasselbe gethan, so darf er an der Ferse einen Wolfsschwanz tragen, an welchem die Spitze abgeschnitten ist. In einer jeden starken Kriegsparthei sind immer vier Helden, zuweilen auch sieben, doch gelten nur vier als die eigentlichen Helden. Alle Helden (Partisans) tragen auf dem Rücken in einem Futterale die Medicinepfeife, welche andere Krieger nicht führen dürfen, die übrigen Krieger tragen nur kleine Kriegspfeifen (Schkoschka) am Halse, die oft sehr zierlich mit Stachelschweinstacheln geschmückt sind. Aus dem Partisan oder Helden kann ein Chef (Numakschi) werden, er muß aber vorher Feinde getödtet und die Haut einer weißen Bisonkuh mit den Hörnern besessen haben (Prinz Neuwied II. 196 f.). Dieß ist nun gewissermaßen die Weiterbildung der durch die Wehrhaftmachung angetretenen Würde bei den Missouri-Indianern.

Die Gefechte der Nordamericaner bestehen übrigens nicht minder als die der südamericanischen Reitervölker in einem wüsten Durcheinanderrennen, Jagen, Drohen, Ausweichen, verbunden mit einem entsetzlichen Lärmen und Schreien. Diejenige Parthei, welche am ersten den meisten Verlust hat, entfernt sich zuerst. Das Gefecht, welchem Prinz Neuwied am Fort Mackenzie beiwohnte, dauerte ziemlich einen ganzen Tag, viele hundert Menschen waren in Bewegung und dennoch fand verhältnißmäßig wenig Verlust auf beiden Seiten Statt. Die Verwundeten wurden von den Freunden aufgenommen, und indem man in sie hineinschrie und ihnen mit der Zauberklapper Kraft zum Widerstande gegen den bösen Geist zu geben suchte, in Sicherheit gebracht. Der angreifende und zurückgeschlagene Theil nahm seine Todten mit sich hinweg. Ein Mann, dessen Leiche zurückblieb, wurde zuvörderst scalpirt, dann aber durch Schüsse, Schläge, Stiche und Stöße dergestalt gemißhandelt, daß von seiner ursprünglichen Gestalt kaum eine Spur übrig blieb. (Prinz Neuwied Reise I. 613.). Besonders ließen die Weiber ihre Wuth an seinen Geschlechtstheilen aus. Die Mönnitarri hoben den Leichnam eines im Winter erlegten Assiniboin mehrere Monate lang auf und stellten ihn am Tage auf um nach diesem Ziele zu schießen (das., II. 234.).

Die Südamericaner schneiden dem Todten gemeiniglich den Kopf ab, dörren denselben und führen ihn mit sich, wie wir bereits oben (Th. I. S. 274.) bei den Waldindiern fanden. Sobald die Abiponer einen Feind mit der Lanze zu Boden gestreckt haben, schneiden

sie dem Sterbenden, das Messer ins Genick einsetzend, unglaublich schnell den Kopf ab und befestigen denselben mit den Haaren an ihrem Sattel oder Gürtel. Sind sie mit ihrer Beute in Sicherheit, so ziehen sie den Köpfen die Haut ab, indem sie unter der Nase von einem Ohr zu dem andern einen Schnitt machen und die Haut geschickt vom Schädel lösen. Die Haut wird getrocknet aufbewahrt. Auch wird die Hirnschale zuweilen aufgehoben und als Trinkgefäß benutzt. Oft schneiden sie dem Leichnam Finger, Ohrläppchen und andere Glieder ab (Dobritzhoffer II. 548.).

Die Nordamericaner begnügen sich mit der Kopfhaut; das Scalpen oder Abziehen derselben wird (nach Heckewelder S. 377.) auf folgende Weise bewerkstelligt. Sie werfen den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bei den Haaren, spannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneiden sie mit einem scharfen Messer rund herum und reißen sie vom Kopfe rasch herab. Wird die feine Haut, womit die Hirnschale unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist die Operation auf der Stelle tödtlich, eben so wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen ist. Doch haben Loskiel in früherer und Prinz Neuwied in neuerer Zeit Personen, Americaner sowohl als Weiße, gesehen, welche diese Operation glücklich überstanden hatten.

Dieser Kriegsgebrauch des Scalpirens ist seit alter Zeit bei den Nordamericanern heimisch und schon von den Reisenden des 16. Jahrhunderts *) bemerkt worden. Die Indianer lassen deßhalb vornehmlich auf dem Scheitel einen Schopf Haare stehen und ein Indianer machte gegen Heckewelder (S. 371.) folgende Bemerkung: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, steht alles von beiden Seiten gleich, und so würde es auch unedel seyn, wenn ein Krieger seinen Feinden, auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selbst zu erlangen strebt.“ Ein Anderer sagte: „Der Mensch hat nur einen Kopf, und ein einziger Scalp von diesem Kopfe reicht zum Beweiße hin, daß dieser Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unser ganzes Haupt mit Haar bewachsen lassen würden, so könnten mehrere Scalps davon genommen werden, und das würde falsches Spiel seyn. Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an solche Siegeszeichen kommen und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges streitig machen.“

Die nordamericanischen Krieger bringen diese Scalphäute als Siegeszeichen und Beweiß ihres Heldenthums mit heim, trocknen und be-

*) In Eicones Indorum Floridam inhabitantium expr. a Jacobo le Moyne cui cognomen de Morgues bei de Bry (Frankf. a. M. 1591.) Taf. 15. findet sich Abbildung und Beschreibung des Scalpirens, wozu man sich damals eines aus Rohr geschliffenen Messers bediente.

malen dieselben und heben sie auf. Kommt eine Kriegspartei aus dem Felde heim, so werden die Scalphäute an dem Ende dünner 5 bis 6 Fuß langer Stäbe befestigt vorausgetragen, dann folgen die Gefangenen und zuletzt die Helden, den furchtbaren Scalpkreisch anstimmend. Für jeden erbeuteten Kopf, todt oder lebendig, wird ein besonderes Gekreisch angestimmt (Heckewelder S. 370 ff.).

Das Schicksal der Gefangenen ist, wenn einmal die erste Wuth vorüber und jene durch harten Widerstand den Zorn ihrer Sieger nicht zu sehr gereizt haben, nicht hart. Die Abiponer z. B. erschlagen die männlichen Feinde und nehmen deren Köpfe mit sich, die Frauen und Kinder und wer sich ihnen ergiebt, werden auf ein Pferd gesetzt und mit heim genommen, wo sie eine gute Behandlung erfahren und meist als Mitglieder der Familie behandelt werden (Dobrizhoffer II. 557 f.). Auch findet man bei vielen Nordamericanerstämmen eine freundliche Behandlung der Gefangenen, wie die Augenzeugen versichern. Dagegen kommt im Norden wie im Süden und zwar bereits nach den Berichten der Reisenden des 16. Jahrh. die gemeinsame Sitte vor, die Gefangenen zwar eine Zeit lang gut zu behandeln, dann aber, wenn sie sich von den Strapazen des Kriegszuges erholt, sie zu martern, zu tödten und zu verzehren.

So erzählt Lery (S. 211 ff.) als Augenzeuge, daß die Tupinambas ihre Gefangenen gut nähren, die darunter befindlichen Frauen an Männer geben und sogar ihre Töchter und Schwestern mit ihnen verheirathen und ganz freundlich mit ihnen umgehen; endlich aber, und zwar ohne eine bestimmte Zeit zu beobachten und trotzdem, daß sie als Fischer oder Jäger oder anderweit gute Dienste leisten, unter besonderen Feierlichkeiten abschlachten und das Fleisch derselben verzehren. Zuvörderst wird allen Nachbarn der Tag der Feierlichkeit bekannt gemacht und Männer, Frauen und Kinder kommen zusammen, um den ganzen Morgen zu tanzen, zu trinken und zu jubeln. Der Hinzurichtende, der recht gut weiß, welches Schicksal ihm bevorsteht, zeigt sich lustig und wohlgemuth und trinkt, tanzt und jubelt gleich den andern. Nachdem dieß 6 bis 7 Stunden so fortgewähret, wird das Schlachtopfer von zwei oder drei der Vornehmsten gefaßt und ihm mitten um den Leib ein Strick von Baumwolle oder Baumbast gelegt und so wird er, mit freien Armen, durch den Ort im Triumphe umhergeführt, wobei er sich ganz keck und munter umschaut und sich seiner frühern Heldenthaten rühmt und den Leuten zuruft, wie er ihren Väter, Bruder, Vetter geschlachtet und gegessen und ihnen die Versicherung giebt, daß seine Verwandten seinen Tod schon rächen würden. Nachdem der Umzug vollendet, wird Halt gemacht, und während er an den Stricken festgehalten wird und die Haltenden sich mit ihren Schilden decken, giebt man ihm einen Haufen Steine und Scherben, womit er nach Belieben unter seine Feinde werfen kann. Nachdem er seinen Vorrath verschossen, tritt aus einer Hütte ein reich-

geschmückter Krieger mit der großen Keule hervor und redet den Gefangenen an: „Bist du von dem uns feindseligen Volksstamme der Margaias (oder dergl.), hast du nicht unsere Väter und Freunde erschlagen und gegessen?“ Der Gefangene beantwortet laut die Fragen: Ja ich habe sie erschlagen und gegessen, o wie muthig und kühn war ich damals und ich habe so und soviele verzehrt, — und so führen sie ein langes Gespräch, bis der Krieger die Keule mit beiden Händen erhebt und den Gefangenen mit einem Schlage zu Boden streckt. Sobald der Körper zu Boden gefallen, setzt sich die Frau, wenn er eine gehabt hat, dazu und hält eine kurze Trauer, vergießt auch einige Thränen dazu. Alsbald erscheinen einige alte Weiber mit heißem Wasser und brühen den Körper ab, worauf der Eigenthümer des Gefangenen denselben zerstückt und die Uebrigen mit dem Blute ihre Kinder beschmieren. Das Fleisch wird darauf bukanirt, d. h. am hellen Feuer auf Gerüsten von Stäben gebraten und alles, Fußzehen, Nase, Ohren, Kopfhaut verzehrt, nur das Gehirn wird nicht berührt. Ein jeder Anwesende bekommt ein Stück Fleisch, um denselben zu Rache und Muth zu entflammen *). Die Schädel werden als Siegesdenkmale aufgehoben und an sie ihre ruhmredigen Erzählungen geknüpft, aus den Röhrknochen werden Pfeifen gemacht, die Zähne angereiht und als Halsschmuck getragen. Gebähren die Frauen solcher Erschlagenen Kinder, so werden diese, als feindlichem Stamme entsprossen, gleich nach der Geburt, oder auch wenn sie schon etwas erwachsen sind, getödtet und gegessen. Die Helden aber, welche Gefangene eingebracht haben, machen sich Einschnitte in Brust, Arme und Schenkel und reiben sie mit Kohlenstaub ein zum bleibenden Denkmale ihrer Thaten.

Gleiche Sitten finden wir bei den Caraiben, welche ihre Gefangenen in eine Hängematte einschnürten, hoch aufhingen und mehrere Tage hungern ließen, bevor sie dieselben öffentlich hinrichteten und verzehrten (Davies hist. of the Caribby Islands. S. 326 ff.).

Andere Americaner haben die Sitte, den Gefangenen nur dann zu morden, wenn sie sehen, daß er bei ihren Martern und Drohungen Furcht und Angst zeigt. So stellen die Sencis den Muth ihrer Gefangenen auf die Probe, indem sie ihre Pfeile und Bogen auf ihn richten, spannen, aber die Pfeile nicht losfahren lassen; zeigt der Gefangene keine Furcht, so ist er ein willkommener Gast (Smyth and Lowe Journey from Lima to Para. S. 227.).

---

*) Lery bemerkt S. 220. ausdrücklich: Non pas cependant, ainsi qu'on pourroit estimer, qu'ils facent cela ayans esgard à la nourriture; car combien que tous confessent: ceste chair humaine estre merueilleusement bonne et delicate, tant y a neantmoins, que plus par vengeance, que pour le goust — leur principale intention est qu'en poursuyuant et rongeant ainsi les morts iusques aux os ils donnent parce moyen crainte et espouuentement aux viuans.

Ernsthafter und bedenklicher sind die Prüfungen, womit die Nordamericaner nach dem einstimmigen Zeugniß der frühern Reisenden ihre Gefangenen quälen; selbst diejenigen, welche mit Begeisterung von dem Wesen der Americaner erfüllt sind, stimmen darin überein, wie z. B. St. John Crevecoeur S. 13. und Heckewelder S. 374. Doch versichert Letzterer, daß diese Gräuelscenen bei weitem nicht so häufig sind, daß die Indianer vielmehr die Gefangenen für verstorbene oder verlorene Freunde und Verwandte adoptiren, daß grausame Marter nur dann Statt finde, wenn eine Völkerschaft im Kriege viel verloren hat und man es für nöthig hält, die in der Schlacht gefallenen Krieger zu rächen, oder wenn muthwillige und vorsätzliche Mordthaten an Weibern und Kindern von einem Feinde verübt worden, in welchem Falle die ersten Gefangenen, die man macht, zur Wiedervergeltung hingeopfert werden. Ein glücklich beendigter Krieg bringt auch den Gefangenen milde Behandlung.

Findet eine Marter und Rache Statt, so hängt viel von dem Muthe des Gefangenen ab. Sobald der Kriegerzug ins Dorf kommt, so zeigt man dem Gefangenen in der Entfernung von 20 bis 60 Ellen einen angemalten Pfahl und befiehlt ihm darauf zuzulaufen und, so schnell er nur kann, denselben zu umfassen. An beiden Seiten stehen Männer, Weiber und Kinder mit Aexten, Stangen und andern Waffen bereit auf ihn loszuschlagen, indem er vorbeiläuft. Fällt er auf dem Wege nieder, so empfängt er von einem oder dem andern, der einen erschlagenen Freund oder Verwandten zu rächen hat, den Todesstreich. Von dem Augenblicke an, wo er das Ziel erreicht hat, ist er geborgen und bis sein Schicksal entschieden ist, vor weiterer Mißhandlung gesichert. Zeigt nun ein Gefangener Entschlossenheit auf den Pfahl nach erfolgter Aufforderung hinzurennen, so wird er fast ohne Verletzung dahin gelangen und noch Lobsprüche über seinen Muth ärnten. Der Feigherzige und Furchtsame wird dagegen ohne Barmherzigkeit behandelt und muß sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Leben davon kommt.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung der Gefangenen ist folgende. Man bringt den Mann in eine Hütte und bindet ihn mit kleinen Stricken von Birkenrinde; dann wird er an einen Baumstamm befestigt und muß eine kleine Rassel Schidkschekoh in die Hand nehmen; er schüttelt damit, während er sein Sterbelied singt: „Herr des Lebens, siehe mich wohl an als einen Krieger, ich habe meinen Leib weggeworfen gegen den bösen Geist." Nach Beendigung des Gesanges wird der Gefangene losgebunden und er muß durch zwei Reihen Weiber, die mit kleinen Stäben versehen sind, Gaffe laufen. Nach dieser Züchtigung wird ein Hundefleischmahl mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet, wovon man ihn zu essen nöthigt. Dann wird er nackt und schwarz bemalt an den Pfahl gebunden und Holz um ihn her gelegt. Er singt nun das Kriegslied und während dessen stecken

10 *

die Weiber den Holzhaufen in Brand. Zuletzt werden die Gebeine gesammelt und an die Warstandart befestigt. — Ein Muskohge ward von den Schawanos gefangen und nach einer derben Tracht Prügel zum Feuer verurtheilt. Unter allen Martern blieb er gleichgültig, rief den Peinigern zu, daß er seinen Kriegsruhm namentlich seinen Siegen über ihre Nation zu danken habe und ihrem erbärmlichen Haufen auch in der Kunst zu martern weit überlegen wäre und es ihnen zeigen wollte, wenn sie ihn losbinden und einen jener glühenden Flintenläufe in die Hand geben wollten. Man band ihn los, er ergriff einen Flintenlauf und schlug sich damit durch seine Feinde durch, entkam auch trotz der ihm nachgesandten Kugeln. Ein gefangener Anantookah zeigte seinen Feinden, ebenfalls Schawanos, wie man den Gefangenen eigentlich martern müsse. Dann bat er sich eine Pfeife mit Tabak aus, brannte diese an, setzte sich auf die Feuerbrände und rauchte nackt wie er war, seine Pfeife, ohne eine Miene zu verziehen. Ein Kriegsanführer sprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger und erschlug ihn, zum Zeichen seiner Achtung, mit seinem Tomahawk. Ein Illinese wurde bei den Ottogaumies an einen Pfahl gebunden und den Pfeilschüssen aller Knaben bloß gestellt. Er sang seine Heldenthaten und besonders die Martern, die er an Verwandten seiner Peiniger verübt (Heckewelder S. 374 bis 384.).

Die Californier (Monterey) essen von dem erschlagenen Feinde ein Paar Bissen und nehmen dem Todten die Haare, reißen ihm die Augen aus, die sie vor der Fäulniß zu bewahren verstehen und als kostbare Siegeszeichen aufheben (Lapérouse II. 272.).

In alter Zeit haben auch die Nordamericaner ihre Feinde gebraten und gegessen und in den bereits erwähnten Abbildungen bei de Bry ist die Art der Bereitung des Menschenfleisches dargestellt. In der Irokesensage (Crevecoeur S. 105.) und in den Kriegsliedern der Arkansas (das. 209.) finden sich die deutlichsten Belege dazu.

Ich gehe in den Krieg, den Tod unserer Tapfern zu rächen,
gleich dem hungrigen Wolfe will ich unerbittlich seyn;
unsere Feinde will ich ausrotten und sie verschlingen,
die Haut ihrer blutigen Schädel will ich gärben;
gleich dem Hagel will ich ihre Weiber und Kinder zerschmettern,
und gleich dem Donner ihre Dörfer vertilgen.

Ein mohaakisches Lied sagt:

Laßt uns den Tomahawk erheben,
unsere Kessel aufhängen,
unsere Haare salben mit Fett,
unsere Angesichter bemalen,
das Lied des Blutes singen,
dieses Trankes der Krieger,
laßt uns die Todten ergötzen;
auf, auf, um sie zuzudecken;
und ihnen laut zu sagen,
daß sie sollen gerächet werden.

Refrain:

Laßt uns trinken das Blut
und essen das Fleisch unserer Feinde.

Die Zunahme der europäischen Bevölkerung in America, der Umgang mit derselben und die Abnahme der Volkszahl der Ureinwohner somit aber der inneren Kriege sind Ursachen, welche die Sitte des Menschenfressens in Verfall gebracht und überhaupt eine menschlichere Behandlung der Gefangenen und Besiegten herbeigeführt haben.

Nach beendigtem Treffen und nachdem der Feind in die Flucht geschlagen worden, feiern die Sieger in ihrem Uebermuthe ein Fest, wobei das gegohrne Getränk und die Ruhmredigkeit die belebenden Kräfte bilden. Ist das Schlachtfeld von der Heimath entfernt, so werden reitende Boten eiligst mit der Siegesnachricht abgesendet und das Heer folgt diesen bald nach. Die Todten werden im Süden wie im Norden mit hinweggenommen, damit sie nicht etwa den Feinden in die Hände fallen, und in der Heimath festlich empfangen. Als der Abiponerhäuptling Ychamenraikin gefallen war und die Nachricht seines Todes in die Heimath ankam, verbreitete sie hier allgemeine Bestürzung. Seine Freunde hatten mittlerweile die Knochen vom Fleische befreit und dieses auf dem Schlachtfelde begraben, die Gebeine aber in Leder gewickelt und auf ein Pferd gepackt. Zwei Zauberer trafen nun Anstalten zum Empfange derselben und bestimmten das Haus, wo sie abgesetzt werden sollten. Die ganze Weiberschaar zog den Gebeinen drei Meilen weit entgegen und kehrte dann in folgender Ordnung zurück. Voraus ritten die beiden Zauberer auf prächtig aufgeputzten Pferden, die ganz mit Schellen behängt waren. In der Hand führten sie eine Lanze, woran ein Glöckchen hing, welches immerfort geschüttelt wurde; sie ritten immer auf und ab. Dann folgte die lange Reihe der klagenden Frauen, welche ihr lautes Geheul mit Klappern und Trommeln begleiteten. Darauf kam das Roß mit den Ueberresten des Häuptlings, über welches ein auf sechs Lanzen gespanntes, bemaltes Tuch gleich einem Baldachin getragen wurde. Dahinter folgten die Krieger mit ihren Waffen und den Kopfhäuten der Erschlagenen, die Schaaren der gefangenen Frauen und Kinder. Nachdem die Gebeine an dem vorherbestimmten Orte niedergesetzt waren, wurden die Exequien neun Tage und Nächte lang fortgesetzt, wobei die Weiber heulten, die Männer aber lärmten und tranken (Dobritzhoffer II. 372.).

Die verschiedenen Kriegstänze, die namentlich von den Mitgliedern der Vereine bei den Nordamericanern dargestellt werden, werden oftmals vor dem Antritt oder nach Beendigung eines Feldzuges aufgeführt. Der Scalptanz wird bei den Schwarzfüßern getanzt, wenn in einer Unternehmung Feinde erlegt worden sind. Waren Weiber dabei zugegen, wo man Feinde erlegte, so malen sich diese das Gesicht schwarz. Eine oder mehrere Frauen tragen Scalpe und tanzen (Neuwied II. 576.). Den Scalptanz der Mönnitarri-Weiber beschreibt

uns Prinz Neuwied (II. 302.) umständlich: Achtzehn Weiber zogen gepaart in gedrängter Colonne in den Hofraum des Forts ein. Ihr Schritt war kurz und langsam. Sieben Männer von der Bande der Hunde bildeten die Musik. Sie waren im Gesichte schwarz bemalt, einige roth und schwarz gestreift, drei von ihnen führten Trommeln, vier andere die Schischikues. Die Köpfe dieser Männer waren unbedeckt, meist mit Uhn- und andern Federn verziert, welche zum Theil hinten herabhingen; dabei waren sie in ihre Bisonroben eingehüllt. Die Weiber hatten das Gesicht theils schwarz, theils roth bemalt, einige roth und schwarz gestreift; sie trugen Bisonroben oder bunte wollene Decken, ein Paar von ihnen weiße Bisonfelle. Auf dem Kopfe trugen die meisten eine aufgerichtete Kriegsadlerfeder und nur eine unter ihnen die große Federhaube. Im Arme hielten sie Streitärte oder eine mit rothem Tuch und kurzgeschnittenen schwarzen Federn verzierte Flinte, die sie während des Tanzes mit der Kolbe auf die Erde setzten; bei diesem Scalptanze oder dem Zuhdi-Arischi der Mönnitarris sind die Weiber mit allen Waffen und dem Kriegsanzuge der Männer ausgerüstet. Die Frau des Chefs Itsichaichä stand auf dem rechten Flügel. Sie trug in der Hand eine lange Stange, an welcher oben der Scalp des erlegten Feindes hing, über welchem noch eine förmlich ausgestopfte Elster mit ausgebreiteten Flügeln saß. Weiter abwärts an derselben Stange hing ein zweiter Scalp, ein Luchsfell und eine Menge Federn. Gegenüber der genannten Frau trug eine andere einen dritten Scalp an einer ähnlichen Stange. Die Weiber marschirten in einem Halbcirkel auf, die Musik am rechten Flügel und die letztere begann nun ihren Lärm, indem mit allen Kräften auf die Trommel geschlagen, gesungen und gerasselt wurde. Jetzt begannen die Weiber den Tanz. Sie wackelten mit kleinen Schritten, wie die Enten, indem sie die Füße parallel einwärts setzten, den linken immer etwas vor. So rückten beide Flügel oder die Hörner des Halbmondes gegeneinander vor und wieder zurück, wobei sie in hellschneidendem Tone sangen, was wie Katzengeheul klang. Nachdem der Tanz eine Weile gedauert hatte, ruhete man, begann dann aufs Neue und fuhr so etwa 20 Minuten lang fort.

Nicht minder abentheuerlich war der Aufzug, in welchem die Mandans im Fort Clarke vor dem Prinzen von Neuwied tanzten (Reise II. 286.). Etwa zwanzig kräftige, schlanke, junge Männer, den Oberleib nackt, auf das bunteste gemalt und geschmückt, schlossen im Hofraume des Forts einen Kreis. Ihre lang herabhängenden Haarstränge waren mit röthlichem Thone bestrichen und mit dem schon buntgefärbten Paokatkape verziert; eine Adlerfeder stand, oder mehrere andere Federn waren quer in den Haaren befestigt, andere hatten einen langen Zopf mit fünf bis sechs runden, messingenen Rosetten, nach Art der Dacotas, manche einen herabhängenden Busch von Uhufedern, Bärenhalsband und Otterschwanz, Otterbinden, Wolfsschwänze

an den Fersen, rothe, tuchene oder lederne oft bemalte Leggings, zum Theil mit Schellen besetzt, einen Spiegel in der Hand oder vor dem Leibe hängend, auch trugen sie die verschiedenen Insignien des Tanzes, z. B. die langen, oben gekrümmten, mit Otterfell bewickelten und mit Federn behängten Stangen, die gerade mit rothem Tuch überzogene Stange, so wie Flinten oder Bogenlanzen *) in den Händen. Einer hatte die lange Federhaube mit Hörnern und Hermelinstreifen auf dem Kopfe, ein anderer Mann saß zu Pferd, war mit gelbem Thone angestrichen, mit rothen Wunden und dem herabfließenden Blute bemalt, in der Hand Bogen und Pfeile ohne Köcher tragend; seine Beinkleider waren von rothem Tuche mit einer Reihe von Schellen besetzt, sein Falbe war ebenfalls bemalt und der-Zaum mit rothem und blauem Tuche verziert. Die drei Musicanten trugen schlechte, wollene Blanketröcke. Sobald die Trommel geschlagen wurde, legten die Tänzer den Oberleib vor und sprangen mit gleichen Füßen in die Höhe, während sie ihre Gewehre gleichsam zum Schusse bereit und den Finger am Abzuge hielten. Auf diese Art tanzten sie etwa eine Minute im Kreise herum, jauchzten dann und ruheten ein wenig, worauf der Tanz wieder seinen Anfang nahm und auf diese Weise abwechselte.

Religiöse Begriffe, Glauben, Götterdienst, Zauberei.

Wir fanden bereits auf den niedrigsten Stufen der Cultur eine dumpfe und bewußtlose Scheu vor den unsichtbarwaltenden Mächten, deren Einfluß dem Menschen gerade da am auffallendsten entgegentritt, wo er denselben am wenigsten erwartet. Wir werden auf der Culturstufe, deren Betrachtung gegenwärtig unsere Aufgabe ist, eine weitere Entwickelung dieser Gefühle wahrnehmen, wenn wir die Berichte der Augenzeugen sorgfältig prüfen und die bei den verschiedenen americanischen Stämmen vorkommenden Erscheinungen zusammenstellen und vergleichen.

Nun haben zwar viele dieser Augenzeugen und gerade solche, welche lange Zeit durch ihren Beruf bei diesen Indianern verweilen mußten, geistlichen sowohl, als weltlichen Standes ohne weiteres den Americanern theils alle Religion abgesprochen, ja sie überhaupt jeder geistigen Cultur für unfähig erklärt **), theils sie als Diener des Teufels u. s. w. bezeichnet.

*) Dieser an einem Ende mit einer Klinge bewehrte Bogen wird niemals im ernsten Gefecht gebraucht und durfte daher auch nicht unter den Waffen aufgezählt werden.

**) S. die interessante Zusammenstellung der Streitigkeiten über die Fähigkeit der Indianer, die christlichen Lehren zu begreifen und der Wohlthaten der Kirche theilhaftig zu werden, bei Dobrizhoffer II. 82 ff., wo auch die päpstlichen Befehle, sie als veros homines, fidei catholicae et

Allen diesen Berichterstattern fehlte es entweder an der bei Untersuchung solcher zarten Gegenstände nöthigen Unbefangenheit oder an dem guten Willen, den Menschen auch auf den niedrigsten Stufen als ihres Gleichen zu betrachten; eine Verirrung, die aus derselben Quelle fließt, welche die Menschenjagden und den Menschenhandel der mahomedanischen und christlichen Rechtgläubigen hervorgebracht und lange Zeit aufrecht erhalten hat. Dieselben Berichterstatter, welche eben den Indier als irreligiöses Vieh bezeichnen, liefern uns jedoch genug Nachrichten, die verglichen mit den Mittheilungen unbefangener, menschenfreundlicher Reisenden, den religiösen Zustand in harmonischem Fortschritt mit den übrigen Lebensformen dieser Culturstufe darlegen.

Auf je tieferer Stufe der geistigen Bildung der Mensch überhaupt steht, je mehr betrachtet er sich als die Hauptperson, als den Mittelpunct, um welchen sich Alles dreht. Und so hat auch der Americaner eine sehr hohe Meinung von sich und seiner Person, er sieht sich als das edelste, größte Wesen an und dieß um so mehr, je weniger andere Wesen außer ihm zu seiner Kenntniß gelangt sind. Seinetwegen ist die. Erde erschaffen, seinetwegen ist sie mit Flüssen und Bergen, mit Pflanzen besetzt, seinetwegen ist sie mit Thieren bevölkert. Wer ihm diesen Besitz streitig macht, wer ihm den Genuß desselben verkümmert oder vergällt, ist sein Feind, sichtbar oder unsichtbar, und diesen muß er bekämpfen. Die Erscheinungen der Witterung, der Himmelskörper, dann Glück und Unglück drängen ihm zuerst den Gedanken an überirdische, unsichtbare Gewalten auf, und diese Gedanken werden mannichfacher, je reichhaltiger an Schicksalen, an Wechselfällen, an Begebenheiten überhaupt der Lebensgang der Menschen wird. Der einzeln stehende Mensch, oder die einzeln stehende Familie hat weniger Erlebnisse als ein zahlreicher Volksstamm, daher ist auch die Religion der Americaner — wenn wir die Masse der Erfahrungen und Ansichten in Bezug auf die genannten Ansichten so nennen wollen — bei weitem reicher, ausgebildeter als die der Bewohner der Urwälder, der öden Küsten und Ebenen.

Alle americanischen Jäger- und Reitervölker halten sich für Abkömmlinge eines großen Geistes, der die Welt erschaffen hat. Ueber die Art dieser Schöpfung sind die Sagen gar mannichfaltig, je nach den Schattirungen der bei ihnen heimlischen Cultur.

Die Abiponer z. B., die nicht gern den Gleichmuth ihrer Seele mit Denken und Grübeln stören, gaben dem Pater Dobritzhoffer (II. 81.), der sie auf die Pracht des Nachthimmels aufmerksam machte

---

sacramentorum capaces anzuerkennen, nachgewiesen sind. Ich mache besonders auf S. 87. aufmerksam, welche dem wackern Martin Dobritzhoffer alle Ehre macht. Siehe auch Azara II. 3., mit Walkenaers Anmerkung. Schomburgk Reise in Guiana S. 202.

und fragte, was sie wohl über die höhere, unsichtbare Leitung dieser Gestirne dächten, zur Antwort: unsere Ahnen und Urahnen sahen sich immer auf der Erde um und bekümmerten sich blos um Gras und Wasser für ihre Pferde; was im Himmel vorging, wer die Gestirne gemacht habe und regierte, darauf dachten sie nicht." Dobritzhoffer erzählt ferner (II. 87.), daß die Abiponer, wenn man sie fragt, wer sie wohl erschaffen habe, antworten: das wissen wir nicht, dringt man aber mit weiteren Fragen in sie, so sagen sie: es war ein Indianer wie wir, er heißt Aha-raigichi oder Queevet*); sie nennen ihn mit großer Ehrfurcht ihren Großvater und halten ihn zugleich auch für den Großvater der Spanier, denen er prächtige Kleider und Gold und Silber schenkte; sie selbst erhielten von ihm Muth und Unerschrockenheit zum Erbtheile. Das Siebengestirn ist sein Bild; da dieses nun am südamericanischen Himmel einige Monate im Jahre nicht sichtbar ist, so glauben sie, ihr Großvater sey krank, und sind daher alle Jahre seines Todes wegen sehr bekümmert. Sobald sich also das Siebengestirn im Mai wieder sehen läßt, so meinen sie, er sey von seiner Krankheit genesen, wünschen ihm zu seiner wiedererlangten Gesundheit Glück und grüßen ihn mit lautem Freudengeschrei unter dem Jubel von Kriegspfeifen und Hörnern: **Quemen naachic latene! layam navichi ena? Ta yegam! Layamini!** Wie danken wir dir! Endlich bist du wieder zu uns zurückgekehrt! So bist du also wieder glücklich gesund worden! Den andern Tag geht Alles auf die Honigsammlung aus, um sich einen Trank zu bereiten. Es werden große Zusammenkünfte veranstaltet. Die Verheiratheten setzen sich auf die Erde auf ihre Tiegerhäute nieder, die Unverheiratheten lachen und kurzweilen mit einander. So bringen sie die Nacht zu, während der Platz mit Fackeln beleuchtet ist. Eine Zauberin, die dem Ganzen ordnend vorsteht, belebt das Fest mit ihren Tänzen; sie schüttelt die mit Samenkörnern angefüllte Kürbisflasche und tanzt auf derselben Stelle stehend, den einen Fuß um den andern aufhebend. Die übrige Gesellschaft erhebt von Zeit zu Zeit einen Lärm mit den Pfeifen und Trompeten und brüllt, wobei die Hand an die Lippen gehalten wird. Denjenigen, welchem die Zauberin einen besonderen Beweiß ihres Wohlwollens geben will, reibt sie mit dem Kürbis die Waden und verspricht ihm Glück auf der Jagd.

*) Aehnliche Ansichten haben die Conibos u. Remos: **The Conibos and Remos suppose themselves to have been called into existence by a man endued with miraculous powers, who striking the earth forcibly with his foot, called them forth from its bosom; but they pay no adoration to him or visible mark of respect to his memory. They belive in the existence of an evil being whose malignity they deprecate by the intervention of their priests who no doubt take care to turn this notion to their own advantage (Smyth and Lowe narrative p. 236.).**

Die **Mbayas** halten sich nicht minder für das edelste, muthigste und tapferste Volk und sehen die Europäer als wesentlich tiefer stehende Geschöpfe an. Ueber ihren Ursprung berichtet Azara (II. 108.) folgende Sage: Gott schuf von Anfang alle Nationen so zahlreich wie sie noch sind und vertheilte sie über die Oberfläche der Erde *). Darauf schuf er einen Mbaya und dessen Weib. Da er nun den übrigen Völkern bereits die ganze Erde gegeben hatte, so daß nichts mehr zu vertheilen war, befahl er dem Vogel Caracara, dem neugeschaffenen Paare zu sagen: es thue ihm leid, daß er ihnen kein Gebiet anweisen könne, aber er befehle ihnen stets im Gebiete der anderen umherzuschweifen und alle andern Völker zu bekriegen, alle erwachsenen Männer zu tödten, ihre Weiber und Kinder aber bei sich aufzunehmen; ein Befehl, dem sie auch alle getreulich nachkommen. Die Payaguas dagegen glauben, daß sie von einem Fische pacu abstammen, während die Guarani von einer Kröte herkommen; sie leiten davon die Verschiedenheit der Hautfarbe ab (Azara II. 138.).

Die Caraiben, Waranen und Arowaken nennen den Schöpfer der Männer Kururuman, den der Weiber Kuliuina. Ersterer hat den Vorzug und fügt ihnen weder Gutes noch Böses zu. Nachdem er die Menschen geschaffen, kam er einmal auf die Erde herab, um nachzusehen, was die Menschen trieben. Diese waren aber so böse und schlecht, daß sie ihn selbst ums Leben bringen wollten. Da nahm er ihnen das fortdauernde Leben und gab es den Thieren, die sich häuten, wie z. B. den Schlangen. Einst trat eine große Finsterniß ein, daß die Indianer beständig in ihren Hütten bleiben und alle Beschäftigungen im Freien einstellen mußten (Quandt 256.).

Die Völker am Orinocco, namentlich die Tamanaken, nennen als den Schöpfer der Welt und höchstes Wesen den **Amalivacca**, der mit seinem Bruder **Vorci** sich lange über die Fertigung des Orinocco unterhielt. Sie wollten es so einrichten, daß die Schiffer ohne Beschwerde auf und abfahrend von dem Strome getrieben würden. Da es ihnen jedoch zu schwierig vorkam, gaben sie dieß auf. Amalivacca lebte lange bei den Tamanaken und diese zeigen noch eine Felsenhöhle als seine Wohnung und einen Felsen als seine Trommel. Endlich aber nahm er ein Canot und fuhr darin an die entgegengesetzte Küste des Meeres (Gilij saggio di storia Americ. III. 4 f.) **).

*) So ist also die **erste Sage**, welche uns auf dem Wege unserer Betrachtung begegnet, im Einklang mit der oben (Th. I. S. 201.) ausgesprochenen Vermuthung, wie es wohl möglich sey, daß die passive Menschheit von Haus aus in großer Anzahl die Erde betreten habe.

**) Derselbe Verfasser weiset nächstdem den Glauben an ein höchstes Wesen bei allen übrigen am Orinocco wohnenden Völkern, so wie bei den Caraiben nach.

Bei weitem ausführlichere Nachrichten finden wir über den Glauben und die damit zusammenhängenden Sagen der Nordamericaner, sey es nun, daß die Reisenden mehr Sorgfalt auf die Erforschung derselben gewendet, oder daß diese nördlichen Völkerstämme mehr Neigung zum Denken und Dichten überhaupt entwickeln. Sie alle verehren als den Schöpfer der Welt den großen Geist, den die meisten Mannitu nennen. Die Hundsrippenindianer glauben, daß er in dem Lande wohnt, aus welchem die weißen Leute kommen, daß er gegen die Bewohner jener Länder gütig gesinnt ist und sie niemals sterben läßt und daß er den elenden Zustand ihrer eigenen Heimath nicht kennt (Franklin 2. Reise S. 311.). Sie glauben, daß die Erde ursprünglich eine weite, wüste See gewesen sey, worin kein lebendes Wesen sich aufhielt, außer einem gewaltigen Vogel, dessen Augen Feuer, dessen Blicke Blitze, dessen Flügelschlag Donner waren. Da dieser in die See hinabtauchte, erhob sich die Erde und blieb sodann auf der Oberfläche der Gewässer. Dieser allmächtige Vogel rief dann alle Thiere aus der Erde hervor, ausgenommen die Chippewäer, welche von einem Hunde hervorgebracht wurden, aus diesem Umstand ist auch ihre Scheu vor dem Verzehren von Hundefleisch zu erklären. Nachdem nun der gewaltige Vogel sein Werk vollendet hatte, fertigte er einen Pfeil und befahl ihnen, denselben mit größter Sorgfalt aufzubewahren und nicht zu berühren; die Chippewäer aber waren so unverständig denselben zu verschleudern, worüber der Vogel sich so erzürnte, daß er seitdem nimmer wieder erschienen ist (Mackenzie voyage through the continent of America p. CXVIII.). Nächstdem haben die Hundsrippenindianer eine andere Sage, derzufolge der erste Mensch Chapewee genannt war. Er fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und schuf Kinder, denen er zwei Arten von Früchten, schwarze und weiße gab, aber von den schwarzen zu essen verbot. Nachdem er diesen Befehl gegeben, nahm er auf eine Zeit lang Abschied von seiner Familie und machte eine lange Reise, um die Sonne in die Welt hineinzubringen. Seine Kinder waren ihm gehorsam und aßen nur von der weißen Frucht, verzehrten diese aber gänzlich. Als er nun zum zweiten Male verreisete, um den Mond zu bringen, vergaßen sie über dem Verlangen nach Speise den Befehl ihres Vaters und verzehrten die schwarze Frucht, da keine andere vorhanden war. Bei seiner Rückkehr war dieser außerordentlich erzürnt und sagte ihnen, daß in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringen werde und sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden. Chapewee lebte so lange, bis seine Kehle ganz abgenutzt war und er keine Freude mehr am Leben hatte; er konnte jedoch nicht eher sterben, als bis einer seines Stammes ihm auf seine eigene Bitte einen Biberzahn in den Kopf schlug.

Dieser oder ein anderer Chapewee lebte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren und hatte sich dort ein Wehr ge-

baut, um Fische zu fangen, und diese kamen in solcher Anzahl, daß die Straße verstopft wurde und das Wasser die Erde überfluthete. Capewee bestieg daher mit seiner Familie ein Canot und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln in dasselbe auf. Das Wasser stand viele Tage über der Erde; aber zuletzt sagte Chapewee, das kann nicht immer so fortgehen, wir müssen wieder Land finden, und er schickte daher einen Biber aus, um darnach zu suchen. Der Biber ertrank und man sah sein Aas auf dem Wasser herumtreiben, worauf Chapewee eine Bisamratte zu demselben Zwecke ausschickte. Der zweite Bothe blieb lange aus und war, als er zurückkehrte, bis zum Tode matt, brachte aber ein wenig Erde in den Pfoten mit. Chapewee freute sich über den Anblick der Erde, sorgte vor allem für seinen eifrigen Diener, streichelte die Ratte sanft mit den Händen und nahm sie an seinen Busen, bis sie wieder zu sich kam. Hierauf nahm er die Erde, formte sie zwischen den Fingern, legte sie auf das Wasser und dort nahm sie allmälig an Größe zu, bis sie eine Insel im Ocean bildete. Ein Wolf war das erste Thier, welches Chapewee auf diesen Jungfernboden setzte; allein für diesen war die Last zu schwer, und er kam in Gefahr umzuschlagen; deßhalb erhielt der Wolf Befehl, immer um die Insel herumzulaufen; dieß that er ein ganzes Jahr lang und während dieser Zeit nahm die Erde so sehr an Größe zu, daß nach und nach alle Geschöpfe, die sich am Bord des Canots befanden, ausgeschifft werden konnten. Als Chapewee ans Land trat, steckte er ein Stück Holz in die Erde, welches zu einem Tannenbaum wurde und mit erstaunlicher Geschwindigkeit bis an den Himmel wuchs. Ein Eichhorn lief an diesem Baum hinan und Chapewee wollte dasselbe herunterschlagen, er konnte es aber nicht einholen. Er setzte die Jagd jedoch fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine schöne Ebene und einen betretenen Fußpfad fand. In diesen Pfad legte er eine Schlinge, die aus seiner Schwester Haar gemacht war, und kehrte dann nach der Erde zurück. Die Sonne erschien wie gewöhnlich des Morgens am Himmel, fing sich jedoch um Mittag in der Schlinge, welche Chapewee dem Eichhorn gestellt hatte, und sogleich wurde der Himmel verdunkelt. Hierauf sagte Chapewees Familie zu ihm: Du mußt oben etwas Unrechtes gethan haben, denn wir genießen nicht mehr des Tageslichts. Allerdings, sagte er, allein es geschah absichtlos. Chapewee bemühte sich nun den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut zu machen und schickte mehrere Thiere den Baum hinauf, um die Sonne zu erlösen. Die heftige Hitze derselben verwandelte sie aber alle in Asche. Nachdem die Bemühungen der schnellfüßigen Thiere auf diese Art vereitelt worden waren, gelang es dem Maulwurfe sich unter dem Wege am Himmel hinzuwühlen und die Schlinge welche die Sonne gefesselt hielt, zu durchfressen. Als er aber die Schnauze aus der Erde steckte, verlor er die Augen und seine Nase und Zehen sahen von jener Zeit an wie verbrannt aus. Chapewees In-

sel vergrößerte sich während der Zeit bis zu der jetzigen Ausdehnung des americanischen Festlandes. Die Betten der Flüsse und Seeen bildete er, indem er mit den Fingern Rinnen in die Erde zog. Hierauf wies er den Säugethieren, Vögeln und Fischen ihre verschiedenen Wohnungen an und begabte sie mit gewissen Eigenschaften. Er sagte ihnen, sie sollten künftig auf ihrer Hut seyn, da der Mensch ihnen überall nachstellen würde, sie sollten sich aber damit trösten, daß sie bei ihrem Ableben wie ein Grassamenkorn seyn würden, welches, wenn man dasselbe ins Wasser legt, wieder lebendig wird. Die Thiere hatten gegen diese Einrichtung viel einzuwenden und sagten, laß uns lieber, wenn wir sterben, seyn wie ein Stein, welcher in einen See geworfen sich auf immer den Blicken der Menschen entzieht. Chapewees Familie beklagte sich darüber, daß den Menschen, weil sie von der schwarzen Frucht gegessen, die Strafe des Todes zuerkannt worden sey, wornach er ihnen gestattet, daß diejenigen, welche gewisse Träume träumten, die Kunst besitzen sollten, Krankheiten zu heilen und dadurch das menschliche Leben zu verlängern. Um diese Fähigkeit zu behalten, dürfen sie ihre Träume aber erst nach einer gewissen Zeit erzählen Um die Kraft zu erwerben, künftige Begebenheiten vorherzusagen, sollten sie eine lebendige Ameise nehmen und sie unter die Haut der innern Handfläche stecken, aber Niemand wissen lassen, daß sie dieses gethan hätten. Lange Zeit lebten Chapewees Nachkommen wie eine große Familie zusammen, endlich wurden aber einige junge Leute zufällig bei einem Spiele getödtet und daraus entstand ein Streit, auf welchen eine allgemeine Zerstreuung des Menschengeschlechts erfolgte. Ein Indianer schlug seinen Wohnsitz an den Ufern des Sees auf und nahm eine trächtige Hündin mit. Die jungen Hunde wurden zur gehörigen Zeit geworfen und wenn der Indianer fischen ging, so band er sie sorgfältig an, daß sie sich nicht zerstreuten. Mehrmals als er sich seinem Zelte näherte, hörte er ein Geräusch, als ob Kinder schwatzten und spielten, als er aber hineintrat, bemerkte er blos die angebundenen jungen Hunde. Indessen war seine Neugierde durch das Geräusch, welches er gehört hatte, erweckt worden. Er beschloß daher sich auf die Lauer zu stellen und that eines Tages, als wolle er auf die Jagd gehen, verbarg sich aber in der Nähe. Bald hörte er wieder menschliche Stimmen und als er schnell ins Zelt sprang, sah er einige schöne Kinder, welche spielten und lachten, während die abgestreiften Hundehäute neben ihnen lagen. Er warf die Häute ins Feuer; die Kinder behielten ihre Gestalt bei, wuchsen heran und wurden endlich die Urväter der Hundsrippen-Indianer (Franklin 2. Reise S. 308.).

Eine noch bei weitem ausführlichere Tradition finden wir bei den Irokesen*). Agan-Kitschee-Manitu, in dessem Haupte die Kraft

*) Sie ward 1774 auf Befehl des großen Kriegsoberhauptes Attaeull-

zu wollen wohnte, stieg auf die Erde herab, um zu sehen, wie es daselbst hergehe. Er nahm die Gestalt des Wolfes an und gesellte sich zum ersten Rudel dieser Thiere, welches ihm begegnete, und freute sich, wie er bemerkte, daß diese Thiere noch die alten Waffen führten, die er ihnen gegeben, noch eben so behende, ausdauernd und verschlagen wie vorher waren und im Nothfall unter Oberhäupter sich vereinigten. Dann besuchte er die Bären, die Füchse, die Büffel; er näherte sich darauf den Menschen, wo er den Hund als Sclaven fand, der sich über den Menschen beklagte. Er verwandelte sich dann in eine Fischotter; als er mit einer solchen sprach, ward sie von einem menschlichen Pfeil erschossen. Manitu wurde wieder Mensch und sah nun, wie die Menschen sich gegenseitig erschlagen und in Hungersnoth auffressen. Voll Abscheu nahm Manitu die Gestalt der Beutelratte an und freute sich der Behendigkeit und Zufriedenheit dieser Thiere. Nachdem er abermals menschliche Gestalt angenommen, überfiel ihn ein Gewitter und er stellte sich unter einen großen Baum, auf welchem Eichhörnchen ihr lustiges Wesen trieben. Er nahm ihre Gestalt an und gesellte sich zu ihnen. Sie waren mit ihrem Schicksale zufrieden, obschon ihnen nicht unbekannt war, daß dereinst bärtige Männer von Osten kommen und durch diese ihre Bäume gefällt werden würden, denn, sagten sie, zu viele Voraussehung ist Thorheit. Manitu gab sich ihnen zu erkennen und antwortete auf ihre Frage, warum er dem Vordringen der bärtigen Männer nicht wehre: daß es eine Macht gebe, die höher als die seinige sey, nämlich Tibariman, das unerbittliche, unveränderliche Schicksal. Darauf nahm Manitu die Menschengestalt aufs Neue an und setzte seinen Weg langsam fort. Er fiel alsbald in eine mit Moos und Sträuchern dünn bedeckte Grube, worin er einen Panther, zwei Wölfe, einen Fuchs und den Indianer Wabemal antraf. Letzterer ergoß sich in bittere Klagen über sein Geschick, über seine Bedürfnisse beim Mangel an Mitteln zu deren Befriedigung; sein Pfeil treffe nicht, seine Angel beiße kein Fisch an; er habe unter einem Baume geschlafen und ein fallender Ast ihm das Bein zerschlagen, sein Weib sey immer krank, sein ältester Sohn im Flusse ertrunken, im Winter peinige ihn die Kälte, im Sommer die Hitze! Unter derartigen Gesprächen erschien der Eigenthümer der Grube, der die Insassen derselben verzehren wollte und sie nur unter der Bedingung am Leben ließ, daß sie ihm einen ganzen Büffel schafften. Wabemat setzte dann seine Klagen fort und namentlich sagte er, daß der böse Geist ihm entgegen sey und alle seine Unternehmungen vereitele. Er versicherte, daß er zwar ein tapferer Krieger, der jedem Feind, der ihn angreife, kräftigen Widerstand ent-

Culla aufgeschrieben und dem Lord William Campbell mitgetheilt; von daher erhielt sie Crevecoeur, welcher seiner Reise in Oberpensylvanien, S. 85. d. deutschen Uebersetzung, dieselbe beigiebt.

gegensetze, daß es ihm aber unmöglich sey seines Gleichen zu verzehren und um solch einen Schmaus zu haben, sie anzugreifen, daß aber auch daher bitterer Mangel oft sein Loos sey. Manitu hörte ihn an und fragte ihn, ob er glücklich werden und für diesen Preis seine menschliche Gestalt und Sprache ablegen wolle? Wabemat willigte im Vertrauen auf Manitus Güte ein und wurde nun mit seiner Familie in Biber verwandelt. Die Biberfamilie lebte glücklich auf der Sturminsel und führte hier einen Damm auf, worauf sie eine geräumige Wohnung errichtete. Hier lebte sie harmlos und ungestört nach so langen Leiden, zur Belohnung, daß sie sich vom Genusse des Menschenfleisches rein gehalten hatte. Wabemat lebte lange und sein Geschlecht wurde überaus zahlreich. Endlich aber erklärte ihm der Mensch den Krieg. Die Jäger haben jedoch immer einige Achtung für den göttlichen Ursprung dieser Thiere und lassen stets eine gewisse Anzahl derselben am Leben.

Diese Sage enthält die Weltansicht der Indianer ziemlich vollständig; Ergänzungen finden sich in den Sagen der anderen Stämme. So berichten die Ounondayas, daß der große Geist auf dem Berge Aratapeskau erschienen sey; er hatte zwei Thonbilder bei sich, die er durch den Hauch seines Mundes austrocknete und belebte. Das erste erhielt den Namen Pegih-Sagat, erster Mann, das andere Sanna-Tellu, Gefährtin. Fernerhin stieg Nassaniromi aus den Wolken auf die Insel Allisinape und ließ den Mais, den Reis und den Tabak wachsen, indem er nach den vier Weltgegenden ausspuckte (Crevecoeur S. 153.).

Eine andere Sage haben die Delawaren und Irokesen. Der gute Geist ließ die Menschen, die erschaffen, nicht sogleich auf der Oberfläche der Erde auftreten, sondern ihr erster Aufenthalt war innerhalb derselben, so wie ja auch — sagen sie — das Kind im Schooße seiner Mutter ausgebildet und zum Leben vorbereitet wird. Ueber die Gestalt der in der Erde lebenden Menschen sind die Ansichten sehr getheilt, indem einige sie für die menschliche, andere für die des Erdschweins, des Kaninchens oder der Schildkröte halten. Der Delawarenstamm Minsi oder Wolf hat den Glauben, daß er erst in einem unterirdischen See gewohnt habe und aus diesem unangenehmen Aufenthalte dadurch erlöst wurde, daß einer der Genossen eine Oeffnung entdeckte, durch welche er an das Tageslicht heraufstieg; auf der Erde umhergehend fand er einen Hirsch, welchen er mit in den unterirdischen Raum nahm. Der Hirsch wurde verzehrt und das Fleisch desselben so vortrefflich befunden, daß nun der ganze Stamm beschloß, den See zu verlassen und im Lichte der Sonne das schöne Wildbrät zu genießen (Heckewelder S. 429.). So begegnen wir schon auf dieser Culturstufe einer Sage von den Erdgebornen, deren wir im Verfolge unserer Betrachtung noch mehrere finden werden; bemerkenswerth erscheint, daß diese Sage in einem Clima vorkommt, wo nach einem

z. Th. harten Winter die Wiedergeburt der Pflanzenwelt unter die erfreulichsten Erscheinungen gehört und wo, nachdem Schnee und Eis vor dem erwärmenden Strahle der Sonne geschmolzen, die Pflanzenspitzen massenhaft dem Boden entsprießen und die Käfer demselben entsteigen — Erscheinungen, welche der Bewohner der Tropenländer nicht in demselben Grade vor Augen hat. Der Erdgeborne, der Germanen, Tuisco, gehört einem ähnlichen Clima an.

Entgegengesetzt ist die Ansicht anderer Delawarenstämme, derzufolge der Himmel die eigentliche Heimath der Menschen ist, von wo aus die Indianer auf die Welt gekommen. Eine schwangere Frau, sagen sie, sey von ihrem Manne verstoßen und vom Himmel heruntergeworfen; von den Zwillingen, welche sie geboren, sey das Land bevölkert worden (Loskiel bei Heckewelder S. 431.).

Die Nantikoks erzählen, daß sich einstmals sieben Indianer an der See sitzend gefunden und selbst nicht gewußt hatten, ob sie auf derselben Stätte erst erschaffen worden, oder ob sie über die See oder sonst woher gekommen wären. Diese hätten sich nachmals vermehrt und das Land bevölkert (Loskiel bei Heckewelder S. 431.).

Die Sage der Mönnitarri scheint sich den vorigen in mancher Hinsicht anzuschließen. Früher, berichtet sie, war nur Wasser, aber keine Erde vorhanden; ein großer Vogel mit einem rothen Auge tauchte unter und brachte Erde herauf. Der Mensch, der nicht stirbt, oder der Herr des Lebens, Ehsicka-Wahäddisch (wörtlich der erste Mensch), der in den Felsengebirge wohnt, hatte alles dieses gemacht und den großen Vogel hinabgeschickt, um Erde heraufzubringen. Nächstdem hat auch die Alte, die alte Frau oder Großmutter, Makoh genannt, welche auf der ganzen Erde umherzieht, Antheil an der Schöpfung, denn sie erschuf die Sandratte, Goffer und die Kröte. Sie schenkte den Mönnitarris ein Paar Töpfe, welche sie noch gegenwärtig als ein Heiligthum aufbewahren und zur Zauberei benutzen. Sie sagte den Vorfahren dieser Indianer, daß sie die Töpfe aufheben und sich dabei an die großen Gewässer erinnern möchten, aus welchen alle Thiere munter oder tanzend hervorgegangen seyen. Der rothschulterige Tropial kam damals ebenfalls aus dem Wasser hervor, so wie alle diejenigen Vögel, die man noch jetzt an den Flußufern singen hört. Alle diese Ufervögel werden daher von den Mönnitarris als Medicine für ihre Maispflanzungen angesehen und ihr Gesang beachtet. Wenn jene Vögel singen, müssen die Indianer nach Anweisung der Alten, jene Töpfe mit Wasser füllen, sich freuen, tanzen und baden, um sich an das große Wasser zu erinnern. Daher sollen sie bei großer, ihre Felder bedrohenden Trockenheit ein Fest mit den Töpfen der alten Großmutter feiern, um sich Regen zu erbitten, und es werden dann die Medicinemänner bezahlt, um vier Tage lang oben auf den Hütten der Dörfer zu singen, während die Töpfe mit Wasser gefüllt dastehen (Prinz Neuwied II. 221 f.).

Nächst dem höchsten Wesen, welchem die Welt und die Menschen ihren Ursprung verdanken, glaubt der americanische Jäger an eine Menge gestaltloser Geister, welche er sich theils feindselig theils freundlich gesinnt meint. Die Indianer von Guiana halten, gleich den Indios da matto, den dichten Wald für den Sitz derselben, und wie jene den schreckenden Lahmfuß (s. Th. I. S. 276.), so fürchten diese nicht minder die Schrecknisse der bösen Geister. Daher reiset denn auch der Indianer nie allein durch den Wald (Schomburgk Reise 118.).

Diese Geister betrachten sie theils als die belebenden Wesen der Himmelskörper, theils als Inhaber der Thierwelt und suchen durch Opfer und Ceremonien Einfluß auf sie zu gewinnen.

Die Mandans und Mönnitarris haben z. B. den Ohmahauk-Chika, den Bösen der Erde, der viel Gewalt über die Menschen hat: dann den Rokanka-Tauihanka, der in der Venus seinen Sitz hat und die Menschen auf der Erde beschützt (Prinz Neuwied II. 149.). Ein hohes Wesen ist ihnen die Sonne (Maapi-Widdi), welche die Erde erhält und erwärmt, nicht minder der Mond, (Wahch-Kubbebitz), die Sonne der Nacht, dessen Kind der Tagesstern, (Edduwasch) oder die Venus ist. Er ist ursprünglich ein Mönnitarri und Enkel der alten unsterblichen Großmutter Makoh. Der Nordstern bei den Canadiern, l'étoile qui ne marche point, oder der Polarstern heißt Ischka-Chagátha; der Wagen oder große Bär, (Ischka-Schachpo) soll ein Hermelin seyn. Die verschiedenen Sterne dieser Constellation bedeuten die Höhle oder Hütte, den Kopf, die Füße und den Schwanz dieses Thieres. Die Milchstraße nennen sie Aschenweg, wissen aber nicht, was sie eigentlich ist. Der Donner ist das Flügelgeräusch des großen Vogels, der auch den Regen verursacht. Der Blitz entsteht, wenn der Vogel umherblickt und sucht. Den Regenbogen nennen die Mönnitarris die Mütze des Wassers oder des Regens und erzählen sich darüber folgende Sage: Ein Indianer fing einst im Herbste einen rothen Vogel, der sich über ihn lustig machte. Der Mann nahm dieß übel und band seinen Gefangenen mit einer Fischleine die Füße zusammen, ließ ihn aber alsdann wieder fliegen. Dieser Raubvogel sah nun einen Hasen und stieß auf denselben hinab, allein der Hase kroch in einen in der Prairie liegenden Bisonschädel und da die dem Vogel anhängende Leine einen Halbeirkel bildete, so soll dieses noch jetzt den Regenbogen verursachen (Prinz Neuwied II. 223.). Auch die Sternschnuppen werden als etwas Bedeutendes betrachtet und die Mönnitarri halten sie für Vorboten von Krieg und Sterben (Prinz Neuwied II. 253.).

Welche große Rolle die Thiere in den religiösen Sagen der Indianer spielen, sahen wir bereits oben bei der Schöpfungsgeschichte der Irokesen, Kupferindianer und anderer Stämme. Im Allgemeinen hält der Indianer die Thiere für Geschöpfe, die gleich ihm Einsicht

in das Wesen der Natur haben und wie er selbst mit einer Seele begabt sind. Die Indianer glauben ferner, daß manche Thiere eine besondere Erkenntniß der Zukunft haben, andere in einem gewissen Verhältniß zwischen der Gottheit und dem Menschen stehen. Von andern Thieren glauben sie, daß sie dem Menschen zum Schutze sind, ja daß in ihnen menschliche Schutzgeister wohnen. Es verstehen daher die Thiere die Sprache der Menschen und lassen sich mit den Menschen in Verhandlungen, in Verhältnisse ein.

Die Schlange finden wir im Süden wie im Norden von America als ein bedeutsames Thier und als den Gegenstand sorgfältiger Beobachtung. Die Indianer erzählten z. B., daß gewisse Sandhügel am Corentyn von einer ungeheuren Schlange bewohnt werden, die von Zeit zu Zeit hervorkommt, um aus dem Strome zu trinken und die Abhänge ihrer Pflanzendecke zu berauben (Schomburgk Reise 172.). Eine große im Missouri wohnende Schlange wird von den Mönnitarris mit Opfern beehrt und von ihnen folgende Sage erzählt: Eine Kriegsparthei der Mönnitarris zog nach dem obern Missouri gegen die Feinde zu Felde. Als sie schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten, kehrten zwei junge Männer um und fanden an einer gewissen Stelle eine große Schlange zusammengerollt liegen. Nachdem sie das Thier eine Zeit lang besehen hatten, schlug der eine von ihnen Feuer und sie verbrannten die Schlange. Der Mann, welcher Feuer gemacht hatte, hob die Ueberreste auf, roch daran und behauptete, der Geruch sey so einladend, daß er davon essen müsse, und obschon ihm sein Gefährte davon abrieth, so aß er doch ein kleines Stück des gebratnen Fleisches. Als sie Abends Nachtquartier aufschlugen, zog er seine Schuhe aus und fand, daß seine Füße gestreift waren wie die getödtete Schlange. Er zeigte dieß seinem Freunde und setzte hinzu, „dieß ist schön, wenn ich nach dem Dorfe komme, ziehe ich meine Schuhe aus und Jedermann wird dann nach meinen Füßen sehen." Am folgenden Tage waren seine Beine bis zu den Knieen gestreift und er sagte lachend: „dieß ist ja vortrefflich und ich habe nun nicht mehr nöthig, meine Coups durch Streifen zu bezeichnen, denn die Natur giebt sie mir." Am dritten Tage war er bis zu den Hüften gestreift. Sie schliefen am Abende dieses Tages und am vierten Tage war er gänzlich in eine Schlange verwandelt. „Erschrecke nicht vor mir," rief er seinem Freunde zu, „ich habe weder Arme noch Beine und kann nicht von der Stelle kommen, bringe mich nach dem Flusse." Der Freund schleifte die Schlange bis in den Missouri, da er sie wegen ihrer Länge und Schwere nicht tragen konnte; sie schwamm sogleich, tauchte unter und rief nun dem traurig am Ufer stehenden Freunde zu: „Freund, weine nicht, beruhige dich und gehe ruhig deinen Weg nach Hause; ich muß dich aber noch um vier Dinge bitten; bringe mir erstens einen weißen Wolf, dann ein Stinkthier, ferner ein solches roth angestrichen und endlich eine schwarze

Pfeife." Der Kamerad ging nach Hause und kehrte nach einiger Zeit mit den verlangten Gegenständen zurück, klagte einen ganzen Tag am Flusse, worauf die Schlange erschien. „Es ist gut, daß du mir Wort gehalten hast, sagte sie, du wirst in den Krieg ziehen und so viel Feinde tödten, als du mir Gegenstände gebracht hast; vorher aber komme hierher und klage, denn ich bin Medicine für alle Zukunft." Noch an demselben Tage ging der Indianer aus und tödtete einen Feind; zuvor aber hatte ihm die Schlange noch gesagt, ihr Kopf würde bei dem alten Mandandorfe seyn, während ihr Schwanz die Mündung des Gelbsteinflusses erreiche, mit dem einen Ohr werde sie bis nach der Maison du chien, einem zwei Tagereisen vom Missouri in der Prairie liegenden Hügel, und mit dem andern bis zur Crête-côte, ebenfalls zwei Tagereisen vom andern Ufer, hören können. Der Freund ging viermal in den Krieg und tödtete vier Feinde, jedesmal einen. Die Mönnitarris glauben fest an diese Geschichte und pflanzen noch jetzt am Ufer Roben oder farbige wollene Decken auf Stangen als Opfer auf. Einst ging ein Mann dorthin, um die Schlange zu sehen; nachdem er lange geklagt, erschien sie endlich; er nannte sie nun seinen Vater, aber die Schlange antwortete: „du bist nicht mein Sohn, ich habe nur einen solchen, den Ohn-Arm; du bist der Sohn dessen, der das Dorf führen soll, wozu ich ihn bestimmt habe. Wenn ihr auf die Bisonjagd reitet, werdet ihr Feinde tödten und auch von euren Leuten werden einige getödtet werden." Wenn die Mönnitarris in ihren Hütten rauchen, lassen sie immer zuerst den Alten oder den Großvater, den zur Schlange gewordenen Menschen rauchen, indem sie das Mundstück in die Luft halten (Prinz Neuwied II. 230.).

Eine der vorigen ähnliche Sage haben auch die Mandans, welche nächstdem der Klapperschlange besondere Heilkräfte zuschreiben. Sie tödten diese Schlange und schneiden ihr die Schwanzklappern ab; man kaut sodann einen Klapperring und bestreicht mit dem Speichel verschiedene Körpertheile des Kranken. Die colossale Schlange aber lebt in einem See und dieser bringen sie ihre Opfer dar (Prinz Neuwied II. 184.).

Die Indianer am Muskingum hatten ähnliche Sagen; sie hielten die Klapperschlange für ihren Großvater und Beschützer, der sie durch das Rasseln ihrer Klappern vor der Gefahr warne, sich aber gegen Beleidigungen dadurch schütze. Wer das Thier beleidige oder tödte, habe sich die fernere Verfolgung ganz allein zuzuschreiben (Heckewelder S. 433.).

In ähnlichem Verhältnisse stehen sie auch zu anderen Thieren; wir sahen oben, wie der Biber mit der Nation der Irokesen in Verwandtschaft ist; die Kupferindianer halten das Eichhorn in großen Ehren, denn als die Erde noch in Nacht und Finsterniß lag, begegneten sich ein Bär und ein Eichhorn am Ufer eines See's; sie stritten über ihre Kräfte und Vorzüge und stellten einen Wettlauf um

den See an; das Eichhorn gewann, rannte einen Baum hinan und verlangte Licht. Da erschien eine Krähe und theilte mit ihrem Flügelschlag die Nacht, so daß das Licht hindurchstrahlte. Sodann brach das Eichhorn ein Stück Rinde vom Baume, und verlieh demselben Schwimmkraft (Franklin 1. Reise S. 346.).

Die Lenapeindianer ehrten vorzüglich die Schildkröte, mit welcher sie verwandt sind. Sie trägt die große Insel auf ihrem Rücken und ist gewissermaßen der Grundpfeiler der Erde. Der Stamm der Lenape, der sich noch Schildkröte nennt, ist der angesehenste. Der zweite Stamm ist der Wälschehahn, der dritte der Wolf (Heckewelder 434.).

Unter den Vögeln schreiben die Crihindianer (Franklin I. Reise 85.) und Mandans vorzugsweise der Eule (stryx virginiana) die Kunst der Wahrsagung zu und man findet in den Hütten derselben öfters lebende Eulen für diesen Zweck gehalten (Prinz Neuwied II. 232.).

Vor allen andern bezeigen die Nordamericaner den Bisonten besondere Aufmerksamkeit. Das Thier ist ihnen, wie wir bereits oben sahen, in Absicht auf sein Fleisch wie auf seine Haut von besonderer Wichtigkeit, und so haben sie auch gar mancherlei Ansichten und Gebräuche, welche damit im Zusammenhang stehen. Geschätzt sind vor allen Dingen die weißen Bisonhäute, welche bei den Crows der Sonne heilig sind und nicht in Gebrauch genommen werden. Sie erlegen die weiße Bisonkuh und lassen sie der Sonne geweiht in dem Felde liegen (Prinz Neuwied I. 401.). Die Mandans und Mönnitarris dagegen weihen dieselbe der Sonne, dem Herrn des Lebens oder dem ersten Menschen und hängen sie nebst anderen Gegenständen an Stangen als Opfer auf. Wer von ihnen keine weiße Bisonkuh erlegt hat, genießt keines Ansehens. Will Jemand eine solche Haut dem Herrn des Lebens opfern, so wickelt er sie mit andern werthvollen Gegenständen zusammen, legt Wermuth oder eine Maiskolbe dazu und läßt die Haut an einer hohen Stange aufgehängt verfaulen. Oft aber schneidet man auch, wenn die Ceremonie der Einweihung vorüber ist, die Haut in kleine Streifen, welche von den Familiengliedern als Stirnbinden bei festlichen Gelegenheiten getragen werden (Prinz Neuwied II. 169 ff.). Bei dem Opfer selbst wird geschmauset, auch werden Geschenke an die Anwesenden vertheilt. Zuweilen wird die weiße Haut, nachdem man sie mehrere Jahre besessen hat, in der Prairie auf eine bunte wollene Decke gebreitet und ein Pferd mit gebundenen Füßen und verschlossenem Maule dazu gelegt (Prinz Neuwied II. 220.). Der erste Häuptling der Mandans entstand, als ein Mädchen vom Felle eines todten Bisonten gegessen; die Mönnitarris erzählen, daß ein Knabe im Bauche eines Bisonten zubrachte und darin fortwuchs, dann daß die Bisonten in der Prairie zuweilen wieder belebt würden (Prinz Neuwied II. 225.). Man feiert ferner große Feste um die Bisonheerden anzuziehen und zu erlegen, und wir

haben schon oben (S. 119.) die Beschreibung eines solchen mitgetheilt.

Bevor wir jedoch die Aeußerlichkeiten des religiösen Lebens der Americaner betrachten, müssen wir noch die Ansichten kennen lernen, welche sie über das Schicksal der Menschen nach dem Tode hegen; wir begegnen hier bei sämmtlichen americanischen Völkerschaften dem Glauben an die Fortdauer der Seele nach diesem Leben, denn der americanische Jäger hält sich für das edelste Wesen auf dieser Erde und diese Ansicht ist der Grund seines Glaubens; seinetwegen ist die Erde geschaffen, seinetwegen muß also auch ein Jenseits vorhanden seyn, wo alle die Wünsche befriedigt werden, die hier unerfüllt blieben. Die Abiponer nennen die menschliche Seele Loakal oder Skigihi, Bild, Schatten, Wiederhall. Wohin die Seele nach ihrer Trennung vom Körper komme, welches Loos sie erwarte, darum bekümmern sie sich wenig, doch fürchten sie die Seelen der Verstorbenen und glauben, daß sie den Lebenden erscheinen, wenn sie durch die Zauberer aus den Gräbern herausbeschworen werden. Die Stimmen in den öden Flußufern oder im Walde, deren Ursprung sie sich nicht nachweisen können, schreiben sie den umherirrenden Schatten zu. Eine Art kleiner Enten, welche in der Nacht schwarmweise mit einander fliegen und traurig zischen, nennen sie die Schatten oder die Seelen der Verstorbenen (Dobritzhoffer II. 354 f.).

Die Caraiben glauben, daß sie so viele Seelen haben als sie Adern schlagen fühlen; die vornehmste dieser Seelen hat im Herzen ihren Sitz und geht nach dem Tode in den Himmel mit ihrem Ischeiri oder Cheimin d. h. ihrem Gott, welcher sie in die Gesellschaft der andern Götter bringt, und hier lebt sie in der Art, wie sie es auf Erden gewohnt war. Die andern Seelen, die nicht im Herzen ihren Sitz haben, begeben sich nach dem Tode theils an die Seeseite und sind Ursache, daß die Schiffe umkehren, theils gehen sie in die Wälder und heißen dann Mabovas. Im Ganzen haben sie sehr verworrene Begriffe über das Leben nach dem Tode; einige meinen, daß die Tapfersten auf gewisse selige Inseln kommen, wo ihnen Alles nach Wunsche geht und die Arrowaken als Sclaven ihnen dienen müssen; daß sie ohne zu ermüden in großen Strömen schwimmen, lustig und fröhlich bei Tanz, Geschwätz und Schmausen und im Ueberfluß der herrlichsten Früchte dahinleben, während die Arowaken nach ihrem Tode in wüsten Gebirgen dahinschmachten müssen (Davies hist. of the Carib. 288 ff.). In ähnlicher Weise hoffen auch die Indianer von Arauco auf ein ewiges Leben in einem wunderschönen Lande, in ähnlichen Verhältnissen wie auf der Erde; der Mann hat seine Frauen, die jedoch unfruchtbar sind, da die ewige Welt nur durch abgeschiedene Seelen bevölkert wird. Dieses Paradies liegt im Westen über der See und die Seelen werden durch den Schiffer Tempulogy hinübergeschafft. Eine Bestrafung für irdische Vergehen fin-

der dort nicht Statt, da der Gott Willian, der Herr der Welt, viel zu gut ist, als daß er strafen könnte (Stevenson travels in S. America I. 58.).

Nicht minder allgemein verbreitet ist auch unter den Nordamericanern der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an welcher übrigens alle Geschöpfe Antheil nehmen, Pflanzen wie Thiere (Heckewelder 437.). Sie bilden sich ihre Vorstellung von der Zukunft nach den Träumen, denen sie sich zu Zeiten überlassen. Ein Mohawkindianer sprach einst zu Crevecoeur (S. 148.): „Da ich kürzlich aus dem Lande der Träume zurückgekommen bin, so will ich erzählen, wie es da hergeht und was ich gesehen habe. Sagt man mir, du phantasirst wie Kranke oder Trunkene, so antworte ich, gehe hin und siehe selbst. In diesem Lande ist weder Tag noch Nacht, die Sonne geht nicht auf und nicht unter; es ist weder warm noch kalt, man kennt weder Frühling noch Winter; nie hat man darin weder Regen noch Pfeile, noch Tomahawks gesehen. Der Hunger und Durst kamen einst vor Alters einmal dahin, aber die Oberhäupter stürzten sie in den Fluß, wo sie noch sind. Ach das gute Land; hat man Lust zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf sie nur den in Mund nehmen. Will man unter einem Baume ruhen, man darf nur den Arm ausstrecken und ist sicher die Hand der Freundschaft überall zu finden. Weil die Erde immer grün ist und die Bäume stets belaubt sind, so braucht man weder Bärenhaut noch Hütte. Will einer reisen, die Flüsse bringen ihn hin, wohin er will, ohne Ruder und Schaufel. Ach das gute Land! willst du essen? spricht der Hirsch zu dem Hungrigen, nimm blos mein rechtes Schulterblatt und laß mich in den Wald gehen, da wird es wieder wachsen, und im künftigen Jahre will ich wiederkommen und dir das linke anbieten; aber hüte dich zu viel zu zerstören, sonst wirst du am Ende nichts mehr haben. Da, spricht der Biber, schneide meinen schönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren bis er wieder wächst, weil ich meine Wohnung eben fertig gemacht habe; aber hüte dich zu gefräßig zu seyn, denn es heißt: vier Biber sollst du essen, aber den fünften ruhig gehen lassen. O das gute Land! man thut da nichts als essen, trinken, rauchen und schlafen! Willst du dich sättigen, spricht der große Fisch des See's; ich habe meine Arbeit gethan und so eben 10000 Eier gelaicht; röste mich nach deiner Weise, aber sey nicht zu gefräßig, denn es heißt: achtzehn Fische sollst du fangen, aber den neunzehnten ruhig ziehen lassen. O das gute Land! ohne Salben mit Bärenfett sind die Weiber darin immer schön und glänzend; sie haben nichts zu thun als den Kessel kochen zu lassen und die Kinder schwimmen zu lehren."

Ein Schwarzfüßer erzählte dem Capitän Franklin (1. Reise S. 84), daß die abgeschiedenen Seelen mit großer Mühe einen steilen Berg erglimmen müssen, auf dessen Gipfel sie durch die Aussicht auf

eine weite Ebene belohnt werden, auf welcher hie und da neue Zelte in angenehmer Lage stehen und die von Wild aller Art wimmelt. Während sie in den Anblick dieser lieblichen Scene versunken sind, werden sie von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt; diese nähern sich ihnen darauf in neuen Kleidern und heißen diejenigen Indianer, welche ein gutes Leben geführt haben, auf das freundlichste willkommen; die Bösen aber, welche ihre Hände mit dem Blute ihrer Landsleute besudelt haben, werden zurückgewiesen und ohne Weiteres den steilen Berg hinabgestürzt. Weiber, welche sich des Kindermordes schuldig gemacht, erreichen den Berg gar nicht, sondern müssen mit Baumzweigen an den Beinen um den Ort, wo sie das Verbrechen geübt, umherschweifen. Die melancholischen Töne, die an stillen Sommerabenden der Ziegenmelker von sich giebt, sind das Gestöhn jener unglücklichen Wesen. Aehnlich ist der Glaube der Crihindianer, bei denen der Weg in das glückliche Land jedoch über einen reißenden Strom trüben und stinkenden Wassers geht, worüber ein schmaler, schlüpfriger Baumstamm liegt.

Die Mönnitarris gaben dem Prinzen Neuwied folgende Nachrichten über den Zustand, der sie nach dem Tode erwartet: Es sind zwei Dörfer, ein großes und ein kleines, wohin die Mönnitarris nach ihrem Tode gelangen. Die Bösen oder Feigen gehen nach dem kleinen, die Guten oder Tapfern nach dem großen Dorfe. Einst zog eine Parthei Mönnitarris in den Krieg und die Feinde tödteten einen von ihnen, den man begrub und dessen Grab man mit dicken Stämmen belegte. Er ging nun nach seinem Tode in das große Dorf, aus welchem ihm ein Trupp Männer entgegenkam, um ihn einzuholen; ihm wurde bange, als er die Leute kommen sah, und er kehrte daher mit allen seinen Wunden wieder um. Ein weißer Mann hatte ihm in jenem Lande ein Papier gegeben, vermöge dessen er nach seinem Dorfe auf die Erde zurückkehren konnte, und dadurch erhielt er sein Leben wieder und lebte noch lange Jahre auf Erden. Wenn er später das Billard spielte, rieb er seine Hände mit dem Talisman und Niemand konnte etwas von ihm gewinnen. Man nannte ihn nachher immer den Todten (Prinz Neuwied II. 223.).

Mit dieser Geister- und Götterwelt werden die Americaner namentlich durch ihre Zauberer in lebhaftem Verkehr erhalten. Diese Mittelspersonen zwischen den Menschen und den Gottheiten fanden wir bereits im Urwald wie an den Seeküsten und in den Wüsteneien; bei den americanischen Jägervölkern finden wir sie weiter ausgebildet; bald sind es hier die Stammhäupter, bald andere Personen, welche sich ausschließlich der Zauberei, namentlich der medicinischen als eignem Berufe ergeben haben.

Daß der Häuptling außer den weltlichen Angelegenheiten des Volkes auch die geistlichen besorgt, ist eine Erscheinung, die wir auch auf den vorgeschrittenen Culturstufen mehrfach wiederfinden werden. Diese

geistliche Thätigkeit der Häuptlinge umfaßt die Angelegenheiten des ganzen Volkes; so fand Rengger (Reise S. 114.) bei den Paraguesischen Nationen den Häuptling zugleich auch als Paye oder Zauberer; so beschwört in Guiana der Häuptling den Regen, indem er zwischen den Zähnen allerlei Töne murmelt und die Hände schnell bewegt (Schomburgk Reise S. 58.). Bei den Payaguas scheint jedes Familienhaupt Kenntniß in der Zauberei zu haben, denn sie nehmen, wenn der Sturm ihre Hütten umzureißen droht, einen Feuerbrand, rennen damit eine Strecke gegen den Wind und schlagen mit der Faust in die Luft (Azara II. 137.). Bei den Taijatafs (Südwestküste von Nordamerica) haben auch die Krieger ihre Zaubermittel*).

Bei den meisten americanischen Nationen finden wir jedoch die Zauberei als Eigenthum einzelner Personen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die gewissermaßen einen besonderen Stand bilden, welchen sie durch Aufnahme und Unterweisung jüngerer Leute ergänzen und erhalten.

Solche Zauberer nennen die surinamischen Indier Bojaie, die Völker von Paraguay Paye, die Quaronier Ahapaye, die Abiponer Keebet, nach ihrem Urvater, welchen sie ihre Kunst verdanken, an deren Gewalt ein jeder willig glaubt. Alle sind überzeugt, daß Krankheit und Genesung, Leben und Tod in den Händen dieser Zauberer liege, daß die Zukunft wie die Entfernung ihrem Scharfblick nichts verbergen könne, daß Ungewitter, Regengüsse und Hagel ihnen zu Gebote stehe, daß sie die Seelen der Verstorbenen zu sich bannen, über geheime Dinge befragen können, daß sie sich in Tiger verwandeln und ohne Schaden zu leiden alle Gattungen Schlangen in die Hand nehmen können. Die Zauberei wird dadurch erworben, daß man sich auf eine alte Weide, welche in einen See hinausragt, setzt und einige Tage aller Speise enthält (Dobritzhoffer II. 90. **Davies hist. of the Carib. Isl. 279.**).

*) Wenn ein Taijataf-Krieger oder Feind seinen Gegnee bezaubern will, so sucht ee Gelegenheit, ihm das Haar von dem Wirbel seines Kopfes abzuschneiden, denn von einem andern Theile desselben hilft es nichts, wie sie sagen. Dieses Haar befestigen sie an die Bartflossen des Walfisches. Wenn sie nun Schaden anrichten wollen, so vereinigt sich die Familie; sie legen das Haar zwischen zwei Steine und wachen, im Kreise sitzend, eine Nacht, wobei sie den bösen Geist anrufen und von Zeit zu Zeit sich die Haare raufen und nun glauben, daß der Bezauberte sogleich sterbe. Sie fahren so immer in diesem Geschäfte fort. Wenn sie auf den Seemuschelfang ausgehen, benetzen sie ihr Haar, im Meere, wenn sie auf die Berge nach Holz gehen, reiben sie selbiges an den Bäumen. Hierdurch, glauben sie, empfinde der Bezauberte an seinem Körper große Schmerzen und Beschwerden, er mag auch noch so entfernt seyn, bis er stirbt. — Alle diese südlichen Nationen tragen ihr Haar auf der Mitte des Kopfes abgeschnitten, aus Furcht voe der Bezauberung. Einer deeselben hatte ein Kästchen von Fischbein, welches voll Haare war, die er in den letzten Bekriegungen abgeschnitten hatte, um seine Feinde zu bezaubern (Garcia bei Murr Nachr. v. span. America II. 571.).

Diese Zauberer sind zunächst als Heilkünstler eines jeden Uebels angesehen, dessen Ursache stets dem Einflusse der bösen Geister zugeschrieben und immer vorzugsweise durch geistige Mittel zu heben versucht wird. Sie haben allerdings eine gewisse Kenntniß der einheimischen Heilkräuter, wenden auch Aderlaß und andere äußere Mittel an (Pöppig Reise I. 394.), allein das Volk schreibt das Gelingen ihrer Bemühungen doch vorzugsweise dem Zauberinstrumente, der Klapper, und den furchtbaren Verdrehungen zu, welche sie mit ihrem Körper vornehmen. D. Pöppig schildert als Augenzeuge eine solche bei den Pehuenchen erlebte Scene (Reise I. 395.). „Eine weite Feldhütte, zu dem Behufe errichtet, nahm uns auf, und nach und nach gesellten sich einige Verwandte des Kranken, der sichtbar an Rheumatismus litt, hinzu. Die Thüre wurde ängstlich zugeschlossen und ein hohler Warnungsruf vertrieb die neugierigen Lauscher aus der Nähe. In der Mitte brannte das Holz der geheiligten Drymis und rings umher waren Zweige dieses vielgeschätzten Baumes angebracht. Noch glimmten andere harzige Substanzen, so daß der enge Raum mit dickem Dampf erfüllt war. Der Machi (pehuenchische Benennung des Paye) begann die Entzauberung mit einem langsamen und pausenweisen Gesange, der aus der innersten Brust dumpf hervortönte und die Umstehenden begleiteten das Zauberlied mit tactweisem Klappern einiger Blasen, die mit Erbsen gefüllt schienen. In dem Verhältnisse, wie die Stimme sich erhebt und schneller wird, vermehrt sich dieser Lärm und endlich brechen die Gehülfen in lautes Kreischen aus. Der Arzt fällt in Extase, die bald in wüthendes Gebrüll und widerliche Verzuckungen des Körpers ausartet. Stürzt er in Zuckungen zu Boden, so steht man ihm bei, allein, so wüthend ist er, daß ihm der Schaum über die Lippen tritt und kaum die vereinte Stärke der Gegenwärtigen ihn zu bändigen vermag. Wenn er erstarrend liegen bleibt, benutzt ein Gefährte diese Ruhe und streicht und manipulirt den Kranken, so daß es dem Beobachter fast dünken will, daß diesen Wilden der thierische Magnetismus nicht unbekannt sey. Langsam und wie aus einem Traum erwachend erhob der Machi sich endlich vom Boden und blickte heiter um sich her. Der böse Zauber war gelöst und dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntniß und Bereitung als Geheimniß vom Vater auf den Sohn erbt. Wo ein fixirter Schmerz vorhanden ist, giebt man als Ursache einen fremden Körper an, der durch einen Zauber dahin gelangt sey. Ein flacher Hautschnitt wird gemacht und der Taschenspielkunst dieser braunen Wundärzte bringt die Geschicklichkeit Ehre, mit welcher Eidechsen, Nadeln und Stücken Messerklingen aus der Wunde durch Saugen ausgefördert werden."

Auch diesen Theil des religiösen Lebens finden wir bei den nördlichen Americanern mehr ausgebildet wie bei den südlichen, und dieß wohl aus den bereits früher erwähnten Ursachen; wir finden bei al-

len Stämmen nicht allein die Zauberer in größerer Zahl, sondern sie bilden hier gewissermaßen einen Stand, der sich durch die Aufnahme jüngerer Individuen immerfort ergänzt; wir finden ferner die Zauberer sogar zu gemeinsamen Arbeiten zusammentreten und gemeinsam ihre Mittel den Störungen des gewöhnlichen Lebens entgegensetzen. Sie entwickeln dabei eine außerordentliche Geschicklichkeit in allerlei seltsamen Gaukeleien und Taschenspielerkünsten, verstehen Messer zu verschlucken, sich Kugeln durch den Leib zu schießen und andere dergleichen Dinge, wie wir bereits oben bei den Tänzen (S. 119.) kennen gelernt haben *).

Die Nordamericaner finden die Quellen ihrer Zauberweisheit vornämlich im **Traume**, der daher Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit ist; wir sahen bereits, wie sie den Zustand der abgeschiedenen Seelen aus dem Traume beurtheilen, der Traum zeigt ihnen ferner ihren **Schutzgeist**, dann aber auch ihren künftigen Schüler an. Wenn die Mönnitarris sich ihren Schutzgeist oder Medicine, Choppenib, erwählen, so fasten sie drei bis vier und mehrere Tage, begeben sich an abgelegene Orte, thun Buße, opfern sogar wohl Glieder und Finger, welche einzeln beinahe Allen fehlen, klagen, heulen und schreien zum Herrn des Lebens oder zum ersten Menschen, damit diese ihnen ihren Schutzgeist angeben mögen. In diesem fieberhaften Zustande träumen sie und das erste Thier oder ein anderer im Traume vorkommender Gegenstand wird zum Schutzgeist, Medicine, erwählt. Ein jeder von ihnen hat einen solchen, der ihm heilig ist. In der Prairie befindet sich ein großer Hügel, auf welchem sie sich oft mehrere Tage lang unbeweglich hinstellen, klagen, heulen und fasten. Ihre Medicines oder das Zaubergeräth, das gewöhnlich in einem Bündel oder in einem Beutel zusammengewickelt wird, lassen sie nicht gern sehen und entfalten dasselbe nur zum nöthigen Gebrauche. Die Mönnitarris führen vornämlich geweihete Tabakpfeifen. Der Inhaber solch einer Pfeife entschließt sich zuweilen, einen Medicine-Sohn anzunehmen. Er sieht den jungen Mann im Traume, den er erwählen soll, der aber immer von einer guten Familie seyn und Coup gemacht haben muß. Er benachrichtigt denselben von seiner Absicht und nachdem er zwei gleiche Zauberpfeifen besorgt hat, fragt er den neuen Adoptivsohn, ob er bereit sey, sich der Ceremonie der Pfeife zu unterziehen. Oft sagt dieser ja und man setzt alsdann den Zeitpunct fest; ist er noch nicht entschlossen, so wird die Ausführung noch verschoben. Der Adoptivvater wählt nun zwei junge Leute, die mit den beiden Röhren den Zaubertanz zusammen einüben, wobei ein jeder von ihnen sein Pfeifenrohr in der Hand trägt. Der Vater tanzt dann häufig des Morgens oben auf seiner Hütte und übt die beiden

*) S. Heckewelder S. 403 ff. Franklin 1. Reise S. 181. und über die Crihindianer S. 319.

jungen Leute ein. Wenn die Zeit herangekommen und der Adoptivsohn zu der Ceremonie bereit ist, begiebt sich der Vater mit allen seinen Verwandten und den beiden jungen Tänzern in die Hütte des neuerwählten Sohnes und bringt Mais, Tuch, wollene Decken, Kessel und andere Dinge von Werth als Geschenke für den letztern dorthin. Der neue Vater nimmt den Sohn bei der Hand und setzt ihn nieder, dann tanzt man mit den beiden Röhren um ihn herum, man singt, Trommel und Rassel sind in Bewegung, die beiden jungen Tänzer bewegen ihre Röhre im Tacte zu der Musik und ihren Bewegungen. Wenn die Ceremonie vorüber und die Geschenke in einem oder zwei Haufen niedergelegt worden sind, bringen auch die Verwandten des Zauberlehrlings Pferde, Tuch, wollene Decken und andere Dinge von Werth herbei, welche beide Partheien wechselseitig unter sich theilen. Dann nimmt der Vater den Sohn bei der Hand, zieht ihn von seinem Sitze auf und kleidet ihn von Kopf bis zu Fuße neu: auch bemalt er ihn nach seiner Fantasie im Gesichte. Anzug und Pfeife sind von nun an sein Eigenthum und er wird als ein wahrer Sohn betrachtet, der seinen neuen Vater unterstützen und ihn vertheidigen muß (Prinz Neuwied Reise II. 166 ff.).

Durch diese Ceremonien erhalten nun die Zauberer ein besonderes Ansehen in den Augen ihrer Landsleute und vielen gelingt es, sich einen glänzenden Namen zu erwerben. So war der Crihindianer Mähsette-Kinnah in Fort Union ein besonders berühmter Zauberer, an dessen Voraussagungen und Wunderkräfte selbst die dort heimischen Europäer glauben. Er hat sich öfters in ein kleines, aus Stangen, Fellen und Decken gemachtes Zelt fest verschließen lassen, nachdem man ihm darin die Arme und Hände festgebunden und ihn gänzlich eingewickelt an einen Pfahl gefesselt hatte. Nach einer Weile hörte man in der Hütte die Trommel und die Klapper, das ganze Zelt fing an zu zittern und zu wanken; man vernahm Stimmen von Bären, Bisonten und andern Thieren und die Indianer glaubten, der böse Geist sey herabgekommen. Oeffnete man nachher das Zelt, so fand man den Beschwörer befestigt und gebunden wie zuvor und er sagte aus, was er von den befragten Geistern erfahren hatte. Seine Prophezeiungen waren stets richtig eingetroffen wie die Canadier und Indianer versichern. Seine Medicine ist die abgezogene Kopfhaut eines Bären, die er bei der Arbeit auf dem Kopfe trägt (Prinz Neuwied II. 38.). Aehnliche als Bären vermummte Beschwörer fand auch Heckewelder am Muskingum; der eine hatte sich ganz und gar in einen Bären umgewandelt, Kopf, Beine, Klauen, alles war vorhanden, nur war der Kopf noch mit einem colossalen Hörnerpaare versehen, hinten aber war ein ungeheurer haariger Schweif angebracht, der, wenn der Zauberer ging, sich wie auf Springfedern bewegte (Heckewelder S. 410.).

Bei bedenklichen Kranken versuchen zuweilen mehrere Aerzte zu

gleicher Zeit ihre Kunst. So sah Prinz Neuwied (Reise II. 463.) in einem Lager der Assiniboins drei Zauberer in dem Zelte eines Kranken versammelt. Der Kranke saß auf dem Boden, den mit einer kleinen Mütze bedeckten Kopf auf die Brust gesenkt, im Kreise umher die Männer. Zwei der Aerzte schlugen die Trommel in raschem Tacte, der dritte rasselte mit der Klapper (Quakemuha), welche er in walzenartiger Bewegung vor seinem Unterleibe herumdrehete. Diese Leute sangen dabei mit Anstrengung, stießen zuweilen kurze Ausrufungen aus und schwitzten gewaltig dabei. Zuweilen saugen sie dem Kranken die schmerzhaften Stellen und geben vor, den Krankheitsstoff wegsaugen oder verpflanzen zu können. Die Aerzte werden, und zwar vor dem Beginn der Cur, sehr theuer bezahlt, wie denn oft der ganze Wohlstand einer Familie durch sie verbraucht wird (Heckewelder S. 406.). Die Aerzte der Schwarzfüßer fand Prinz Neuwied (Reise I. 581.) sehr ungeschickt.

Der Glauben und die Zauberei der Americaner hat seinen Stütz- und Anhaltepunct in mancherlei seltsamen Geräthen und Gebilden, die wir nun näher zu betrachten haben.

Man hat weder bei den Südamericanern noch bei den Nördlichen eigentliche Götzenbilder oder Idole bemerkt, wohl aber finden wir bei denselben theils einzelne Zähne, Kerne und dergl., welche sie an sich hängen, theils aber auch gewisse Felsen, Bäume und Gerüste in freiem Felde und in der Nähe ihrer Hütten, welche religiöse Bedeutung haben und in deren Gegenwart und Nähe die heiligen Ceremonien, Opfer, Anrufungen und Gelübde verrichtet werden, wobei man sich zuweilen auch an bestimmte Zeitabschnitte bindet.

Am wenigsten ausgebildet ist dieß Alles bei den südlichen Americanern, wo z. B. die rohen Festgelage der Payaguas, Mbayas und Abiponer, welche im Frühjahr oder bei Rückkehr der Pleyaden gefeiert werden, jedenfalls einen religiösen Hintergrund haben.

An Statt der eigentlichen Abbildungen der Gottheit finden wir bei den Südamericanern mancherlei Anhängsel, wie z. B. die Abiponer Crocodilzähne anhängen, um sich vor dem Bisse der Schlangen zu bewahren, ein Gebrauch, den auch christliche Spanier ihnen nachgeahmt hatten (Dobritzhoffer II. 337.); man trägt diese Zähne an einer Schnur um den Arm. Die Brasilianer tragen in ähnlicher Absicht Amazonensteine und Muscheln an sich.

Ein besonders wichtiges Zaubergeräth, welches übrigens auch zu Verherrlichung der weltlichen wie der religiösen Feierlichkeiten unentbehrlich scheint, ist die Trommel und die Klapper, erstere gemeiniglich aus einem Kürbis oder einem mit Fell überzogenen Topfe, letzteres aus einem Kürbis gefertigt mit einem Stiel versehen, mit Kernen oder Steinchen gefüllt und mit Federn reich verziert. So kommt es im Nor-

den wie im Süden von America vor *) (Dobritzhoffer II. 89. 577. Azara II. 61.). Die Klappern der Nordamericaner, Sissikú genannt, bestehen meist aus einem harten z. Th. pilzförmigen Leder, in welches ein Paar Schrote oder andere harte Körper eingelassen sind (Franklin 1. Reise 87. Prinz Neuwied II. 168.).

Die Trommeln der nördlichen Americaner scheinen die ersten Anfänge jener seltsamen Instrumente zu seyn, welche wir als Quobdas bei den Nordfinnen in größter Ausbildung finden werden. Die der Crihindianer hat oben und unten ein Fell, aber so wenig Tiefe, daß sie der Gestalt nach einem Tamburin sehr ähnlich ist. Um desto größer ist ihr Durchmesser, welcher häufig mehr als drei Fuß hält. Sie ist mit Moosethierpergament überzogen, auf welchem rohe Gestalten von Menschen und Thieren und phantastische Figuren gemalt sind. Sie wird mit einem Schlägel gerührt (Franklin 1. Reise 87 f.).

Eigenthümlich den Nordamericanern ist die Zauberpfeife, welche sie niemals einem Fremden zeigen und als ein Heiligthum lange aufbewahren. Die Herstellung und Einweihung dieses Instrumentes mache bedeutende Kosten, da die einzelnen Ornamente, wie Vogelköpfe, Vogelschnäbel, oft aus weiter Ferne herbeigeholt werden müssen. Die Form der Pfeife hängt übrigens von dem Geschmacke des Fertigers ab; Prinz Neuwied (Reise II. 167.) sah eine solche, deren Kopf aus braunrothem Thon den Türkenköpfen ähnlich war, das kurze, hölzerne dicke Rohr stellte den Herrn des Lebens in Menschengestalt vor, indem der Pfeifenkopf das Haupt, der Einschnitt vor demselben die Stelle des Magens und das Vordertheil Beine und Füße bedeute.

Eines der seltsamsten Zaubergeräthe besitzen die Arrikarras, den Vogelkasten. Es ist ein schmaler, langer, viereckiger Kasten von Pergament, 6 bis 7 Fuß lang, nicht breit, oben durch ein langes Bret verstärkt. Er wird in der Zauberhütte oben in der Höhe befestigt. Der Kasten öffnet sich an einem Ende. Auf dem Obertheile

*) Zu ihren Tänzen — apres qu'ils ont cueilli un certain fruict qui est de la grosseur et aucunement approchant de la forme d'une chastagne d'eau, le quel a la peau assez ferme: bien sec qu'il est, le noyeau osté et au lieu d'iceluy mettans des petites pierres dedans, en enfilant plusieurs ensemble ils en font des jambieres lesquelles liées a leurs jambes, fout autant de bruit que feroyent des coquilles d'escargots ainsi disposées, voire presque que les sonnettes de par deçà, desquelles aussi ils font fort convoiteux quand on leur en porte. — Outreplus y ayant en ce pays la une sorte d'arbres qui porte son fruict aussi gros, qu'un oeuf d'Austruche et de mesme figure, les sauvages l'ayant percé par le milieu puis creusé et mis dans iceluy des petites pierres rondes ou bien des grains de leur gros mil passant puis apres un baston d'environ un pied et demi de long à travers, ils en font un instrument qu'ils nomment Maraca: le quel bruyant plus fort qu'une vessie de pourceau pleine de pois, nos Bresiliens ont ordinairement à la main. Sie ist mit Federn geschmückt. Lery S. 103.

sind in einer Reihe sieben Schischikues aus Flaschenkürbissen befestigt, die oben mit einem Büschel rothgefärbter Pferdehaare versehen sind. In dem Kasten selbst befinden sich alle Arten von ausgestopften Vogelbälgen, jedoch nur von solchen Vögeln, die sich im Sommer hier aufhalten. Er enthält demnächst eine große berühmte Medicinepfeife, die man blos bei außerordentlichen Gelegenheiten zu großen Festen raucht. Hat ein Arrikarra selbst seinen Bruder getödtet und nur erst aus dieser Pfeife geraucht, so muß aller Groll gegen ihn vergessen seyn. Sobald die Saaten bestellt und die ersten Kürbisse reif sind, wird der Zauber mit dem Vogelkasten veranstaltet, indem man ausgezeichnete Krieger erwählt, welche sich bei der Versammlung einfinden müssen. Man schenkt ihnen Dinge von Werth, schneidet die ersten Früchte ab und giebt sie ihnen zu essen. Dafür müssen sie den Vogelkasten herabnehmen und öffnen, wobei gesungen und geraucht wird. Im Sommer, wenn die Bäume grün sind, nimmt man einen rothen Cederstamm, schält und malt denselben mit blauen, rothen und weißen Ringen und pflanzt ihn vor der Zauberhütte auf. Dann wird der Kasten herabgenommen und der Zauber angestellt. Den Vogelkasten mit Anstrengung weit zu tragen, oder denselben reich zu beschenken, wird als ein großes Verdienstes betrachtet (Prinz Neuwied II. 244.).

Die Nordamericaner haben endlich eine Art von Darstellung der Gottheit, des Schöpfers, der bei den Crih's Kepoochikawn genannt ist, welche freilich in der gestaltlosesten, rohesten Art von Bildnerei besteht. Es sind meist ein Paar an den Spitzen zusammengebundene Weidenbüsche*), doch haben sie auch etwa 2 Fuß lange, in Holz geschnitzte Menschengestalten, welche bei dem Opfer gebraucht werden (Franklin 1. Reise 80.). Die Knistenos haben in ihren Medicinbeuteln ein kleines, 8 Zoll langes, geschnitztes Bild, welches in Flaumenfedern gewickelt und mit Birkenrinde bedeckt ist, worauf dann mehrere Lagen blaues und rothes Tuch folgen (Mackenzie S. 110.).

Diese Bilder werden nun bei den Opfern angewendet und dabei als Vertreter der Gottheit angesehen. Die Opfer aber finden auf mancherlei Weise Statt, theils in der Wohnstätte selbst, theils an besonderen heiligen Plätzen, namentlich an Felsen, welche die Träger besonderer Sagen sind. Die Trommeln und Klappern werden dabei bewegt, vor allem aber die Tabakspfeife in Thätigkeit gesetzt.

Ein Privatopfer der Knistenos beschreibt Mackenzie (S. 111.). Es wird dazu die Wohnung des Opfernden dadurch vorbereitet, daß Alles aus derselben entfernt wird und überall grüne Zweige gestreut werden. Es wird ein neuer Heerd aus frischer Erde gebaut und ein neues Feuer angezündet. Der Besitzer der Wohnung bleibt allein darin und beginnt die Ceremonie damit, daß er ein Stück neues Tuch

*) S. Taf. XV.

oder eine gut zugerichtete, schön gefärbte Moschusthierhaut ausbreitet, auf welcher er einen seiner Arzneibeutel öffnet und die darin enthaltenen, verschiedenen Artikel aufstellt, vor allen den obenbeschriebenen 8 Zoll langen geschnitzten Hausgott. Darauf folgt die Kriegsmütze, die mit Federn von kleinen Vögeln und Biber- und Adlerklauen und Stacheln oder Federn für jeden getödteten Feind geziert ist. Die übrigen Artikel des Beutels sind ein Stück Brasilientabak, verschiedene Wurzeln und Kräuter, die wegen ihrer Heilkräfte in großem Ansehen stehen, und die Pfeife. Sind alle diese Artikel ausgelegt, und ruht das Rohr, da es den Boden nicht berühren darf, auf zwei Gabeln, so schickt der Opfernde zu der Person, die er am meisten schätzt; diese setzt sich ihm gegenüber, die Pfeife wird gestopft und ans Rohr befestigt. Mit einer hölzernen Zange wird das Feuer in die Pfeife gethan und ein Pflock mit einer doppelten Stütze wird dazu gebraucht, den Tabak, der nicht aufgeraucht ist, auszuräumen. Nach diesen Anstalten versammeln sich die Männer, so wie auch zuweilen die Weiber, als demüthige Zuschauer und die ganze Versammlung ist von religiöser Ehrfurcht und Feierlichkeit durchdrungen. Die Gehülfen — Michiniwais — nehmen die Pfeifen, zünden sie an und reichen sie dem Opfernden, der sie stehend empfängt und zwischen beiden Händen hält. Er wendet sich dann nach Osten und thut einige Züge, die er nach dieser Gegend bläset; dieselbe Ceremonie beobachtet er nach den übrigen drei Weltgegenden, jedesmal mit emporgehobenen Augen. Hierauf nimmt er das Rohr zwischen die drei ersten Finger beider Hände, erhebt diese, bis sie der Stirn gegenüber sind, schwingt dann die Pfeife dreimal von Osten nach Westen, richtet und hält sie schwebend nach verschiedenen Puncten und setzt sie endlich wieder auf die Gabel. Jetzt hält er eine Rede, um die Absicht der Versammlung auseinander zu setzen, die er mit Danksagung für die bisherigen und mit einem Gebete um die Fortsetzung der Wohlthaten des Herrn des Lebens beschließt. Nach dieser Rede setzt er sich nieder und die ganze Gesellschaft erklärt ihren Beifall und ihren Dank durch den langgedehnten Ausruf: ho. Nochmals nehmen nun die Michiniwais die Pfeife und halten sie dem Opfernden an den Mund, der nach drei Zügen aus derselben ein kurzes Gebet thut und dann damit von Osten nach Westen herum sie allen Anwesenden reicht, die ihm bei dieser Gelegenheit etwas sagen. So wird die Pfeife ganz ausgeraucht. Er schwingt sie dann drei bis viermal um seinen Kopf und stellt sie endlich wieder an ihren Ort. Zum Beschlusse der Ceremonie dankt er der Gesellschaft für ihre Gegenwart und wünscht ihr und dem ganzen Stamme Gesundheit und langes Leben.

Andere, größere Opfer werden in einer Schwitzhütte verrichtet; so bei den Mönnitarris, Crih's Delawaren und andern Indianern*).

*) S. Heckewelder S. 359. 363. 365. Prinz Neuwied II. 229.

Ein solches Opfer in der Schwitzhütte beschreibt Capitän Franklin (1. Reise S. 81.) mit allen Umständen. Die Schwitzhütte wurde von den Weibern zu dem für Kepoochikawn bestimmten Opfer eigens zubereitet. Das Holzwerk bestand aus gebogenen Weidenbäumen, welche so durchflochten waren, daß sie ein Gewölbe bildeten, in welchem zehn bis zwölf Leute gedrängt sitzen konnten. Der Gestalt nach glich es einem Backofen, es war dicht mit Moosethierhäuten bedeckt und nur am westlichen Ende ein Eingang gelassen. Etwa in der Mitte der Hütte war ein Loch im Boden angebracht, in welchem 10 — 12 rothglühende Steine lagen, um welche einige Blätter einer Pflaumenbaumart gestreut waren. Als die beiden Weiber mit diesen Vorbereitungen fertig waren, erschien der Jäger, welcher opferte, ganz nackend und in der Hand ein rohgeschnitztes, etwa 2 Fuß langes Götzenbild des Kepoochikawn tragend. Er stellte seinen Gott an das obere Ende des Schwitzhauses, mit dem Gesicht nach der Thür und begann ihm seine Gaben, welche aus einem baumwollenen Schnupftuch, einem Spiegel, einer zinnernen Pfanne, einem Stück Band und ein wenig Tabak bestanden, welche er denselben Tag gegen 15 — 20 Stück Häute eingetauscht hatte, um den Hals zu binden. Während er so beschäftigt war, traten verschiedene andere Crihs aus der Nachbarschaft, ebenfalls entkleidet, in den Tempel und lagerten sich zu beiden Seiten. Der Opfernde selbst kauerte dem Götzen zur Rechten nieder. Er hielt zuvörderst eine Anrede an den Götzen, in welcher er ihn um seine Gunst bat, ihm den Werth der dargebrachten Opfer auseinandersetzte, und ihn vor Undankbarkeit warnte. Der Sprecher behielt seine kauernde Stellung bei, wandte aber das Gesicht nach dem Götzen. Die Rede wurde eintönig und äußerst schnell abgehalten; als sie beendigt, stimmte er ein Lied an, dessen Sinn war: „ich will mit dem Gott wandern, ich will mit dem Thiere gehen." Am Ende jeder Stanze fielen die übrigen im Chore ein. Hierauf ergriff er einen Calumet, füllte denselben mit einer Mischung von Tabak und Berberisblättern, faßte das Rohr in der Mitte und drehte dasselbe langsam und horizontal über den heißen Steinen herum, wobei er dem Laufe der Sonne folgte. Nachdem das Mundstück der Pfeife hierauf mit vieler Förmlichkeit dem Götzen vor das Gesicht gehalten worden, ward die Pfeife zum zweiten Male über den heißen Steinen gedreht und der Erde dargeboten; hierauf aber nach den vier Himmelsgegenden hingehalten. Dann that der Opfernde selbst ein Paar Züge aus derselben und übergab sie seinem Nachbar zur Linken, der sie mit wichtiger Miene im Kreise herumgab und sie sogar den anwesenden an der Schwelle stehenden Europäern jedoch mit der Bitte reichte, die Spitze der Pfeife nicht über die Schwelle des Schwitzhauses hervorstehen zu lassen. Nachdem die Pfeife mehrmals im Kreise herumgegangen und der Tabak niedergebrannt war, hielt der Opfernde eine zweite Anrede, worauf ein zweiter Gesang folgte.

Nachdem nun eine Menge Wasser auf die Steine gegossen worden, mußten die Frauen die Hütte verschließen. Die Hitze in der Hütte war entsetzlich und die Männer blieben 35 Minuten darin, währendwelcher Zeit eine dritte Anrede Statt fand und ein drittes Lied gesungen wurde. Dann wurde die Hütte abgetragen und die halbgeschmorten Götzendiener der Luft blos gestellt; sie behielten ihre kauernde Stellung bei, bis die vierte Anrede vorüber war, in welcher der Götze dringend an den Werth der Opfer ermahnt und erinnert wurde, seine Erkenntlichkeit sobald als möglich an den Tag zu legen. Die heilige Handlung schloß damit, daß die Schwitzenden nach dem Flusse rannten und hineinsprangen. Die Thür der Hütte und das Gesicht des Götzen war der aufgehenden Sonne zugewendet; die Zuschauer wurden ersucht, sich nicht zu dicht vor dem Hause aufzustellen, sondern eine Gasse zu lassen, damit eine gewisse Kraft, die man nicht deutlich beschreiben konnte, aus- und einströmen könne. Mehrere außerhalb stehende Indianer machten sich über die Ceremonie lustig und einer bemerkte, daß ihm das Schnupftuch nützlicher seyn würde als dem Kepoochikawn.

In ähnlicher Weise ist das bei den Mönnitarris von Prinz Neuwied (II. 228.) beobachtete Opfer der Schwitzhütte — Bih-öh-akues, welches gewissermaßen als Vorbereitung zu einer großen Unternehmung veranstaltet wird. Die Hütte wird aus Flechtwerk errichtet und mit Bisonroben bedeckt. Von dem Eingange derselben führt eine gerade, etwa 40 Fuß lange und einen Fuß breite Bahn in gerader Linie fort, in welcher man den Rasen absticht, der alsdann am Ende derselben, der Hütte gegenüber, auf einem kleinen Haufen aufgeschichtet wird. Neben diesem Haufen zündet man ein Feuer an, in welchem dicke Steine glühend gemacht werden. Auf dem Pfade werden zwei Reihen von Schuhen hintereinander aufgestellt, zuweilen 30 — 40 Paar. Sobald die Steine heiß sind, trägt man sie in die Hütte, indem man sie mit zwei Stücken Holz, einem geraden und einem oben gekrümmten, anfaßt. In der Hütte ist schon eine Feuerstelle ausgegraben, in welche man die heißen Steine legt. Die ganze Bevölkerung sitzt als Zuschauer zu beiden Seiten der Bahn, wo man eine Menge Schüsseln mit Speisen, gekochtem Mais, Bohnen, Fleisch und dergl. aufgestellt hat. Ein alter Medicinemann ist bestellt, das Opfer zu verrichten. Er geht von dem kleinen Hügel aus über die aufgestellten Schuhe, indem er beständig seine Füße auf dieselben setzt, nach der Schwitzhütte hin. Der junge Mann, für welchen die Medicine veranstaltet ist, steht nackt, bloß mit seinem Breechcloth versehen, vor dem Eingange der Schwitzhütte und klagt und heult daselbst einige Zeit. Der Zauberer kommt nun mit einem Messer oder einer Pfeilspitze aus der Hütte hervor und schneidet ihm ein Fingerglied ab, welches er als ein Opfer an den Herrn des Lebens oder aus einer andern abergläubischen Absicht, auf welche der junge Mann sein Vertrauen ge-

setzt hat, wegwirft. Nach dieser Operation nimmt der Beschwörer eine Weidenruthe, geht nach den Schüsseln mit dem Essen, taucht die Ruthe in eine jede derselben und wirft von dem Inhalte etwas in der Richtung der vier Winde aus, für den Herrn des Lebens, für das Feuer und die verschiedenen überirdischen Mächte, indem er dieses laut hersagt. Die Speisen werden alsdann unter die Zuschauer vertheilt, die älteren Männer gehen in die Schwitzhütte, die Weiber bedecken diese sorgfältig und man wirft nun von außen aus bereit stehenden Gefäßen Wasser mit Büscheln von Wermuth auf die heißen Steine; wodurch die Anwesenden in heftigen Schweiß gerathen. Sie singen sämmtlich zum Geraffel des Schischikue. Haben sie genug geschwitzt, so ruft man den Weibern außerhalb der Hütte zu, die Felle wegzunehmen, man trägt über die Reihe der Schuhe einen Bisonkopf mit der Nase vorwärts nach dem kleinen Rasenhügel hin, um ihn daselbst in derselben Richtung aufzustellen. Der Zauber ist nun vollendet. Die Roben, manchmal 60 bis 80, womit die Hütte bedeckt ist, bekommt der Beschwörer für seine Mühe, der einen Theil davon an die Anwesenden schenkt.

Andere Opfer werden an Stangen für den Herrn des Lebens oder die Sonne theils in den Dörfern, theils neben den Todtengerüsten aufgehangen; so bei den Mandans (Prinz Neuwied I. 397. 408.). Die bei Mih-Tatta-Hangkusch befindliche Opferstätte besteht aus vier im Quadrate aufgerichteten Stangen, von welchen die beiden vorderen mit einem Erdhaufen und Rasenstücken an ihrer Wurzel umgeben sind; zwischen beiden vorderen Stangen sind vier Bisonschädel in einer Reihe niedergelegt und in der Linie der beiden hinteren 26 Menschenköpfe, die zum Theil mit rothen Streifen bemalt sind*). Hinter der ganzen Vorrichtung waren ein Paar Messer in die Erde gesteckt. Die Stangen haben oben Bündel von Reisern mit einer Art von Kamm oder Rechen von zugespitzten roth angemalten Hölzern. Wollen die Indianer Opfer bringen, so gehen sie an solche Orte und heulen, bitten und klagen oft mehrere Tage zu dem Herrn des Lebens. Ein anderer Opferplatz zeigte auf zwei Stangen ein Paar aus Fellen sehr undeutlich verfertigte menschliche Figuren, die man als Sonne und Mond oder als den Herrn des Lebens und die Alte, die nie stirbt, bezeichnete (Prinz Neuwied II. 187.).

Endlich haben die Nordamericaner auch heilige Steine, bei denen sie den Gottheiten opfern; so bei den Mönnittarris der in der Nähe des Passachtá auf einem hohen Hügel gelegene Mih-Choppenisch-Zauberstein. Er bildet oben eine etwas ebene Platte, die man mit Abdrücken von allerhand Menschen- und Thierfüßen und Hunden mit ihren Schleifen bezeichnet. Die Indianer opfern hier Dinge von Werth: Kessel, wollene Decken, Tuch, Gewehre, Messer, Aexte, Zauberpfeifen

*) S. Taf. XVI.

und dergl. Gewöhnlich gehen die Kriegspartheien beider Nationen, wenn sie zu Felde ziehen, dahin und erholen sich dort Raths wegen des Ausgangs ihrer Unternehmung. Sie rauchen dann ihre Pfeifen, heulen, klagen und übernachten in der Nähe. Am folgenden Morgen gehen sie hin und zeichnen die Figuren des Steins auf ein Stück Pergament oder Fell ab, welches man in das Dorf bringt, wo die Alten die Auslegung machen (Prinz Neuwied II. 186.). Man findet übrigens in der Prairie mehrere einzelne Felsen, welche den Indianern heilig sind und die sie mit Zinnober anstreichen und mit kleinen Stöcken umzäunen (Prinz Neuwied II. 228. 259.).

Nächst den heiligen Felsen haben die Americaner auch heilige Bäume; Prinz Neuwied (II. 259.) fand z. B. in einer kleinen Schlucht, durch welche ein Pfad führt, eine Ulme, deren Stamm an mehreren Stellen mit Zinnober angestrichen war, an welcher mehrere mit Zinnober angeriebene Läppchen aufgehängt waren; dabei lag ein Stück Zinnober, ein Zeichen, daß der Baum geheiligt sey. Auch Capitän Franklin (1. Reise S. 132.) fand bei den Crihs mitten in den für die Büffeljagd errichteten Gehägen einen Baum, an welchem die Indianer Streifen von Büffelfleisch und Stücke Tuch als Opfer für den Herrn des Lebens aufgehangen hatten. Während der Jagd erklettert bisweilen ein Indianer den Baum und singt Hymnen an die Gottheit ab.

Wir gedachten schon oben der an den Flüssen aufgestellten Opfer; bei den Chippeways fand Capitän Franklin (I. 309.) ein Opfer an die Wassergeister, welches ein Indianer für die Genesung seiner Frau darbrachte. Es bestand aus einem Messer, einem Stück Tabak und einigen anderen unbedeutenden Gegenständen, die in ein Paket zusammengewickelt während eines langen Gebets in eine Stromschnelle geworfen wurden.

In der Zeit, wo die Nordamericaner durch die Europäer noch nicht so gestört waren, scheinen die religiösen Ceremonien bei weitem umständlicher und mehr geordnet gewesen zu seyn. So hatten die Delawaren (nach Loskiel bei Heckewelder 364 ff.) fünf große Opferfeste, davon das erste aller zwei Jahre im Herbst von einem Familienhaupte veranstaltet wurde und drei bis vier Nächte währete; bei dem zweiten waren nur die Männer, mit weißem Thon bestrichen, als Tänzer thätig. Am dritten Opferfeste werden Bisonhäute verschenkt und vor der Hütte die Gottheit um Beistand angerufen, beim vierten ist ein Schmaus von Bärenfleisch, beim fünften ein Schwitzbad die Hauptsache. Bei dem letztern Feste wird auch die Haut eines großen Hirschbockes, woran der Kopf mit dem Geweih noch sitzt, an einem Pfahle aufgehangen; vor diesem Pfahle verrichten sie ihre Andacht mit Gebet und Gesang; ein Fest, welches schon die älteren Reisenden beschrieben und mit der Verehrung der Sonne in Bezie-

hung gebracht haben (s. Jac. le Moyne de Morgues Indorum Floridam inhabitantium eicones cur. Th. de Bry. Erf. 1591. fol. XXXV.).

Fassen wir nun das Wesentliche aus den bisher mitgetheilten Einzelheiten zusammen, so finden wir, daß sämmtliche americanische Jägervölker sich gar wohl der Anwesenheit eines höheren, unsichtbaren Wesens bewußt sind, dem sie die Erschaffung und Erhaltung der Welt zuschreiben, dem sie mit ihren Bitten nahen, das sie durch Darbringung werthvoller Gegenstände für sich zu gewinnen suchen, die sie, nachdem sie sich durch Schwitzbäder gereinigt, den Elementen überlassen. So wie sie nun ihr Daseyn diesem Wesen, dem Herrn des Lebens verdanken, so ist demselben auch ihre Zukunft anheimgestellt, er ist der Herr ihrer Seelen.

Neben diesem Herrn des Lebens, dem Geber alles Guten, ist aber die Welt von einer großen Menge anderer geistiger und unsichtbarer Wesen, welche in die Angelegenheiten der Menschen theils fördernd theils hemmend eingreifen und die mithin der Gegenstand fortgesetzter Aufmerksamkeit sind bewohnt. Gegen diese nun ist die Erfahrung und Thätigkeit einzelner unterrichteter Personen fortwährend gewendet, gegen diese werden die Trommeln und Klappern, die Gesänge und Beschwörungen gebraucht, welche wir als die ersten Anfänge des Schamanenthums bereits in den Urwäldern fanden. Da die Gesundheit der Menschen die stete Zielscheibe der Neckerei jener Geister ist, so ist auch der nächste Beruf der Beschwörer die Heilkunde, und wir finden also die Anfänge dieser Wissenschaft noch ungetrennt von dem, was bei weiterer Ausbildung als Theologie bezeichnet werden kann.

Cultur.

Die americanischen Jägernationen bieten im Vergleiche mit den familienweise zusammenlebenden Waldindiern ein bei weitem erfreulicheres Bild dar; ein wesentlicher Fortschritt auf dem Wege der Cultur ist schon ihr Volksleben, mit Oberhäuptern und dem diesen zur Seite stehenden Rathe; die größere Anzahl der Zusammenlebenden hat günstig auf die Entwickelung der geselligen Verhältnisse eingewirkt, es sind größere, gemeinsame Unternehmungen möglich gemacht; dem Einzelnen giebt das Bewußtseyn, daß er Mitglied eines Volkes ist, Halt und Sicherheit und der Begriff von Eigenthum und Besitz bildet einen Anhaltepunct für Vermehrung der leiblichen, wie der geistigen Habe nach allen Seiten hin.

So sehen wir schon in Waffen und Geräthen, in Kleidung und Schmuck, in Wohnstätten und Fahrzeugen, wie in den Grabstätten die americanischen Jägervölker reicher als ihre urwäldlichen Brüder; sie haben ausgebildete Familien- und Gesellschaftformen, ihr öffentliches Leben im Frieden wie im Kriege zeigt festere Formen und ihre Begriffe von der Gottheit, der Welt und einem künftigen Leben sind weiter entwickelt.

Auch die Sprache der americanischen Jägervölker zeigt gleichmäßig einen wesentlichen Fortschritt; gleich dem Volke selbst ist sie nicht allein in eine unzählige Menge einzelner Dialekte, sondern sogar ganz fremdartig nebeneinander stehender Sprachen getrennt. Fast jede Nation hat ihre eigene selbständige Sprache, ja wir finden bei einigen Nationen eine Sprache für das gemeine Familienleben und eine andere für das öffentliche Leben*), so wie hinwiederum auch in diesen Sprachen die Nüancen der Begriffe durch mannichfaltige Formen sorgfältig unterschieden und genau bestimmt sind (Proben bei Heckewelder S. 178.). Großen Formenreichthum zeigen namentlich die nordamericanischen Sprachen, es scheint als ob sie die Armuth des Stoffes dadurch aufwiegen wollten, während der Reichthum des Stoffes derjenigen Sprachen, welche seit Jahrtausenden im Gebrauch sind, wie die chinesische und die deutsche, die Form möglichst zu vereinfachen nöthigt. Die americanischen Sprachen sind reich an grammatischen Formen, namentlich der Zeitworte, auch sehr geschickt in Gestaltung zusammengesetzter Worte, und eben durch die verschiedenartige und mannichfaltige Gruppirung ihrer Wurzelwörter geben sie ihrer Sprache einen gewissen Reichthum. So wie sie durch geschickte Benutzung der wenigen ihnen dargebotenen Hülfsmittel, als Jäger oder Handwerker z. B., bei weitem mehr ausrichten als die mit den besten Werkzeugen versehenen Europäer, eben so verstehen sie mit den Wurzelwörtern ihrer Sprache sich bestimmt, kurz und bündig auszudrücken. Ich verweise deßhalb auf die von Heckewelder mitgetheilten Beispiele, z. B. die zahlreichen Compositionen aus und mit dem Worte wulit, wohl oder gut (s. 179. und 183.), dann die Entwickelung der Ausdrücke nad holin een, buchstäblich hol Kahn uns, d. h. kommt mit dem Canot und setzt uns über den Fluß, oder wunachquim, Eichel von Wunipach Blatt, nach Hand und quim Nuß, also die Nuß eines Baumes, dessen Blätter einer Hand ähnlich sind. Ferner amanganaschquiminschi, wörtlich Breithandblattnußbaum, spanische Eiche: der Baum welcher die größten handförmigen Blätter hat (Heckewelder S. 181. 182.). Und so sind diese Americaner im Stande, alle ihre Gedanken und Gefühle mit Leichtigkeit in ihrer eigenen Sprache auszudrücken, wie auch die christlichen Missionäre das neue Testament und die ganze Bibel in jene Sprachen übersetzten und ihren Pfleglingen die Lehren des Christenthums in ihrer eignen Sprache vorzutragen im Stande sind (Heckewelder S. 202.).

An Statt jedoch in das grammatische Detail dieser Sprachen

*) S. Heckewelder S. 158. über die Paraguaisprachen. Dobritzhoffer II. 190 ff. Caraibisch: Davies hist. of the Carribby Islandt Anhang. Sprachen am Orinocco, in Gilij Saggio di Storia America III. 135. Vor Allen aber Prinz Neuwied Reise in Nordamerica Th. II. S. 455 ff., wo nicht allein die Uebersicht der neuesten Arbeiten gegeben, sondern auch Wörterverzeichnisse und Sprachproben von 23 nordamericanischen Sprachen mitgetheilt sind.

einzugehen, ziehe ich vor, einige Proben der practischen Anwendung ihrer Sprache zu geben, die wir schon oben S. 263. aus einigen Liedern kennen lernten. Ich füge aus Heckewelder (S. 354 f.) zwei andere bei; das erste ist der Gesang der Lenapeschen Krieger beim Auszug gegen den Feind.

O ich Armer,
der ich ausziehe zu streiten gegen den Feind,
und weiß nicht, ob ich heimkehren werde
mich zu erfreuen der Umarmungen meiner Kinder
und meines Weibes.
O armes Geschöpf!
dessen Leben nicht in seiner Hand,
der über seinen Leib nicht Macht hat,
doch aber seine Pflicht zu thun versucht
für seines Volkes Wohlfahrt.
O du großer Geist dort oben,
habe Mitleid mit meinen Kindern
und meinem Weibe!
Verhüthe, daß sie meinetwegen nicht trauern!
Laß es mir in diesem Unternehmen gelingen,
daß ich meinen Feind erschlagen möge
und heimbringe die Siegeszeichen
zu meiner theuern Familie und meinen Freunden,
daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir,
gieb mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern,
zu meinem Weibe
und meinen Verwandten!
Habe Mitleid mit mir und behüthe mein Leben,
und ich will dir ein Opfer bringen.

Der Gesang der Wyandotten-Krieger lautet also:

„Jetzt gehe ich an ein freudenvolles Geschäft, o Gott, habe Mitleiden mit mir und laß mich Glück auf meinem Wege antreffen, verleihe, daß es mir gelingen möge."

Diese Lieder werden im Metrum gesungen; der Chorgesang steigt und fällt, bald laut, bald leise, häufig tremulirend, jedoch im Allgemeinen nicht ganz unharmonisch; zuweilen jauchzen sie laut auf und beschließen den Gesang gewöhnlich durch den Kriegsruf, einen hellen Schrei, wobei man die Stimme mit der Hand vor dem Munde tremuliren läßt (Prinz Neuwied I. 243.).

Außer diesen Liedern erkennen wir das Talent der Darstellung, welches den Nordamericanern in hohem Grade eigen ist, vorzüglich aus den Erzählungen, womit sie sich beisammensitzend die Zeit verkürzen; eine solche theile ich aus Crevecoeur (S. 141.) namentlich auch deßhalb mit, weil sie eine Ergänzung Manches früher mitgetheilten enthält. Das Talent der mündlichen Darstellung steht in hoher Achtung bei Americanern, und dem guten Erzähler wird die größte

Aufmerksamkeit zu Theil. Die Erzählungen sind theils scherzhafter und fröhlicher, theils auch ernsthafter und trauriger Art. Hier aber eine mohakische Heirathsgeschichte:

Massotawana, der Sohn des Wappanome, aus dem Dorfe Niskotowasse, von dem Volke Tschikassaw, war ein Krieger und ein Jäger, der schon lange Proben seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Er hatte sich eine schöne und große Hütte erbaut, worin sein Feuer brannte und sein Kessel aufgehängt war. Er hatte Ueberfluß an Fellen von Bibern, Büffeln, Füchsen und Bären. Auf dem Fischfange war er ebenso glücklich als auf der Jagd, im Kriege an Tapferkeit den Ausgezeichnetsten unter uns gleich. Als er eines Tages sein Canot am Ufer des Flusses Caspetowagan ausbesserte, erblickte er Napotelima, die Tochter des Tatobamico, welche Wasser schöpfen wollte. Ein ganz neues Gefühl ergriff ihn, er ging zu ihr und sprach: Wolltest du wohl mein Feuer anblasen? Sprich mit meinem Vater, antwortete sie. Den andern Morgen besuchte er Tatobamico bei seinem Feuer und sprach: Willst du mir wohl deine Tochter Napotelima zum Weibe geben? Morgen, antwortete der Greis, gehe ich auf eine ferne Jagd; willst du mich dahin begleiten? Ja, sprach Massotawana. Sie gingen ab. Da aber die Fahrt auf dem Flusse wegen der Strömungen und der Wasserfälle sehr beschwerlich war, so mußte man über die ersten auf langen Stangen zu kommen suchen und bei den letztern das Canot auf den Schultern bis an stillere Wasser tragen. Auf dem bestimmten Jagdreviere endlich nahm jeder seinen Distriet vor sich. Massotawana fing eine große Menge Hermeline in Schleifen, Wölfe in Gruben, Biber unter dem Eise, Füchse in Schlingen und Hirsche auf dem Schnee. Nachdem er ihre Felle und ihr Fleisch geräuchert hatte, brachte er alles zur Hütte des Tatobamico, der zu ihm sprach: Ei, ei, es freut mich sehr, zu sehen, daß du so behende und geschickt bist. Morgen gehe ich nach dem Dorfe, willst du mit mir zurückgehen? Ja, antwortete Massotawana! Sie reiseten ab; aber indem sie den Fluß Nistotowa hinabfuhren, stieß das Canot auf einen Baumast und wurde leck. Massotawana lud es aus, trug es unter einen Baum und brachte einen ganzen Tag mit der Ausbesserung zu, ohne daß Tatobamico seinen Mund aufthat, oder die Hand anlegte. Am andern Morgen brachte er es wieder in den Fluß, packte die Ladung wieder ein und besuchte ihn bei seinem Feuer: Alles ist fertig, sobald du deine Pfeife ausgeraucht hast, kannst du einsteigen; hier ist dein Ruder. Sie fuhren davon. Bei der Ankunft in ihrem Dorfe sprach Tatobamico: Ich habe ein vierssitziges Canot nöthig, kannst du mir eins machen? Das sollst du sehen, sprach Massotawana. Gleich den folgenden Tag machte er den Graben, der zur Form dienen sollte, ging in den Wald, Rinde von schwarzen Birken zum Ueberzuge zu holen, weiße Cedern zu den Borden, Wasser-Eichen zu den Rippen, zähe Weiden zu den Näthen und

Harz zum Verpichen. In einem halben Monde war das Canot fertig. Da, sprach er zu Tatobamico, du hattest dieß von mir verlangt; sieh zu, ob es dicht und gerade auf dem Wasser ist. Es ist trocken und gut gemacht, erwiederte Tatobamico. Bist du zufrieden, fragte der junge Jäger. Noch nicht; diesen Abend sollte ich mit Fackeln fischen, aber in meiner Abwesenheit hat man diejenigen verbraunt, die ich da gelassen hatte. Kannst du mir welche machen? Du sollst sehen. Bald darauf brachte er ihm sechs, jede 3 Fuß lang. Hier sind noch Hirsch- und Büffelhäute; kannst du sie im Rauch bereiten und mit Hirn gärben? Das sollst du sehen! und einige Tage darauf brachte er sie ihm sehr biegsam und gut zurecht gemacht. Kannst du mit Fackeln fischen? Das sollst du sehen, antwortete der junge Mann. Sie gingen zusammen, jeder fuhr in seinem Canot, und Massotawana harpunirte eine große Menge Stöhre. Nach dem Beschlusse der Fischerei sprach Tatobamico: komm, wärme dich an meinem Feuer! Er ging mit. Fülle deine Pfeife, wir wollen zusammen rauchen! Ich sehe, fuhr der Greis fort, daß du ein behender, geduldiger und unermüdeter Jäger bist; daß du Canots ausbessern und fertigen kannst, daß du mit dem Netze, bei Fackeln, unter dem Eise, wie auf dem Wasser, bei Nacht und bei Tage zu fischen verstehst. Man sagt, daß du hurtig und zu allen Leibesübungen aufgelegt, daß du ein eben so tapferer Krieger als Jäger bist; daß du den Hunger, die Strapazen und die Schmerzen, ohne zu klagen, zu erdulden weißt; daß du den Tod als den Weg ansiehst, der die Tapfern in das Land führt, das unsere Voreltern bewohnen; daß du bereit bist, dein Leben der Ehre unserer Nation und unseres Stammes aufzuopfern, daß du selbst deinen Wigwam gebauet, daß du darin dein Feuer unterhältst; daß du den Kessel deines alten Vaters zu füllen dich bemühest, daß du lieber zuhörst als sprichst, und endlich daß du das Feuerwasser der Weißen fürchtest. Da dem so ist, so bist du werth Mann und Vater zu seyn. Geh zu meiner Tochter Napotelima, wiederhole ihr, was ich soeben gesagt habe, singe ihr dein Kriegslied, und ist sie dann zufrieden, so mag sie dein Feuer anblasen. Sey glücklich mit ihr und sie mit dir. Vergiß nie, was ein braver Mann den Weibern schuldig ist; ohne sie würden wir Bären und Wölfe auf der Erde seyn

Nehmen wir zu dieser einfachen Erzählung die bereits oben mitgetheilten mannichfachen Sagen von der Erschaffung der Welt, der Urgeschichte der Menschheit u. s. w., so haben wir wohl einen Begriff von dem Talente der Darstellung, welches den Nordamericanern igen ist.

Nicht minder einfach und natürlich ist die Beredtsamkeit dieser Volksstämme, die — wie der Augenzeuge Heckewelder S. 207. bemerkt — sagen, was ihnen ihr Gefühl eingiebt, ohne Kunst und ohne Regel; ihre Reden sind kräftig und eindringend, ihre Gründe kurz

und treffend, und ihr Weg zum Herzen der kürzeste. Derselbe Verfasser theilt als Beleg seiner Behauptung eine Rede mit, für deren Aechtheit er bürgt. Sie ward am 9. Nov. 1801 zu Detroit auf der Gränze von Canadien vom Delawarenhäuptling Pipe gehalten und war an den commandirenden englischen Officier jenes Postens gerichtet. Sie lautet also:

„Vater — (zu den Zuhörern) ich habe gesagt Vater, doch in der That weiß ich nicht, warum ich ihn so nenne, da ich nie einen andern Vater gekannt habe, als die Franzosen und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indessen auch diese Benennung uns ist auferlegt worden, so will ich mich derselben bedienen und sagen: (sich zu dem Officier wendend) — Vater; vor einiger Zeit hast du mir eine Streitaxt in die Hand gegeben, indem du sprachst: nimm diese Waffe und versuche sie an den Häuptern meiner Feinde den langen Messern und berichte mir darnach, ob sie scharf und gut war. Vater, zu der Zeit, da du mir diese Waffe gabst, hatte ich weder Ursache noch Neigung ein Volk zu bekriegen, welches mir nichts zu Leide gethan hatte, doch aus Gehorsam gegen dich, der du sprichst, ich bin dein Vater und mich dein Kind nennest, nahm ich deine Streitaxt und wohlwissend, daß, wenn ich nicht gehorchte, du mir die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorenthalten würdest, ohne welche ich nicht bestehen konnte, und welche nirgend anderswo zu bekommen sind als im Hause meines Vaters. Vater! du hältst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf dein Geheiß und auch in einer Sache, welche mir keine Aussicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es ist deine Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit ist es, die langen Messer zu bekämpfen, ihr habt unter euch einen Streit angefangen und ihr solltet ihn ausfechten. Ihr solltet eure Kinder, die Indianer, nicht nöthigen sich Gefahren auszusetzen um euretwillen. — Vater! manches Leben ist schon dahingerafft worden für eure Sache! Völker haben gelitten und sind geschwächt worden. Kinder haben Aeltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß, wie viele noch umkommen werden, ehe euer Krieg zu Ende seyn wird. — Vater! Ich habe gesagt, du möchtest mich vielleicht für einen Thoren halten, weil ich mich so gedankenlos auf eure Feinde stürze. Halte mich aber nicht dafür, Vater! denke nicht, daß es mir an Verstande fehlt um einzusehen, daß, wiewohl ihr jetzt vorgebt, eine immerwährende Freundschaft gegen die langen Messer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen schließen dürftet. Vater! du sagst, daß du deine Kinder, die Indianer lieb habest. Du hast es ihnen oft gesagt, und es ist auch dein Vortheil, ihnen dieß zu sagen, damit sie dir zu Dienste stehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß du ein Volk von einer andern Farbe als die deinige lieber haben könntest als diejenigen, die, wie du selbst eine weiße Haut haben. Vater! merke auf das,

was ich sagen werde. Indem du mich, Vater, gegen deinen Feind anhetzest, beinahe eben so wie ein Jäger seine Hunde auf das Wild; indem ich darüber aus bin, mit der zerstörenden Waffe die du mir gabst auf deinen Feind loszustürzen, möchte es sich etwa zutragen, daß ich zurückblickte nach dem Orte, von welchem du mich aufjagtest, und was werde ich sehen? Vielleicht sähe ich meinen Vater, wie er den langen Messern die Hand giebt und drückt, ja eben diese Menschen, die er jetzt seine Feinde nennt — vielleicht sähe ich ihn dann über meine Thorheit, seinem Befehle gehorcht zu haben, lachen; und doch wage ich jetzt mein Leben auf sein Geheiß? Vater, behalte, was ich gesagt habe, im Gedächtniß. Nun Vater! siehe was mit der Streitart, die du mir gegeben, ist ausgerichtet worden — (er hob den Stab mit dem Scalp). Ich habe mit der Streitart gethan, was du mir zu thun gebotest, und fand sie scharf. Dennoch that ich nicht alles, was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir. Ich fühlte Mitleiden mit deinem Feinde. Die Unschuld (Kinder und Weiber) hatte keinen Theil an euren Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterschied und verschonte. Ich erbeutete einiges lebendige Fleisch (Gefangene), welches ich auf dem Wege es dir zu bringen, in eines von euren großen Canots, das ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirst du das Fleisch bekommen und finden, daß die Haut die nämliche Farbe hat, wie die deinige. Vater, ich hoffe, du wirst nicht vernichten, was ich verschont habe. Du, Vater, hast die Mittel, das, was bei mir vor Mangel umkommen würde, zu erhalten. Der Krieger ist arm und seine Hütte ist beständig leer, dein Haus aber, Vater, ist beständig voll.

In dieser Weise sind nun die Reden der Americaner, von denen uns auch Crevecoeur und andere mehrfache Proben aufbewahrt haben*). Sie sind sehr reich an metaphorischen Redensarten, deren Heckewelder (S. 215.) eine ganze Sammlung aufbewahrt hat, und von denen wir im Vorhergehenden manche Probe bemerkt haben.

Diese metaphorische Redeweise ist aber gewissermaßen eine vergeistigte Bilderschrift, deren roheste Anfänge wir bereits auf Neuholland gefunden haben. Unter Umständen, wo die Indianer, namentlich die nördlichen Nationen, das laute Wort nicht anwenden können oder dürfen, bedienen sie sich einer Gebärden- und Zeichenschrift. Mit Hülfe derselben verständigen sich auch diejenigen Völkerschaften, deren Sprachen wesentlich verschieden sind; eine Sprache, welche der Mensch auch auf den höhern Stufen der Cultur für ähnliche Fälle beibehält und die ihm zudem als Begleitung seiner Reden dient, wenn Eifer und Leidenschaft den Sprechenden beseelen.

Nächstdem haben die americanischen, namentlich die nördlichen Nationen eine förmliche **Bilderschrift**, vermittelst welcher sie That-

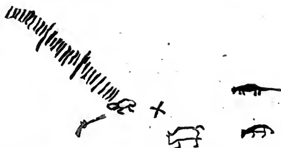
*) Crevecoeur S. 345. 365. Loskiel Gesch. der Mission S. 653.

sachen auf eine so einfache Weise angeben, daß diejenigen, denen jene Zeichen geläufig sind, sie mit größter Leichtigkeit verstehen. Auf einem Stück Baumrinde oder auf einem entrindeten Baume, der am Wege steht, können sie ihren Landsleuten Nachrichten und Anweisungen mittheilen. Auf solche Weise machen sie den Vorübergehenden bekannt, daß die Hiergewesenen eine Parthei Krieger waren, von so und so viel Mann, von dem oder jenem Orte oder Stamme; dann wieviel von jedem Stamme, unter wessen Anführung, in welcher Richtung sie dem Feinde nahen, wie viel Tage sie vom Haus und wieviel sie auf dem Rückwege waren, wieviel Feinde sie erschlagen, wieviel Gefangene und Scalps sie eingebracht, wieviel sie selbst verloren, wie stark die Anzahl der Feinde und von welchem Stamme u. s. w. Auf gleiche Weise beschreiben sie eine Jagd und jeden andern Vorfall. Wenn die Indianer auf der Reise zu einem Kriege oder zu einem entfernten Jagdreviere begriffen sind, so werden einige junge Leute vorausgeschickt, um neben dem Wege zu jagen, welche, wenn sie einen Hirsch, einen Bär oder ein anderes Stück Wild erlegt haben, es an den Weg bringen, so daß die Vorüberziehenden es sogleich mit nach dem Lagerplatze nehmen können, wo sie zur Nacht alle zusammen treffen. Haben nun die jungen Leute das Wild am Wege aufgefangen, so machen sie eine Art von Sonnenzeiger, um diejenigen, die des Weges kommen müssen, von der Tageszeit zu benachrichtigen, um welche sie hier ankamen und wieder weiter gingen. Sie suchen zu dem Ende eine reine Stelle auf dem Wege, oder machen eine solche neben demselben und nachdem sie einen Kreis in den Sand gezogen haben, befestigen sie einen Stock von 2 — 3 Fuß Länge in dem Mittelpuncte und biegen das obere Ende desselben nach der Gegend des Horizontes, wo die Sonne zu der zu bezeichnenden Zeit stand. Wollen sie bemerken, wo sie bei ihrer Abreise stand, so stecken sie zwei besondere Städchen ein. Die Jäger haben besondere Zeichen, welche sie an Bäumen machen, da wo sie sich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder ihrem Lagerplatze oftmals auf eine Entfernung von vielen Meilen begeben. Die Frauen aber, welche aus ihren Dörfern kommen, um das Wild vom Lagerplatze zu holen, finden sich eben so sicher nach diesen Zeichen, als wenn sie nach der Stelle hingeführt würden (Heckewelder S. 203 ff.). Diese Jägervölker, welche so außerordentlich geübt in Erkennung jeder Art von Fährte, die jeden Umstand genau beobachten, deren geübtem Blicke nichts entgeht, finden auch gar bald an den Bäumen oder am Boden die Nachweisung, die ihnen von den früher Anwesenden gegeben wird. Dazu kommt nun eben die auch in ihrem Verkehr gewöhnliche metaphorische Redeweise, welche ihnen das Verständniß derartiger Andeutungen erleichtert. In diese Classe der Denkmäler gehören nun auch jene seltsamen Felsinschriften, welche wir namentlich in Südamerica finden, die jedoch aus einer andern Cultur-

periode jener Völker stammen und auf welche wir im fernen Verlaufe unserer Betrachtung zurückkommen werden.

Diese Bilderschrift dient nächstdem auch zur Verständigung zwischen den europäischen und den eingebornen Americanern. So fand Capitän Franklin am Fort Entreprise, wie man um ein einsam verlassenes Haus vor den Einbrüchen der Indianer zu schützen, an die verrammelte Thür desselben eine Zeichnung heftete, welche einen Mann darstellte, der in drohender Stellung einen Dolch zuckte (Franklin 1. Reise 384.). Ein Schawanese, der einem Weißen ein Pferd gestohlen hatte, wies die ungestümen Forderungen des Eigenthümers dadurch ab, daß er mit Kohle eine Zeichnung an die Wand brachte, welche einen Weißen darstellte, der dem Pferde in die Zügel griff und einen Indianer, der einen Weißen eben scalpirte (Heckewelder S. 206.).

In neuer Zeit haben die Americaner auch solche Zeichen auf Papier im Verkehre mit den Weißen angewendet und Prinz Neuwied (Reise II. 657.) theilt beifolgenden Brief eines Mandau-Indianers mit, zu welchem er folgenden Commentar giebt: Das Creuz bedeutet, ich will tauschen oder handeln. Drei Thiere, das eine ein Bison, die beiden andern ein Fischer (**mustela canadensis**) und eine Fischotter sind zur Rechten des Creuzes abgebildet. Der Schreiber will die Felle dieser Thiere und zwar wahrscheinlich eines weißen Bisons gegen die von ihm auf der linken Seite des Creuzes abgebildeten Gegenstände eintauschen. An der linken Seite hat er zuerst einen Biber sehr deutlich angebracht, hinter welchem eine Flinte steht. Zur Linken des Bibers befinden sich dreißig Striche, immer zehn durch eine längere Linie abgetheilt. Dieß bedeutet, ich will dreißig Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Creuzes abgebideten drei Thiere geben.



Die Buchstabenschrift ist den Indianern, nachdem sie dieselbe bei den Weißen kennen gelernt hatten, Anfangs als etwas zauberhaftes später aber als eine überaus schätzbare und nützliche Erfindung erschienen, und ein junger Schawanese äußerte sich folgendermaßen dar-

über, als ihm ein Weißer ein in die Feder gesagtes Lied vorlas. „Wie, sprach er, mit einer Gänsefeder, die nur drei Finger führen, kannst du meinen Worten sagen, steht fest auf dieser Birkenrinde und sie bleiben stehen! So oft es dir einfallen wird, kannst du ihr ferner sagen: wiederhole mir diese Gedanken und wird sie wiederholen! Warum können wir das mit unsern zehn Fingern nicht auch? Wie können diese Zeilen, die todt sind, wie die, welche unsere Kinder in den Sand des Ufers ziehen, die lebendigen Worte eines Abwesenden oder nach Westen gereiseten Mannes wiedersagen? Dieß heißt zu ihm reden lassen, ohne daß er den Mund öffnet, sogar nachdem seine Augen die Sonne des Lebens nicht mehr erblicken. Was unterscheiden denn deine Leute an diesen kleinen schwarzen Figuren, die du schnell dahin wirfst? Sollen sie da etwas sehen können, wo die meinigen, die doch wohl so gut als deine sind, nichts sehen! — Ich höre sie nicht, hörst du sie denn? — Nein — Nun, wenn sie gegen dich eben so stumm sind, als gegen mich, wie machst du es denn, um das zu wiederholen, was ich dir gesagt hatte? Oder ist nicht etwa dein Gedächtniß stärker als meines und hat dir dieß alles dargestellt? Nein, sprichst du, ich verstehe nichts davon. Vielleicht kommt es wie der Thau des Frühlings nach dem langen Froste des Winters, wie die Sonne nach dem Gewitter, von dem großen Geiste, der den Weißen diese Kunst lehrt?" (Crevecoeur S. 357.).

Die Americaner haben gegenwärtig die Schreibkunst gar wohl begriffen und die Irokesen haben ihren Taut gefunden, der für seine Sprache ein besonderes Alphabat aus den Europäischen compilirt hat*).

Bei den Nordamericanern finden wir nächstdem auch die Kunst, eine Gegend, welche sie bereiset haben, in der Art unserer Landcharten darzustellen. So fand Mackenzie (Reise 238.) bei den nördlichen Indianern einen Mann, der ihm eine Charte in den Sand zeichnete: Er zeichnete zuerst eine sehr lange Landspitze zwischen den Flüssen, ohne jedoch die geringste Aufmerksamkeit auf den Lauf derselben zu verwenden und stellte sie als in den großen See fließend vor, an dessen Ende ein Weißmanns-Fort wäre (S. 364. 413.), wie sich denn alle nördliche Indianer gar leicht in solche Darstellungen fanden.

Außerdem berichtete Heckewelder (S. 498.) von einem Delawaren, der im Lande umherzog und seine Landsleute zum Widerstande gegen die Fortschritte der Weißen aufforderte und der nach der Anweisung des großen Geistes eine Art von Landcharte auf einem Stück Hirschleder gezeichnet hatte, welche er das große Buch oder die Schrift nannte. Er wollte dadurch seinen Landsleuten die Lage zeigen, in welche der Mannito sie ursprünglich gesetze habe und das Elend deutlich machen, welches sie durch Vernachlässigung ihrer Pflicht über sich ge-

*) Der Irokese Gneß. Bromme Nordamerica I. 254., sein Portrait in Kennedy's history of the Indian tribes. S. 63.

bracht haben, so wie den einzigen übrigen Weg das Verlorene wieder zu erlangen. Die Charte hatte etwa 15 Zoll ins Gevierte. Es fand sich auf derselben ein Viereck, welches durch Linien von etwa 8 Zoll gebildet wurde, doch wären zwei von diesen Linien nicht ganz ausgezogen, sondern ließen in den Winkeln eine Oeffnung von etwa einem halben Zoll. Quer über die Linien des inneren Viereckes waren viele andere Linien, etwa einen Zoll lang, gezogen, auch fanden sich daselbst noch andere Linien und Zeichen, welches alles bestimmt war, eine starke und unzugängliche Barriere vorzustellen, wodurch diejenigen, die draußen wären, verhindert werden sollten, in den innern Raum hineinzugehen, außer nur an der dazu bestimmten Stelle. Wurde die Charte nach seiner Anweisung gehalten, so lagen die nicht geschlossenen Winkel des Viereckes an der linken Seite, einander gerade entgegengesetzt, da der eine in der Richtung von Südost gen Süd, der andere aber in der von Nordost gen Süd lag. Wenn er nun die einzelnen Puncte dieser Charte erläuterte oder beschrieb, indem er mit dem Finger darauf hinwies, so nannte er den Raum innerhalb der Linien die himmlischen Gegenden oder den Ort, welchen der große Geist den Indianern im künftigen Leben zur Wohnung bestimmt habe; den Raum, welcher am südöstlichen Winkel offen gelassen war, nannte er den Eingang, welcher für die Indianer bestimmt gewesen wäre, um in jenen Himmel zu kommen, welcher aber jetzt im Besitz der weißen Leute sey. Der große Geist habe deßhalb seitdem einen andern Eingang an der entgegengesetzten Seite anbringen lassen, wo es aber gefährlich und beschwerlich für sie wäre, einzugehen, weil sich in dem Wege manche Hindernisse fänden und überdieß ein breiter zu einem Abgrunde in der Tiefe führender Graben da wäre, über welchen sie springen müßten, aber der böse Geist lauerte an dieser Stelle beständig auf Indianer und keiner, den er ergriffe, könne je wieder von ihm loskommen, sondern würde von ihm in sein Gebiet geführt, wo die äußerste Armuth herrsche, wo der Boden wegen Mangel an Regen völlig ausgetrocknet wäre, keine Frucht zur Reife käme, das Wild, weil es ihm an Weide fehle, beinahe völlig verhungerte und wo der böse Geist nach Wohlgefallen Menschen in Pferde und Hunde verwandele, um darauf zu reiten oder sich von ihnen auf die Jagd und andre Fahrten begleiten zu lassen. Der Raum außerhalb dieses innern Vierecks sollte das Land vorstellen, welches den Indianern gegeben worden wäre, um darin zu jagen, zu fischen und zu wohnen, so lange sie in dieser Welt wären; die Ostseite dieses Raumes führte den Namen der Ocean oder der große Salz-See. Der Redner fügte nun diesen Darstellungen seine Erläuterungen bei, sagend: Seht hierher, seht was wir durch Nachlässigkeit und Ungehorsam verloren haben, durch Mangel an Dankbarkeit gegen den großen Geist, durch Vernachlässigung hinlänglicher Opfer, dadurch, daß wir ein andersfarbiges Volk, welches über den großen See zu uns gekommen ist, für

unseres Gleichen ansahen, ihm die Niederlassung bei uns gestatteten und gleichgültig zusahen, wie sie unser Land wegnahmen und diesen Eingang besetzten, welcher in die uns bestimmten himmlischen Gegenden führt. Er setzte ihnen nun die Mittel auseinander, welche geeignet sind, den Schaden zu ersetzen und jenen Eingang wieder zu erwerben. Er rieth ferner, daß jede Familie solch eine Schrift aufbewahren möge, welche er ihnen das Stück um die Haut eines Hirschbocks oder zwei Hirschkuhhäute ablassen wolle. In einigen dieser Charten war der Umriß eines Hirsches oder eines Wälschhahns, oder auch beider Thiere in die himmlischen Gegenden angebracht, doch zeigten sich die an der ersten Stelle fett und schwer, wogegen die in der letztern aber nur aus Haut und Knochen zu bestehen schienen.

Hierher gehören endlich auch die schöngemalten Bisonroben, welche die Heldenthaten ihrer Besitzer enthalten und von denen Prinz Neuwied Abbildungen mittheilt. Die eine stellt dar, wie Matotope, der Mandan-Häuptling einst vier berittenen Chayennes begegnete. Da der Chef der letztern sah, daß die Feinde zu Fuße waren, das Gefecht daher ungleich seyn würde, so stiegen sie ab und gingen zu Fuße auf einander los. Die beiden Chefs schossen nacheinander, fehlten, warfen die Gewehre weg und griffen schnell zur blanken Waffe. Der Chayenne, ein großer, starker Mann zog sein Messer, der leichtere, sehr gewandte Matotope führte die Streitart. Eben wollte der erste den letztern erstechen, als ihm dieser in das Messer griff, sich zwar stark an der Hand verwundete, aber dem Feinde die Waffe aus der Hand drehte und ihn damit erstach, worauf die Chayennes die Flucht ergriffen. Die Zeichnung stellt die abgeschossenen weggeworfnen, das von des Mandans Hand herabfließende Blut, die Fußtritte der beiden Krieger, die Wolfschwänze an ihren Fersen und den mit der Otternbinde um die Stirn geschmückten Chayenne vor (Prinz Neuwied Reise II. 316.).

Ich habe auf unserer XVII. Tafel diese Zeichnung in verkleinertem Maaßstabe mitgetheilt; es ist auffallend, wie sehr diese ersten Proben der zeichnenden Kunst der Jäger- und Fischerstämme mit den altägyptischen, indischen und den ältesten griechischen Zeichnungen zusammenstimmen, wie ferner auch hier in der Kunst das Nothwendige, das Wesentliche in den Vordergrund tritt.

Die Ansichten der americanischen Völkerschaften über die sichtbare Welt, über die Gestirne, die Erde, ihre Kenntniß der Gesteine, Pflanzen und Thiere, haben wir bereits in Erwägung gezogen; es bleibt uns noch übrig ihre Art zu zählen und die Zeit zu messen. Die südlichen Americaner sind an Zahlwörtern sehr arm. Die Abiponer z. B. haben nur für drei Zahlen eigentliche Ausdrücke: Innitara eins, inoaka zwei und inoaka yekaini drei. Geyenknate, die Straußenzehen, deren vier sind, drei vorn und eine hinten, drückt vier aus; Neenhalek, die schöne Haut mit Flecken von fünferlei Farben,

aber fünf, welches auch durch Hanamhegem, die Finger einer Hand, bezeichnet wird. Lanamrihegem, die Finger beider Hände, ist zehn, Lanamrihegem cat Grachechaka anamichirihegem, die Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen, muß zwanzig ausdrücken. Soll mehr als zwanzig genannt werden, so nehmen sie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, gewissermaßen die Unzählbarkeit anzudeuten. Um eine Anzahl Pferde zu bestimmen, bezeichnen sie die Länge des Raumes, welchen dieselben nebeneinander gestellt einnehmen würden. Ordnungszahlen haben die Abiponer nur zwei, era namachit der erste und cat Lahana und noch eins; enam cahec der vorausgeht, inagehek der am letzten kommt (Dobritzhoffer II. 203.). Eben so arm sind die Caraiben, die wie die Abiponer die Zahl Zwanzig durch Zusammenstellung ihrer sämmtlichen Zehen, was mehr als zwanzig durch ihr Haar oder den Sand am Meer ausdrücken (Davies hist. of the Carribby Islands 264.).

Auch die Arrowaken haben Aehnliches, sie zählen folgendermaßen: Eins Abba, zwei Biama, drei Kabbuin, vier Bibiti, fünf Abbatekabbu, d. h. eine Hand, sechs Abbattiman, sieben Biamattiman, acht Kabbuintiman, neun Bibititiman, zehn Biamantekabbu, d. h. zwei Hände, elf Abbakuttihibena, eins von den Füßen, zwölf Biama kuttihibena, d. h. zwei von den Füßen. Von da an setzen sie gemeiniglich schon tadiaku oder tupakittan, darüber, hinzu. Zwanzig Abba lukku ein Mensch, ein und zwanzig Abba lukku abba tadiaku zwanzig und eins noch drüber; hundert drücken sie mit „fünf Menschen" aus, weiter aber geht ihre Zählkunst nicht (Quandt 299 ff.).

Aehnlich ist auch die Zählungsart der nordamericanischen Indianer, von denen die Irokesen schon zu Loskiels Zeit bis hundert und tausend zu zählen verstanden. Zahlzeichen haben sie nicht, sondern sie machen, wie wir aus dem oben mitgetheilten Briefe ersehen, je nach zehn Strichen einen Abschnitt oder ein Kreuz und fangen dann zehn neue Striche an, bis sie die nöthige Summe ausgedrückt haben (Loskiel S. 39.).

Die **Zeit** theilen die americanischen Nationen auf mannichfache Art ein, je nachdem Clima und Lage bemerkenswerthe, regelmäßig wiederkehrende Abschnitte machen; der Mond dient allen als Anhaltepunct; so bedeutet Grauk bei den Abiponern Mond und Monat. Die Blüthe des Johannisbrodes ist bei denselben die Bezeichnung des Jahres und die Frage nach dem Alter eines Menschen gestaltet sich daher also: wie oft hat in deinem Leben das Johannisbrot geblühet? (Dobritzhoffer II. 217.).

Die Nordamericaner zählen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Der Tag selbst wird nach dem Stande der Sonne berechnet, wie wir bereits oben (S. 331.) sahen. Der Indianer sagt: ich komme, wenn die Sonne an dem Orte steht. Die Delawaren theilen das Jahr in Winter, Frühling, Sommer, Herbst; die meisten setzen

den Anfang des Jahres in den Frühling. Die Monate haben ihre besonderen Namen. Bei den Delawaren und Irokesen heißen sie (nach Loskiel S. 41.):

1) März: der Schädnmonat, weil diese Fischgattung dann die Flüsse in großer Anzahl erfüllt.
2) April: Pflanzmonat, weil das Wälschkorn ausgesäet wird.
3) Mai: der Monat, wo das Wälschkorn gehackt wird.
4) Juni: der Monat, da die Hirsche roth werden.
5) Juli: der Monat, wo das Wälschkorn gehäufelt wird.
6) August: der Monat, wo das Wälschkorn in der Milch steht.
7) September: der erste Herbstmonat.
8) October: der Aerntemonat.
9) November: der Jagdmonat.
10) December: der Monat, wo die Hirschböcke die Hörner abwerfen.
11) Januar: der Monat der Eichhörnchen, weil die Erdeichhörnchen aus ihren Löchern hervorkommen.
12) Februar: der Froschmonat.

Die Mandans (Prinz Neuwied II. 191.) haben folgende Monate:

1) Januar: Monat der sieben kalten Tage.
2) Februar: Monat der Rauzzeit des Wolfes.
3) März: Monat der kranken Augen.
4) April: Monat des Wildbräts, der Wildgänse, der Enten oder auch Monat, welcher das Eis aufbricht.
5) Mai: Monat der Mais-Saat oder der Blumen.
6) Juni: Monat der reifen Servis-Birnen.
7) Juli: Monat der reifen Kirschen.
8) August: Monat der reifen Pflaumen.
9) September: Monat des reifen Mais.
10) October: Monat der abfallenden Blätter.
11) November: Monat, wo die Flüsse zufrieren.
12) December: Monat des kleinen Frostes.

In dieser Weise haben auch die Mönnitarris (Prinz Neuwied II. 233.), die Knistenos (Mackenzie S. 116.), so wie die Winibagos (Crevecoeur S. 199.) ihre Monate eingetheilt und nach der Erscheinung der Landesproducte genannt.

Die Jahre werden theils nach Schneen, theils nach Frühlingen, Sommern, Herbsten berechnet. Die, welche über dreißig Jahr alt sind, wissen selten ihr Alter genau anzugeben. Manche bestimmen es durch eine merkwürdige Begebenheit, einen harten Winter, tiefen Schnee, einen Indianerkrieg, die Gründung einer Colonie (Loskiel S. 40.).

Die Geschichte

der americanischen Jägervölker bietet uns noch nicht das Bild des lebendigen Fortschrittes dar, welcher durch das Hinzutreten activer Ele-

mente in die passive Masse hervorgebracht wird. Es ist der Grundzug des Lebens dieser Völker jenes ruhige Beharren, sich Ergänzen, welches wir in dem ungepflegten Urwalde, ja in der ganzen Pflanzenwelt finden, wo diese in großen Massen beisammen steht. Fremde eindringende Gewalten, Stürme und Fluthen, gewaltsame Veränderungen der Erdoberfläche durch Erdbeben und andere vulcanische Ereignisse vernichten theilweise diesen Urwald und machen den Boden zu anderweiten vegetabilischen Erzeugnissen fähig.

So trafen die ersten Europäer, welche America betraten, außer jenen bedeutenden Reichen in den Aequinoctialgegenden noch andere zahlreiche Völkerschaften an, von denen sie freundlich aufgenommen wurden und Gebiete käuflich überlassen erhielten. Die Folge davon war, daß in dem Maaße, in welchem der Wohlstand und die Anzahl der neuen Ankömmlinge zunahm, die Eingebornen in Verfall geriethen durch hitzige, berauschende Getränke, durch zerstörende Krankheiten, namentlich durch die Syphilis und die Blattern, dann durch die Kämpfe, welche die Fremden unter den verschiedenen Völkerschaften anstifteten; durch List und Gewalt schmolz in einem Zeitraume von etwa dreihundert Jahren die Anzahl der eingebornen Americaner dergestalt zusammen, daß zu befürchten steht, dieser Menschenstamm werde wenigstens in Nordamerica in den nächsten Jahrhunderten ganz aus der Reihe der Völker verschwinden.

Als diese Völker noch unberührt von fremdem Einfluß nebeneinander standen, fand unter den Nachbarn ein freundschaftlicher Verkehr Statt, der wohl durch Krieg und Feindseligkeiten unterbrochen, allein auch bald wieder hergestellt wurde. Die Völkerschaften lebten innerhalb ihrer alten Gränzen und der Frieden war durch Verträge und Bündnisse gesichert.'

Ein ganz eigenthümlicher Vertrag fand einst zwischen den Delawaren und Irokesen Statt, welche lange Zeit in heftiger Feindschaft gelebt hatten. Die Irokesen sahen endlich ein, daß die Delawaren ihnen in der That überlegen waren und daß längere Fortsetzung des Krieges ihren Untergang herbeiführen müsse. Sie schickten also Abgeordnete mit folgender Botschaft an die Delawaren: „Es ist nicht gut, daß alle Nationen Krieg führen: denn das wird endlich den Untergang der Indianer nach sich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel gedacht, diesem Uebel vorzubeugen, so lange es noch Zeit ist. Es soll nämlich eine Nation die Frau seyn, die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern kriegführenden Nationen aber sollen die Männer seyn und um die Frau herumwohnen. Niemand soll die Frau antasten, noch ihr etwas zu Leide thun und wenn es Jemand thäte, so wollen wir ihn sogleich anreden und zu ihm sagen: warum schlägst du die Frau? dann sollen die Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn

also die Männer um sie herum sich einmal mit einander schlagen und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben selbige anzureden und zu ihnen sagen: Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so herumschlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt doch, daß euere Weiber und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen? und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören und ihr gehorchen."

Die Delawaren geben vor, sie hätten die Absicht der Irokesen nicht sogleich gemerkt und sichs gefallen lassen die Frau zu werden. Nun stellten die Irokesen eine große Feierlichkeit an, luden die Delawaren dazu ein und hielten an die Bevollmächtigten eine nachdrückliche Rede, welche aus drei Hauptstücken bestand:

1) Wir ziehen euch einen Weiberrock an, der bis auf die Füße reicht und schmücken euch mit Ohrgehängen.

2) Wir hängen euch eine Kürbisflasche mit Oel und mit Medicin an den Arm. Mit dem Oel sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören, die Medicin aber bei solchen Völkern brauchen, die schon auf thörigte Wege gerathen sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden.

3) Wir geben euch hiermit einen Wälschkornstängel und eine Hacke in die Hand (zum Zeichen, daß der Feldbau der künftige Beruf der Delawaren seyn solle).

Jeder Satz wurde mit einem Wampumgürtel bekräftigt und seitdem sind die Delawaren von den Irokesen Schwesterkinder benannt worden. Die drei Delawarenstämme hatten sich Mitgespielinnen genannt, diese Titel aber nur in feierlichen Rathsversammlungen angewendet. Die Delawarennation war nun seitdem die große Friedensbewahrerin und ihr war der große Friedensgürtel und die Friedenskette anvertraut. Die Mitte der Kette liegt auf ihrer Schulter und wird von ihr festgehalten, die übrigen Völkerschaften aber fassen das eine, die Europäer das andere Ende derselben an. So blieb es bis zum Jahre 1755, wo ein Indianerkrieg mit den Weißen ausbrach, in welchen auch die Delawaren und Irokesen mit verwickelt wurden. Es entstand ein neuer Vertrag, dem zufolge der Weiberrock des Delawarenvolkes um etwas kürzer gemacht und ihr ein Beil in die Hand gegeben wurde, damit sie sich vertheidigen könne. Endlich machten die Irokesen den Vorschlag, daß die Delawaren doch als Hülfsvölker gegen die Weißen auftreten, daß sie den Weiberrock ganz ausziehen und sich wieder als Männer kleiden möchten. Die Delawaren, welche einsahen, daß die Irokesen damit ihren Untergang bezweckten, lehnten den Vorschlag ab, und einer ihrer Häuptlinge sprach: „Warum wollt ihr der Frau ihren Rock wegnehmen? Ich sage euch, wo ihr es thut, so sollt ihr wissen, daß Geschöpfe darin sind, die euch beißen werden. Habt ihr aber Lust, so wollen wir es wieder

mit einander versuchen und sehen, wer gewinnen wird." Die Irokesen schwiegen zwar zu dieser trotzigen Herausforderung, waren aber so erbittert darüber, daß sie nachher auf Anstiften der Engländer über die Delawaren herfielen, viele derselben gefangen nahmen, die Dörfer an der Susquehanna zerstörten und das Vieh erschlugen (Loskiel S. 160.).

Wir finden auf dem Wege unserer Betrachtung hier zum ersten Male die Erscheinung, daß, wo die active Rasse massenhaft der passiven begegnet, die letztere in ihrer selbständigen Entwickelung gehemmt und entweder zu Knechten erniedrigt und unterdrückt, oder geradezu ihrem Untergange zugeführt wird, wenn sie nicht ihre Eigenthümlichkeit aufgebend mit dem fremden Wesen zusammenschmilzt.

Die Americaner nahmen ursprünglich die europäischen Ankömmlinge freundlich auf, sie lebten mit ihnen in Frieden und Freundschaft, wie das Beispiel von Penn und den Ansiedelungen der Quäker und Herrnhuther zeigt. Nur dann erst, als die Americaner merkten, daß man sie betrog, daß man die mit ihnen eingegangenen Verträge mit leichtsinniger Willkühr übertrat, daß man muthwillig ihr Gebiet verletzte, dann erst griffen sie zu den Waffen. Die Krämer in den westlichen Staaten, welche ihnen Branntwein brachten, sie zum Rausche verführten und die Betrunkenen mißhandelten und ausplünderten, brachten eine tiefe Erbitterung in den indianischen Gemüthern hervor.

Wo die Indianer menschlich und freundlich behandelt werden, lassen sie sich allgemach dem europäischen Culturstande zuführen, wie schon im Jahre 1795 die Quäcker die Indianer im Staate Ohio zum ackerbauenden Leben vorbereitet hatten. Oberst Hawkins hatte 1797 mit den unteren Creeks am Chattohooche ähnliche glückliche Versuche gemacht und noch im Jahre 1809 meldete er, daß die Indier nicht bloß glückliche Ackerbauer geworden, sondern auch die Handwerke der Schuster, Tischler, Schmiede, Wagner und Sattler mit Geschick ausübten. Am weitesten haben es die Irokesen gebracht, unter denen nach Schmidt 1000 Spinnräder und 300 Webstühle im Gange waren und welche Indigo und Baumwolle erbauen, Salpeter gewinnen und Schießpulver fertigen und bekanntlich auch eine Buchstabenschrift besitzen und eine politische Zeitung in ihrer Sprache drucken.

Die Polarmenschen.

Körperliche Beschaffenheit.

Die Polarmenschen haben in der Beschaffenheit ihres Körpers eine merkwürdige Gleichmäßigkeit. Der Eskimo und Grönländer, der Kamdschadale und Aleute hat dieselben Eigenschaften wie der Lappe, der Samojede und Tschuktsche, und sie alle haben denselben Körperbau, wie sie auch durch ihr Clima zur selben-Lebensweise genöthigt sind. Wir können im Allgemeinen von ihnen sprechen.

Diese Nordpolarmenschen sind von Statur klein und wenige über 5 Fuß lang, die meisten aber bleiben unter diesem Maaß. Parry (2. voy. 492.) fand das Maaß bei den Männern von 5 F. 10 Z. — 4 F. 11 Z., bei den Frauen 5 F. 3½ Z. — 4 F. 8¾ Z. Unter den vom Capitän Roß beschriebenen Eskimos in Bootia felix hatten die längsten: Tiagashu 5 F. 6⅝ Z., Otoogiu 5 F. 3⅞ Z., Illictu 5 F. 6 Z., Kunana 5 F. 8⅝ Z., die Frau Hibluna 5 F. 3¼ Z., Kanayoke 5 F. 8 Z., der größte war Neweetioke, er maß 5 F. 10 Z. Ebenso fand Beechey (I. 412.) bei den Eskimos in der Nähe des Kotzebuesundes den größten Mann 5 F. 9 Z., die größte Frau 5 F. 4 Z. Dieß sind jedoch Ausnahmen, indem nur wenige das Maaß von 5 Fuß überschreiten, namentlich aber die Frauen klein sind. Als eine Ausnahme wurde im Jahre 1839 in Dresden ein lappländisches Mädchen gezeigt, welches 7 Fuß maß. Sie gehörte jedoch nicht dem eigentlichen lappischen Stamme an und war jedenfalls finnländischer oder russischer Abkunft, obschon sie in Tornea geboren seyn mochte. Abgesehen von ihrer Größe war schon ihr ganzer übriger Körperbau gar nicht der der Polarmenschen. Die Tschuktschen fand Kotzebue etwas größer als ihre Nachbarn (I. 159.). Die Statur der westlichen Eskimos ist ansehnlicher als die der östlichen, auch sind sie schöner. Sie büßen jedoch ihre Wohlgestalt in einem verhältnißmäßig sehr frühen Alter ein, was vorzüglich von den Frauen gilt, und das Alter giebt ihnen ein widerliches, abgelebtes Ansehen, welches durch entzündete Augen und bis an das Zahnfleisch abgenagte Zähne wahrhaft

scheußlich wird; sie kauen nämlich häufig sehr harte Substanzen (Beechey II. 394.).

Trotz der Kleinheit haben doch die Polarmenschen durchaus wohlgebildete, in gutem Verhältnisse stehende Glieder, namentlich sind Hände und Füße gar klein und zierlich.

Der Kopf ist groß, das Angesicht breit und platt mit starken Backenknochen und vollen, runden Wangen, die Stirn ist niedrig, das Kinn tritt zurück. Die Augen liegen bei den meisten, namentlich den ostasiatischen schief; sie sind klein, mit starkangeschwollenen Augenliedern; die Augensterne sind dunkel, nicht eben feurig. Die Nase tritt nur wenig hervor und ist besonders bei den ostasiatischen, den Tschuktschen, platt, vorzüglich unter den Augen, unten aber sehr breit. Bei den Eskimos auf der Winterinsel fand Parry (2. voy. 493.) eine Familie mit wirklich römischen Nasen. Der Mund ist nicht groß, die Lippen, besonders die untere sehr fleischig und wulstig. An den Einwohnern des Kotzebue-Sundes und den Aleuten bemerkt man — nach den Abbildungen von Choris kleine Ohren.

Die Hautfarbe ist am Leibe dunkler als die der Europäer — ohne eigentlich farbig zu seyn, bei den Grönländern ist sie aschgrau, bei der von Roß abgebildeten Eskimofrau Kemig ein schmutziges Kupferroth. So fand auch Cook die Tschuktschen. Parry (2. voy. 493.) meint, sie seyen um einen Schatten dunkler als eine Brünette. Das Angesicht ist dunkler, die Wangen sind roth. Die Kinder werden übrigens weiß geboren und die Färbung der Haut tritt erst mit den Jahren ein; sie rührt zum Theil von der Unsauberkeit, dem Rauch der Hütten, zum Theil von den heißen Sonnenstahlen der Sommermonate her.

Die wesentliche Nahrung, Thran und Speck, macht ihr Blut dick, hitzig und fett, ihr Schweiß riecht wie Thran, ihre Haut ist stets klebrig und fettig, wie sie überhaupt sehr fleischig und wohlgenährt sind und daher die Kälte gar leicht ertragen. In den Hütten sitzen sie oft am ganzen Obertheil des Körpers entblößt. Ein Europäer, der bei ihnen sitzt, hält es nicht lange in ihrer Nähe aus, und sie schwitzen und blasen fortwährend. Wenn die Grönländer im Winter zum Gottesdienst versammelt sind, dünsten sie außerordentlich, daß Fremde sich gar bald in Schweiß finden und mit Mühe Athem holen.

Das Haar ist bei allen Polarmenschen pechschwarz, lang, straff und stark, auf dem Kopfe reich; Bart haben sie selten, sobald sich Barthaare zeigen, werden sie sorgfältig ausgerupft. Nur wenige Eskimos von Bootia hatten dünne Schnurr- und Kinnbärte. Backenbärte kommen gar nicht vor.

Die Schultern sind breit, die Brust ist hoch, der Leib stark, die Schenkel kräftig, nur die Füße und Hände überaus zierlich und klein. Sie sind sehr kräftig, schnell und behende, zu allen Leibes-

übungen geschickt und ausdauernd. Ein Grönländer, der in drei Tagen nichts als etwas Seegras gegessen, kann in den größten Wellen seinen Kahn regieren. und eine Grönländerin trägt ein ganzes Rennthier zwei Meilen weit und ein Stück Holz oder einen Stein auf dem Rücken, den mancher Europäer kaum erheben kann. Der Busen der Frauen ist groß und voll *).

Im Ganzen giebt es bei den Polarmenschen wenig gebrechliche Leute oder Mißgeburten. Ziemlich allgemein sind Augenkrankheiten, wie Cook und Franklin bemerkten **).

Der Polarmensch harmonirt in seiner ganzen äußeren Erscheinung vollkommen mit der ihn umgebenden Natur; wie die Robben und Cetaceen, seine Landsleute, so ist auch er rund, gedrängt gebaut, die Extremitäten, die bei den Südländern frei heraustreten, erscheinen bei ihm wie nicht vollständig entwickelt, die Nase, Hände und Füße, Augen und Ohren treten zurück ***). Der ganze Mensch ist kurz und dick und, wie jene Thiere, reich an Fleisch, Blut und Fett und hat das Ansehen von Schwerfälligkeit, Faulheit und Unbeholfenheit, wäh-

---

*) Parry first voyage 283. beschreibt die Eskimos der westlichen Küste der Baffinsbay: The stature of these people, like that of Esquimaux in general, is much below the usual standard. The height of the old man, who was rather bent by age, was four feet eleven inches, and that of the other men from five feet four and a half to five feet six inches. Their faces are round and plump in the younger individuals; skin smooth; complexion not very dark, except that of the old man; teeth very white; eyes small; nose broad, hut not very flat; hair black, straight and glossy; and their hands and feet extremely diminutive. The old man had a grey beard in which the black hairs predominated and whore the hair rather long uppon his upper lip, which was also the case with the eldest of the three others. The grown up females measured from four feet ten to four feet eleven inches. The features of the two youngest were regular; their complexions clear and hy no means dark; their eyes small, hlack and piercing; teeth beautyfully, white and perfect; and although the form of their faces is round and chubby and their noses rather flat than otherwise, their countenances might perhaps be considering pleasing even according to the ideas of beauty which habit has taught us to entertain. Their hair which is jet black hangs down long and loose about their shoulders a part of it on each side being carelessly plaited and sometimes rolled up into an ankward lump instead of being neatly tied on the top of the head as the Esquimaux women in most other parts are accustomed to wear it.

**) Die Kamdschadalen. Steller 298 ff. Die von Unalaska, ebenso Langsdorff II. 30., der die Unalaskaer als Mittelglied zwischen den Mongolen und der americanischen Race betrachtet.

***) S. Taf. XVIII. zu oberst: Arnanebia, Eingeborner auf Winter-Island nach Parry, Taikalikketta, Eingeborner auf Igloolik, nach demf., die übrigen drei stellen Eingeborne aus dem Kotzebuegolf nach Chorls dar.

rend er bei weitem beweglicher, fleißiger und munterer ist als der Indio da matto — wie uns eine Betrachtung seiner

geistigen und gemüthlichen Eigenschaften

überzeugen wird.

Bei dem Indio da matto war der Grundzug eine ungeheure Indolenz und Trägheit, ein fortdauerndes Streben nach Ruhe und Genuß, ein Zurückweisen aller störenden Eindrücke nach Außen und eine große Gleichgültigkeit gegen solche.

Ganz anders sind die Nordpolarmenschen, die man im Allgemeinen sehr lebhaft*), regsam, unternehmend und thätig gefunden hat; die feuchte Wärme der heißen Zone, die üppige Vegetation derselben ladet zu Genuß und Ruhe ein, während die Kälte der Polarzone und die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes zu Bewegung und Arbeit aufregt. Die Sorge für die Zukunft läßt sie nie zu jener erschlaffenden Ruhe herabkommen.

Crantz (Beschr. v. Grönl. I. 181.) sagt von den Grönländern „daß sie zwar nicht sehr lebhaft, am wenigsten lustig und ausschweifend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig, dabei fürs Künftige unbekümmert, also auch nicht geizig etwa zusammenzuscharren, aber karg im Mittheilen sind.“ Die Kamdschadalen, die durch das Clima schon mehr begünstigt sind, haben auch weniger Regsamkeit. Sie richten — sagt Steller S. 286. — einzig und allein alles dahin, ohne Sorgen allezeit fröhlich und völlig vergnügt in ihrer Dürftigkeit zu leben. Sie haben nur allein so viel Begierde zu arbeiten, als für sie und die Ihrigen zu ernähren nöthig ist. Haben sie nach ihrer Rechnung Fische genug, so fangen sie an davon zu zehren, sich lustig zu machen durch Gastereien, Besuche, Tanzen, Singen und allerlei lustige Erzählungen. Wenn sie einmal soviel haben, als ihnen dünkt hinlänglich zu seyn, so sammeln sie weiter nichts, wenn auch die Fische zu ihnen aufs Land und in die Wohnung kämen. Fallen sie aber in Hungersnoth, so verzehren sie Birken- und Weidenrinde, Säcke, Schuhe und alle Ledergeräthschaften.

Dieselbe Lebhaftigkeit wurde auch von anderen Reisenden bei den Polarbewohnern bemerkt: sie sprach sich gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit denselben in den lebhaften Gebärden aus, womit sie ihre Freude, Hoffnung oder Furcht über die Ankunft der Fremdlinge darstellten. Sie contrastirt seltsam mit der Gleichgültigkeit, womit die

*) Bei den Lappen und Samojeden bemerkten schon frühere Reisende eine ungemeine Reizbarkeit der Nerven, zumal am weiblichen Geschlecht, so daß sie, wenn sie etwas ungewöhnliches erblicken, ganz außer sich gerathen und sich nur langsam wieder erholen. Manche können durch Pfeifen, Geräusch, unvorhergesehene Berührung bis zur Ohnmacht erschreckt werden (Georgi Beschr. der Nationen des russischen Reiches S. 278. und 4.).

Indios da matto oder die Bosjesman auf ankommende Fremdlinge oder andere neue Erscheinungen blicken.

Ihr Benehmen ist (Ellis 132.) munter, offen; sie scheinen aber hinterlistig, schlau und planvoll zu seyn, schmeicheln sehr, sind diebisch und nöthigenfalls sehr kühn. Ihre Absichten wissen sie trefflich zu verbergen; sie zeigen bei Unglücksfällen große Gelassenheit, verstehen es, ihren Unmuth zu verbergen und die Rache bis zur gelegenen Zeit aufzuschieben, wenn sie für den Augenblick zu schwach dazu sind. Man bemerkte überhaupt bei ihnen Hang zum Nachdenken, zur Ueberlegung und Berathung.

Ihre Seele hat die verschiedensten Elemente dicht und ungemischt nebeneinander; wir finden bei ihnen neben großer Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft den Hang zu Diebereien, Betrug, ja eine gewisse rücksichtlose Grausamkeit; neben verständigem, klugen Betragen und großer Ueberlegung, ja Furchtsamkeit, kühnen Entschluß; bei großer Vorsicht und List Leichtgläubigkeit; neben hellem Verstand den seltsamsten Aberglauben. Die Kamdschadalen beschreibt Steller als überaus leichtsinnig, sie sind munter und aufgeweckt, haben eine lebhafte Phantasie, ein vortreffliches Gedächtniß, ermangeln aber gänzlich eines eigentlichen Urtheils. Steller vergleicht sie daher (S. 285.) mit den Affen; sie machen Alles, was sie sehen, Gutes und Böses, nach, und halten alles für gut, worin sie einen Cosaken zum Vorgänger haben. Sie waren, ehe die Cosaken zu ihnen kamen, einträchtig, ohne allen Ehrgeiz, ohne die Begriffe von Ehre und Schande, auch ohne Neid — wenn es nicht die Wollust betraf —, ohne eigentlichen Muth, ohne Hoffnung, ohne Dankbarkeit und Dienstfertigkeit (Steller S. 295.). Seit Ankunft der Cosaken hat sich ihr Sclavensinn vollständig entwickelt, und wer gelinde mit ihnen umgeht, dem beweisen sie die größte Unhöflichkeit und Widerspenstigkeit; wer aber sie anschreit und zuschlägt, der kann alles von ihnen erlangen — also gerade das Gegentheil von den Grönländern, die nur durch Güte zu bezwingen sind. Erlittenes Unrecht vergessen sie gar bald, die Strafe muß schnell folgen, so ist sie wirksam. Durch Drohungen bringt man sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord, zu dem die Kamdschadalen und Aleuten außerordentlich geneigt sind, sie machen damit der Furcht ein schnelles Ende. Der leichteste Tod ist die Ertränkung, dann das Erhängen, der schwerste der durch das Messer. Sie sind besonders zum Selbstmord dergestalt geneigt, daß sie sich ohne andre Ursache bloß deßhalb ermorden, weil sie alt und gebrechlich werden. 1737 ermahnte ein alter Vater seinen Sohn, daß er ihn an den Balangan aufhängen sollte, weil er zu nichts mehr nütze. Der Sohn hing ihn auf, weil aber bei der ersten Exaltation der Riemen riß und der Vater abfiel, schalt dieser den Sohn. Dieser nahm nun einen doppelten Riemen. Als Sarytschew mit Aleuten reisete (II. 61.) und diesen die Hoffnung schwand in ihre Heimath zurückzukehren, schnitt sich einer

derselben in die Kehle. In früherer Zeit (Steller 294.) baten viele, wenn sie krank wurden, daß man mit ihren lebendigen Körpern die Hunde füttern möge. Auch kam es früher vor, daß lebenssatte Menschen von den Ihrigen Abschied nahmen, ein Gefäß ergriffen, in die Wildniß gingen, sich eine Hütte bauten, Wasser tranken, sich schlafen legten und zu Tode hungerten. Daher hielten sie auch den Mord für kein Verbrechen.

Unter ihren schätzbaren Eigenschaften rühmt Roß (III. 17.) bei den Eskimos von Boothia felix die Dankbarkeit. Ihr Dank äußerte sich nicht nur auf die bei diesen Stämmen so gewöhnliche Art, kurz und vorübergehend, sondern sie schienen die ihnen erwiesene Güte wahrhaft zu fühlen, sie machte einen bleibenden Eindruck auf sie. Der Dank wurde noch wiederholt, lange nachdem der Dienst geleistet worden und wenn dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß dieser schon vergessen seyn konnte. Oft wurde der Dank durch irgend eine freiwillige Gabe begleitet. Ein anderer liebenswürdiger Charakterzug war, daß sie immer bereit waren, einen Fehler einzugestehen und ihn wieder zu verbessern so gut sie es vermochten, entweder durch eine Abbitte oder durch eine Wiedererstattung, oder auch wohl durch Leistung von Diensten. Sie schienen so lange betrübt zu seyn, bis man ihnen vergeben und ihnen wieder die vorige Gunst geschenkt hatte. Dagegen fand der Lieutenant Belcher mit seinen Leuten an der Ostküste (Beechey II. 366.) eine sehr ungünstige Aufnahme und die Eskimos plünderten sogar sein Boot, als dasselbe dem Sturme und den Wellen erlag, und sahen mit der größten Gelassenheit dem Kampfe der Unglücklichen zu, abergläubige Ceremonien und Gebete verrichtend. Doch scheint dieß eine Ausnahme von der Regel, da andere Eskimos ihm wesentliche und so thätige Hülfe geleistet, daß einer derselben darüber ertrank. Auch die Gutmüthigkeit fand Roß (III. 19.) in großem Maße bei ihnen und ihre Herzensgüte zeigten sie sowohl gegen ihre Hausgenossen, als auch gegen ihre Hunde. Parry (2. voy. 380.) erzählt, daß die Eskimos ihm einige ihrer Hunde, welche sie übrigens durchaus nicht verzärteln, nicht eher ablassen wollten, als bis sie sich überzeugt hatten, daß sie auf den englischen Schiffen nicht geschlachtet würden. Wenn sie sich beleidigt glaubten, so war das einzige Zeichen von Groll, daß sie stillschwiegen und fortgingen.

Ellis (voyage 230.) fand sie nicht allein sehr höflich, sondern auch überaus dienstfertig und rühmt ihre Humanität, Güte und Freundschaft, dem auch Parry an mehreren Stellen seiner zweiten Reise beistimmt, der namentlich ihre Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit zu Schiffarbeiten rühmend anerkennt (2. voy. S. 187.).

Roß bemerkte bei den Eskimos (III. 22.) wenig Aeußerungen des Neides und nur geringen Hang zur Unwahrheit; bei jeder Gelegenheit schienen sie den Wunsch zu haben, den Fremden zuverlässige Nachrichten mitzutheilen; sie hielten ferner ihr gegebenes Versprechen und

bezeigten großen Kummer, wenn die Umstände ihnen die Erfüllung desselben unmöglich gemacht hatten.

Roß (III. 23.) fand ferner bei den Eskimo eine vorherrschende Neigung zur Nachahmung und Possenreißerei; sie lernten bald mit Löffel und Gabel essen, es belustigte sie den Gang und die Manieren der Europäer nachzuäffen, vor allem aber die englische Gewohnheit eines dem Anschein nach nutzlosen Auf- und Niedergehens, um sich Bewegung zu machen, was sie durchaus nicht begreifen konnten. Die Fertigkeit im Nachahmen erstreckte sich bis auf das Zeichnen. Jene Eskimos zeigten überaus viel Wißbegierde und wollten Namen und Gebrauch jedes Geräthes wissen, was sie sahen. Dabei zeigten sie viel Scharfsinn, Gelehrigkeit und Aufmerksamkeit — ganz verschieden von den Südamericanern, welche über die Fragen der Europäer in Geistesschwäche und Schlafsucht verfallen. Die Eskimos, welche Dr. Richardson an dem der Richardinsel gegenüber mündenden Flusse besuchte (Franklin 2. R. II. 214.), zeigten überaus viel Wißbegierde, namentlich auch in Betreff der Construction der Boote; sie bewunderten vorzüglich das Steuerruder, dessen Zweck sie bald einsahen, wiewohl ihnen diese Vorrichtung früher ganz unbekannt gewesen war. Sie fragten in einem fort nach dem Gebrauch der Dinge, die sie sahen, begnügten sich aber auch zuweilen mit einer nicht ausreichenden Antwort. So hatte sich Ooligbuk (ein Eskimo, der Dr. Richardson begleitete) seine Pfeife angezündet und als er den Rauch aus dem Munde trieb, riefen sie aus: ookah, ookah, (Feuer) und wollten wissen, was er da thue, worauf er mit der größten Ernsthaftigkeit erwiederte: poo yoo al letcheo rawmali (ich rauche) und diese Antwort befriedigte sie. Als Richardson ein Vocabelbuch der Eskimosprache nachschlug, antwortete ihnen Ooligbuk auf die deßhalb an ihn gerichtete Frage, das Buch rede zu dem Doctor, worauf sie ihn baten dasselbe wegzuthun. Später suchte es ein Eskimo zu stehlen. Den Nutzen des Taschenfernrohres sahen sie sehr bald ein und nannten es eetee yawgali, Fernaugen, wie sie auch ihre Schneebrillen nennen, durch deren kleine Oeffnung sie deutlich in die Ferne sehen.

Den Hang zur Possenreißerei beobachtete man auch an den östlichen Eskimos; so erzählt z. B. Beechey (II. 340.), daß ein Eskimo auf der Chamissoinsel, der das Verdeck des Blossom besuchte, einen Seecadetten bei der Hand nahm und mit den lächerlichsten Gebärden umherspazierte.

Wir werden nun im Folgenden die Eigenschaften, Anlagen und Neigungen der Polarmenschen im Zusammenhange sehen und wenden uns zuvörderst zum

Familienleben

derselben. Wir finden hier überall die Ehe, bei allen Stämmen der Eskimo und ihren Nachbarn.

Der Zustand der Ehelosigkeit ist unbekannt; jede Frau findet einen Mann, sowie jeder Mann sich eine Frau zu verschaffen weiß — hierdurch entsteht — wie Roß III. 9. bemerkt — unvermeidlich Polygamie, da die Geschlechter unmöglich immer an Zahl gleich seyn können. Die Idee der Monogamie ist bei ihnen noch durch keine Beschränkung der Verhältnisse hervorgebracht, und ein jeder hat auch bei ihnen so viel Frauen als er ernähren kann. Der tüchtigste Jäger hat die mehresten Weiber. Bei den Eskimos fand Parry (2. voy. 528.) mehrere, die zwei Frauen hatten. Sonst bemerkte derselbe Reisende, daß die Weiber überaus unzüchtig und daß die Männer nicht ängstlich in dieser Beziehung und ihre Frauen oft für eine Kleinigkeit zur Benutzung darbieten. Bei den Tschuktschen bemerkte Cochrane (Fußreise 214.), daß sie bis an fünf Frauen haben, die sie, falls sie auf Ehebruch ertappt werden, ohne Weiteres tödten dürfen, während den Männern zugleich die Befugniß zusteht, wenn sie eines Erben oder Sohnes bedürftig sind, ihre Weiber zum Ehebruch zu zwingen, was oft genug geschieht. Roß bemerkte indessen bei den Eskimos, daß ein Mann nie mehr als zwei Frauen hatte. Eben so erhält auch die brauchbarste und kräftigste Frau einen zweiten Gatten. Trotz dieser Polyandrie und Bigamie schien die größte Eintracht in der Familie zu herrschen — wie denn die älteren und neuesten Reisen darin übereinstimmen, daß in den Familien niemals Zänkereien Statt finden und daß sie sich gegenseitig mit der größten Nachsicht und Offenheit behandeln.

Ueber die ehelichen Verhältnisse und Heirathsgebräuche haben wir durch Cranz (Grönl. I. 208.) in Bezug auf die grönländischen Polarmenschen die umständlichsten Nachrichten.

Sobald ein junger Mann auf den Gedanken kommt zu heirathen, so meldet er seinen Eltern oder nächsten Verwandten, auf welche Person seine Wahl gefallen ist. Die Eltern stimmen gern zu, da sie den Söhnen in Allem den Willen lassen. Der Freier sieht darauf, daß die Braut eine geschickte Wirthin und gute Nätherin ist, da sie außer ihren Kleidern, ihrem Messer und ihrer Lampe dem Manne nichts zubringt. Die Braut wünscht dagegen, daß ihr zukünftiger Gatte ein geschickter Jäger und Fischer sey. Sobald die Eltern den Entschluß des Heirathslustigen erfahren, senden sie ein altes Weib zu den Eltern des Mädchens, auf welche die Wahl ihres Sohnes gefallen. Diese muß die Umstände des jungen Mannes und seiner Eltern aufs beste herausstreichen. Das Mädchen mag davon nichts hören, läuft fort und reißt sich den Haarzopf auseinander. Der Anstand verlangt, daß sie sich überaus schamhaft und spröde stelle, obschon der Bräutigam ihrer Einwilligung vollkommen versichert ist. Zu Zeiten ist es jedoch voller Ernst, namentlich wenn sie vorher nicht vorbereitet sind, so daß das Mädchen ohnmächtig zusammensinkt oder in die Wüste rennt und sich das Haar abschneidet, worauf es dann

vor fernern Anträgen vollkommen sicher ist. Die Eltern hören die Anträge gelassen an und geben zwar nicht ausdrücklich ihre Einwilligung, lassen aber die Abholung geschehen. Hierauf suchen die Weiber die Auserwählte auf und schleppen sie mit Gewalt in des Freiers Haus, wo sie einige Tage niedergeschlagen, mit zerstreuten Haaren sitzt; auch keine Nahrung annimmt, bis sie endlich durch freundliche Zusprache oder einige Rippenstöße auf andere Gedanken gebracht wird. Läuft sie fort, so wird sie wieder eingefangen *). Bei andern kommt es vor, daß die Eltern gegenseitig die Ehe verabredet und die Kinder bereits in früher Jugend versprochen und sich Pfand darauf gegeben haben **). Die Kinder kommen dann ohne Umstände zusammen wenn sie wollen. Dabei ist zu bemerken, daß Geschwisterkinder oder zwei fremde Leute, die mit einander als adoptirte Kinder in einer und derselben Familie erzogen worden, sich selten in eine Heirath einlassen. Dagegen kommt aber auch vor, daß einer zwei leibliche Schwestern oder Mutter und Tochter zugleich heirathet.

Die Wahl einer zweiten oder dritten Frau hat oft ihren Grund in der Unfruchtbarkeit der ersten und ist dann in den Augen der Nachbarn gerechtfertigt. Zuweilen entführt auch ein Grönländer eine andere Frau mit Gewalt, was nicht ohne tüchtige Schläge abgeht.

Das eheliche Leben wird bei den Grönländern ordentlich geführt und wenigstens der Schein gerettet, wenn auch Ausschweifungen Statt finden. Doch ist eben die Eifersucht zuweilen Ursache zu ehelichen Zwisten und Schlägereien.

Die Ehe ist bei den Grönländern nicht unauflöslich und der Mann kann die Frau, zumal wenn sie unfruchtbar ist, verstoßen. Er macht dann ein saures Gesicht, fährt aus und kommt etliche Tage nicht heim. Die Frau weiß dann, was das bedeutet, packt ihre Kleider zusammen und zieht zu ihren Freunden und sucht nun durch musterhaftes Betragen ihrem vorigen Manne üble Nachrede zu verschaffen.

Manchmal läuft auch eine Frau davon, wenn sie sich nicht mit den andern Weibern der Familie vertragen kann, zumal da die Mutter des Mannes stets die Oberherrschaft im Hause hat und die Frau nicht anders als die Magd behandelt.

Ehescheidungen fallen indessen nicht vor, wenn die Eheleute Kinder, zumal Söhne mit einander gezeugt haben, die der größte Reichthum der Grönländer sind. Die Kinder folgen stets der Mutter und sorgen für deren Unterhalt und würden auch nach deren Absterben nicht wieder zum Vater ziehen.

*) Die Hochzeitgebräuche der Kamdschadalen s. bei Steller S. 343. bis 346. Der Bräutigam dient um die Braut bei ihren Eltern und muß sich ihren Besitz gewaltsam erzwingen.

**) Dieß ist bei den Eskimos von Boothia felix allgemeine und alleinige Sitte, auch bei den am Churchill (Franklin 1. R. 319.).

Es kommt auch vor, daß eines der Eheleute in die Wüste läuft und nie wieder zur Gesellschaft zurückkehrt. Dieß thun namentlich Männer und es sind Beispiele vorhanden, daß ein Mann jahrelang in einer Kluft gewohnt, von der Landjagd gelebt und sobald er Menschen ansichtig geworden, die Flucht ergriffen hat. Solchen Einsiedlern geht Jedermann aus dem Wege. Entweichungen dieser Art kommen nur in jungen Jahren vor und sind Folgen unüberlegter Leidenschaft. Je älter sie werden, desto lieber haben sie sich.

Ist einem Manne die einzige Frau gestorben, so schmückt er sich, seine Kinder, seine Wohnung nach etlichen Tagen aufs beste; besonders muß sein Fahrzeug und sein Geschoß, was sein größter Schmuck ist, in bester Ordnung seyn. Er enthält sich aller fröhlichen Gesellschaft und heirathet nicht vor Ablauf eines Jahres; es sey denn daß er kleine Kinder und Niemand zu deren Abwartung habe. Stirbt die erste Frau, so tritt die Nebenfrau an deren Stelle. Diese muß auch heulen und schreien und die größte Trauer zeigen, die Kinder der Verstorbenen beklagen und bedauern, sie mehr als ihre eigenen liebkosen und dabei bemerken, daß sie doch bisher vernachlässigt worden.

Auf Kamdschadka finden wir ebenfalls die Ehe. Steller (S. 287.) bemerkt darüber, daß die Kamdschadalen ihre Weiber über alles lieben und daß das Trachten des Jägers nur dahin geht, auf den Abend wieder bei seiner Frau zu schlafen. Ist er aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, so muß die Frau auch mit. Sie lieben die Weiber dergestalt, daß sie die willigsten Knechte derselben sind — aber sie sind auch Liebhaber beständiger Veränderung. Wenn sie sich in eine andere verlieben, so lassen sie gleich die vorige, und mancher hat auf allen Straßen und Wegen Weiber. Niemand nennt die Huren auf Kamdschadka anders als Jungfern, wenn sie auch zehn Kinder geboren haben, und es gilt Unzucht nie als Sünde oder zur Schande. Wer nach Kamdschadka kommt und sich kein Frauenzimmer zulegt, oder mit keinem Weibe im heimlichen Verständniß lebt, wird durch die Noth dazu gezwungen. Niemand wäscht, näht, dient ihm, oder leistet ihm den geringsten Dienst, dem die Bezahlung nicht durch den Beischlaf verrichtet wird. Das Weib hat daher auch über alles zu befehlen und verwahrt alles Werthvolle, der Mann kocht und arbeitet für sie; versieht er etwas, so entzieht sie ihm ihre Gunst und den Tabak und der Mann muß dann mit Liebkosungen und Bitten sich bemühen. Die Männer sind nicht eifersüchtig, leben unter der Hand mit vielen fremden Weibern und Mädchen, wovon sie große Liebhaber sind, dieß müssen sie jedoch vor den Weibern sehr geheim halten, denn diese sind überaus eifersüchtig, obschon sie in Bezug auf sich die größte Freiheit verlangen, heftig nach fremder Liebe trachten, unersättlich und ruhmsüchtig sind, daß diejenige Frau für die glücklichste gehalten wird, die die meisten Liebhaber hat, und sucht es einer der andern im Prahlen zuvorzuthun. Die Weiber sind der-

gestalt neidisch unter einander, daß sie genau Wache halten und wenn sich Jemand mit einer einläßt, diese Liebe im ganzen Ostreg bekannt gemacht wird. Sie stellen dann einander heftig nach und die begünstigten Weiber haben sich vorzusehen, daß sie nicht von den andern vergiftet oder sonst beschädigt werden. Außerdem treiben auch Weiber mit Weibern Unzucht. Ja selbst die Männer hatten in den Ostrogen Mannspersonen in Frauenkleidern, deren sie sich neben den Weibern ohne alle Eifersucht bedienen; und die Weiber trieben hinwiederum Unzucht mit den Hunden. So soll es bereits vor Ankunft der Russen gewesen seyn; die Cosaken trugen zur Verbesserung dieser Zustände nichts bei. Jeder Cosak hatte vielmehr neben seiner Frau 10 — 30 Sclavinnen, Mädchen, deren er sich bediente und um die oft gespielt ward. Verspielte er eine derselben, so wurde sie sogleich von dem neuen Herrn gebraucht, und sie bekam manchmal in einem Abend 3 — 4 Herren. Gebrauchte sie der neue Herr nicht, so lief sie davon und nahm sich wohl gar das Leben. Diese moralische Versunkenheit, ein treuer Wiederschein des übrigen Schmutzes, der Kamdschadalen hat wenn auch nicht ihre Ursache, doch großen Anlaß in der salzigen Fischkost. Steller fand, daß eine Italmäinn, die ein halbes Jahr an seinem Tische speisete und sich gänzlich der gewöhnlichen Kost enthielt, viel moderater und keuscher wurde. Da die Eltern alle eheliche Dinge vor den Augen der Kinder verrichten, so fangen diese schon früh mit eigenen Versuchen an und wenn sie Geschicklichkeit zeigten, rühmten dieß die Eltern (s. das Nähere bei Steller S. 350.). Auf Codiak sind Verbindungen zwischen Geschwistern, Eltern und Kindern gar nicht selten. Ein Aleute sagte zu Langsdorff, daß man darin dem Beispiele der Seeottern und Seehunde folge (Langsdorff II. 58.).

Die Grönländerinnen heirathen gemeiniglich vor dem 20. Jahre, also nicht so früh wie die Eskimos, Samojeden und Ostiaken, die oft im 15. Jahre schon Mutter werden. Eine Frau hat 3 — 6 Kinder und gebiert aller 2 — 3 Jahre. Wenn sie daher von der Fruchtbarkeit anderer Nationen hören, so vergleichen sie dieselben verächtlicher Weise mit ihren Hunden. Zwillinge werden sehr selten geboren.

Die Geburt geht gemeiniglich leicht und glücklich von Statten; gleich darauf wird die gewöhnliche Arbeit verrichtet und man hört nie von todtgebornen oder mißgestalteten Kindern*).

Dem Kinde wird sofort ein Name gegeben, der einem Thiere, einem Geräthe oder einem Theile des Leibes entnommen ist. Auch

*) Ueber Kamdschadka s. Steller S. 350., wo auch die Kräuter genannt sind, deren sich die Frauen bedienen. Gleich den Arrowaken haben die Frauen den Glauben, daß der Mann durch seine Arbeiten die Geburt erschweren könne. So hatte ein Mann während der Krankheit seiner Frau einen Schlitten gebaut und über dem Knie die Querhölzer gebogen, dadurch aber seiner Gattin große Leiden bereitet.

giebt man dem Kinde gern den Namen eines unlängst verstorbenen Anverwandten, besonders der Großältern, deren Andenken auf diese Art erhalten wird. Wenn aber diese zu frühzeitig gestorben oder verunglückt sind, geschieht dieß nicht — denn man vermeidet solche Namen zu nennen, um den Schmerz nicht zu erneuen. Dieß geht soweit, daß sie den Namen einer Person umändern, wenn Jemand verunglückt, der denselben Namen trägt. Ueberdem geben sie gern Spitznamen und so kommt es, daß mancher Grönländer nach seinen rühmlichen oder schmählichen Handlungen mehrere Namen allgemach erhält, so daß er oft selbst nicht weiß wie er sich nennen soll, indem er zu bescheiden ist den rühmlichen und zu verschämt den unrühmlichen zu nennen.

Die Kinder sind der größte Schatz der Grönländer und ihrer Nachbarn. Die Mütter tragen dieselben überall mit sich herum und lassen sie nie von sich. Sie stecken sie während der Arbeit in ihr Kleid auf dem Rücken und säugen sie bis ins dritte und vierte Jahr, da es ihnen an zarten Kinderspeisen fehlt. Es sterben daher auch viele Kinder, namentlich diejenigen, welche durch nachgeborne Geschwister verdrängt werden, bevor sie festere Nahrung ertragen können. Stirbt die Mutter, so folgt das Kind gemeiniglich bald nach. In Kamdschadka finden wir, wie bei den americanischen Jägerstämmen (s. o. S. 83.) die gemeinsame Sitte, daß Mütter durch allerlei Getränke und äußere Mittel die Schwangerschaft hintertreiben und der Frucht auf unnatürliche Weise sich entledigen, oder auch daß sie die neugebornen Kinder erdrosseln, sie lebendig den wilden Thieren zuwerfen und den Hunden überlassen (Steller S. 349.).

Die Kinder wachsen ohne alle Zucht auf und werden von den Eltern weder geschlagen noch mit harten Worten bestraft. Die grönländischen Kinder sind überaus still und gehen — wie Cranz (I. 213.) bemerkt — „still wie die Schafe umher" und gerathen nur selten auf Ausschweifungen; nächstdem würde harte Zucht ganz vergeblich seyn, indem ein Grönländer, wenn man ihm eine Sache nicht bittweise und durch vernünftige Vorstellungen annehmlich machen kann, sich eher todtschlagen als dazu zwingen lassen würde.

Zwischen dem zweiten und fünften Jahre sind die Kinder am unbändigsten mit Schreien, Kratzen und Schlagen; eine Mutter, die ungeduldig ihr Kind, namentlich einen Sohn, der schon von der Geburt als künftiger Herr angesehen wird, schlagen wollte, würde gewiß vom Manne gar übel behandelt werden. So fand es auch Parry (2. voy. 529.) bei den Eskimos. Je mehr die Kinder zu Verstande kommen, desto ruhiger und gesetzter werden sie. Schalkheit, Bosheit und grobe Untugenden hat man an grönländischen Kindern nicht bemerkt. Sie sind im Allgemeinen folgsam, wollen aber mit Güte behandelt seyn. Ist etwas nicht nach ihrem Sinn, so sprechen sie schlechtweg: ich will nicht, und dabei hat es denn auch von Seiten der El-

tern sein Bewenden. Dagegen wird man bei den Grönländern gar selten ein Beispiel der Undankbarkeit erwachsener Kinder gegen alte hülflose Eltern finden. Auch bei den Eskimos von Bootia felix fand Roß (III. 7.) große Anhänglichkeit der Kinder an ihre alten Eltern und überhaupt Achtung gegen das Alter, während ihm der Stamm Iglooliк das Gegentheil darbot. Wie denn auch Parry in Winter-Island einen Alten traf, dem sein Stab die einzige Stütze zu seinem Fortkommen war (2. voy. S. 160. und 532.).

Sobald ein Knabe Hände und Füße brauchen kann, giebt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen in die Hand und läßt ihn damit am Seestrande nach dem Ziele schießen. Er muß auch mit Steinen nach dem Ziele werfen; dann giebt er ihm ein Messer und Holz und lehrt ihn Spielgeräth schnitzen. Parry bemerkt (2. voy. 530.), daß die Alten den Kindern Puppen und Modelle der Kajake, Speere und andere Geräthe machen, daß die Kinder Schneehütten bauen und sich von der Mutter ein Stückchen Docht betteln, um sie zu erleuchten. Gegen das zehnte Jahr erhält der Knabe einen Kajak, womit er sich allein oder in anderer Knaben Gesellschaft im Fahren, Umschlagen und Aufschwingen, Vogel- und Fischfang übt. Im fünfzehnten bis sechszehnten Jahre muß er mit auf den Seehundsfang, und dadurch wird er gewissermaßen wehrhaft.

Von dem ersten Seehund nämlich, den er fängt, wird den Hausgenossen eine Gasterei gegeben, und der Knabe muß während des Essens erzählen, wie er den Fang bewerkstelligt hat. Die Gäste rühmen seine Geschicklichkeit und bewundern das Fleisch als etwas besonderes. Der Seehundsfang wird nämlich als die Hauptnährung der Männer betrachtet und wer keinen Seehund zu fangen versteht, wird verachtet und muß sich mit weiblicher Nahrung, Muscheln, Fischen und dergl. behelfen.

Bei den Eskimostämmen, die Franklin (2. Reise 136.) traf, herrschte eine Sitte, die wir ähnlich bei den Australiern fanden. Dem Knaben wird die Unterlippe auf beiden Seiten des Mundes und der Nasenknorpel durchstochen, in welche dann Knochen, Glasperlen und dergl. gesteckt werden. Dieß geschieht meist im sechszehnten Jahre und ich vermuthe, daß dabei gewisse Feierlichkeiten Statt finden.

Sobald der Seehundsfang den jungen Grönländer zum Mann gemacht, denken die Frauen seiner Umgebung daran, ihm eine Braut auszusuchen und er selbst fertigt dann um sein zwanzigstes Lebensjahr sich selbst einen Kajak und seine übrigen Geräthschaften. Dann erst heirathet er, bleibt aber bei den Eltern und bildet mit denselben eine Familie, deren Haupt die Mutter ist.

Das Mädchen hilft bis in ihr zehntes Jahr die Kinder warten oder Wasser holen; es singt, plaudert und tanzt. Dann aber muß es nähen, kochen, gerben, und wenn es stärker geworden, im Weiberboot rudern und Winterhütten bauen helfen, bis es selbst Ehefrau

wird, wo ihm dann die wesentlichsten und schwersten Geschäfte der Haushaltung zufallen, so daß wir auch hier dasselbe Verhältniß bemerken, das wir bei den Südamericanern und Australiern fanden.

Der Mann nämlich schafft die Stoffe zu Nahrung und Kleidung herbei, macht sein Jagdgeräth, zimmert die Boote und die Frau überzieht sie dann mit Leder. Er jagt und fischt, und wenn er seine Beute zu Lande gebracht hat, so bekümmert er sich nicht weiter darum; es wäre ihm eine Schande, den Seehund aus dem Wasser auch nur ans Land zu ziehen. Die Weiber schlachten, kochen, gerben die Felle und machen daraus Kleider, Schuhe und Stiefeln und alles mit den einfachsten Werkzeugen. Sie bauen die Winterhütten und Sommerzelte und wenn sie sich noch so sehr plagen, sehen die Männer ganz ruhig zu. Dagegen lassen sie die Frauen mit dem Erworbenen wirthschaften und in ihrer Abwesenheit schmausen wie sie wollen, und wenn alles aufgezehrt, hungern sie ganz geduldig mit und nur die Noth der Kinder geht ihnen zu Herzen. Die Frauen werden jedoch im Ganzen gut behandelt und Parry, der sich doch lange bei den Eskimos befand, bemerkt (2. voy. 380.) als eine Ausnahme, daß ein Mann seine beiden streitenden Weiber durch sein Messer, womit er die eine an der Stirn, die andere an der Hand leicht verwundete, bestrafte. Mißhandlungen, die bei den Americanern und Australiern so häufig vorkommen, bemerkte er nicht. Ja wir sahen bei den Kamdschadalen den Anfang zu einer ziemlichen Weiberherrschaft — während jedoch bei den Eskimos der Mann noch als Herr und Gebieter dasteht (s. Steller S. 345.).

Bei den Grönländern findet sich der Gebrauch, daß der Mann, der noch keine oder unerwachsene Kinder hat, ein Paar verwaisete Knaben an Kindes Statt aufnimmt, die ihm bei seiner Nahrung helfen und die Seinigen versorgen. So thut die Frau mit Mägden oder einer Wittwe. Sie werden vollkommen als wirkliche Kinder mit der größten Freundlichkeit behandelt und ein Knabe als künftiges Familienhaupt angesehen. Die Magd aber kann die Familie verlassen wann sie eben will. Schläge erhalten diese angenommenen so wenig als die leiblichen Kinder.

Diesen Gebrauch fand Roß (III. 11.) auch bei den Eskimos von Bootia felix unter denselben Verhältnissen und mit derselben Anhänglichkeit von beiden Seiten*). Eine Wittwe mit Kindern, besonders wenn es Knaben sind, ist daher bei diesen Völkern sicher, sich bald zu versorgen, mag ihr Alter im Verhältniß zu dem des Freiers seyn wie es wolle, denn die Kinder sind der größte Schatz, an dem auch der neue Ehemann Antheil hat, da sie ihn als ihren neuen Vater ernähren müssen.

*) S. auch Parry 2. voy. 531.

Die Stellung und das Loos der Frauen ist bei den Grönländern eben so mühselig, wie bei den übrigen Wilden; ihr Leben vom zwanzigsten Jahre an ist eine ununterbrochene Kette von Mühseligkeiten, Arbeit, Furcht, Elend und Jammer. Stirbt der Vater, so erben die hinterlassenen Töchter nichts und müssen bei andern Leuten durch Dienste ihren Unterhalt verdienen. Haben sie keine schönen Kleider, oder sind sie sonst nicht schön, so finden sie keinen Mann. Findet sich ein Mann, so schweben sie die ersten Jahre, zumal wenn sie keine Kinder haben, in steter Furcht verstoßen zu werden und dann müssen sie abermals dienen oder gar durch schändlichen Gewinn ihr Leben fristen. Behält der Mann die Frau, so ist sie den Launen desselben Preis gegeben, wird von der Schwiegermutter wie eine gemeine Magd behandelt oder muß sich auch eine oder mehrere Nebenweiber gefallen lassen. Nur wenn sie erwachsene Söhne hat, ist ihr Loos ein besseres und sie übt dann die Oberherrschaft mit derselben Strenge gegen ihre Schwiegertöchter, als sie in ihrer Jugend von ihrer Schwiegermutter hat erdulden müssen. Wird eine Frau sehr alt, so wird sie oft als Zauberin angesehen und dieß bringt ihr etwas ein; allein das Ende ist gemeiniglich, daß sie bei dem geringsten Verdacht der Verhexung gesteinigt, in die See gestürzt, erstochen oder zerschnitten wird. Ja es kommen Fälle vor, wo man sie aus Mitleid und Geiz lebendig vergräbt oder wo sie sich selbst in die See stürzt und durch Selbstmord dem Hungertode entgeht.

Bei all dieser harten Arbeit und Mühseligkeit des Lebens erreichen diese Frauen doch oft ein höheres Alter als die Männer, die selten das fünfzigste Lebensjahr überleben, da die schwere Arbeit in Nässe und Kälte, die mit tagelanger träger Ruhe wechselt, dann die Gefahren auf der See ihre Kräfte zeitig aufreiben*). Daher giebt es im Durchschnitt weniger Männer als Weiber. Diese werden oft siebenzig bis achtzig Jahr alt und geben dann gemeiniglich schädliche Werkzeuge ab, die sich mit Lügen, Afterreden, Kuppeleien, Hexereien und dergl. durchbringen und den Bemühungen der christlichen Missionäre die größten Hindernisse in den Weg legten (Crantz I. 218.).

Das gesellige Leben

der Grönländer schildert uns Crantz (I. 222.) ziemlich ausführlich. Der Grundzug ihres ganzen Wesens, natürliche Lebendigkeit und künstliche Gelassenheit, treten auch hier hervor. Sie zeigen sich in Gesellschaft bescheiden, eingezogen, freundlich, sittsam, zei-

*) Bei den Kamdschadalen fand Steller (S. 302.), daß viele ein Alter von siebenzig bis achtzig Jahren erreichen, bis an ihr Ende arbeiten und die meisten Zähne mit ins Grab nehmen. Sie bekommen auch selten vor dem sechzigsten Jahre graues Haar, das niemals ganz weiß wird.

gen keine falsche Scham oder verdächtige Schüchternheit und wissen ihre Begierden trefflich zu verbergen. Sie sehen nicht sowohl darauf, sich durch etwas hervorzuthun und zu glänzen, als sich nicht lächerlich zu machen. Die europäischen Complimente und geselligen Ceremonien finden sie höchst lächerlich, ohne daß die jüngeren unter ihnen dem Alter ein ehrerbietiges, aufmerksames Betragen entziehen.

Sie sind gesprächig, heiter und scherzhaft, oft ironisch und auf diese Weise kann der Fremde viel mit ihnen ausrichten; mit Härte und Strenge behandelt werden sie störrisch.

Sie vermeiden geflissentlich, was dem andern unangenehm seyn oder ihn beunruhigen könnte. Daher kommt es bei ihnen nicht leicht zu Zank und Streit; Fluch- und Scheltworte haben sie nicht, in Gesprächen redet einer nach dem andern, sie widersprechen einander nicht gern, fallen einander nicht ins Wort und überschreien einander niemals. Lachen sie über Jemand, so geschieht dieß auf keine beleidigende Art. Sie schämen sich nur für das, was unnatürlich ist, und in Gesellschaft einen Wind zu lassen, Läuse zu fangen und mit den Zähnen zu knicken, dünkt ihnen nicht schmählich. Doch enthalten sie sich dieser Dinge in Gesellschaft der Europäer, seitdem sie vernommen, daß sie ihnen unangenehm*).

Dieses rücksichtsvolle Benehmen zeigt sich auch bei ihren Besuchen. Sie bringen dem Wirthe ein kleines Geschenk an Eß- oder Fellwaaren mit; angenehme oder vornehme Gäste werden mit Gesang empfangen, alles ist geschäftig ihr Fahrzeug ans Land zu ziehen und ausladen zu helfen. Ein Jeder will die Gäste in seine Hütte haben; diese aber besinnen sich und lassen sich lange nöthigen. Sind sie im Innern angelangt, so ladet man sie ein, die Oberkleider abzulegen und hängt diese über die Lampe auf, die, wie wir weiter unten sehen werden, die Stelle des Heerdfeuers vertritt. Man reicht ihnen trockne Kleider und ein weiches Fell um darauf zu sitzen. Der Ehrensitz ist auf der Familienschlafstelle. Die Männer setzen sich dann zusammen, die Frauen thun eben so. Nun unterhalten sich erstere sehr ehrbar vom Wetter und der Jagd; letztere erzählen sich Geschichten und beklagen gegenseitig ihre verstorbenen Verwandten und heulen dann zusammen. Dabei macht das Hörnchen fleißig die Runde, woraus der Schnupftabak mit der Nase gezogen wird. Mittlerweile wird die Mahlzeit fertig, wozu alle Hausgenossen oft auch die Nachbarn geladen werden. Die Gäste zeigen sich sehr spröde, lassen sich nöthigen und wollen den Schein der Armuth und des Hungers ver-

*) Eben so fand Parry das gesellige Leben bei den Eskimos (2. voy. 533.), er fand sie einträchtig und fremd allen heftigen, wilden Leidenschaften und den rohen Ausbrüchen derselben. Er bemerkt, daß ihre ganze Rache oft nur in hartnäckigem Schmollen besteht und daß Schelten und Schimpfen bei ihnen ganz ungewöhnlich ist.

meiden. Man setzt drei bis vier verschiedene Gerichte vor, wie z. B. ein europäischer Kaufmann von einem großen grönländischen Diner folgenden Küchenzettel lieferte: 1) gedörrte Heringe, 2) getrocknetes, 3) gekochtes, 4) halb roh und verfaultes Seehundsfleisch oder Mikiak, 5) gekochte Aiken, 6) ein Stück von einem halb verfaulten Walfischschwanz, was das Hauptgericht und das Kostbarste war, worauf die Gäste eigentlich geladen waren, 7) gedörrter Lachs, 8) gedörrtes Renthierfleisch, 9) Confituren von Kräkebeeren, mit dem Magen vom Renthier.

Der Seehundfang bildet den Hauptinhalt ihrer oft Stunden lang dauernden Tischgespräche. Die Unterhaltungen und Erzählungen sind umständlich und ausführlich, aber lebhaft und unterhaltend. Sie beschreiben z. B. aufs genaueste Zeit und Ort, wo sie das Thier trafen, beschreiben jede ihrer eigenen und des Seehunds Bewegungen, zeigen mit der linken Hand alle Kreuz- und Quersprünge des Thieres und mit der Rechten alle Bewegungen ihres Kajaks und des Armes, wie sie das Geschoß ergriffen, wie sie ausgeholt, gezielt und geworfen haben: die Knaben sitzen aufmerksam und stumm dabei und antworten nicht eher als bis sie gefragt werden.

Sind Europäer in der Gesellschaft, so sprechen sie gern von der Beschaffenheit der fremden Länder und lassen sich alles durch Gleichnisse deutlich machen, z. B. die Stadt hat so viel Einwohner, daß so und so viel Walfische nöthig wären, um sie zu ernähren, man ißt aber keine Walfische sondern Brot, das aus der Erde wie Gras herauswächst, und das Fleisch der Thiere, die Hörner haben, man läßt sich auf dem Rücken großer Thiere forttragen u. s. w. Den Erzählungen und Lehren der Missionäre hören sie gern und aufmerksam zu, fassen sie leicht und unterscheiden sich auch darin von den Wilden des Südens.

Den gewöhnlichen einförmigen Lauf des Lebens unterbrechens sie durch mancherlei gesellige Vergnügungen, Tänze und Spiele.

Das Hauptfest — das nach den Berichten der Missionäre jedoch keine religiöse Bedeutung hat — wird zur Zeit der Sonnenwende gefeiert, am 22. Decbr., um die Freude über die Rückkehr der Sonne und des guten Fangwetters darzustellen.

Da ziehn sie in starken Gesellschaften zusammen, bewirthen einander und wenn sie so viel gegessen, daß sie platzen möchten, beginnen Gesang, Spiel und Tanz, den uns Crantz (I. 229.) folgendermaßen beschreibt:

„Ihr einziges musicalisches Instrument ist die Trommel, welche aus einem zwei Finger breiten Reif von Holz oder Walfischbein besteht und nur auf einer Seite mit einem dünnen Fell oder der Haut von der Walfischzunge überzogen, ein wenig oval, anderthalb Schuh breit und mit einem Schaft zur Handhabe versehen ist. Dieselbe nimmt der Grönländer in die linke Hand und schlägt mit einem Stöckchen

auf den untern Rand, hüpft bei jedem Schlag ein wenig in die Höhe, doch so, daß er allezeit auf einem Flecke bleibt, und macht mit dem Kopfe und dem ganzen Leibe allerlei wunderliche Bewegungen, und das alles nach dem Dreivierteltact, so daß auf jedes Viertel zwei Schläge kommen. Dazu singt er vom Seehundfang und dergl. Geschäften, rühmt der Vorfahren Thaten und bezeigt seine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuschauer sitzen nicht still dabei, sondern accompagniren einen jeden Vers seines Gesanges mit einem etliche Mal wiederholten amna ajah - ajah - ah, ah! so daß der erste Tact eine Quarte herunter gedehnt, der andere einen Ton höher angefangen, herunter gesungen und so immer wiederholt wird. Der Sänger singt bei jedem Auftritt vier Cantos, davon die ersten zwei gemeiniglich aus dem immer wiederholten amna, ajah, die andern aber aus einem Recitativ bestehen, da er im ersten Tact eine kurze Strophe, doch ohne Reime singt, die zusammen einen ganzen Gesang ausmachen, aber im andern Tact allemal mit dem amna ajah unterbrochen werden, z. B. Die Sonne kommt zu uns zurück, amna ajah - ajah - ah - hu! Den Affect weiß der Sänger mit besondern sanften oder eifrigen Wendungen der Trommel und Verdrehungen der Glieder, die man, weil er bis auf die Beinkleider nackt ist, bewundern muß, auszudrücken. Ein Auftritt währt nur eine Viertelstunde, und wenn einer müde und von dem beständigen Hüpfen und Verdrehen voll Schweiß ist, tritt der andere in den Kreis. So continuiren sie die ganze Nacht und nachdem sie am Tage ausgeschlafen und Abends ihren Bauch wieder angefüllt haben, etliche Nächte lang, bis sie nichts mehr zu essen haben oder so abgemattet sind, daß sie nicht mehr reden können. Wer die possierlichsten Verdrehungen der Glieder machen kann, der passirt für einen Meister-Sänger."

Vollkommen übereinstimmend ist das, was Capitän Beechey (R. I. 413 f.) von dem Tanze der Eskimo am Deas-Thomson Cap berichtet. „Ein alter Mann spannte eine Haut über ein Tamburingestell, gab, indem er mit einem Knochen darauf schlug, das Zeichen zum Tanze und dieser begann sogleich zu dem Gesange angna - aya, angna - aya, wobei das Tamburin, das nicht geschlagen, sondern gegen einen kurzen Stock geschwungen und gedreht wurde, den Tact angab. Der Musicant, welcher auch der Vortänzer war, sprang in den Kreis, nahm mit dem Körper verschiedene Stellungen an und machte, als er ganz erschöpft war, einem andern Platz, der später das Tamburin an einen Burschen abtrat, der durch seine Grimmassen und sein possierliches Benehmen allgemeines Lachen erregte. In seinen Gesang stimmten die jungen Frauen ein, welche bis dahin stumm und fast bewegungslos gewesen, nun aber so rüstig wie ihr Anführer tanzten, den Rumpf hin und her wendeten und sich mit den Kleidern heftig die Seiten rieben, was wahrscheinlich wegen einer spaßhaften Ideenverbindung den Eskimos sehr lustig schien." Auch weiterhin fand der-

selbe Reisende eine gleiche Lust am Tanze und Gesang, so daß selbst alte abgelebte Mütterchen durch die Schläge des Tamburin zu Gesang und munteren Wendungen und Drehungen angereizt wurden.

Den Tanz der Eskimo auf der Chamisso-Insel beschreibt Beechey (R. I. 449.) folgendermaßen. Nach dem Gastmahl versammelten sich die sämmtlichen Bewohner des Dorfes, besser gekleidet als bei unserem ersten Besuche, stellten sich vor uns in einem Halbcirkel auf und ließen uns einen ihrer Tänze sehen, der, da er das Beste in seiner Art war, was uns vorgekommen, näher beschrieben zu werden verdient. Die Männer bildeten vor uns auf dem Grase sitzend einen doppelten Kreis und die im Hintergrunde befindlichen Frauen und Kinder machten die Musicanten. Anfangs bestand die Musik in wenig mehr als in dem dumpfen Hersummen der Worte: Ungnā- yā, amnā-āyā, welche in keinem Eskimogesange fehlen dürfen. Der Vortänzer, ein äußerst robuster Mann, sprang in den Kreis und nahm mehrere Stellungen an, die sich eher für einen Boxer als für einen Tänzer geschickt hätten. Als seine Bewegungen heftiger wurden, kündigte er seine Begeisterung durch einen lauten Ruf ah ah an und trat zuletzt völlig erschöpft unter lautem Beifalljauchzen ab, um andern Tänzern Platz zu machen. Hierauf traten fünf jüngere Männer auf, die in Betracht ihrer schwerfälligen Kleidungsstücke recht behende Bewegungen ausführten. Zu ihnen gesellte sich ein für diesen Fall eigends angekleidetes Mädchen, welches indeß die Bewegungen der Männer nicht nachmachte, sondern nur die Arme hin- und herwiegte und den Leib von einer Seite zur andern bog. Das arme kleine Ding schämte sich so sehr, daß es beständig den Kopf senkte, die Augen nicht ein einziges Mal aufschlug und herzlich froh schien, als die Sache vorüber war, obgleich der ihr gezollte Beifall keineswegs gleichgültig von ihr aufgenommen wurde.

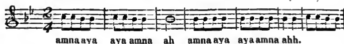
Die Bewegungen der männlichen Tänzer waren so heftig, daß sie von Zeit zu Zeit Athem schöpfen mußten und während dieser Zwischenperiode war die Musik gedämpft. Sobald die Tänzer aber wieder auftraten, wurde die Musik laut und lebhaft. Eine erwachsene Frau gesellte sich nun zu ihnen und schien der Preis zu seyn, welchen von mehreren jungen Männern jeder davon zu tragen suchte. Sie bemühten sich wiederholt sich bei ihr in Gunst zu setzen; aber sie blieb unerbittlich und winkte die Freier von sich hinweg; endlich sprang ein fast nackter alter Mann in den Kreis und begann unsittliche Gebärden zu machen, begab sich aber, da dieß unsern Beifall nicht fand, wieder hinweg und hiermit hatte die Lustbarkeit ihren höchsten Grad von Geräusch und Lebhaftigkeit und bald darauf ein Ende.
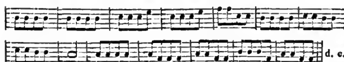
In diesem Tanze läßt sich durchaus keine Grazie wahrnehmen, er ist ganz so lärmend, heftig und barbarisch wie die Eskimo selbst. Die Tänzer trugen ihre besten Kleider und hatten außer ihrer gewöhnlichen Tracht eine Art Kragen von Hermelin- und Zobelfellen auf

den Schultern, und andere auf dem Kopfe ein Band, an welchem in Abständen von 2 Zoll Lederstreifen hingen, an deren Ende die Nägel von Seehunden befestigt waren. Nach dem Tanze beschenkte man die Gäste mit getrocknetem Lachs und gleich darauf begann der Tauschhandel.
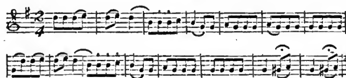
Denselben Amuaajahtanz beschreibt Capitän Lyon in Parrys 2. R. S. 291., wo, nachdem ein Tänzer ermüdet, sein Gehülfe seinen Kopf mit beiden Händen faßt und seine Nase auf der des Gehülfen tüchtig abreibt; man nennt die Ceremonie — der sich auch Lyon unterwerfen mußte — **Koonik**.

Die Melodien der Tänzer sind folgende:
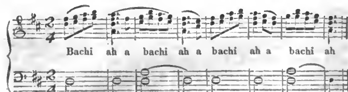




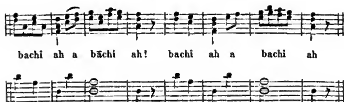
Zweiter Gesang.



Parry 2. voy. 542.

Der kamdschadalische Nationaltanz besteht in Nachahmung der Manieren und Bewegungen der Seehunde und Bären und geht von den sanftesten Bewegungen des Kopfes und der Schultern, bis zu den heftigsten mit Hüften und Knieen über: sie singen dazu und stampfen den Tact auf die Erde, oft mit kurz abgestoßenem ha ächzend. Das Hauptnationallied heißt **Bachia** und lautet folgendermaßen:





Langsdorf II. 261 f.

Das Ballspiel wird so vorgenommen, daß sie sich bei Mondschein in zwei Partheien theilen, deren eine der anderen den Ball zuwirft, dann wird auch der Ball mit dem Fuße nach einem gewissen Ziele geworfen. Demnächst haben sie auch mancherlei Leibesübungen, z. B. einer schlägt den andern in den Rücken und wer es am längsten aushält ist Meister. Dieser macht sich groß damit und fordert einen andern heraus, bis er es auch müde ist. Sie setzen sich nieder mit ineinander geschlungenen Beinen und Armen, oder sie stehen und schlagen die Finger ineinander und wer den andern überziehen kann, der gilt als dessen Herr. Auch befestigen sie im Hause an einem Balken einen Riemen, hängen sich mit dem Fuß und Arm daran und machen allerlei geschickte Wendungen und Schwenkungen.

Ein anderes Spiel ist unter jungen Leuten gewöhnlich. Sie drehen ein Hölzchen mit einem Stift in der Weise eines Kreisels herum und gegen welchen der Stift weiset, der hat das, was aufs Spiel gesetzt ist, gewonnen.

Capitän Lyon fand bei den von ihm besuchten Eskimos folgendes schmutzige Spiel: die jungen Leute stecken eine Sehne ins Nasenloch und bringen sie zum Munde wieder heraus. Auch dient ihnen die Verfolgung der Läuse als erfreuliche Unterhaltung (Parry 2. voy. 293.).

Die Tänze der grönländischen kleinen Mädchen sind wie die unsrigen; die Kinder fassen sich bei den Händen, schließen einen Kreis und tanzen singend und hüpfend den Ringelreihen.

Auch bei den älteren Personen ist der Tanz ein beliebtes Vergnügen, das jedoch zuweilen zu einem ganz besonderen, gewissermaßen gerichtlichen Zwecke benutzt wird und die Stelle des Zweikampfes vertreten muß. Wenn sich ein Grönländer nämlich von einem anderen beleidigt glaubt, so zeigt er darüber keinen Verdruß und Zorn oder Rachsucht, sondern er verfertigt einen satyrischen Gesang, den er in Gegenwart seiner Hausgenossen und namentlich der Frauenzimmer so lange singend und tanzend wiederholt, bis sie ihn allesammt auswendig können. Alsdann läßt er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er auf seinen Widersacher singen will. Dieser findet sich an

dem bestimmten Orte ein, stellt sich in den Kreis und der Kläger singt ihm tanzend nach der Trommel, indem seine Begleiter das amna ajah fleißig wiederholen und jeden Satz mitsingen, so viel spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuschauer etwas zu lachen haben. Wenn er ausgesungen hat, tritt der Beklagte hervor und beantwortet unter Beistimmung seiner Leute die Beschuldigungen auf dieselbe lächerliche Weise. Darauf erhebt der Kläger seine Stimme, und so wechseln sie gegenseitig miteinander, bis die Anwesenden einen derselben für den Sieger erklären, der dann in großem Ansehen steht. Bei diesem Streite wird die Wahrheit gar deutlich und derb gesagt, eine Grobheit oder Unanständigkeit wird dabei jedoch nicht gestattet, dadurch aber manche Gewaltthat, manche grobe Beleidigung verhindert. Nach beendigtem Streite sind die Partheien die besten Freunde. Parry (2. voy. 538.) beschreibt die Unterhaltungen der Eskimos, welche namentlich die Weiber vornehmen, wenn die Männer abwesend sind. Sie lösen ihr Haar auf, glätten es und binden die Enden zusammen, die Frau tritt dann in die Mitte der Hütte, zieht die Lippen in den Mund, verdrehet und schließet die Augen und verrenkt den Nacken und macht grausenhafte Fratzen und Verrenkungen. Eine andere Vorstellung bestand darin, daß eine Frau die Augen auf einen Punct richtete und die Worte wiederholte: tabāk - tabāk keibo - keibō kebāng enn to eek, kebangenutock, amātamā amatamū. Man ahmt dabei die Bauchrednerei nach. Nach dem letzten amatama bewegte Iligiuk ihren Finger gegen ihren Körper und sprach angetkoot, einige Secunden eine ganz ernsthafte Haltung annehmend, dann brach sie in ein Gelächter aus, worein die übrigen einstimmten. Auch ahmten die Weiber einen unnatürlichen Kehllaut nach, das Wort ikkeree wiederholend und auf einen Punct starrend. Dann stellten sich zwei Frauen einander gegenüber und sprachen so schnell und treffend zusammen, daß der Ton aus einer Gurgel zu kommen schien. Ein drittes Spiel besteht darin, daß zwei Frauen sich einander gegenüber stellen und wechselsweise auf die Kniee fallen. Endlich stellte sich die eine hin, ließ ihre Arme hängen, bewegte den Körper vorwärts, schüttelte sich und ließ einen wilden Ton hören. Ein anderes Spiel von zehn bis zwölf im Kreise stehenden Frauen glich unserer Blindekuh, wobei aber ebenfalls mancherlei Verdrehungen vorkamen. — In dieser Weise sind auch die andern von Parry beobachteten Spiele, zu denen noch kommt, daß zwei eine Leine halten und drehen und ein drittes darüber springt. Uebrigens singen sie viel und gern, die Frauenstimmen sind sanft und wenn sie mit Männern singen eine Octave höher. — In ihren Gesängen ist freilich keine Melodie.

Bei den Tschuktschen fand Otto von Kotzebue (R. I.) einen seltsamen Tanz als Begrüßungsceremonie. Die Tschucktschen hatten ihre europäischen Freunde am Ufer freundlich empfangen und nöthigten sie, auf Thierfellen ihren aus Land gezogenen Baidaren gegenüber

Platz zu nehmen. Das Fest begann mit einem Solotanz: ein altes, schmutziges, furchtbar häßliches Weib trat hervor, machte die sonderbarsten und gewiß sehr ermüdende Bewegungen mit dem ganzen Körper, wobei sie aber nicht von der Stelle rückte; sie verdrehte die Augen und hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit im Gesichterschneiden, welche alle Zuschauer zum Lachen brachte. Die Musik bestand aus einem Tamburin und mehrstimmigen Gesange, der aber für ein europäisches Ohr gar zu wenig Reiz hatte. Hierauf folgten noch Männer und Weiber, die sich einzeln sehen ließen, aber keines erreichte die hohe Kunst der Alten. Das Ende des Balls ward durch einen besonderen Tanz ausgezeichnet; zwölf Weiber nämlich setzten sich dicht nebeneinander in einen Halbkreis, wobei sie sich die Rücken zukehrten; die ganze Gruppe sang und suchte durch die Bewegungen der Hände und des Körpers den Inhalt der Lieder auszudrücken.

Denkmäler einer andern Lustbarkeit fand Parry (2. voy. 362.) bei den Eskimos; es waren ovale Wälle aus losen Steinen zu 5 F. Höhe, von 41 — 27 F. Länge, von 33 — 18 F. Breite, an der Längenseite mit einem kleinen Vorhof versehen. Die Eskimo erklärten, daß man in diesem Walle ein Fest feiere, wenn ein Walfisch erlegt worden. Man bringt ihn in den Kreis, wo ihn einige der Männer zerlegen, während die andern Männer außerhalb desselben bleiben, die Weiber aber innerhalb im Kreise stehen und singen und tanzen. Parry fand fünfzehn solcher Steinwälle und vernahm von den Eskimos, daß jeder seinen Eigenthümer habe.

So gestaltet sich im Norden das gesellige Leben, das wir weiter unten von einer andern Seite, in Bezug auf Rechtsverhältnisse kennen lernen werden. Das Leben der Nordländer fließt unter diesen Begebnissen einfach hin. Zu den Unterbrechungen gehören auch die

Krankheiten,

die in diesem Clima bei weitem häufiger und anhaltender, wenn auch nicht so schnell tödtend sind, als bei den südlichern Nationen.

Sie leiden namentlich an Augenkrankheiten. Franklin fand (2. Reise S. 136.) die älteren Personen meist mit schwärenden Augen, und zwei oder drei alte Eskimos ganz blind. Aehnliches bemerkte Cook bei den Tschuktschen (3. R. 156.) und Cranz (I. 297.) von den Grönländern, bei denen im Frühjahr, Mai und Juni von den scharfen Winden, dem Blenden der Sonne und des Eises die Augen oft roth und triefend werden; dagegen suchen sich Grönländer und Eskimos durch einen eigenen Schirm zu schützen, den erstere aus Holz, letztere aus Fellen arbeiten. Der Reif ist drei Finger breit, oft zierlich geschnitzt und mit Bein ausgelegt. Hie und da sind schmale Löcher eingeschnitten, durch welche sie hindurchsehen. Die Augenkrankheiten suchen die Grönländer dadurch zu heben, daß sie über dem Auge an

der Stirne ein Loch schneiden, um der Schärfe einen Ausgang zu eröffnen. Bildet sich eine Haut über dem Auge, so zieht eine Frau dasselbe mit einer Nadel, oder schneidet es mit dem Messer so geschickt ab, daß es fast nie mißlingt. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern nehmen sie fleißig Schnupftabak.

Sie leiden oft am Nasenbluten; dagegen lassen sie sich am Nacken ansaugen, oder binden den Goldfinger an beiden Händen fest einwärts, nehmen ein Stück Eis in den Mund oder schlürfen Seewasser in die Nase.

Kopf- und Zahnschmerzen, Schwindel und Ohnmachten, Schlag- und Stickfluß kommen häufig bei ihnen vor. Fallende Sucht, Mond- und Wassersucht, Wahnsinn und Raserei und der Krebs am Mund sind seltener und werden für unheilbar gehalten. Wider den Scorbut wenden sie mancherlei Kräuter und Wurzeln, namentlich aber das Löffelkraut an. Von Fiebern wissen sie wenig. Wohl aber kommt oft Diarrhoe, Ruhr, Brustentzündung vor, wogegen sie mit einem heißgemachten Asbest auf die schmerzhafte Stelle stoßen. Gegen Blutspeien essen sie schwarzes, an den Felsen wachsendes Moos. Beulen öffnen sie und bedecken sie dann mit einem Deckel von Stroh oder dünnem Holz. Hautausschläge werden mit Habichtfedern abgekratzt. Aderlaß ist bekannt und wird geschickt geübt. Frische Wunden werden ins Uringefäß gesteckt um das Blut zu stillen, dann legen sie Fasern von ausgedrücktem Speck oder im Thran gebranntes Moos darauf und binden alles mit einem Riemen zu. Große Wunden werden zugenäht.

Beim Arm- und Beinbruch wird das Glied durch Ziehen wiederum eingerichtet, dann aber mit starkem Sohlenleder fest zusammengebunden. Die Heilung erfolgt gemeiniglich schnell und sicher. Den Kranken wird wenig Pflege gewidmet, und Niemand gestattet gern, daß ein Kranker aus seinem Trinkgeschirr trinke. Parry (2. voy. 406.) fand, daß man eine Kranke ganz allein und hülflos in einer Schneehütte hatte liegen lassen. Er schildert den schauderhaften Zustand, worin er die unglückliche Kaga fand*).

Auf Erhaltung ihrer Gesundheit verwenden sie gar keine Sorgfalt. Im Winter kommt ein Mann so durchfroren in das warme Haus, daß er an Gesicht und Händen keine Empfindung hat. Wenn sie in der Hütte schwitzen, laufen sie nackt hinaus in die Kälte. Haben sie nichts, so hungern sie zwei bis drei Tage, wenn sie aber etwas bekommen, so ist des Essens kein Ende. Wenn sie warm und durstig sind, so wird Eis ins Wasser gelegt und dasselbe in der Hitze in großer Masse heruntergestürzt. Durch solche wiederholte, plötzliche Veränderungen verderben sie sich. Die meisten sterben am Ende der harten Winter, namentlich wenn sie wenig Nahrung gehabt haben. Sie

*) Interessante Bemerkungen über die Krankheiten von Mr. Edwards bei Parry 2. voy. S. 543 ff.

sind nicht leicht zum Schwitzen zu bewegen, sondern suchen die innerliche Hitze durch eiskaltes Wasser zu dämpfen.

Bei den Eskimo auf der Chamissoinsel fand Beechey (R. I. 457.) einen Mann, der so verkrüppelt war, daß er auf allen Vieren ging — er mochte wohl auf der Jagd verunglückt seyn; wie man auch an mehreren andern Personen tiefe Narben bemerkte, die durch die Walrosse entstanden waren.

Die Kamdschadalen, unter denen Steller achtzigjährige fand, kennen auch keine Sorgfalt für Erhaltung der Gesundheit, das ausgenommen, daß sie die Füße wohl verwahren und keine Nässe daran leiden können. Den Kopf bedecken sie niemals. Die überflüssige Wollust, die sie früh beginnen, dann die Hast, mit der sie ihre Geschäfte verrichten, so wie die Gefahr auf der See, auf Jagdzügen, bringt einen großen Theil in der Blüthe der Jahre ums Leben. Die Alten löschen frisch und gesund aus wie ein Licht (Steller 303.). Derselbe fand bei den Kamdschadalen viele Krüppel, was daher kommt, daß die Kinder in der Jugend wie die Katzen an den Leitern und Balangalen herumkriechen, Hals und Beine brechen und lahm und bucklicht werden. Sonst haben sie gesunde Brust. Zum Schweiß sind sie weniger geneigt als die Grönländer, obschon sie tüchtige Läufer und gewaltige Wassertrinker sind.

Die Todtenbestattung.

Sobald ein Grönländer mit dem Tode ringt, zieht man ihm seine beßten Kleider an und biegt ihm die Füße unter die Lenden, damit das Grab desto kürzer gemacht werden könne, wie Crantz bemerkt (I. 300.). Sobald er todt ist, werfen sie seine Sachen hinaus, damit sie dadurch nicht verunreinigt und unglücklich werden. Alle Leute im Hause müssen auch ihre Sachen hinausthun bis auf den Abend, damit der Todtengeruch hinausziehe. Alsdann klagen sie in der Stille eine kleine Stunde lang. Darauf machen sie Anstalt zum Begräbniß. Die Leiche wird nicht durch den Eingang des Hauses, sondern durchs Fenster hinausgeschafft, im Sommerzelt wird ein Fell losgemacht und der Todte so hinten heraus gebracht. Hinterdrein schwenkt eine Frau einen angezündeten Span hin und her und spricht: hier ist nichts mehr zu bekommen. Das Grab macht man gern an einem abgelegenen Orte auf einer Anhöhe von Steinen, unten darein wird Moos gelegt und ein Fell darüber gebreitet. Der nächste Anverwandte bringt den Todten in sein beßtes Seehund- oder Rennthierfell eingewickelt und eingenäht auf dem Rücken getragen, auch wohl hinter sich auf dem Boden geschleppt, legt ihn ins Grab, deckt ein Fell, auch etwas Rasen darüber und legt große breite Steine darauf, so daß die Füchse und Vögel nicht dazu kommen können. Neben das Grab legen sie des Verstorbenen Kajak, Pfeile und täglich gebrauchtes Werkzeug, bei den Wei-

dern Messer und Nähzeug, damit sie sich dadurch nicht verunreinigen oder durch dessen Anblick nicht zu gar großer Betrübniß gereizt werden: „denn dieß bekommt der abgeschiedenen Seele nicht allzuwohl." Viele stehen auch in den Gedanken, daß sie sich ihres Werkzeuges in der andern Welt zu ihrer Nahrung bedienen werden. Und solche Leute legen zu eines Kindes Grabe einen Hundskopf, damit die Seele des Hundes, die überall sich zu Hause findet, dem unmündigen Kinde den Weg zum Lande der Seelen weise*). Seitdem aber die Wilden gesehen (fährt Crantz fort I. 301.), daß die Getauften solche beim Grabe niedergelegte Sachen wegnehmen und ohne sich dadurch der Rache der Gespenster bloß zu stellen brauchen, so kommt diese Mitgabe ziemlich ab. Doch brauchen sie dergleichen Sachen nicht.

Wer einen Todten anrührt, besonders wer ihn zu Grabe trägt, ist etliche Tage unrein und muß sich gewisser Arbeiten und Speisen enthalten, was auch sämmtliche Verwandte und Hausgenossen beobachten, damit sie sich selbst nicht unglücklich machen und die abgeschiedene Seele nicht beunruhigen.

Ein kleines, säugendes Kind, das noch keine feste Speise genießen kann und Niemand hat, der es pflegt, wird mit der Mutter zugleich, oder doch, wenn der Vater gar keinen Rath mehr weiß und den Jammer des Kindes nicht mehr ansehen kann, kurze Zeit nachher lebendig begraben**). Der Schmerz des Vaters ist dabei freilich, zumal wenn es ein Sohn ist, unaussprechlich.

Manche alte kranke Wittwen, die keine ansehnlichen reichen Verwandten haben, von denen sie ohne Mühe ernährt werden können, werden ebenfalls lebendig begraben; die Kinder halten das nicht für eine Grausamkeit, sondern für eine Wohlthat, wodurch sie, gleich den Nordamericanern (s. o. S. 102.), der Alten die Schmerzen eines langen Krankenlagers, sich selbst aber Mitleid, Kummer und Sorge ersparen. Man hat Beispiele, daß sie alte Personen auf eine Insel ausgesetzt und dem Hungertodte preis gegeben haben. Wer gar keine Freunde hat, bleibt unbegraben liegen.

Nach dem Begräbniß begeben sich die Begleiter ins Sterbehaus, setzen sich still nieder, stützen die Arme auf die Knie und legen den Kopf zwischen die Hände. Die Weiber legen sich auf die Pritsche aufs Angesicht und alle schluchzen und weinen in der Stille. Der Vater, Sohn oder nächste Verwandte hält dann eine Klagerede, darinnen alle guten Eigenschaften des Verstorbenen berührt werden, und diese wird von allen bei jedem Absatz mit lautem Geheul begleitet.

*) Vergl. damit Scoresby Reise S. 237.

**) Was auch bei den Eskimos vorkommt, Parry 2. voy. 393. Da jede Mutter ihre Milch als das Eigenthum ihrer Nachkommenschaft betrachtet und die Brust keinem fremden Kinde reicht.

Als Probe einer solchen Klagerede diene die eines Vaters über seinen Sohn.

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz ansehen soll, der nun leer ist! deine Mutter bemüht sich vergebens, dir die Kleider zu trocknen. Siehe, meine Freude ist ins Finstere gegangen und in den Berg verkrochen. Ehedem ging ich des Abends aus und freute mich; ich strecke meine Augen aus und warte auf dein Kommen. Siehe, du kamst, du kamst muthig angerudert mit Jungen und Alten. Du kamst nie leer von der See, dein Kajak war stets mit Seehunden und mit Vögeln beladen. Deine Mutter machte Licht und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hattest, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück. Du sahest der Schaluppe rothen Wimpel von Weitem und riefest, da kommt Lars (der Kaufmann). Du liefst an den Strand und hieltest der Schaluppe Vorder-Staven. Dann brachtest du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abflenzte, und dafür bekamst du Hemden und Pfeileisen. Aber das ist nun aus. Wenn ich an dich denke, so brauset mein Eingeweide. Ach daß ich weinen könnte wie ihr andern! so könnte ich doch meinen Schmerz lindern. Was soll ich mir wünschen? der Tod ist mir nun annehmlich worden. Doch wer soll meine Frau und übrigen kleinen Kinder versorgen? Ich will noch eine Zeit lang leben, aber meine Freude soll in beständiger Enthaltung von allem, was den Menschen angenehm ist, bestehen u. s. w."

Nach dieser Leichenrede fahren die Weiber mit Klagen und Heulen fort, alle in einem Tone, als ob man eine Quinte herunterwärts durch alle halben Töne tremulirend spielte. Dann und wann halten sie ein wenig inne, und dann sagt die eigentliche Leidträgerin etliche Worte dazwischen. Die Männer dagegen schluchzen nur. Darauf werden alle Eßwaaren, die der Verstorbene hinterlassen hat, auf den Boden gelegt und von den leidtragenden Gästen verzehrt. So lange noch etwas übrig ist, fahren sie in ihrem Besuche fort, was oft 8—14 Tage währt. Wenn die Wittwe ausgeht ihre Nahrung zu suchen, muß sie alte zerrissene, beschmierte Kleider anhaben, sich nie waschen, die Haare abschneiden, oder doch unaufgebunden tragen und unter freiem Himmel allezeit eine besondere Trauerkappe auf dem Kopfe haben. Die Männer zeigen ihre Trauer nicht durch eine besondere Tracht, außer daß sich manche zum Zeichen eines tieffressenden Schmerzes selbst verwunden. Wer zum Besuch kommt, den empfängt die Frau mit den Worten: „den ihr sucht, den findet ihr nicht, ihr kommt hinterdrein." Und darauf beginnt das Heulen abermals. Eine solche halbstündige Klage setzen sie alle Tage eine Woche lang und selbst bis zu einem vollen Jahre fort, je nachdem der Verstorbene jung oder alt oder unentbehrlich gewesen. Sie besuchen ferner das Grab, legen sich darüber und die umstehenden Weiber kommen herbei und helfen ihnen heulen. Ist der Hausvater gestorben, so suchen die beileidbringenden

Gäste bei jedem Besuch etwas heimlich oder öffentlich mit hinwegzunehmen, so lange die Wittwe noch nicht ausgeht, wenn die nächsten Verwandten nämlich nicht stark genug sind, dieß abzuwehren; dadurch wird manche arme Wittwe zuweilen so entblößt, daß sie nach einiger Zeit mit ihren Kindern verhungern oder erfrieren muß*).

Soweit Crantz über die Bestattung der Todten bei den Grönländern, die uns das vollständigste Bild von diesen Gebräuchen bei den nordpolarischen Völkerschaften giebt und womit die Nachrichten der Reisenden von den andern verwandten Stämmen im Wesentlichen übereinstimmen.

So fand Richardson (Franklin 2. Reise S. 211.) die Eskimogräber auf der heiligen Insel in ähnlicher Weise; die Todten waren in Felle gewickelt, locker mit Treibholz bedeckt, mit den Köpfen nach Westen gerichtet; in der Nähe der Gebeine waren Canots, Fischernetze und andere Geräthschaften hingelegt. Capitän Beechey (II. 41.) fand Aehnliches am Cap Espenburg. Auf der Spitze der Sandberge am Cap waren eine Menge Stangen aufgerichtet, Ueberreste verlassener Hütten; in der Nähe derselben fand er Hütten und Plätze, wo Leichen beigesetzt waren; die Leiche, mit dem Kopfe nach Westen gerichtet und in doppelter Kleidung, lag in einem Sarge aus lockern Bretern, die auf einer Platform von Treibholz standen und mit einem Bret und mehreren Sparren bedeckt waren, welche durch schräg in den Boden getriebene Stangen, deren Spitzen sich oben kreuzten an Ort und Stelle fest gehalten wurden. Die Skelette lagen theilweise zu Tage. Eben so war es weiter westlich an der Hothameinfahrt (Beechey II. 47.). Einige der Leichen waren auf eine etwa 2½ Fuß über den Boden sich erhebende Platform von Treibholz mit dem Kopfe gegen Westen gelegt und über dieselben erhob sich ein doppeltes Zelt von Treibholz; das Innere war aus Sparren von etwa 7 Fuß Länge errichtet und die des äußeren hatten oft die dreifache Länge. Sie waren dicht aneinander gelegt, so daß wahrscheinlich Anfangs weder Wölfe noch Füchse dazu kommen konnten, endlich aber zusammengestürzt, so daß sämmtliche Leichen und selbst die über dieselben gelegten Häute von jenen Raubthieren angefressen waren. In diesen Leichengezelten befanden sich weder Särge noch Breter wie auf dem Cap Espenburg. Die Körper waren mit einem von Eidergänsehäuten gemachten Kittel versehen, über welchem sich einer von Renthierhaut befand und mit einer solchen Walroßhaut bedeckt, wie sich die Eingeborenen zum Ueberziehen der Baidaren bedienen. Neben den Leichen lagen und über denselben hingen verschiedene Geräthschaften, z. B. hölzerne Tröge, Ruder, ein Tamburin u. s. w. Aehnliche Beobachtungen machte Capitän Roß (III. 12.); doch fand er keine be-

*) Dieselbe Sitte fand Parry (2. voy. 400.) bei den Eskimos, die einer verwaiseten Familie nur eine Lampe und einen Kochtopf gelassen hatten.

sonderen Ceremonien, die Klagen waren sehr heftig, dauerten aber nicht lange und gingen in Aerger gegen die englischen Gäste über. Die Leiche des alten Eskimo Illictu wurde lange Zeit in der Hütte gelassen wo er starb und seine irdischen Ueberreste würden von Füchsen und Bären aufgezehrt worden seyn, hätten nicht die Engländer den Leichnam bestattet. Ein Einschnitt, der sich in seinem Unterleibe vorfand, war unstreitig nach seinem Tode gemacht worden, die Ursache davon konnte Roß nicht erfahren. Parry (2. voy. 393.) bemerkte, daß der Mann des auf einem Schiffe gestorbenen Eskimoweibes ihr nach dem Tode die Nase mit Hirschhaar verstopfte und sie dann sorgfältig ankleidete, wie im Leben, dabei aber seine Handschuh anzog; die Todte wurde begraben und über dem Grabe Steine aufgehäuft. Ein Kind begrub man nur in den Schnee, da man fürchtete, seine kurz vorher verstorbene Mutter werde im Grabe schreien, wenn ihr Kind von den Steinen gedrückt werde. Der Mann und Vater trauerte bei Tage, dann war alles vorüber. Am dritten Tage ging er zum Grabe, und da er im Schnee keine Fährte fand, sprach er: keine Wölfe, keine Hunde, keine Füchse, dank euch, dank euch. Dann sprach er zur Frau im Grabe, rief sie zweimal beim Namen und erzählte ihr dann, woher der Wind bließ. Darauf ging er mit ununterbrochenem, monotonen Gesang in der Richtung der Sonne 4—5 Mal rund ums Grab. Von dem Gesange konnte Lyon nur die Worte Dank, Kablunät (Europäer) und die Namen der Familiengeister bemerken. Nachdem der Gesang beendet, rief der Eskimo tugwa, s' ist genug, und ging heim (Parry 2. voy. 550.).

Bei den Einwohnern von Unalaschka bemerkte Cook (3. R. S. 186.) den Gebrauch, die Todten auf den Gipfeln der Berge zu begraben und kleine Erdhügel auf dem Grabe aufzuschütten, auf welche überdem noch Steine gelegt werden. Jeder Vorübergehende warf einen Stein auf den Hügel, wodurch die Stätte für die Zukunft erhalten wird.

Die Samojeden (Georgi Beschr. der Nationen des russischen Reiches S. 284.) begraben ihre Todten an dem Orte, wo sie sterben. Sie ziehen der Leiche die beßten Kleider an, wickeln sie in eine Rennthierhaut, tragen sie nicht aus der Thür der Jurte, sondern aus einer Seitenöffnung und verscharren sie in sehr flachen Gräbern, deren Verfertigung ihnen bei dem Mangel an Geräthschaften in dem gefrornen felsigen Boden nicht wenig Mühe macht; daher werden sie im Winter oft nur im Schnee verscharrt und im Sommer erst die eigentliche Bestattung vorgenommen, wenn Füchse und andere Raubthiere ihnen nicht zuvorkommen. Im Grabe stürzen sie einen Kessel über den Kopf des Todten und legen auch andern Hausrath, besonders aber Bogen und Pfeil mit ins Grab. Nach der Beerdigung besänftigt ein Zauberer den Geist des Verstorbenen, damit er die Lebenden nicht beunruhige, ihnen ihre beßten Jagden entziehe u. s. w.

Zum Beschluß folgt ein Leichenessen; ein Renthier wird am Grabe geschlachtet und auf der Stelle verzehrt. Dieß wiederholen reiche Leute mehrmals. Den Namen eines Verstorbenen aussprechen, heißt ihn beunruhigen, daher sie mit vielen Umschweifen von dem Todten reden und sein Andenken gar bald erlöschen lassen.

Man hat den Polarmenschen vorgeworfen, daß die wahre Trauer um den Todten gar bald nach Beendigung der Trauerceremonien erlösche; im Allgemeinen mag dieß wohl mehr wahr scheinen, als es wirklich der Fall ist. Schon die Sprache legt dem Verständniß des Ausdruckes ihrer Gefühle ein großes Hinderniß in den Weg, dann aber kommt dazu, daß bei einer Lebensart wie die der Polarnationen, die eine ununterbrochene Kette von mühseligen Arbeiten, von Erschöpfung, von übermäßigem Genuß und bitterem Mangel ist, sich der Ausdruck des Schmerzes nicht immer, wenn er auch vorhanden, darstellen kann. Parry wenigstens erzählt an mehreren Orten seiner 2. Reise, daß die Eskimos beim Anblick von Dingen, die an den Todten erinnerten, vom Schmerze überfallen in Thränen und Klagen ausbrachen (S. 438.). Toolemaks Frau z. B. kam an die Stelle, wo ihre Sommerhütte gestanden und kniete auf den Steinhaufen, wo die Lagerstätte ihres verstorbenen adoptirten Sohnes Noogloo gestanden hatte. Parry versichert, daß ihre Klage ganz ungeheuchelt war, während ihr Mann in der Stille Thränen vergoß.

Die Wohnung

des Nordländers ist ganz anderer Art, als die des Südländers. Der Waldmensch von Brasilien bedarf nur eines Daches zu Abhaltung der Sonnenstrahlen und des Platzregens, und wie er ohne Kleidung, so ist er auch ohne Wohnung — die Wohnung ist ja überall eigentlich nur eine erweiterte, ausgedehnte Kleidung oder eine Verstärkung und Fortsetzung derselben. So wie nun der Norden überhaupt die Heimath der Sorge, der Vorsicht, der Bedachtsamkeit, so ist er auch die Heimath der Wohnung, der Kleidung. Hier wird der Mensch von der Natur selbst angeleitet, wie er die Kälte von sich abwehre; die haarigen Flechten und Moose, die dichten Felle der Robben, Füchse, Wölfe, Bären, Hunde, die wärmenden Federn der Eidergänse, die sämmtlich in großer Anzahl vorhanden sind, bieten dem Menschen das schönste, zweckmäßigste Material zur Kleidung. Für die Wohnung mußte er sich anderen Stoff suchen; während der Südländer im Urwalde, in Felsenklüften einen von der Natur dargebotenen Zufluchtsort findet. Die Nordpolarlande entbehren der Wälder und die Kälte läßt ihnen in den Felsen keine Ruhe finden, sie müssen sich daher selbst Hütten bauen, deren Beschaffenheit je nach der Jahreszeit sich richtet und die bald aufgebaut und wieder abgebrochen ist.

Wir betrachten zuerst die Winterwohnungen der Grönländer*).

Die Winterhütten sind zwei Klaftern breit und, nachdem viele oder wenige beisammen wohnen, 4 — 12 Klafter lang und so hoch, daß man eben aufrecht darinnen stehen kann. Sie sind an einem erhabenen Ort angelegt, am liebsten auf einem steilen Felsen, damit das zerschmolzene Schneewasser desto besser ablaufen kann. Sie legen große Steine aufeinander eine Klafter breit und dazwischen Erde und Rasen. Auf diese Mauer legen sie nach der Länge des Hauses einen Balken, und wenn derselbe nicht zulangt, binden sie 2—4 mit Riemen zusammen und stützen ihn mit Pfosten. Darüber legen sie Querbalken und dazwischen kleines Holz, bedecken dieses erst mit Haidekraut, dann mit Rasen und schütten oben darauf feine Erde. So lange es friert, hält das Dach; im Sommer aber fällt es durch den Regen meistens ein und muß nebst der Mauer im Herbste reparirt werden. Sie bauen nie weit vom Wasser, weil sie von der See leben müssen, der Eingang ist gegen die Seeseite. Das Haus hat weder Schornstein noch Thüre. Beider Stelle vertritt in der Mitte des Hauses ein von Stein und Erde 2—3 Klaftern lang gewölbter Gang, so daß man besonders vorn und hinten, wo man hineinsteigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen muß. Dieser lange Gang hält Wind und Kälte trefflich ab, und durch denselben zieht auch die dicke Luft und der Lampendampf heraus. Die Wände sind inwendig mit abgenutzten Zelt- und Bootfellen behangen und mit Nägeln von den Rippen der Seehunde befestigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten; damit ist auch von außen das Dach bedeckt**).

Von der Mitte des Hauses bis an die Wand ist der Länge nach eine halbe Elle über dem Boden eine Pritsche von Bretern, die mit Fellen bedeckt wird. Diese ist durch die Pfosten, welche das Dach stützen, und durch Felle, die bis an die Wand gespannt sind, wie etwa die Abtheilungen eines Pferdestalles in mehrere Gemächer gesondert. Eine jede Familie, deren an 4—10 in einem Hause nebeneinander wohnen, besitzt solch einen Stall. Sie schlafen auf Pelzwerk auf der Pritsche, wo sie auch den ganzen Tag sitzen, der Mann mit herunterhängenden, die Frau mit untergeschlagnen Beinen. Die Frau kocht und näht, der Mann schnitzt an seinem Werkzeug. An der andern Länge des Hauses, wo der Eingang ist, sind etliche viereckige Fenster, eine Elle groß von Seehunddärmen und Hellflindermagen so sauber und dicht genäht, daß kein Wind und Schnee, hingegen das Tageslicht ziemlich gut durchdringen kann. Unter den Fenstern steht, so lang das Haus ist, inwendig eine Bank, worauf die Fremden sitzen und schlafen.

*) Dazu Taf. XIX. nach Cranz.

**) Aehnliche Hütten aus Steinen und Torf fand auch Parry bei den Eskimos, nur daß die hölzerne Pritsche darin durch ein Steinbett ersetzt war (2. voy. 280.).

An jedem Pfosten ist eine Feuerstätte. Sie legen einen Klotz von Holz auf den Boden, der mit flachen Steinen bedeckt ist. Auf demselben steht ein niedriger, dreifüßiger Schemel und darauf die von Weichstein einen Schuh lang ausgehauene, fast wie ein halber Mond gestaltete Lampe, darunter aber ein ovales hölzernes Geschirr, um den überlaufenden Thran aufzuhalten. In diese mit Seehundspeck oder Thran gefüllte Lampe legen sie an die gerade Seite etwas klein geriebenes Moos an Statt des Dochtes, welches so hell brennt, daß von so vielen Lampen das Haus nicht nur genugsam erleuchtet, sondern auch erwärmt wird. Ueber einer solchen Lampe hängt an vier Schnuren am Dach ein aus Weichstein gehauener Kessel, der ½ Elle lang, ¼ Elle breit wie eine längliche Schachtel gestaltet ist. Darinnen werden alle Speisen gekocht und über demselben ist ein aus hölzernen Stäben gefertigter Rost angebracht, auf welchen sie ihre nassen Kleider und Stiefeln zum Trocknen legen.

Da so viele Feuerstellen als Familien in einem Hause sind und auf einer jeden oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennt, so sind ihre Häuser mehr und anhaltender warm und doch nicht so heiß als unsere Stuben. Dabei ist kein merklicher Dampf, noch weniger Rauch zu spüren. Vor Feuersnoth sind sie völlig sicher. Der Geruch so vieler Thranlampen, über denen noch dazu so vieles und halb verfaultes Fleisch gekocht wird, nebst den im Hause stehenden Uringefäßen, in welche die zum Gerben bestimmten Felle getaucht werden, ist freilich einer ungewohnten Nase auffallend, doch nicht unerträglich.

Außer dem Hause haben die Grönländer ihre kleinen Vorrathshäuser aus Stein wie ein Backofen gebaut, in welchen sie Fleisch, Speck und gedörrte Heringe aufbewahren. Was sie den Winter über fangen, das wird unter dem Schnee vergraben und der Thran in Mägen oder Schläuchen von Seehundsfellen aufgehoben. Daneben legen sie die Fahrzeuge umgestürzt auf erhabene Pfähle und darunter wird das Jagdgeräthe und Fellwerk aufgehängt.

In diesen Häusern wohnen die Grönländer vom October an bis im Frühjahre der Schnee schmilzt und das Dach durchzuweichen droht. Dann ziehen sie mit großer Freude aus und wohnen den Sommer über in Zelten gleich den Tschuktschen und den von uns bereits betrachteten americanischen Jägervölkerschaften. Zu diesen Zelten legen sie den Grund mit kleinen platten Steinen, in Form eines langen Viereckes und stellen 10—40 Stangen dazwischen, die alle nach einer Seite hin auf einem mannshohen Gestelle oder Thürpfosten aufliegen und in einer Spitze zusammenlaufen. Dieses Gestelle wird mit doppelten Seehundsfellen bedeckt und wer reich genug ist, legt darunter Renthierfelle, das Rauche einwärts gekehrt. Der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Steinen beschwert und mit Moos verstopft, damit der Wind nicht eindringe und das Zelt aufhebe. Vor den Eingang wird ein Vorhang gehängt, der aus den zartesten See-

hundsdärmen recht sauber zusammen genäht und mit einem Rande von rothem oder blauem Tuch und weißem Bande verbrämt ist. Er hält die kalte Luft ab und läßt das Licht doch durchdringen. Ueber denselben hängen von oben und seitwärts die Felle noch ein Stück herüber, so daß dadurch eine Art überragender Vorbau gebildet wird, wo sie ihre Vorräthe und die übelriechenden Gefäße aufbewahren. Im Zelte wird auch nicht gekocht*), sondern dieß wird unter freiem Himmel im metallnen Kessel verrichtet. Im Winkel des Zeltes hängt die Wirthin ihren Hausrath auf und hängt eine weißlederne, mit allerlei Figuren ausgenähete Decke davor, an welcher sie ihren Spiegel, Bänder und Nadelkissen befestigt. Eine jede Familie hat ihr eigenes Zelt, doch nehmen sie manchmal auch ihre Verwandten oder ein Paar arme Familien ein, so daß oft 20 Personen in einem Zelte wohnen. Lager und Feuerstätte ist wie in den Winterhäusern.

Die Sommerzelte der Eskimos von der Chamissoinsel beschreibt uns Beechey (R. I. 453.). Eine Gemeinde von 25 Personen besaß fünf Zelte, welche aus Seethierhäuten bestanden, die über Stangen gespannt waren, und deren Boden mit einigen 2 Fuß breiten Bretern belegt war. Zu jedem Zelte gehörte ein Baidar und zwei überzählige Baidars, welche umgekehrt dalagen, dienten als Hundehütten. Die Hunde waren mit Riemen an Klötze gebunden. Vor diesen Baidaren lag ein Haufen mit Thran und Speck gefüllter Schläuche und daneben hingen einige sehr starke Netze mit getrocknetem Lachs an Gerüsten von Treibholz, auf denen sich auch ausgespannte Walfischdärme fanden, aus denen die Kamlaiken oder näßeabhaltenden Oberhemden gefertigt werden. Sie hatten an 2000 Pfund getrockneter Fische. — Diese Hütten sind sehr schnell abgebrochen und aufgerichtet. Capitän Beechey (R. I. 459.) sah einst die Eskimos an der Halbinsel Choris landen; zwei kleine Boote ans Ufer ziehen und binnen einer Stunde schon die Hütten aufgeschlagen und vollkommen eingerichtet. In den 2 Booten waren 14 Leute, 8 Zeltstangen, 40 Renthierhäute, 2 Kajaks, viele Centner Fische, 2 lebendige Füchse, 10 große Hunde, Bündel Lanzen, Harpunen, Bogen und Pfeile, Fischbein, lederne Säcke mit Kleidern, einige gewaltige lederne Netze zu kleinen Walfischen und Delfinen, 8 breite Breter, Masten, Segel, Ruder, Walroßhäute und Zähne und eine Menge anderer Gegenstände**).

*) Wenn im Sommer Feuer in freier Luft angemacht wird, so bedienen sich die östlichen Eskimos der Gebeine der größeren Seethiere, die vorher mit Speck tüchtig eingerieben werden, auch hilft man der Lebhaftigkeit der Flamme durch Hinzuspritzen von Thran nach (Parry 2. voy. 291.).

**) Parry (1. voy. S. 283.) beschreibt die Zelte der Eskimos an der Westküste der Baffinsbai: Tbe tents which compose their summerhabitations are principaly supported by a long pole of walebone 14 feet heigh standing perpendicularly with 4 or 5 feet of it projecting above the skins which form the roof and sides. The length of the tents is 17 and its breath from 7 to 9 feet, the narrowest part being next the

Die Hütten, welche Lieutenant Elson (Beechey II. 2 O. östlich vom Kotzebuesund fand, waren eben so, der Fußboden aus wenigen Klötzen gebildet; inwendig befand sich ein zweites Futter von Renthierfellen, welches nicht ganz bis an die Spitze reichte.

Dieß die häusliche Einrichtung der Grönländer; bei den übrigen Nordpolarmenschen finden wir dieselbe Bauart, wenn auch nicht immer denselben Baustoff. So haben die von Roß beschriebenen nördlichen Eskimos Winterhütten aus Schnee, während andere Eskimostämme und die nordostsibirischen Völker das Treibholz zum Hüttenbau benutzen, noch andere aber ein Mittelding zwischen den Steinhütten und Sommerzelten haben.

Die Schneehütten der Eskimos (Roß 2. R. I. 322.) haben in ihrer Anlage große Aehnlichkeit mit den Erdhütten der Grönländer und den Höhlen, die sich der Netsek, eine Seehundart, für sich und seine Jungen in das Eis macht (Parry 2. voy. 424.). Der Eingang — wie bei jenen ein langer und zuweilen gekrümmter Gang — führt zu der Hauptstube, welche, wenn das Gebäude für eine Familie diente, aus einem kreisförmigen Gewölbe von 10 Fuß im Durchmesser bestand; beherbergte es dagegen zwei Familien, so war das Hauptzimmer ein Oval von 15 F. Länge und 10 F. Breite. Der Thür gegenüber war eine Bank von Schnee angebracht, die beinahe den dritten Theil der Breite der Grundfläche einnahm, gegen 2½ F. hoch, auf der obern Fläche eben und mit verschiedenen Fellen bedeckt war. Sie bildet das gemeinsame Bett oder den Schlafplatz für die ganze Familie — vertrat also die Stelle der Pritsche der Grönländer. Am Ende derselben saß die Frau des Hauses, ihr gegenüber hing die Lampe, deren Hauptbestandtheile ebenfalls Moos und Thran waren, wie es in diesen Gegenden allgemein Sitte ist, sie gab eine genügende Flamme und diente gleichzeitig zur Erleuchtung und Heizung, so daß das Zimmer vollkommen behaglich war. Ueber der Lampe war die Kochschüssel von Stein angebracht, welche das Fleisch von Renthieren und Robben mit Thran angemacht enthielt. Alle andere Dinge, Anzüge, Hausgeräthe, Lebensmittel, lagen in unbeschreiblicher

door and widening towards the inner part, where the bed, composed of a quantity of a small shrubby plant, the andromeda Tetragona occupies about one thrid of the whole appartment. The pole of the tent is fixed where the bed commences, and the latter is kept separate by some pieces of bone laid across the tent from side to side. The door which faces the southwest is also formed of two pieces of bone, with the upper ends fastened together and the skins are made to overlap in that part of the tent which is much lower than the inner end. The covering is fastened to the ground by curved pieces of bone, being generally parts of the wale; the tents were ten or fifteen yards apart and about the same distance from the beach. Bleiben die Eskimos länger an einem Orte, so werden oft zwei Zelte zu einem einzigen verbunden (s. Parry 2. voy. S. 270 ff., s. dazu Taf. XX.).

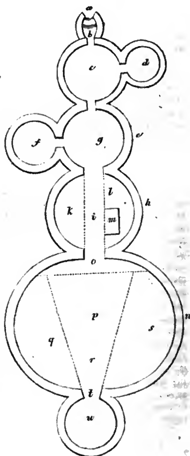
Unordnung umher. Die innere Einrichtung gleicht also im Wesentlichen der der Steinhütten, die wir bei den Grönländern fanden.

Diese ganz aus Schnee erbauten Hütten wurden durch große eirunde Stücke klaren Eises erhellt, welche ohngefähr auf der Hälfte der Höhe an der Ostseite des Daches angebracht waren. In der Mitte des Eingangscanals bemerkte man eine Art von Vorzimmer, das zu dem Hundestalle führte. Diese Hütten werden sehr schnell erbaut; der vor denselben angebrachte Eingang kann nach Maaßgabe des Windes und Wetters bald verändert und einer andern Seite zugewendet werden. Von außen haben die Hütten — wie aus der Abbildung bei Roß hervorgeht — das Ansehen von Backöfen; sie stehen auch dicht nebeneinander. Der kommende Frühling löset diese Hütten auf und sie können nicht wieder hergestellt werden oder längere Zeit stehen bleiben, wie die der Eskimos, welche wir nun betrachten wollen.

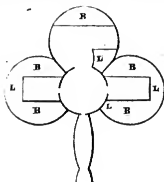
Die Einrichtung einer Schneehütte, wie sie bei den Eskimos am nördlichsten Theile von Neunordwales gebräuchlich, schildert Capitän Back (Franklins 1. Polarreise S. 321.). Der Eskimo Augustus errichtete solch eine Schneehütte. Er suchte einen Platz am Flusse aus, wo der Schnee ohngefähr 2 F. tief und gehörig compact war und fing damit an, daß er einen 12 F. im Durchmesser haltenden Kreis abriß. Hierauf ward der im Cirkel befindliche Schnee mit einem breiten, langstieligen Messer in Streifen getheilt, die 3 F. lang, 6 Zoll dick und wie die Schneedecke überhaupt 2 F. tief waren. Diese Streifen hatten so viel Zusammenhang, daß man sie unversehrt ausheben konnte, so, daß nicht einmal die Kanten ihre Schärfe verloren; sie besaßen einen geringen Grad von Krümmung, der dem Kreise entsprach, aus welchem sie geschnitten waren und wurden gerade wie behauene Steine um den Kreis her übereinander gebaut, wobei die verschiedenen Lagen mit dem Messer geglättet und so beschnitten wurden, daß die Wand eine sanfte Neigung nach innen zu und eine kuppelartige Gestalt erhielt. Dieß Gewölbe schloß sich oben etwas schnell und daher platt, indem man die oberen Baustücken keilförmig und nicht wie die unteren mehr rechtwinklich zuschnitt. Das Dach war etwa 8 Fuß hoch und die letzte Oeffnung wurde durch ein kleines kegelförmiges Stück verschlossen. Das ganze Gewölbe wurde von innen aufgeführt und jeder Streifen so zugeschnitten, daß er in seiner Lage blieb, ohne irgend einer Stütze zu bedürfen, bis ein anderer neben ihn gelegt wurde; in dieser Hinsicht begünstigte die Leichtigkeit des Materials die Arbeit bedeutend. Als dieß Gebäude geschlossen war, wurde ein wenig lockerer Schnee darüber geworfen, um alle Ritze auszufüllen und eine niedrige Thür mit dem Messer durch die Wand geschnitten. Zunächst wurde eine Schlafstelle hergerichtet und mit Schneestreifen nett eingefaßt. Auf diese wurde eine dünne Schicht von Fichtenästen gebracht, damit der Schnee nicht durch die Wärme des Körpers schmelzen könnte. An jedem Ende des Bettes ward ein Pfeiler

von Schnee errichtet, um eine Lampe darauf zu stellen, dann ein bedeckter Gang vor der Thür erbauet und zuletzt ein Fenster in die Mauer geschnitten, in welches statt der Glasscheibe eine durchsichtige Eisplatte gesetzt wurde. Die Reinheit des Materials, aus welchem das Haus hergestellt war, die Zierlichkeit des Baues und die, wenn Licht im Hause war, durchscheinenden Wände, gaben diesem das Ansehen von einem Marmorgebäude. — Eine vollkommen eingerichtete Winterwohnung besteht jedoch aus den auf beistehender Abbildung befindlichen Theilen.

a) herabführende Stufen.
b) Eingang.
c) Vorzimmer.
d) Kehrichtwinkel.
e) Zweites Vorzimmer.
f) Nebenzimmer.
g) Gang.
h) Küche.
i) Gang.
k) Holzraum.
l) Küche.
m) Steinheerd.
n) Wohnhaus.
o) Thür, Lichtstätt.
p) freier Raum.
q s) Schlafstätten.
r) Lagerrand als Sitzbanke.
t) kleine Speisekammer.
u) Vorrathshaus.



Einen andern Grundriß giebt Parry (2. voy. S. 500.). B. bedeutet die Bettstelle, L. den Ort, wo die Lampe steht.



Parry (2. voy. 160.) schildert die Schneehütten der Eskimos auf Winterisland und giebt auch eine Abbildung vom Innern derselben. Er bemerkt ferner (S. 177.), wie diese Hütten durch die Wärme im Innern ein glänzendes bienenzellenartiges Ansehen bekommen und durchscheinender werden. Der Ort, wo die Lampe steht, hatte ebenfalls durch Schmelzung ein anderes Ansehen erhalten und der Boden war durch Oel und andere Abfälle überaus unreinlich geworden. Während des Winters bauten sie noch eine Menge Nebenhütten, in denen sie mancherlei Geräthschaften, ihre Oberkleider und das, was sie von den Europäern ertauscht hatten, aufbewahrten. Er bemerkt ferner, daß die Eingebornen in diesen Hütten mehr bei Thauwetter als bei strenger Kälte leiden, indem sie bei ersterem der Nässe ausgesetzt sind. Als Thauwetter eintrat, wurden abermals Veränderungen vorgenommen; man baute über der alten, durch die Wärme zerlößten Hütte eine neue, höhere, und schaffte sodann die Ueberreste der alten hinaus. It is courious — bemerkt Parry (S. 180.) — to consider that in all these alterations the object kept in view was coolness, and this in houses formed of snow! Vergl. auch S. 499. Er (2. voy. S. 502.) bemerkt, daß die Wärme in diesen Hütten auf 38° steige, während die Temperatur zur selben Zeit in freier Luft 28° unter Null betrug*).

Auf der Atkinsoninsel (69° 55′ N. B. 130° 43′ W. L.) fand

*) S. Taf. XXI. Abbildung einer Schneehütte von außen nach Parry 2. voy. 186.

Richardson, der Begleiter auf Franklins 2. Polarreise, (S. 235.) sehr sinnreich angelegte Hütten, von denen er beifolgende Beschreibung und Grundriß giebt*).

Der viereckige Mittelraum a. enthält 10 Fuß ins Gevierte, hat einen ebenen Fußboden und in jeder Ecke steht ein Pfosten, welcher die Firstpfetten stützt, auf denen das Dach ruht. Die Winkelräume b. dienen als Schlafkammern. Ihre Fußböden haben eine sanfte Böschung nach Innen und liegen 1 Fuß höher als der mittlere Boden, ihre hinteren Wände e. sind ein Fuß hoch und schräg, wie die Lehne eines Stuhls. Diese Firstpfetten befinden sich 6 Fuß über dem Fußboden. Das Dach ist über dem mittlern Raume horizontal und über den Winkelräumen geneigt. Das Gebäude ist inwendig mit Spähnen gefüttert, an der Außenseite stark aber kunstlos aus Stämmen gebaut und über und über mit Erde beworfen. Auf einer geneigten Plateform c. steigt man zu der 4 Fuß hohen Thür, die mitten in einem der Winkelräume angebracht ist; die Schwelle, welche mit dem mittlern Fußboden dieselbe Höhe hat, liegt 3 Fuß über der benachbarten Erdoberfläche, so daß das Haus vor Ueberschwemmungen gesichert ist. In der Nähe der Thür befindet sich im Dache eine viereckige Oeffnung, die der Lüftung wegen, oder um gelegentlich als Thür zu dienen, angebracht ist. Heerde wurden in diesen Häusern nicht bemerkt und man vermuthete, daß man sich hier auch der Lampen bediene. Mehrere der Häuser waren mit der Fronte gegen einander gebaut, so daß ein schmaler Gang zwischen ihnen blieb und die Thüren einander gerade gegenüber lagen. Wenn dieser Gang im Winter mit Schnee überwölbt und an einem Ende geschlossen wird, so muß er eine recht behagliche Vorhalle bilden. Bei einigen der größeren Häuser befanden sich vor den Thüren Vorhallen von Baumstämmen und bei jedem Hause war eine 4 Fuß unter der Oberfläche befindliche, mit Treibholz ausgeklötzte und bedeckte viereckige Grube angebracht, die offenbar als Vorrathskammer diente.

Daneben war ein großes Gebäude, das im Innern ein Quadrat von 27 Fuß bildete. Das aus Blöcken bestehende Dach wurde von zwei starken Pfetten gestützt, die 2 Fuß von einander abstanden und auf vier senkrechten Pfosten ruheten. Um den aus gespaltenen, geglätteten und mit großer Sorgfalt zusammengefügten Balken bestehenden Fußboden her erhob sich ein etwa 3 Fuß breiter Saum, welcher wahrscheinlich zum Sitzen diente. Die 3 Fuß hohen Wände hatten eine schräge Richtung, so daß man sich bequem mit dem Rücken daran lehnen konnte, und die geneigte Ebene vor der nach Süden gerichteten Thür bestand aus Baumstämmen. Der Ueberwurf von Erde hatte eine fast halbkugelige Gestalt und um die Basis her lagen die Schädel von 21 Walfischen. Im Dache befand sich ein viereckiges

*) S. Taf. XXII.

Loch und in dem mittelsten Stamme des Fußbodens eine napfförmige Höiung von 1 Fuß Durchmesser, in welche vielleicht eine Lampe gesetzt wird. Viele hölzerne Kasten und Tröge mit Griffen versehen lagen dort umher.

Endlich finden wir noch bei den Eskimo's eine Art von Hütten, die zum Theil aus den Stoffen der Zelte, aus Seethiergebeinen und Fellen, zum Theil aus Eis erbaut sind und die Form der obenerwähnten aus Erde und Steinen gefertigten grönländischen und eskimonischen Winterwohnungen haben. Tafel XXIII. stellt die Form derselben dar; sie sind entweder aus Fellen, die über zusammengestellte Wairoßbeine gelegt sind, oder aus Eistafeln, welche durch Schnee und Eis zusammengefroren wurden, erbaut. Parry (2 voy. 358.) bemerkt, daß die Dächer, die im Sommer ganz fehlen, durch Felle gebildet werden, die man über feine Gerippe von Walroßknochen spannt. Zum Eingang dient derselbe lange niedrige Gang von 10 — 13 Fuß Länge, und 4 — 5 Fuß Höhe, den man aus Eistafeln und Schnee errichtet. Die ganz aus Eis gebauten Hütten gewähren, wenn sie neu sind, einen schönen Anblick und gleichen Glashäusern, die Knochenhütten dagegen bieten einen schmutzigen Anblick und sind voll Gestank und Unrath. Sie werden im Winter mit Schnee bedeckt. — Einigen Hunden baut man Hütten aus Eisstücken, wie deren eine auf dem beiliegenden Bilde dargestellt ist. Neben der Hütte sind die Kajaks auf aufgerichtete Steine aufgelegt. Fleisch vom Walroß und Seehund wird unter großen Steinhaufen aufbewahrt.

Die vorher erwähnte Holzbaukunst konnte sich nur da bilden, wo das Holz im Ueberfluß vorhanden war, also in den Urwäldern, oder da, wo das Meer dasselbe in großer Menge auswirft, wo sich das Treibholz findet.

Aus diesem Stoff bestehen denn auch die Hütten der Itälmen oder der Urbewohner von Kamtschatka und der Tschuktschen.

Die Itälmen bauen ihre Wohnungen am liebsten an Flüsse, Binnenseen, Gebüsche und Waldungen. Die Wohnung ist doppelt, wie bei allen Polarnationen, für den Winter und für den Sommer. Für erstere graben sie (Steller, 212.) die Erde drei bis fünf Fuß aus, in Gestalt eines länglichen Vierecks, so groß als es die Anzahl der Familienglieder erfordert; die ausgegrabene Erde wird zwei Fuß breit auf allen Seiten von dem Rande der Grube ausgeworfen. Darauf werden Weidenstöcke von fünf bis sechs Schuh Länge, einer dicht neben dem andern, an den Wänden der Grube so eingeschlagen, daß sie oben alle einerlei Höhe behalten; zwischen die Erde und die Stöcke wird dürres Gras gelegt, um das Durchfallen der Erde zu verhindern. Dann lassen sie einen Sims von Erde rings um die Grube frei, den sie nach außen ins Gevierte mit großen Balken umgeben und durch Pfähle und Stöcke befestigen. Hierauf werden vier Pfosten,

die oben gabelförmig gebildet und so lang sind, als die Hütte hoch werden soll, in die Erde gesteckt und auf diese vier Balken gelegt, die mit Riemen fest gemacht werden. Auf diesen Rand werden die Dachsparren gelegt, die unten an die Simsbalken anlehnen und dadurch am Ausweichen verhindert werden. Zwischen die Dachsparren werden dünnere Stangen und über diese in die Quere kleine Hölzer, eins dicht neben dem andern, gelegt. Das ganze Dach wird einen halben Fuß dick mit dürrem Grase überdeckt und darüber die ausgegrabene Erde geschüttet und mit den Füßen festgetreten. In die Mitte der Hütte machen sie den Feuerheerd zwischen vier dünnen Pfeilern, die oben die Hütte und an der einen Seite mit zwei Pfeilern den Eingang befestigen, der neben dem Feuerheerd ist und zugleich das Loch für den Abzug des Rauches bildet. Dem Feuerheerd gegenüber machen sie einen Canal, acht Schuh bis zwei Faden lang, je nach der Größe der Wohnung, welcher bis ins Freie führt. Wird Feuer angemacht, so wird er geöffnet, sonst ist er zugedeckt. Die Oeffnung ist stets gegen den Fluß gerichtet. — In der Decke ist ein Loch, durch welches der Rauch frei hinauszieht und die Itälmen auf einer Leiter heraus und herein gehen. Die Leiter besteht aus einem Balken, in welchem Fußtritte eingehauen sind. Diese Erdhütten finden sich auch bei den asiatischen und americanischen Tschutschen, bei Prinz Wilhelms Sund, auch auf Unalaschka. (Cook 3. R. II. 87. 180., O. Kotzebue I. 139.). In gleicher Weise sind die Wohnungen, die der Capitain Beechey am Cap Tomson fand (R. I. 419.). „Sie bestanden aus zwei etwa acht Fuß tiefen Gruben, welche mittels einer am Boden angebrachten Thür communicirten. Die innere hatte ein gewölbtes Dach aus getrocknetem Holz oder Knochen, war mit Rasen belegt und erhob sich etwa vier Fuß über die Erdoberfläche Mitten im Dache befand sich ein kreisrundes Loch oder Fenster, das mit einem Stück Walfischdarm bedeckt war, aber nur sehr wenig Licht einfallen ließ. Die äußere Grube hatte ein flaches Dach und es führte in dieselbe ein viereckiges Loch, über dem sich ein Wetterdach befand, damit kein Schnee eindringen könnte. Eine roh gearbeitete Leiter führte auf einen Fußboden von lockern Bretern hinab, unter welchem wir eine Pfütze von schmutzig grünem Wasser sahen und rochen." Diese Jurten waren in einer Reihe parallel mit der Küste angebracht und unter diesen zeichnete sich die eine durch ihre Größe und die Reinlichkeit ihres Fußbodens aus. Sie war nach den Angaben der Eingebornen zu gemeinschaftlichen Tänzen und andern Vergnügungen bestimmt. Die Luft in derselben war überaus beklemmend. Zu jeder Jurte gehörten Gerüste, auf welche man zur Winterszeit Schlitten, Thranschläuche u. dgl. legt, die aus der Ferne mit den Bootgerippen wie ein Wald auf sechs bis sieben engl. Meilen sichtbar waren. Von den vielen Hütten waren nur sehr wenige bewohnt, bei den übrigen war der Eingang mit Treibholzklötzen und Walfischrippen verstopft.

Die Einwohner waren auf den Robbenschlag ausgezogen (Langsdorff R. II. 130 f.).

Die Schlafstätten der Kamtschadalen sind mit Thierfellen oder Strohmatten belegt, auf welche sie des Nachts Rennthier- oder Seehundfelle ausbreiten und sich darauf in ihre Kuhlanke schlafen legen. Die Stelle dem Zugloch gegenüber ist in der Regel die Oberstelle. Dort schlugen sie ihren Fetisch Nusantsch an, der aus einem Holze bestand, in welchem ein Kopf ausgeschnitzt war, den sie bei allen glücklichen Fällen das Maul blutig malten oder dessen Hals sie mit einem Lappen umwickelten.

Ein Jedes hat neben sich bei seiner Schlafstätte die nöthigsten Dinge zur Haushaltung. Das Uebrige liegt auf den Gesimsen umher. Sonst herrscht der größte Schmutz, wie denn überhaupt diese Kamtschadalen und ihre Nachbarn überaus unsauber und vom lästigsten Ungeziefer umgeben sind.

Die Sommerwohnungen weichen bei den Kamtschadalen ebenfalls von denen der Eskimo ab; eine jede Familie hat eine solche Sommerhütte, die von den Kosaken Balagan genannt wird, während im Winter mehrere Familien in einer und derselben Hütte wohnen.

Diese Balaganen sind rund oder viereckig, unten breit, oben spitzig, pyramidalisch gestaltet und auf 9 bis 12 Pfeilern stehend. Das Obergebäude ist nach demselben Modell wie die grönländischen Sommerzelte gebaut, nur daß anstatt der Bedeckung mit Häuten Stroh angewendet ist. Es besteht aus Stangen, die oben am Gipfel mit Riemen zusammengebunden und mit Stroh belegt und bedeckt sind.

Jedes Zelt hat zwei Oeffnungen, deren eine nach Süden, die andere nach Norden steht; diejenige, auf welche der Wind stößt, wird durch eine Thür vermacht. Diese Balaganen sind so dicht an einander gebaut, daß man durch übergelegte Bretter von der einen auf die andere kommen kann. In früherer Zeit, wo der Stamm der Itälmen zahlreicher war, standen oft 100 Balaganen beisammen und man konnte wie in Straßen von einem zum andern gehen; allein es fanden auch mancherlei Unglücksfälle, namentlich Brandunglück, statt, die Flamme verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit über die Strohhütten und Alte und Kinder mußten verbrennen. Der Wind wirft oftmals diese Balaganen nieder, und wer das erstemal auf einem solchen Gebäude ist, kann leicht schwindeln, da es sich beim Winde wie eine Wiege hin und herbewegt. Die Bauart ist nächstdem den Kindern oftmals gefährlich und verderblich, und es fallen oftmals deren herab und brechen Arme und Beine oder bleiben auch todt liegen.

Außerdem haben sie auch Balaganen zu Aufbewahrung ihrer Vorräthe; auf Kamtschatka ist die Luft überaus feucht und was in Erdhöhlen oder Kästen aufbewahrt wird, vermodert und verfault gar bald; auf den den Winden ausgesetzten Balaganen bleibt alles trocken. Zudem haben sie den Vortheil, daß die ehedem in so großer Anzahl

vorhandenen Füchse nicht zu den Vorräthen können. Steller bemerkt, daß den Hunden dagegen die Balaganen durchaus nicht unzugänglich sind, und daß man ihnen deshalb einen großen Knüttel an den Hals hänge.

Unter den Balaganen werden die Fische zum Trocknen aufgehängt, und die Kräuter, Nesseln und Wurzeln ausgebreitet, auch die Schlitten und andere Geräthe aufbewahrt. An den Pfeilern werden die Hunde festgebunden, die außerdem keiner besondern Ställe bedürfen. Die Balaganen werden schnell aufgebaut und man findet deren daher einzeln stehend an den Flüssen.

Nächst diesen Balaganen sind bei jedem Dorfe, oft auch an der See, Strohhütten erbaut, die unmittelbar auf der Erde stehen. In diesen wird für die Hunde gekocht und an der See Salz und Fett darin gesotten. Wo ein Kamtschadale übernachtet, baut er sich gleich eine Hütte aus dem langen und hohen Grase, daher man an den Flüssen und Torffeldern gar häufig solche Hütten antrifft. Am Bolschaia Reka heißen die Hütten **Koang-göüt**, am Kamtschatka **Päsapär**, daraus haben die Kosaken Barabara gemacht.

Wir fanden die Schirmhütten der Australier, die runden Hütten der Pescheräh, die Schneehütten der Eskimo in größeren oder kleineren Gruppen beisammen stehen, eben so wohnen auch die Kamtschadalen in Dörfern beisammen, die vor Ankunft der Russen stets mit einem Erdwall, Pallisaden oder mit Steinen umlegt waren, um die Angriffe feindlich gesinnter Nachbarn abzuhalten.

Eine andere Bauart fand Otto v. Kotzebue unterm 65. Grade N. B., an der Nordwestküste von America, nördlich von Prinz Wales Cap (R. I. 139.). „Wir gingen auf die Jurten, welche an der Küste in gerader Linie aufgebaut sind, zu, wurden aber fürs erste nur von Hunden bewillkommt, welche nicht im Geringsten durch unsere Ankunft aus der Fassung gebracht, sich vielmehr freundlich anschlossen; sie scheinen mir der Race nach dieselben, welche in Kamtschatka zu Schlittenfahrten gebraucht werden. Schon hatten wir die Dächer der Jurten bestiegen, ohne auf einen Menschen zu stoßen, die frischen Spuren aber, welche überall sichtbar waren, bewiesen uns, daß sie, furchtsamer wie ihre Hunde, bei unserer Annäherung geflüchtet waren. Wir untersuchten jetzt das Innere der Wohnungen und fanden sie reinlich und bequem. Der Eingang an der Südostseite bestand aus einer drei Fuß hohen mit Holz gestützten Oeffnung, welche noch nach Außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert war; beim Hereintreten befand man sich in einem sieben Fuß hohen, eben so breiten und zehn Fuß langen Raume, dessen Wände und Decke mit Holz bekleidet waren. Zur Linken lagen in einer Grube, welche die Länge des ganzen Raumes einnahm, Stücken schwarzer Speck, einen Fuß im Quadrat, und neben diesen Siebe mit langen Stielen, ohngefähr wie unsere Fischlöffel. Zur Rechten befand sich ein dritthalb Fuß tiefer und ziemlich schmaler Canal von sieben Fuß Länge, durch

dessen Ende man kriechen mußte, um in einen Raum, der zwar sechs Fuß hoch, aber nicht breiter als der Canal war, zu gelangen. Jetzt hatte man vor sich eine bretterne Wand und mitten in dieser eine runde Oeffnung von anderthalb Fuß Durchmesser, durch welche man in ein geräumiges Vorzimmer trat, dessen vier Seiten zehn Fuß Länge und sechs Fuß Höhe hatten; diese nahm gegen die Mitte des Zimmers zu, wo sich in der Decke ein viereckiges Loch mit einer Blase bezogen als Fenster befand. An der der Thüröffnung gegenüberstehenden Wand waren anderthalb Fuß über dem Fußboden erhöhte breite Breter zu Schlafstellen befestigt, welche nur den dritten Theil des Zimmers einnahmen, und an den Seitenwänden hatten sie kleine Leitern zum Aufhängen ihrer Geräthschaften ganz horizontal hingestellt. Die Wände und die Decke bestanden aus schmalen Balken, deren sichtbare Backen abgeflacht waren. Nach diesem Plane waren alle Häuser gebaut, bis auf eins, worin wahrscheinlich eine zahlreichere Familie wohnte; denn dieses hatte noch zwei kleine Seitenzimmer. Ihre Fußböden sind drei Fuß über dem Erdboden erhöhet, und unter diesen giebt es noch Vorrathskammern, vielleicht auch Hundehäuser, da sie nur drei Fuß Höhe haben; Wände und Dielen sind gleichfalls von Holz; auch haben sie Fenster, aber keine Schlafbänke."

Aehnlichkeit hat damit die Bauart im Nootka-Sunde, die wir jedoch am Schluß dieser Abtheilung im Zusammenhange mit den übrigen Erscheinungen betrachten.

Wir bemerkten schon oben, wie diese Nationen in ihren Winterhütten die Feuerstatt eingerichtet; es bleibt uns noch übrig, die Art und Weise zu beschreiben, wie sie das Feuer anzünden. Das Feuerzeug der Eskimo ist im Ganzen dasselbe, wie das oben bereits beschriebene; es ist jedoch dadurch verbessert, daß sie das senkrecht auf das liegende Holz aufgesetzte Stäbchen nicht mit den Händen selbst drehen, sondern dasselbe vermittelst einer darum geschlungenen Lederschnur in weit schnellere Bewegung setzen; etwa in der Art, wie unsere Metall- und Holzarbeiter den sogenannten Fidelbogen anwenden. Sie halten und ziehen die Schnur, die zweimal um das Holz gewickelt ist, mit beiden Händen. (Ellis S. **132** m. Abb. O. Kotzebue **III. 155.**) Sonst ist auch die oben beschriebene einfachere, unvollkommenere Art gebräuchlich.

Die Nationen, welche wir bis jetzt betrachtet haben, waren zum Theil ohne alle Kleidung und nur ein leichter Schmuck von Ringen und Anhängseln, Bemalung u. s. w. zeigte uns das Bestreben, das Anerschaffene weiter fortzusetzen, ein Streben, was den Menschen vom Thier unterscheidet, welches selbst bei den höchsten Thierclassen nicht fehlt, bei denen sogar die Freude an dem Schmuck, womit sie der Mensch herausputzt, offenbar hervortritt, wie am Pferde, Hunde u. s. w.

Die Kleidung

der Nordländer ist eben so verschieden von der der Südländer, als es die Wohnung ist, wie wir denn bereits bei den nordamericanischen Völkerstämmen bei weitem dichtere Hüllen fanden. Die Kleidung der Nordländer ist sehr zusammengesetzt, die Füße, die Beine, die Hände, der Kopf, Rumpf und Arme, jedes derselben hat seine besondere Hülle. Als Stoff finden wir ursprünglich durchgängig die Felle der verschiedenen Thiere, die durch Gerben und Nähen besonders zubereitet werden.

Die Kleidung der Grönländer besteht zuvörderst in dem Rock aus Renthier-, Seehund- oder Vogelfellen; er ist vorn zugenäht bis ans Kinn und für den Kopf eine Kappe daran genäht. Man steckt zuvörderst die Arme hinein und stürzt ihn dann wie ein Hemd über den Kopf. Den Männern reicht der Rock nur bis auf die halben Schenkel und liegt nicht fest an, läßt aber, weil er vorn geschlossen ist, keine kalte Luft durch.

Die Vogelpelze werden unter diesen Röcken gewissermaßen als Hemden getragen, die Federn sind einwärts gewendet. Eben so werden die Renthierröcke getragen, über welche sie wohl noch einen von dünnhaarigen Renthieren gemachten Pelz ziehen, wiewol dieselben jetzt (1765) schon so rar sind, daß nur die reichsten Weibspersonen damit prangen können. Die Seehundpelze sind die gemeinsten, das Rauhe ist auswärts gekehrt und der Saum wie auch die Naht mit zarten Streifen von rothem Leder und von weißen Hundefellen zierlich besetzt. Zu Cranzen's Zeiten waren jedoch bereits Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Cattun, wenn auch in grönländischem Schnitte, gewöhnlich.

Die Beinkleider sind von Seehund- oder dünnhaarigen Renthierfellen und sowohl oben als unten sehr kurz *), die Strümpfe von den Fellen der ungebornen Seehunde.

Die Schuhe macht man aus glattem, schwarz gegerbtem Seehundleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammengeschnürt. Die Sohlen stehen zwei Finger breit hinten und vorn herauf und sind mit vielem Fleiß gefaltet, haben aber keine Absätze; ebenso sind die Stiefel gemacht **). Wohlhabende Grönländer

*) Der besondern Güte des Herrn Gemeindevorsteher Zwick in Ebersdorf verdanke ich die eigne Ansicht neuer Grönländischer Kleider. Die Beinkleider sind ganz wie die unsrigen, lange Pantalons mit Zinnknöpfen und Hosenträgern, nur der Stoff, Seehundfell, ist der ursprüngliche geblieben.

**) Auch die Eskimo's verwahren ihre Füße gut gegen die Kälte und Nässe. Wenn ein Mann auf den Seehundfang ausgeht, so steckt er seine Füße in ein Paar Stiefeln von Wildfell (Allektoega), das Haar nach innen und bis an die Knie reichend, wo sie gebunden werden. Darüber kommen ein ein Paar Schuhe von demselben Stoff, über welche ein Paar wohl bereiteter Seehundfellstiefel, die vollkommen wasserdicht sind, gezogen, nebst einem entsprechenden Paar Schuhen, die über die Spanne gebunden werden. Letztere sind wie die Mocassins der nordamericanischen Indianer gemacht, und an den Zehen

tragen auch wollene Strümpfe, Hosen und Mützen. Wenn sie auf der See fahren, ziehen sie über ihre Kleider eine Tuelik oder schwarzen glatten Seehundpelz, der das Wasser abhält, und darunter wol auch ein Hemde von Därmen, um die natürliche Wärme desto besser bei sich und die Nässe abzuhalten.

Die Frauenkleidung ist nur dadurch von der männlichen verschieden, daß sie eine hohe Achsel und höhere Kappen haben, unten nicht abgestutzt, sondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen runden und mit rothem Tuch verbrämten Zipfel, der bis über die Knie hängt, versehen sind. Sie tragen ebenfalls Beinkleider und unter denselben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen sie gern von weißem oder rothem Leder und die Naht, welche vorn ist, ist bebrämt und sauber ausgenäht. Mütter und Kinderwärterinnen ziehen ein Amant an, einen Pelz, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darinnen tragen, was gemeiniglich ganz nackt ist und von Wickelkleidern und Wiegen nichts weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle, so binden sie mit einem Gurt, der vorn eine Schnalle oder einen Knopf hat, das Kleid über der Hüfte um den Leib fest. Die Alltagskleider triefen von Fett und stecken voller Läuse, die sie im Griff haben, aber nicht wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken. Die neuen Kleider werden dagegen sehr sauber gehalten.

In ähnlicher Weise ist auch die Kleidung der Kamtschadalen*) (Steller 304.). Sie wird von den Fellen der Seehunde und Renthiere gemacht; früher nahm man auch die Häute der Enten, Gayaren, Gänse, Schwäne und Seemöven, was jedoch nur noch auf den entfernteren Inseln sich erhalten hat. Die Kleider kann man auf beiden Seiten tragen; die haarlose Seite, welche gewöhnlich nach Außen getragen wird, färben sie mit Erlenrinde hochpomeranzenfarben. Sie kochen die Rinde in Wasser oder kauen sie nur im Munde, speien sie auf das Leder und reiben es ein. Unten nähen sie mit Seide verschiedene Farben oder mit weißen Haaren vom Halse der Renthiere eine handbreite Borte mit untermischten Streifen von Nerpenleder an. Zwischen die Lederstreifen werden Büschlein rothgefärbter Seehundhaare gesetzt: sie meinen, daß der Beherrscher des Himmels, Billukai, eben einen solchen Saum an seinem Kleide trage und daß dies der

niedlich gefaltet, mit einigen aufgenähten Serpentinstücken unter der Sohle, um diese weniger abzunutzen (Parry 2. voyage 496). Die Stiefel der Frauen sind um ein weniges verschieden, weniger anliegend und so weit, daß sie oft ihre Kinder darin verbergen können, wie sie denn ihnen als ihre vornehmste Tasche dienen. Uebrigens verzieren sie diese Stiefel mit verschiedenen ein- oder aufgenäheten Fellen (ibid.). Bei den Kindern sind Hosen und Stiefel aus einem Stück.

*) Auch die der Eskimo ist ihr gleich. S. Parry 1. voyage S. 283 und 2. voyage S. 494 ff. und Tafel XXIV. und bes. XXV., wo Eskimo's von Igloolik dem Leser vor Augen gestellt werden nach Parry's zweiter Reise.

Regenbogen sey. Dieses von den Russen **Barka** genannte Kleid sieht wie ein zugenähter Manteirock aus mit engen Aermeln; es ist ein anliegender Leibrock, der nur bis zu den Knien, selten darüber reicht; Männer, Weiber und Kinder trugen dies Kleid ehedem auf dem bloßen Leibe. Vor Ankunft der Russen war es aus den Fellen der Füchse, Biber und Zobel.

Eine andere Art Oberrock — **Kuklanka** — ist länger, bis auf die Knöchel reichend, mit weiten Aermein und einer hinten angenähten Capuze versehen, vorn ist der Hinterfuß eines Hundes angenäht, den sie Nachts über das Gesicht schlagen können. Die Kuklanka wird zum Staate in den Hütten als auch auf den langwierigen Reisen getragen, wo sie nicht bloß Rock, sondern auch Bette und Wohnung ist. Die Schönheit daran besteht in folgenden Dingen: 1) oben um den Hals, wo die Oeffnung befindlich, müssen lange dicke Hundshaare angenäht, eben so müssen der untere Rand und die Aermel verbrämt seyn; 2) nicht weit darüber muß eine Borte von ein bis zwei Hand Breite folgen; 3) ringsum an allen Stellen müssen einige hundert Riemchen, an deren Enden Büschel von rothen Seehundhaaren befestigt sind, angenäht seyn, die sich beim Gehen hin und her bewegen.

Die Weiberkuklanken müssen hinten einen Schwanz haben, während die der Männer rings umher gleich sind. Im Hause und zum Staat wird das Rauche nach Innen und die glatte mit Erlenrinde rothgefärbte Seite nach Außen getragen.

Die Kuklanken werden von den Fellen der Hunde und Renthiere gefertigt. Die Renthierkuklanken werden von den Korjäken an die Cosaken und von diesen an die Itälmen verhandelt. Eine Art Sommerkuklanken von Murmelthier- oder Jebraschkenfellen werden ihrer Leichtigkeit wegen besonders geliebt, die Felle kommen ebenfalls von den Korjäken.

Hosen heißen am Bolschaia Reka **Koach**, am Kamtschatka **Küaeh**, und sind deren dreierlei: 1) die Männer- und Weiberhosen sind einerlei Art und Gestalt von Renthierleder, was durch den Handel von den Korjäken, oder von Polowinken-, Hirsch- und Elennleder, was von der Leka und den Tungusen kommt. Diese sind stärker und werden über Ochotzk gebracht und gemeiniglich roth gefärbt. Vor der Russen Ankunft waren sie aus Seehundleder, besonders die Sommerhosen. Die Weiberhosen sind etwas geräumiger und um die Kniee etwas bauschig, wie fränkische Bauernhosen.

2) Reisehosen von Hundsfellen, von den Fellen der Renthierfüße, die besonders dicht und warm sind, und von Wolfs- und Bärenfellen. Diese werden über die andern auf der Reise dergestalt angezogen, daß die rauhe Seite herausgekehrt ist; sie reichen bis an die Knöchel und werden über die Winterschuhe fest zusammengeschnürt und zugeknöpft, daß kein Schnee hindurchkomme.

3) Kinderhosen; sie sind hinten offen und mit einer Klappe versehen, welche mit weichem Gras ausgefüttert und geöffnet wird, wenn die Kinder sich verunreinigt haben oder ihre Nothdurft verrichten wollen.

Zu Steller's Zeit — 1720 — trugen die Kamtschadalen schon Hosen von Tuch, Linnen und Seide. Eben so tragen sie auch Hemden, die sie früher nicht kannten, sondern ihre Barka auf bloßem Leibe hatten.

Die Strümpfe waren ehedem aus Renthierhaut, doch durchaus nicht allgemein; sie fütterten ihre Schuhe meist mit dem weichen Gras Eheu, wie sie noch jetzt auf Reisen thun.

Der Schuhe und Stiefel haben sie mancherlei. Die, welche sie im Sommer in der Nässe tragen, sind von Seehundshäuten, das Rauhe nach Außen, die Sohlen ebenfalls von Seehundleder.

Die Winterschuhe für Jagd und Reisen werden, Oberleder und Sohlen, aus getrockneten Fischhäuten gemacht. Im Frost sind sie gut und dauerhaft, in der Nässe taugen sie nichts. Sie nehmen deren gemeiniglich etliche Paare mit auf die Reise.

Andere Winter- und Reiseschuhe sind von Renthierfüßen, die Sohlen aus Seehundhaut; sollen sie vorzüglich dauerhaft werden, so werden sie aus Stückchen derjenigen Haut zusammengesetzt, welche die Renthiere zwischen beiden Klauen haben; in diesen Schuhen kann man, so lange sie nur trocken bleiben, der größten Kälte Trotz bieten: nicht so, wenn sie naß geworden.

Um auf dem Eise zu gehen, nimmt man die Haut von den Bärentappen und macht Sohlen daraus, deren Porosität das Ausgleiten verhindert.

Die Einwohner von Lapatka und Duratscha Kronaky fertigen Schuhe vom Felle der Seelöwen und rühmen sie sehr wegen ihrer Dauerhaftigkeit. Die Koriäken machen Sohlen aus Wallfischhaut; sie wird ausgespannt und ein Jahr lang im Rauche getrocknet; solche Sohlen sind niemals zu zerreißen.

Endlich kommen die Staatsschuhe, die sowol Männer als Weiber auf einerlei Art tragen. Die Sohlen sind von weißgelblichtem Seehundleder, das Oberleder von allerhand bunten Stücken zusammengesetzt. Einige Streifen sind von rothgefärbtem Seehundleder. Hart am Fuß ist ein Streifen, der von einer Seehundgurgel gemacht, die so glatt gearbeitet und so weiß gebleicht ist, wie das weißeste französische Handschuhleder. Die Schuhe werden um die Knöchel mit ledernen Riemen oder Bändern befestigt. Die Itälmen machen großen Staat mit diesen Schuhen und wo man schöne Schuhe an einer Mannsperson sieht, kann man sicher daraus schließen, daß sie von ihrer Frau besonders geliebt werde. Seit der Ankunft der Russen haben die Frauen Fortschritte im Ausnähen gemacht und nähen nun die Schuhe mit Seide, selbst mit Silber- und Goldfäden.

Die Männer trugen ehedem Mützen von Vogelfedern und allerlei Pelzwerk. Im Sommer trugen sie Hüte von Holz oder von Federkielen, wie Lichtschirme *). Im Winter banden sie einen Riemen um den Kopf, woran verschiedene Lappen von Pelz hingen, deren zwei die Augen, einer die Nase und zwei die Ohren bedeckten, der Wirbel aber frei blieb: diese Mützen heißen am Bolschaia Reka Kop'tschätsch. Die Frauen gingen allezeit im bloßen Kopfe; sie ließen ihr Haar sehr lang wachsen, flochten es in viele Zöpfe; damit diese recht stark und ansehnlich würden, flochten sie die Haare ihrer Männer und was sie sonst an Haaren bekommen konnten, hinein. Sie bestrichen ihr Haar mit Fischfett, daß es recht glänzend wurde, und flochten sich aus fremden Haaren Perrücken, die sie über ihre eigenen Haare setzten. Obschon nun die Läuse sich unzählig in diesen Haaren vermehrten und die Leute ununterbrochen quälten, so wollten sie doch von diesem Schmucke nicht ablassen, und da nun diese Perrücke bei der Taufe allezeit abgeschnitten wurde, hielt dieß viele vom Uebertritt zum Christenthum ab.

Die Frauen tragen Tags und Nachts und bei aller Arbeit Handschuhe ohne Finger (Tklopähm), die auch auf mancherlei Art ausgenäht sind. Die Männer haben Handschuhe aus Renthierleder und den Fellen der Füchse, Zobel, Wölfe, Bären.

Im Hause gehen die Itälmen-Männer stets nackend und so verrichten sie alle Hausarbeit **). Um die Hüften binden sie einen Riemen, an welchem ein ledernes Futteral hängt, in welchem das Schamglied verborgen wird. Dieses Futteral ist durch einen Riemen, der zwischen den Beinen hindurch geht, auch an dem Gürtel auf dem Rücken befestigt.

Seitdem die russischen Kaufleute in Kamtschatka sich niedergelas-

---

*) Hüte der Aleuten. Der Aleute, der sich nur selten ein Stück gutes Holz von einigen Zollen Durchmesser zu verschaffen im Stande ist, beschäftigt sich wochenlang, dasselbe zu einem Brete umzuschaffen und dieses so zu bearbeiten, daß es sich, wenn es einige Zeit im Wasser gelegen hat, bequem und gleichförmig biegen läßt. Hierauf sucht er allmälig die beiden hintern Endspitzen des Bretes — dem er vorher die Gestalt eines in der Quere durchschnittenen Ovals gegeben hat — mit einander zu vereinigen und mit Sehnenfäden zusammen zu nähen, wodurch eine pyramidenförmige hölzerne Mütze entsteht. Ist diese gut ausgefallen, was nicht immer Statt findet, da das Bret sich oft wirft oder platzt, so bemalt er sie mit farbigen Erden oder Ockern, die er aus der Nachbarschaft der Crater seiner Vulcane holt, und ziert sie mit Figuren, die er aus Walroßzahn schnitzt, mit Glascorallen, Bernsteinperlen, die ihm die Russen zuführen, und Bartborsten der Seelöwen. Die Aleuten legen auf die Menge dieser Bartborsten, die die Trophäen eines guten Jägers ausmachen, einen großen Werth, indem jeder Seelöwe nur vier solcher Bartborsten hat. (Langsdorff II. 36 ff.).

**) Eben so die Tschuktschen. Cochrane (Fußreise 198) besuchte das Zelt eines Häuptlings der Tschuktschen, den er mit seiner Frau und neunjährigen Tochter vollkommen nackt antraf.

sen, fanden die Itälmen beiderlei Geschlechts — wider die Gewohnheit anderer sibirischer Völker — so viel Belieben an den deutschen und russischen Kleidern, daß sie gerne ihre alten Kleider gänzlich abschaffen würden, wenn sie die Noth und das Clima nicht nöthigten, dieselben beizubehalten; kommen sie aber in die russischen Ostrogen, so erscheinen sie alle in deutschen und russischen Kleidern, darinnen sie vollkommen die Gebärden und Sitten eines Russen nachzuahmen verstehen. Kommt man auf der Reise zu ihnen, so ist das erste, daß sie sich russisch anziehen; die Männer erscheinen in Tuchhosen, Camisölern und Röcken mit seidenen Knöpfen, russischen Schuhen, Stiefeln, gewalkten oder seidenen Strümpfen und seidenen Hemden, über die sie große silberne Kreuze hängen. Die Weiber kommen in seidenen Hemden, Manchetten, Pantoffeln, seidenen Kopftüchern, Fingerringen, seidenen Taschentüchern, kreuzigen sich langsam und machen vor den Gästen einen höflichen Bückling. Die Armen, die es so weit nicht treiben können, gehen wenigstens in Strümpfen, Stiefeln und Hosen. Auch die Kurilen sind außerordentlich begierig nach kostbaren Kleidern, die sie nicht bunt genug haben können. Sie tragen Kleider vom besten Tuch und den höchsten Farben, Scharlach, blau u. s. w., tragen stoffene Hemden, Tressen, goldene und silberne Knöpfe und zahlen außerordentliche Preise dafür. Der Rock ist roth, das Camisol blau, die Hosen grün, die Strümpfe weiß; dabei sind sie sehr unvorsichtig und ziehen die theuren Kleider bei der schmutzigsten Arbeit an. Bekommen sie einen Walfisch oder Seehund, so tragen sie den Speck auf den Schultern nach Hause und besudeln ihren ganzen Reichthum; dann verkaufen sie die Kleider für einen Spottpreis an die Russen, die sie nur auswaschen, auffärben und wieder ausputzen und oft für den vorigen Preis ihnen wieder verkaufen. So kommt es denn, daß mancher Kurile sein Staatskleid zwei, dreimal für denselben Preis ankauft. Sie übereilen sich häufig bei solchem Handel und es ist daher das Sprichwort entstanden: wenn man Narren, Kurilen und Kinder nach dem Markte schickt, so werden die Krämer reich.

Eben so fand Cook (3. R. II. 136.) die Tracht der Tschuktschen; sie hatten noch — außer den an ihren Röcken befestigten Caputzen — besondere Mützen und Hüte, die genau auf den Kopf paßten. Eben so ist die Tracht von Unalaschka und die der Eskimo, wie sie von Ellis (voyage to Hudsonbay 135.), Mackenzie (Reisen n. d. Eismeer S. 365.) und Parry (1. voyage S. 283.) beschrieben wird.

Die Eskimo haben sämmtlich Kleider aus den Fellen der Biber, Murmelthiere, Renthiere, das Haar nach Innen gekehrt. Ihre Röcke, die reichlich mit Troddeln verziert werden, haben am Halse eine Caputze. Um den Leib tragen sie einen Gürtel aus frischer Haut, die so steif wie Horn ist. Die Beinkleider sind lang, ohne Bund und an dem Gürtel befestigt, und vorn offen, daß die Scham nicht davon bedeckt wird. Die Hosen sind sehr weit, wie Schifferhosen oder Was-

der Nachahmung der leichten einmännischen Kähne oder Kajaks entstanden zu seyn.

Die Schneeschuhe der meisten Polarvölker *) bestehen aus einem oft 7 Fuß langen und 4—5 Zoll breiten dünnen Brette, das nach vorn aufwärts gebogen und schubschnabelförmig zugespitzt ist. Nach hinten ist der Schuh abgerundet. Dieses Bret oder die Sohle ist in der Mitte, doch mehr nach hinten, mit einem Reif oder Bügel versehen, in welchen der Fuß eingesteckt wird, und der auf dem Fußblatte ruht. Der eine Schuh ist länger als der andere; in der Hand führt der Lappländer einen Stab, der unten mit einem Brete oder einem Reifen versehen ist, so daß er die Oberfläche des Schnees nicht durchdringt.

Nachdem der Schnee wenige Tage gelegen hat, giebt ihm der Frost eine solche Consistenz, daß er fest genug ist, um die Last eines Mannes zu tragen; die Oberfläche wird hart und glatt und der mit Schneeschuhen versehene Lappländer kann alsdann seinen Weg in welcher Richtung er will, durch das Land nehmen, was er vorher nicht konnte. Nichts hemmt nun seinen Lauf, denn der Schnee bedeckt mit gleicher Ebene Land, Fluß und See, die klippigen Abstürze der Felsen werden durch den Schnee gleichmäßig bedeckt und gebahnt, so daß der Lappländer darüber hin und herab gleitet. Die Bewegung der Füße ist durchaus nicht gewaltsam, der Fuß wird gar nicht gehoben, sondern der Mann schreitet mit gebogenen Knieen rasch vorwärts. Bergauf ist die Bewegung schwieriger, da der glatte Schuh leicht rückwärts gleitet, und der Mann ist daher genöthigt, im Zickzack zu schreiten. Um dem vorzubeugen, bedeckt der Lappländer bisweilen den Schlittschuh mit Renthier- oder Seehundfell. Die Haare sind mit den Spitzen nach dem Hintertheil des Schuhes gerichtet und hemmen also den Vorwärtsschritt keineswegs, während sie doch die Bewegung mindern, wenn der Mann eine aufsteigende Fläche hinaufschreitet. Diese Fellbedeckung ist jedoch nicht allgemein.

Wenn der Lappländer jähe Abhänge, die von der Spitze bis zum Fuße oft stundenlang sind, herab fährt, so duckt er sich zusammen, hält die Kniee krumm und den Körper rückwärts gebogen und so fährt er vorwärts. Der Stab in seiner Hand dient ihm Meister und Herr des Grades der Schnelligkeit seines Fortkommens zu bleiben und sie zu mäßigen, wenn der Schuß zu heftig wird. Bemerkt er ein Felsenstück vor sich, so wendet er schnell und lenkt geschwind ab; zeigt sich vor ihm ein Abgrund oder eine Kluft, so macht er oft

*) Diese Schneeschuhe finden wir nun auch bei den übrigen jagenden Nationen des asiatischen Nordens, bei den Fußtungusen (Sarytschew II. 104.) bei den Jugakiren (Sarytschew I. 68.), die auf ihnen das Elennthier einholen; — die Nomaden, besonders die Lappen, haben denselben die größtmöglichste Ausbildung verliehen. Eben so auch in Kamtschatka. Langsdorff II. 250 f.

einen Sprung von mehreren Faden. Die Geschwindigkeit ist, wenn die Stelle sehr steil ist, so groß, daß sie mit der des Pfeiles verglichen werden kann, und der Mann ist durch die Heftigkeit des Herunterschießens oft in eine Wolke von Schnee gehüllt.

Diese Schlitt- oder Schneeschuhe sind in den Finnmarken vorzüglich zu Hause und davon wurden sie Skritfinnen genannt. Von den Lappen haben auch die Norweger diese Schuhe angenommen und man hat sie sogar zu Equipirung der Jägercompagnieen verwendet. (Brooke, Winter in Lappland, 227. Scheffer, Lappland, 280.)

Diese Schneeschuhe sind also wesentlich von denen der nordamericanischen Jäger verschieden, die wir oben (S. 73.) kennen lernten.

Zur Besteigung der Eisberge bedienen sich die Kamtschadalen der Eisschuhe, die ungefähr die Gestalt der Schneeschuhe haben und aus 7—8 Zoll breit auseinander stehenden, beinahe mit einander parallel laufenden vorn und hinten mit einander vereinigten und etwa 2½—3 Schuh langen Stäbchen bestehen. Auf der untern Fläche derselben sind auf jeder Seite kleine Knochenspitzen eingesenkt, welche ins Eis einschneiden und das Ausgleiten verhindern. Der Zwischenraum der Seitenstäbe ist mit Querleisten und Riemen ausgefüllt. (Langsdorff II. 252.).

Der Schmuck,

den wir beim Südländer vorherrschend vor der Kleidung und selbst als Stellvertreter derselben fanden, kommt auch im Norden vor und zwar theils als Verzierung des Körpers, theils als Verzierung der Kleidung.

Zur Verzierung des Körpers gehören die Bemalung und Tatowirung, die wir beide auch im Norden finden, letztere jedoch durchgängig vorherrschend bei den mehr der gemäßigten Zone zu gelegenen Wilden; bei den nordamericanischen Indianern, den Aleuten, kommt die Bemalung in aller Form vor; bei den Eskimo's fand Beechey (I. 412.). eine Frau, welche die Augenränder mit Wasserblei gefärbt hatte, das auf einem Stück Schiefer mit Wasser abgerieben wird. Andere Bemalung kommt weder bei den Eskimo's, noch den Grönländern und Samojeden, Tschuktschen und Jakuten vor.

Die nordöstlichen Eskimo's malen sich ebenfalls. Bei ihnen läuft von einem Ohr zum andern unter den Augen ein schwarzer künstlicher Streifen, der so stark aufgetragen ist, daß ihn Mackenzie anfangs für einen Ausschlag hielt (S. 366.).

Bei den Kamtschadalinnen wird große Sorgfalt auf das Gesicht verwendet. Die Weiße des Gesichts und Röthe der Wangen gilt für eine Schönheit (Steller 300.); sie bekleben mittels Fischleim das Gesicht mit Bärengedärmen, um im Frühjahr nicht von der Sonne verbrannt zu werden; sie schminken sich auch und verwenden zur Schminke

faules Holz oder das von der Natur calcinirte Marienglas, was zuweilen aus den Bergritzen hervorkommt. Sie zerreiben dann auch ein Seekraut mit Fischfett und malen sich damit hochroth. Seit Ankunft der Cosaken richten sie sich darin nach den russischen Weibern.

Dagegen ist eine Art von Tatowirung ziemlich allgemein, namentlich bei den Frauen. Beechey fand an der amerikanischen Nordwestküste Eskimofrauen mit drei dünnen Linien auf dem Kinn (I. 412.); Roß (2. R. I. 325.) fand an der Ostküste sämmtliche Frauen und Mädchen mehr oder weniger tatowirt, besonders über den Augen und an jeder Seite des Mundes und am Kinn. Dieser Schmuck bestand jedoch nur in Linien ohne besondere Figuren; so ist es auch bei den Tungusen, Tschuktschen, Aleuten und bei den Fischernationen der gemäßigten nördlichen Zone.

Capitain Back (S. 94.) fand bei den Eskimo's die Weiber im Gesichte und auf dem Mittel- und Goldfinger tatowirt. Sechs tatowirte Linien gingen der einen von den Nasenlöchern auf die Wangen, achtzehn vom Mund übers Kinn, zehn kleinere in der Gestalt von Fichtenzweigen von den Augenwinkeln, und acht liefen von der Stirne auf der Mitte der Nase zusammen.

Bei den Grönländern werden ebenfalls die Frauenzimmer tatowirt und dies findet am Kinn, an den Wangen, an Händen und Füßen Statt. Es wird ein mit Ruß geschwärzter Faden dergestalt unter der Hautoberfläche hingezogen, daß die Schwärze für alle Zeit darin bleibt. Diese ziemlich schmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann bekommen (Crantz I. 185.). Parry (2. voy. 498.) sagt, daß die Eskimofrauen ebenfalls wie bei den Grönländern tatowirt werden, doch nicht an den Füßen, wohl aber auch, doch seltener, auf der Brust, und daß die Operation im zehnten Jahre und später vorgenommen werde — to recommand them as wives.

Außer der Bemalung und Tatowirung finden wir das Durchbohren mehrerer Theile des Gesichts, der Nase, der Ohren und der Lippen.

Bei den Eskimo's im Nordwesten fand Franklin (2. R. 136.) eine Sitte, die wir bei den Australiern schon bemerkt haben. Sie trugen sämmtlich in der Nasenscheidewand Knochen oder Muscheln und durch die Unterlippe waren auf beiden Seiten Löcher gebohrt, in welchen runde Stücke Elfenbein mit einer großen Glasperle in der Mitte steckten. Auf diese Zierrathen legten sie einen so hohen Werth, daß sie dieselben nicht verkaufen wollten. Diejenigen, welche nicht reich genug waren, um sich Glasperlen oder Elfenbein anzuschaffen, hatten statt dessen Steine und Stückchen Knochen. Dieses Durchstechen der Lippen wird vorgenommen, sobald das Alter der Mannbarkeit eintritt. In der Behringsstraße bemerkte Beechey (I. 447.) Eskimofrauen, deren Nasenscheidewand durchbohrt und mit einer auf einen

Elfenbeinstreifen gereiheten Glasperle verziert war, welche bis zur Mundöffnung herunterhing. Eine der Frauen, die eine große Stopfnadel erhielt, steckte dieselbe ebenfalls durch diese Oeffnung. Derselbe Reisende macht noch folgende Bemerkungen über die Zierrathen der westlichen Eskimo's (II. 396.): Nasenzierrathen, welche unter den Stämmen südlich von Unalaschka so gewöhnlich sind, sahen wir nur in einem Falle bei den Frauen einer Bande, deren Dialect von demjenigen abwich, dessen sich sonst die westlich von der Barrowspitze lebenden Eskimo's durchgehends bedienen. Dieser Gebrauch verschwindet nördlich von Unalaschka und tritt erst in dem Stamme beim Mackenzieflusse wieder auf.

Eine andere Sitte ist die Durchbohrung der Lippen, welche nach Beechey's Bemerkung bei den männlichen Eskimo's nur vom Nortonsunde bis zum Mackenzieflusse vorkommt. Schon Deschnew fand 1648 diese Sitte bei den Bewohnern der Inseln, die dem Tschutskoi Noß gegenüber liegen, nämlich Stücken von Wallroßzähnen durch die Lippen zu stecken. Oestlich vom Mackenzieflus bemerkt man diese Zierrathen nicht. Bei den Frauen findet sich der Gebrauch von Grönland längs der ganzen Nord- und Westküste Americas bis nach Californien.

Diese Lippenzierrathen fand O. v. Kotzebue (1. R. I. 143.) an der Behringstraße, deren östliche Anwohner die Mundwinkel durchbohren und in den Löchern Walroßknochen tragen, die mit Glasperlen verziert sind. Beechey (I. 390.) fand auf seiner Fahrt nach der Nordwestküste Americas zuerst in der Schischmareff-Einfahrt diese Lippenzierrathen. Sie bestehen aus Stückchen Elfenbein, Stein oder Glas, welche wie Aermelknöpfe mit einem doppelten Knaufe versehen sind, von denen einer durch ein in die Unterlippe gebohrtes Loch gesteckt wird. Ein solches Loch wird etwa einen halben Zoll unter jedem Mundwinkel in schräger Richtung geschnitten. Dies geschieht gegen das Alter der Mannbarkeit und das Loch hat Anfangs die Stärke eines Federkieles. Mit zunehmendem Alter wird es aber erweitert und der Schmuck demgemäß vergrößert, daß er nicht herausfalle. Bei Erwachsenen hat das Loch etwa einen halben Zoll Durchmesser und läßt sich erforderlichen Falls bis auf dreiviertel Zoll ausdehnen. Diese Zierrathen bestehen aus Granit, grünem Jaspis, aus großen blauen Glasperlen, die in ein Stück Granit eingelassen sind, welches einen weiten Ring um dieselben her bildet. Die Perlen haben einen Zoll Durchmesser. Beechey erhielt ein Exemplar aus schön polirtem Jaspis von drei Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Im Kotzebuesund bemerkte er (I. 393.) denselben Schmuck aus Elfenbein, blauen Glasperlen und verschiedenen Steinarten, z. B. Speckstein, Porphyr oder Grünstein. Die Einwohner nahmen diese Knöpfe ohne Umstände aus den Lippen und verkauften sie, ohne sich darum zu bekümmern, daß der Speichel zu dem schlecht vernarbten Loche heraus-

floß; ja als die Engländer ihren Ekel darob ausdrückten, lachten sie darüber und steckten die Zunge durch eins der Löcher und blinzten dazu mit den Augen.

Weiterhin fand Beechey an der öden Küste Eskimos, die sämmtlich mit Lippenzierrathen versehen waren, welche je nach dem Alter verschiedene Größe und Beschaffenheit hatten. Bei zwei jungen Burschen waren die Ränder der Löcher in den Lippen noch ganz unvernarbt; sie hatten ungefähr die Stärke eines Federkiels und wurden durch cylindrische Stückchen Elfenbein ausgedehnt erhalten, welche an dem einen Ende mit einem Knopfe versehen waren, damit sie nicht herausfallen konnten. Nach der Operation müssen die Cylinder eine Zeit lang häufig gedreht werden, damit sie nicht an das schwärende Fleisch anbacken. Nach und nach wird dieses Drehen manchen Personen so zur Gewohnheit, wie den Muselmännern das Streichen des Schnurrbarts. Anfangs ist das Drehen sehr schmerzhaft, indem die Wunde zuweilen blutet und den Knaben die Thränen in die Augen kommen. An der Schugatscheski-Bai fand Sarytschew (II. 44.) Eingeborene, welche die Unterlippe in der Höhlung parallel mit dem Munde durchschnitten hatten und darin ¾ Zoll breite und 2¾ Zoll lange Täfelchen von grünem Jaspis trugen.

Die **Ohrgehänge** sind bei den nördlichen Nationen, welche den Kopf ganz und nur mit Ausnahme des Gesichts in eine Pelzkappe stecken, weniger sichtbar und mithin auch weniger allgemein, als bei den ganz ohne Kopfhülle einherschreitenden Nationen. Sie haben keine Veranlassung, den Theil des Körpers, der nicht gesehen wird, zu schmücken.

Bei den östlichen Eskimos von Nordhendon fand Capitän Roß (2. R. I. 324.) ein Ohrgehänge, das, wie schon der Stoff, aus welchem es gefertigt ist, beweiset, nur als eine Ausnahme gelten kann. Der Ohrschmuck war von Eisen und durch eine Kugel gebildet, die an eine Schnur befestigt war. Nächstdem war derselbe durch einige angehängte Fuchszähne und eine Franze von Sehnen verziert. Die nördlichen Eskimos tragen nach Mackenzie (366.) Glascorallen von 1—12 Linien in den Ohren. An der Schischmaroffeinfahrt fand Beechey (I. 393.) Eskimos, welche kleine Glasperlenschnuren in den Ohren trugen. Choris (Kamtschatka Taf. I.) zeigt einen Anwohner des Kotzebuesundes, der kleine blaue Glasperlen in den Ohren trägt (s. Taf. XVIII.).

Außer diesen angeführten Beispielen finde ich die Ohrgehänge bei keiner der Polarnationen bemerkt.

Wir lernten oben die Kopfbedeckung der Polarnationen kennen — wenden wir uns zum Kopfputz, der nicht minder mannichfaltig ist. Die Eskimomädchen an der Richardsinsel (Franklin 2. R. 216.) hatten viele Sorgfalt auf diesen Putz verwendet. Auf dem Scheitel war das Haar in einen netten Knoten zusammengedreht und neben den Ohren hing auf jeder Seite eine große Locke oder ein Zopf herab, der mit einer

Glasperlenschnur umwunden war. Ebenso tragen die Grönländerinnen das Haar; sie binden dasselbe über dem Kopfe zweimal zusammen, so daß auf dem Scheitel ein langer, breiter und über demselben noch ein kleiner Zopf steht, den sie mit einem schönen Bande abbinden, das auch wohl mit Glasperlen geziert ist. Das Haar schneiden die Frauen nur in der tiefsten Trauer und wenn sie gar nicht wieder heirathen wollen, ab, die Männer aber tragen es vom Scheitel nach allen Seiten herabhängend und an der Stirne abgeschnitten, oder auch, um bei der Arbeit nicht gehindert zu seyn, bis an den Scheitel abgeschoren (Crantz I. 184.).

Die Eskimos auf Winterisland und Igloolik lassen das Haar lang und lose herabhängen, einige junge Männer hatten es am Vorderhaupt in die Höhe gestrichen, 2 — 3 trugen es nach Capuzinerart. Die Frauen rühmten sich sehr ihres langen Haares; wenn sie sich schmücken wollen, so theilen sie ihr Haar in zwei gleiche Theile, welche zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Sie binden das Haar mit Fäden aus Thierfell, an dessen einem Ende ein rundes Stück Bein angebracht ist, das 14 Zoll lang, an einem Ende zugespitzt und mit Leder überzogen ist. Dieß sieht wie eine Peitsche aus, die um ihren Stiel gewickelt ist. Das Haar selbst ist mit schwarzen und weißen Fellstreifen durchflochten und giebt ein zierliches Ansehen. Doch wird für gewöhnlich das Haar lose getragen. Bei Männern starrt das Haar von Ungeziefer, was immerfort herausgeklaubt und verzehrt wird (Parry 2. voy. 494.). Die Eskimos von Winterisland lösen die Haarlocken auf den Seiten zum Zeichen der Trauer auf (Parry 2. voy. 218.). Die Eskimofrauen bedienen sich eines Kammes (Parry Fig. 12.), jedoch mehr zum Schmuck als zum Nutzen (Parry 2. voy. 449., s Taf. XXVI. 2.).

Die Eskimos der westlichen Nordküste von America im Kotzesund tragen das Haar um den Scheitel her dicht abgeschoren, so daß nach dem untern Theile des Kopfes hin ein buschiger Ring stehen bleibt (Beechey I. 395. und die Abbildung bei Choris). Sie gleichen hierin den geschornen und mit dem Haarkranze versehenen Köpfen der Franciscanermönche. Der Abbildung bei Choris zufolge haben die Frauen langes, gescheiteltes Haar. Die Tschuktschen kennen den geschornen Scheitel nicht, die Frauen derselben aber scheiteln das Haar und binden dasselbe über den Ohren in Zöpfe, deren Enden an die Schläfe befestigt sind (s. Choris Kamtschadka Taf. X.). Bei den Kamtschadalen fand Choris (Taf. I.) einen Mann mit einer Stirnbinde, die aus bunten Glascorallen besteht, die ursprünglich vielleicht eine der oben erwähnten Schneebrillen war, welche mit Glascorallen verziert und aus einem Geräthe zu einer Verzierung umgeschaffen wurde. Auch der von ihm (Taf. X.) abgebildete Tschuktsche trägt eine Stirn- und Kopfbinde in den Haaren, welche aus Leder gefertigt zu seyn scheint. An der Chamissoinsel sah Beechey (I. 451.) auf dem Kopfe einiger

Eskimos ein Band, an welchem in Abständen von 2 Zoll Lederstreifen hingen, an deren Enden die Nägel von Seehunden befestigt waren. Eine zierliche Stirnbinde trugen einige Männer von Parrys Eskimos (2. voy. 498.). Es war ein Band von 2 Zoll Breite, aus zusammengenäheten Fellstreifen, abwechselnd schwarz und gelb, nach oben war ein Haar eingewebt, wodurch ein schachförmiges Ornament entstand; am untern Ende waren mehr als hundert kleine Zähne, vorzüglich von Rothwild, mit feinen Schleifen von Sehnen befestigt. Die Abbildung bei Parry N. 7. und Taf. XXVI. 3.

Der Halsschmuck ist bei den Völkern, welche mit Kleidungen bedeckt sind, weniger häufig, und weniger mannichfaltig, als bei denen, die nackt einhergehen. Auch hier sind es dann vorzugsweise Amulete wider den Einfluß feindseliger und schädlicher unsichtbarer Wesen, die man am Halse trägt, oder Dinge, auf die man besonderen Werth legt. Die Grönländer haben Glasperlen um den Hals; mehr Beispiele dieses Zierrathes liefern die westlichen Eskimos. Die Kamtschadalen trugen sonst, d. h. vor Ankunft der Russen, um den Hals lederne Riemen, mit allerhand unterwirkten Schnurrpfeifereien, rothen Nervenhaaren, Muscheln u. s. w., jetzt aber tragen sie allerhand bunte Glascorallen. Diejenigen, welche glücklich seyn wollten, ließen sich von den Schamanen ein Läppchen oder Bändchen geben, worein rothe Seehundhaare gebunden, diese hingen sie an den Halsschmuck. Vielen ward dieß erst bei der Taufe abgenommen und an dessen Statt das Kreuz angehängt (Steller S. 312.).

Bei den Eskimos am Deas-Thomson-Cap fand Beechey (I. 412.) Halsschnüre von Bernstein, über deren Herkunft der genannte Reisende keine Nachricht erhalten konnte. Derselbe Reisende sah an der Chamisoinsel ein Mädchen, das als Halsband eine eiserne Kinnkette trug, welche zu einem Stangengebiß gehört hatte (II. 350.). Ein anderes Mädchen hatte einen Flintenhahn am Halse hängen und hielt so große Stücke darauf, daß es kaum zugeben wollte, daß Beechey diesen Zierrath näher besichtigte. Es verbarg ihn später sorgfältig unter seinen Kleidern (II. 351.). Halsbänder aus den Klauen der weißen Bären sah Mackenzie (366.). O. v. Kotzebue (1. R. I. 148.) hatte bei den Eskimos der Nordwestküste America große Gefahr für seine blanken Knöpfe. In einer Hütte, wo er eingetreten, suchte die Frau sie ihm heimlich abzudrehen und als dieß nicht gelang, schickte sie ihre beiden, ganz in Felle gehüllten kleinen Kinder ab, welche sie abbeißen sollten.

Eben so selten und gering als der Halsschmuck sind die Zierrathen für Arme und Füße, die bei allen nackend gehenden Nationen, selbst im Zustande der tiefsten Rohheit, nicht fehlen. O. v. Kotzebue fand nur bei den Eskimos am Cap Betrug eiserne und kupferne schwere Ringe an den Armen von Mädchen und Frauen. Beechey fand dergl. in derselben Gegend an der Chamissoinsel bei den Frauen, die deren

4—5 an jedem Handgelenke hatten (I. 457. u. II. 350.). Am Cap Espenburg sah derselbe Reisende Glasperlen an den Armbändern (Beechey II. 46.). Mackenzie fand Armbänder von Horn und Knochen (S. 366.). Corallen und schwarz und weiße auf Sehnen gereihete Glasperlen sah Parry auf Winterisland (2. voy. 497.). Die aleutischen Weiber gehen barfuß und tragen über den Knöcheln Schnüre von Glascorallen (Langsdorff II. 37.).

Außer diesem eigentlichen Schmuck verzieren die Polarmenschen ihre Kleider noch durch allerlei Ersatz von feinem Pelzwerk, angehängten Quasten und Troddeln, wie wir bereits oben sahen.

Die Eskimos, welche Parry (2. R. 497.) besuchte, hatten als vorzüglichsten Schmuck Schnuren von aufgereiheten Zähnen, die sie an den Saum der Jacke oder um die Taille befestigen. Die meisten dieser Zähne sind vom Fuchs oder Wolf, einige auch vom Moschusochsen (oomningmuk). Die Knochen des Kablee-arioo-wolverene sind ein anderer Theil ihres Schmuckes. Ein seltener Schmuck bestand in einer Reihe Fuchsnasen, die am Vordertheil einer Weiberjacke gleich einem Besatz schwarzer Knöpfe angebracht war. Von allen Seltenheiten, die bei den Aleuten als Schmuck im Ohr, in den Nasenknorpeln, in der Unterlippe, an den Armen, am Hals oder um die Füße getragen werden, steht eine längliche Muschel, der Meerzahn (dentalium entalis, Linn.) oben an. Diese röhrenförmigen Muschelgehäuse waren ehedem, als die Aleuten noch im Wohlstande lebten, so hoch geschätzt, daß sie gern für deren 3—4 ein Seeotterfell oder den Werth von 100 und mehr Rubel bezahlten (Langsdorff II. 38.).

Die Eskimofrauen der Halbinsel Choris zeichneten sich durch einen seltsamen Gebrauch aus. So oft sie sich bewegten, fingen Glöckchen an zu klingen und als Beechey (I. 461.) die Sache näher untersuchte, fand er, daß sie unter den Kleidern an den Hüften und z. Th. auch noch tiefer hinab 3—4 Glöckchen hängen hatten. Die unterste war ohngefähr so groß wie die Schelle eines Gassenkehrers, aber ohne Klöppel. Ob dieselben an diesem Orte als Talismane wirken sollen, konnte man unmöglich bestimmen; allein nach deren blanker Oberfläche zu schließen, mußten sie sich an jenen Stellen schon lange befunden haben. —

Auch bei den Polarnationen fehlt, wie bei denen der heißen Zone, der Schmuck, der nach unseren Begriffen der schönste ist — die Reinlichkeit. Der ärgste Schmutz herrscht in den Wohnstätten, den Kleidern und in Bereitung der Nahrungsmittel.

Die Bäder, die zu Erfrischung des Leibes dienen, kommen in der Polarzone nicht vor, eben so wenig Waschung einzelner Theile des Leibes. Da nun die Erhaltung ihrer sämmtlich aus Thierhäuten bestehenden Kleider von dem Fettgehalt derselben abhängt, das Wasser aber denselben eher schädlich als nützlich ist, so wird dasselbe auch

möglichst fern davon gehalten und die Kleider bleiben stets fettig, schmierig und europäischen Nasen überaus unangenehm.

Auf die Reinlichkeit des Körper wird fast gar keine Sorgfalt gewendet und das Ungeziefer hat daher wenig Beunruhigung zu fürchten. Doch fand D. Richardson auf Franklins 2. Reise (S. 215.) bei den östlichen Eskimos, daß die europäischen Kämme ihnen sehr angenehm waren, und er fand sogar bei ihnen Kämme, welche sie selbst aus Holz gefertigt hatten und deren Form den europäischen nicht unähnlich war. Capitän Lyon (Parry 2. voy. 293.) bemerkte bei den Eskimos von Igloolik ein eigenes Instrument, um das Ungeziefer an den Theilen des Körpers oder der Kleidung zu fangen, wohin sie mit den Händen nicht gelangen können. Es ist dieß eine Seehundsrippe, an deren einem Ende ein Büschel weißer Hirschpelz befestigt wird; damit reiben sie nun die geplagten Stellen und finden dann durch die Farbe des Ungeziefers geleitet alsbald die Beute, die dann in ihren Mund wandert. Seltsam ist es, daß die Kamtschadalen, nachdem sie von den Russen die Annehmlichkeiten der Reinlichkeit kennen gelernt, große Liebhaber derselben wurden, und daß namentlich junge, heirathslustige Frauenzimmer sich fleißig zu waschen pflegen (Steller 300.). Ist aber die Zeit vorüber, wo diese Hoffnung noch blühete, so verfallen sie wieder in die vorige Unsauberkeit. Die kleinen Wohnungen der Polarvölker sind schon deßhalb, daß sie stets verschlossen sind, mit dem Dampf brennender Lampen, gekochter Speisen, dünstender Uringefäße, in welchen Häute zum Gärben sich befinden, dann mit den thranigen Kleidern und den z. Th. faulenden Speisevorräthen erfüllt. Doch versichert Crantz (I. 221.), daß sie ihre Schüsseln sehr nett und sauber halten.

Vieles übrigens von dem, was uns als ekelhafter Schmutz erscheint, ist dem Polarmenschen eine eben so kostbare Delicatesse als unser Schnepfendreck, alter Käse und unsere Odeurs und Essenzen.

Nahrung.

Wie allen Naturmenschen ist auch den wilden Polarvölkern jener colossale Appetit und bewundernswürdige Capacität des Magens eigen, die wir bisher in der südlichen und gemäßigten Zone bemerkten. Parry (2. voy. 412.) versichert, daß ein Eskimo 4—5 Pfund Fleisch auf einen Sitz verzehrt. Einem noch nicht ganz ausgewachsenen Burschen gab er folgende Quantitäten abgewogener Speisen und Getränke, die er im Laufe eines Tages verzehrte:

Seeroßfleisch hart gefroren	4 Pfd.	4 Unzen,	starke Fleischbrühsuppe	1¼ Pinte.
„ „ gekocht	4 „	4 „	rohen Spiritus	3 Weingläser.
Brot und Brotkrume	1 „	12 „	steifen Grog	1 Becher.
	10 Pfd.	4 Unzen	Wasser	1 Gallon 1 Pinte.

Wie jene, geben auch sie den Fleischspeisen vor allen den Vor-

zug und die Armseligkeit der Vegetation in ihrer Heimath bietet ihnen auch nur wenig an Ersatz dar, den sie überdem nur höchst ungern annehmen. So wollen z. B. die Grönländer das so heilsame Löffelkraut nicht genießen, weil dasselbe durch den Urin von Menschen oder Thieren verunreinigt seyn könnte, da es am beßten auf gedüngten Stätten wächst.

Vom Lande allein können die Einwohner der Polarzone nicht leben, daher auch nur die Küsten der Polarländer mit Einwohnern versehen sind, das Innere aber unbewohnt bleibt und nur zuweilen durchstreift wird, um den Renthieren nachzustellen, die jedoch nicht so häufig vorkommen.

Den Grönländern ist das Renthier die liebste Speise, allein dieß wird, eben weil es nicht in großer Menge gefunden wird, meist schon auf der Jagd verzehrt; daher sind sie an die Seethiere, Seehunde, Fische und Seevögel, gewiesen. Rebhühner und Hasen achten sie nicht sehr. Das Fleisch wird nicht roh gegessen. Doch essen sie, sobald ein Thier erlegt worden, ein kleines Stück rohen Speck oder Fleisch, trinken auch wohl von dem noch warmen Blute und wenn die Frau den Seehund abzieht, giebt sie jeder Weibsperson, welche zusieht, ein Stück rohen Speck zu kosten. Vielleicht ist das erstere eine symbolische Besitznahme der erlegten Beute. Uebrigens soll rohes Renthierfleisch durchaus nicht unangenehm oder unverdaulich seyn (Crantz I. 189.).

Der **Seehund** bildet die Hauptnahrung der nördlichen Küstenbewohner. Der Kopf und die Schenkel werden bei den Grönländern im Sommer unter dem Grase, im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt. Solch halb durchfrornes und halb verfaultes Seehundsfleisch, das sie Mikiak nennen, wird von ihnen mit demselben Appetit wie bei uns Wildbrät oder geräucherter Schinken gegessen. Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben. Das übrige Fleisch von Thieren und Vögeln und besonders die Fische werden stets wohl, doch ohne Salz, nur mit etwas Seewasser gekocht und nur die größeren, z. B. Heelflynder, Kabeljau und Lachse, werden in breite Riemen zerschnitten und windtrocken gegessen. Die kleinen gedörrten Heringe sind das tägliche Brot der Grönländer. Wenn sie einen Seehund fangen, wird die Wunde gleich mit einem Pflock verstopft, damit das Blut aufbehalten werde, welches sie in Klöße geballt aufheben, um Suppe daraus zu kochen. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme brauchen sie zu Fensterscheiben, Zeltvorhängen und Kleidern; die der kleinen Thiere werden verzehrt, nachdem man sie bloß mit dem Fingern ausgedrückt hat. Aus dem, was sich noch im Renthiermagen befindet, was sie Nerukak, das Eßbare, nennen, wird eine große Delicatesse gemacht und davon nur an die beßten Freunde etwas zum Geschenk mitgetheilt. Andere Leckerbissen geben die Eingeweide der Ryper mit frischem Thran und Beeren vermengt. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und

Angelika heben sie zusammen in einem Sacke von Seehundsfellen mit Thran angefüllt zur Erfrischung für den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen ausgesogen, und den Speck, der an den Seehundsfellen beim Abziehen nicht ganz abgeflenzt werden kann, schaben sie beim Gärben mit dem Messer ab und machen daraus eine Art Pfannenkuchen, den sie mit großem Appetit verzehren*).

Zu den trockuen Heringen essen sie gern ein Paar Bissen Speck, schmalzen auch Fische damit, indem sie ihn wohl zerkauen und so in den Kessel ausspeien.

Das Getränk der Grönländer ist klares Wasser, das sie in einem großen kupfernen Gefäß oder in einer von ihnen selbst recht sauber ausgearbeiteten und mit beinernen Tüpfchen und Reifen ausgezierten Gelte, mit einem blechernen Schöpfer, in der Hütte stehen haben. Täglich tragen sie in einem aus starken Seehundleder dichtgenäheten Eimer, der wie halbgahres Sohlenleder riecht, frisches Wasser hinzu und damit es desto kühler sey, legen sie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein.

In Zubereitung der Speisen sind sie, wie in allen übrigen, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen und oft nur von den Hunden rein geleckt. Doch wird das Weichsteingefäß rein gehalten. Das Gekochte legen sie auf hölzerne Schüsseln, nachdem sie die Brühe getrunken oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegessen haben, das rohe aber auf den bloßen Boden oder auf ein altes Fell, das nicht reiner ist. Die Fische nehmen sie mit der Hand aus der Schüssel, die Vögel zerreißen sie mit den Zähnen, ein ganzes Stück Fleisch halten sie mit den Zähnen und schneiden vor dem Munde einen Bissen davon ab. Zuletzt streichen sie statt der Serviette mit dem Messer das Fett von dem Munde ab und lecken es, wie auch das Fett von den Fingern auf. Wenn sie recht schwitzen, streichen sie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wollen sie einen Europäer recht höflich bewirthen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blute und der Unreinigkeit, die sich im Kessel daran gesetzt, mit der Zunge rein, und wer es nicht annehmen wollte, würde für einen sehr groben und undankbaren Menschen gehalten werden.

Sie essen, wenn sie hungern; des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten sie eine Hauptmahlzeit und bitten die andern Hausgenossen, die nichts gefangen haben, gern zu Gaste oder theilen mit ihnen. Die Männer speisen zuerst für sich allein, die Weiber vergessen sich jedoch keineswegs und weil sie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben, so schmaußen sie oft mit ihren Freundinnen in der Abwesenheit der Männer, oft zu ihrem Schaden. Die größte Freude ists ihnen dann, wenn die Kinder den Wanst so voll stopfen, daß sie sich auf der Bank rollen,

*) Damit stimmt überein, was uns Parry 2. voy. 178. über das Schlachten und Essen des Seehundes bei den Eskimos meldet.

damit bald wieder etwas hineingehen möge. Sie sorgen nie für den andern Morgen. Wenn sie vollauf haben, ist des Gastirens und Fressens kein Ende, worauf dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag ihnen zur See etwas abgeben werde. Ziehen die Seehunde vom März bis zum Mai weg, oder fällt sonst große Kälte und schlechtes Wetter ein, so können sie auch etliche Tage hungern und sind oft genöthigt mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen, wofern sie nur noch Thran zum Kochen übrig haben, ihr Leben zu fristen.

Ausländische Speisen essen sie gar gerne, besonders Brot, Erbsen, Grütze und Stockfisch, wenn sie es nur bekommen können; vor Schweinefleisch hatten sie großen Abscheu, da sie sahen, wie dieses Thier alles frißt. Starkes Getränke verabscheuten sie sonst und nannten dasselbe Tollwasser; allein sie lernten es bald trinken und würden es häufiger trinken, wenn sie es nur bezahlen könnten; sie stellen sich auch oft krank, um einen Schluck Brantwein von ihren europäischen Freunden zu erlangen. Soweit Crantz über Nahrung und Speisen der Grönländer (I. 189 ff.).

Im Wesentlichen finden wir dieselben Erscheinungen bei allen übrigen Polarvölkern, dieselbe Kost, dieselbe Unreinlichkeit, dieselbe Gefräßigkeit — wie wir unter anderem auch aus Parry (2. voy. S. 505.) ersehen, der namentlich auch die Abneigung der Eskimos gegen Pflanzenkost erwähnt. Desto mehr Appetit zeigten sie für die Erbsensuppe der Schiffsmannschaft. Auch die Sitte, das Fleisch in den Mund zu stecken, mit den Zähnen festzuhalten und es dann dicht vor den Lippen mit dem Messer abzuschneiden fand sich bei den Eskimos — eben so wie bei den Bosjesmännern. Selbst kleine Kinder von 5—6 Jahren essen schon auf dieselbe Weise.

Bei den westlichen Eskimos traf Beechey (I. 448.) die Fische als Hauptnahrung und die Beeren als Gewürz; eine Schüssel mit Moosbeeren, die mit Sauerampfer und ranzigtem Thran zusammengeknetet waren, galt als vorzügliches Gericht und ward den Fremden vorgesetzt. Da diese es nicht über sich gewinnen konnten, davon zu essen und nur ein einziger davon kostete, fielen fünf Eskimos über die Schüssel her, brauchten die Finger als Löffel und hatten bald alles rein aufgezehrt, worauf sie sich die Finger auf dem Boden abwischten und die Schüssel den Frauen gaben*).

Am Cap Espenburg sah Beechey (II. 44.) die Eingebornen von den getrockneten Fischen, ehe sie dieselben verzehrten, die Haut abziehen und den Frauen und Kindern geben, von denen sie auch ohne Murren genommen und gegessen wurde, während die Männer das Fleisch schmausten.

*) Parry 2. voy. 204. schildert die Freudenscenen, die sich in den Hütten auf Winterisland entfalteten, wenn der Wallroßfang reichlich ausgefallen und die Beute eingebracht wurde.

Ein anderes Gericht fand derselbe Reisende (II. 20.) an der Barrowspitze, wo die Hauptnahrung der Eskimos aus Renthier- und Seehundsfleisch besteht, davon sie Vorräthe in den Sand vergraben. Sie führten die Engländer wohlmeinend zu einem auf diese Weise aufbewahrten Seehund. Das Fleisch und der Speck lagen abgesondert in die Haut gewickelt und schwammen in ekelhaftem Thran. Ein Eskimo fuhr mit der Hand in das Fell, rührete darin um und bot seinen europäischen Gästen eine Hand voll an, von deren bloßem Anblick diesen übel wurde. Er schien sie wegen ihres verkehrten Geschmackes zu bedauern und leckte sich die Finger mit dem größten Wohlbehagen ab.

Aehnlich war es vor Ankunft der Russen in Kamtschatka (Steller 322 f.), wo nie zu einer bestimmten Zeit gegessen wurde; sie aßen den ganzen Tag, wenn sie etwas hatten. Nachmittags kochten sie. Mit der Art hieben sie sich Weiden und Birkenrinde ab, wenn sie auch noch so viel Vorrath hatten, und aßen diese zum Fischroggen, der bei ihnen die Stelle des Brotes vertrat. Sie aßen auch niemals familienweise zusammen, als wenn sie warme Speisen genossen, opanna, frische Fische, selaga; warme Speisen liebten sie nicht, sondern aßen alles kalt, auch das Gekochte, das sie hinstellten, bis es ausgekühlt war. Bevor sie Kessel und andere Geschirre hatten, legten sie die Fische in einen hölzernen Trog, gossen Wasser darüber und kochten sie mit glühenden Steinen, dann fraßen die Hunde aus demselben Geschirr. Gebratenes liebten sie gar nicht. Wenn sie Fische gekocht hatten, so legten sie dieselben auf große Breter, die mit einem Rande, wie ein Präsentirteller, versehen waren, und ließen sie auskühlen. Dann griffen sie mit den Händen zu; daneben steht eine hölzerne Schüssel mit Statka drawa in kaltem Wasser eingeweicht. Das süße Wasser essen sie mit Löffeln. Ehedem mochten sie kein Salz und hielten es wie den Essig für etwas ungenießbares. Sonst aßen sie alles Fleisch der Landthiere, nur Mäuse, Eideren und Hunde ausgenommen; sie essen auch alle Beeren und Wurzeln einfach. Nächst diesen einfachen Gerichten haben sie auch viele zusammengesetzte, von denen das vorzüglichste ihr Selaga ist, was bei allen Fröhlichkeiten aufgetragen wird. Sie stoßen dazu Sarana, Cedernüsse, Kyprei, Statka drawa, radices bistortae, Vemariae, Moroschken, Schikscha, Brusnria und was sie sonst wollen, in einer hölzernen Stampfe alles untereinander, kneten es dann mit ihren ungewaschenen Händen wie einen Teig zusammen und kochen es dann in Seehund-, Walfisch- oder anderem Fischfett.

Ueberhaupt wird in Kamtschatka nichts eßbares verschmäht und — wie in Brasilien — so findet sich auch hier die Sitte Thon zu essen. „So wie die Tungusen um Ocholzk — sagt Steller S. 324. — so essen auch die Itälmenen und Korjäcken eine Art von subtilem und geschleimtem weißen Thon, so wie Schmant aussiehet und nicht unangenehm schmeckt, aber zugleich dabei abstringirt und findet sich derselbe um den kurilischen Osero um Charaisovka und Elutora.“

17 *

Die Kurilen und die Einwohner von Lapatka haben eine seltsame Art Gelée von Fischen. Sie kochen die Haut von **Krasna riba** unter beständigem Umrühren so lange, bis sich alles in eine halb durchsichtige Gallert auflöset, dann legen sie gestampfte Cedernüsse dazu, lassen es noch eine Weile kochen, gießen es in hölzerne Schalen und lassen es so in der Kälte gerinnen. Diese Gallert wird als ein besonderes wohlschmeckendes Gericht geachtet, sie dient ihnen aber auch zugleich zu Erforschung der Zukunft. Sie glauben nämlich, daß der Wirth und seine Familie besonderes Glück haben, wenn die Gallerte weiß wird; zeigt sie sich bläulich, so giebt es einen kleinen Unfall; wird sie aber gar schwarz, so ist es ganz gewiß, daß Wirth oder Wirthin sterben. Auch die Aleuten haben ihre Hauptnahrungsmittel der See zu verdanken. Ihr liebstes Essen ist das Fleisch der Seelöwen und anderer Seethiere. Ist dieß verzehrt, so nehmen sie ihre Zuflucht zu andern Schalthieren, Wurzeln und Seekohl. Einige von ihnen sammeln sich zwar im Sommer etwas trocknen Fisch, Saranenwurzel und Fett ein, allein es geht ihnen gewöhnlich bald aus, denn sie haben dessen immer nur wenig und sparen sich's bis zur größten Noth auf. Uebrigens trauen sie gänzlich aufs Meer, das sie bald mit Fischfang ernährt, bald ihnen Walfisch oder sonstige Nahrung ans Land wirft, wobei sie ein sorgenfreies Leben führen und wenig an die Zukunft denken (Sarytschew II. 126.), wogegen die unter härterem Clima und bei sparsamerer Jagd lebenden Eskimos in Winterisland gar sehr auf Vorräthe bedacht sind und Wild fangen, so lange nur dessen vorhanden (Parry 2. voy. S. 205.).

Das hauptsächlichste Getränk der Kamtschadalen ist wie bei den übrigen Polarvölkern das klare Wasser — doch haben die lapatkischen Einwohner einen Trank von Beeren, den sie gähren lassen und damit berauschen sie sich und ihre Gäste an Festtagen. Früh wird gleich nüchtern frisches Wasser getrunken, eben so nach dem Essen zwei Maaß. Abends beim Schlafengehen bringt jeder ein großes Gefäß voll kaltes Wasser, legt Schnee und Eis hinein und stellt sich dasselbe an seine Schlafstelle. Dieß wird über Nacht gemeiniglich ausgetrunken. Im Winter stecken sie Eis und Schnee handvoll in den Mund. Parry (2. voy. 168.) bemerkt von den Eskimos auf Winterisland, daß sie das Wasser in außerordentlichen Quantitäten verschlingen: Toolooak trank einmal in Zeit von zwei Stunden ein Gallon Wasser (4 Maaß). Sie lieben es kühl und werfen Schnee hinein, um es abzukühlen (ib. 218.). Eine der hauptsächlichsten Winterbeschäftigungen der Frauen ist die Bereitung des Wassers aus Schnee über der Lampe (ib. 505.).

An der Bai der guten Hoffnung, Nordwestküste von America, sah Kotzebue (I. R. I. 153.) die Bewohner Seehundblut trinken. Ein eben erlegter Seehund wurde an den Boden gelegt, der Bauch aufgeschnitten, und nun steckte einer nach dem andern den Kopf hinein, um das Blut herauszu-

saugen. Dann erst schnitt man sich Fleischstücken ab. Auch Beechey (II. 402.) bemerkte ein Instrument aus Wallroß, das vermuthlich dazu dient, das Blut aus frischerlegten Thieren zu saugen.

Eine seltsame Sitte fand Beechey (I. 462.) bei den Eskimos der Halbinsel Choris, kleine Beutel mit Harz, das anscheinend von Fichten war, wie es die Natur liefert. Sie kauten beständig an diesem Harz, das sie jedenfalls aus der Ferne erhalten, da bei ihnen keine Fichten wachsen.

Den Tabak lieben die Polarvölker außerordentlich. Die Grönländer (Crantz I. 193.) kaufen denselben von den Europäern. Dann dörren sie die Blätter auf einer heißen Platte und mahlen sie in einem hölzernen Mörser zum Schnupfen; sie sind von klein auf daran gewöhnt, so daß sie diese Gewohnheit nicht ablegen können und wegen ihrer Augen nicht lassen dürfen.

Auch die Eskimos der Westküste lieben den Tabak. Beechey sah sie an der Halbinsel Choris (I. 467.) Tabak rauchen, woran Frauen und Kinder so gut Antheil nahmen als die Männer. Die bei dieser Gelegenheit angewandte Pfeife war ungemein klein und enthielt nicht mehr Tabak als man auf einen einzigen Zug verdampfen konnte. Es war daran ein Räumer und ein Streifen Hundefell befestigt. Von dem letztern rissen sie die Haare ab und legten dieselben in den Grund des Pfeifenkopfs, damit der sehr fein geschnittene Tabak nicht mit dem Rauche in den Mund gezogen würde. Unter dem Tabak befanden sich feine Holzspähne, was sie wahrscheinlich von den Tschuktschen angenommen haben, welche durch beigemischte Birkenrinde die Qualität des Tabaks zu verbessern glauben. Nachdem die Pfeife mit einer Prise dieser Mischung versehen worden, that die älteste der Personen einen Zug und gab dann die leere Pfeife ihrem Nachbar, der sie, nachdem er sein Theil genossen, weiter gab. Einer nach dem andern zog auf diese Weise so viel Tabaksrauch in den Mund und ließ ihn dann allmählig durch die Nasenlöcher entweichen. Vielen verursachte der Tabakreiz heftigen Husten. Ein jeder bestrebte sich die Pfeife auf einen Zug zu leeren.

Auf andere Art (bemerkt Beechey II. 395.) wird bei den Eskimos der Tabak nur selten verbraucht. Südlich der Behringstraße fand derselbe Reisende Eskimos, die den Tabak kauten, die Lorenzinsulaner aber schnupften denselben.

Die kleinen Pfeifen aber, so wie die Gewohnheit dieselben baldmöglichst zu leeren, dann der Umstand, daß auch die Eskimos gleich den Tschuktschen den Tabak mit Holzspähnen mischen, scheinen nur anzudeuten, daß der Tabak von China über Japan und die Aleuten zu den Nordpolarmenschen gekommen sey. Noch mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht durch die Bemerkung Stellers (S. 382.), daß vor der Ankunft der Russen und den durch sie eingebrachten ukränischen Blättertabak chinesischer verbraucht wurde.

Kunstfertigkeiten.

Wir sahen schon oben bei Betrachtung der Wohnung, Kleidung, der Nahrungsmittel der Nordpolarvölker, daß ihnen mancherlei Kunstfertigkeiten eigen, die den Bewohnern der Tropenländer abgehen; das Clima nöthigt den Menschen zu Anstrengung seiner Kräfte, die lange Zeit, gezwungene Ruhe ladet zum Nachdenken ein und weckt den Trieb zur Beschäftigung, zum Bilden und Schaffen.

Zu Bereitung der Wohnung und Kleidung bedarf der nackte, obdachlose Indier keiner großen Anstrengung und Kunst. Er findet, was er braucht, schon von der Natur fertig dargeboten. Nicht so der Polarmensch; zum Bau seiner Wohnung muß er Steine und Hölzer, Gras und Erde zusammentragen; er lernt an den Schichten des Gebirges, die das Wetter bloß gelegt, wie er es anzufangen hat, um eine Mauer aus losen Steinen zusammenzustellen. Er muß die Steine sich zusammen suchen, sie aneinander passen, er muß sich als Bindemittel Erde und Lehm suchen und dann an das Dach denken, wozu ihm das Treibholz die Grundlage, der Rasen die Decke darbietet. Das alles erfordert Ueberlegung, Nachdenken. Bevor er aber dahin kommt, ein Haus zu bauen, wie der Grönländer und Kamtschadale es hat, muß manches vorhergehen.

Die Schirmdächer aus Gesträuch der Australier und die Nester der Hottentotten sind die früheste Nachahmung thierischer Lager und Nester. Das Wetterdach der Puri und das Zelt aus Baumrinde der Australier sind Fortschritte. Die Sommerzelte, wie sie die Nordpolarvölker aus Stangen und Häuten machen, setzen schon mehr voraus, ihnen geht das Bearbeiten der Haut der Thiere voran.

Die Kunst, Felle und Häute geschmeidig und dauerhaft zu bereiten und zum Gebrauche zu erhalten, gehört ursprünglich dem Jäger der Polarzonen. Er bedarf einer schützenden Kleidung gegen die Rauhheit seines Clima; er zieht dem Thiere, daß er im Vergleich mit sich so trefflich verwahrt sieht, sein Kleid aus und legt es an. Der Indier des Südens bedarf entweder gar keiner Kleidung, oder er schützt nur den empfindlichsten Theil, den Rücken mit dem Mantel, wie z. B. der Australier, der Bosjesman, und selbst wenn er größere Gewänder aus Pflanzenstoff zu bereiten gelernt hat, so nimmt er sie dennoch mehr zum Prunke um sich.

Der Polarmensch aber muß jedem Gliede seine besondere Hülle geben, dem Fuße, dem Beine, der Hand, dem Arme, dem Haupte. So finden wir eine sehr zusammengesetzte Kleidung bei den Polarmenschen, deren Herstellung ganz anderer Anstalten, Vorbereitungen, Geräthe bedarf und weit mehr kostet als die Bastbinde des Australiers oder das Schaffell, das der Bosjesman auf seinen Rücken als Mantel hängt.

Der Polarmensch bedarf verschiedenartiger Kleider, wozu er sich die verschiedenen Häute mancherlei Thiere auswählt. Er braucht an-

ßerdem Hüllen zu Zwecken, wozu dem Bewohner anderer Zonen das Pflanzenreich genug Stoffe darbietet. So ist die Bereitung der Felle einer der wichtigsten Gegenstände im nordischen Hauswesen und verdient daher eine genauere Betrachtung. Eine umständliche Nachricht verdanken wir unserem Crantz (I. 218 f.), die zwar speciell Grönland betrifft, übrigens aber von dem gesammten Norden gilt.

Die Bereitung der Felle und Häute ist das Hauptgeschäft der Weiber. Zu dem Kapitek oder haarigten Seehundkleidern schaben sie die Haut dünn, legen sie 24 Stunden lang ins Korbik oder Uringefäß, um den Speck auszuziehen, und spannen sie hernach auf einem grünen Platze mit Seehundribben angepflöckt zum Trocknen aus. Wenn sie die Haut verarbeiten wollen, wird sie mit Urin eingesprengt, mit Bimsstein zwischen den Händen gerieben und geschmeidig gemacht.

Das Sohlenleder wird 2 — 3 Tage mit Korbik gebeizt, und nachdem die losgeweichten Haare mit dem Messer und den Zähnen abgeschabt worden, drei Tage lang in süßes Wasser gelegt und getrocknet.

Eben so wird das Erisackleder, das sie zu den Schäften der Stiefeln und Schuhe brauchen, zubereitet, nur daß es vorher dünn geschabt wird, um es geschmeidig zu machen. Aus diesem Leder bereiten sie auch ihre Wasserkleider, die die Männer, wenn sie auf der See fahren, über die übrigen Kleider anziehen, um die Nässe abzuhalten. Sie werden zwar vom Seewasser wie ein Waschlappen weich und feucht, lassen aber keine Nässe auf die Unterkleider kommen und werden daher auch von den Schiffleuten mit großem Nutzen gebraucht.

Das Erogakleder, woraus sie ihre glatten, schwarzen Landpelze machen, wird eben so bereitet, nur daß sie es beim Verarbeiten mit den Händen reiben, daß es nicht so steif wie das Erisakleder, aber weil es nicht Wasser hält, auch nicht zu Stiefeln und Wasserkleidern tüchtig ist.

Zu den Bootfellen nehmen sie die stärksten Häute der Seehunde, davon der Speck nicht ganz abgenommen worden, rollen sie zusammen und lassen sie etliche Wochen lang in der Wärme unter der Pritsche oder in der Sonne mit Gras bedeckt liegen, bis die Haare abgehen. Dann legen sie dieselben auf etliche Tage ins Seewasser, um sie wieder zu erweichen, und überziehen alsdann ihre Weiberboote und Kajaks damit. Den Rand der Wände ziehen sie mit den Zähnen herbei und nähen ihn zusammen. Die Nähte bestreichen sie Statt des Harzes mit altem Seehundspeck, damit kein Wasser durchdringe. Sie müssen wohl Acht haben, daß die Narbe nicht abgegangen, weil sonst das scharfe Seewasser das Leder bald durchfressen würde.

Was von diesen und andern Arten von Leder zurück bleibt, das schaben sie dünn, legen es auf den Schnee oder hängen es in der Luft auf, um es weiß zu bleichen, und wenn sie es roth färben wollen, so kauen sie die wenige Rinde, die sie an den Wurzeln des

in der See aufgefischten Tannenholzes finden, mit den Zähnen in das Leder ein.

Die Vogelfelle lösen sie um den Kopf und ziehen sie ganz über den Leib ab. Nachdem sie das Fett mit einer Muschelschale abgeschabt, wird das Fell den Mannsleuten und besonders den Gästen zwischen den Mahlzeiten ehrenhalber zum Auskauen gereicht und wie Confect angenommen. Dann werden die Felle im Korbik gebeizt und nachdem sie ein wenig in der Luft getrocknet, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet. Aus dem Rücken der Seevögelfelle machen sie ihre dünnen, leichten Unterkleider, aus den Bäuchen die warmen Winterkleider und aus den Hälsen die schönen Staatspelze, bei denen sie die Federn gemeiniglich auswärts kehren*).

So bearbeitet und benutzt der Polarmensch sorgsam das Fell seiner Jagdbeute, das der Puri und Botocude gierig mit dem Fleische hinunterschlingt.

Die Gedärme und z. Th. die Haare der Thiere müssen in Norden die Stelle der Pflanzenfasern, des Baumbastes, der Schlingpflanzenranken, des Flachses vertreten; sie werden sorgfältig aufgehoben und bestens zu allerlei Schnüren, Fäden gedreht und zu Stricken geflochten, und auf diese Art der zu den Kleidern nöthige Zwirn, Bindfaden u. s. w. gewonnen.

Bei den Wilden des Waldes, wie bei den Polarmenschen, finden wir lebendigen Sinn für die Farbe; der Puri und Botocude, wie der Australier bemalt seinen Körper — den nur der Bosjesman unbemalt läßt, der Tschuktsche und Grönländer färbt sein Kleid, wie wir schon oben bemerkten, und hie und da sein Angesicht. —

Eine andere Kunstfertigkeit, die der Thierzähmung, werden wir weiter unten kennen lernen. Wir gehen jetzt zur Betrachtung

des Handwerkszeuges

der Polarvölker über, das allerdings nebst ihren Gefäßen und Geräthen bei weitem ausgebildeter ist, als das der Waldindier. Auch die Polarvölker kennen noch nicht die Aufsuchung und Bearbeitung der Metalle und die vornehmsten Materialien zu ihren Geräthen sind Stein und Horn; doch verschaffen sie sich durch Tauschverkehr mit den Nachbarn Eisen, theils bereits zum Geräthe umgestaltet, theils als Platten; sie kennen den Werth und Nutzen des Eisens genugsam und verstehen dasselbe geschickt für ihre Zwecke und ihre Bequemlichkeit zu gestalten.

Das Schneideinstrument der Eskimos ist ein Messer aus Feuerstein mit hölzernem Griff (Mackenzie 211.). Roß (2. R. II. 59.) fand bei ihnen einen Grünsteinmeisel. Beechey (I. 469.) bemerkt, daß sie das Treibholz mit Keilen spalten, um manche Theile desselben zu Bogen, Pfeilen und Fischergeräthschaften zu bearbeiten. An der sibi-

*) Vergl. Steller Beschr. v. Kamtschatka S. 318.

rischen Nordküste fand Sarytschew (I. 99.) in den zerstörten Erdhütten der Schalagen (Tschuktschen) zwei steinerne dreiwinklicht geformte Messer, nach Art eines geometrischen Sector, deren innere gekrümmte Seite scharf, die beiden äußeren aber gerade und dick waren.

Messer und Keil ist das wesentliche Handwerkszeug der Eskimos, bei denen das steinerne Beil nicht vorkommt.

Parry (1. voy. 286 und 2. voy. 503.) bemerkt, daß die Eskimos Messer aus Walroßbein haben, welche dünn sind und die ursprüngliche Biegung des Knochens noch an sich haben, so daß sie den Säbeln der kleinen Kinder gleichen. Außer diesen Knochenmessern haben die Männer Messer von zweckmäßigerer Gestalt, die aus Eisen gemacht und Panna genannt werden. Es ist dieß 7 Zoll lang, 2¼ Zoll breit, sehr straff und flach und auf beiden Seiten scharf. Es ist in einen Stiel von Knochen oder Holz, der etwa einen Fuß lang ist, mit 2—3 eisernen Nägeln befestigt (s. Taf. XXVI. 5.).

Das Messer der Frauen gleicht dem der Grönländerinnen, es ist ein kleiner Eisenstreif in Bein mit einem Nagel befestigt (s. Taf. XXVI. 6.)

Eine europäische Art von den Eskimos auf ihre Weise geschäftet (s. Taf. XXVI. 7.), beschreibt Parry S. 536. Nr. 3.

Nadelbüchse der Frauen, ist ein Lederstreifen, der durch einen hohlen Knochen geht, in welchen die Nadeln festgesteckt sind und herausgezogen werden können. Daran hängen mancherlei Dinge, z. B. Fingerhüthe von Leder und andere leicht verlierbare Dinge (s. Taf. XXVII. 1.).

Zum Nähen werden die Nadeln aus Knochen gemacht. Man hält sie so, daß die Spitze nach dem Körper zu gerichtet ist (Parry 2. voy. S. 537.). Schon zu Stellers Zeit hatten die Kamtschadalen chinesische oder europäische Metallnadeln. Bricht ihnen eine Nadel ab, so schleifen sie solche sehr schön wieder zu; bricht ein Oehr ab, so wird die Nadel glühend gemacht und ihr durch Schmieden mit Steinen die vorige Form wiedergegeben. Dann wird vermittels eines hölzernen Drillbohrers mit einer andern gehärteten Nadel ein neues Oehr hindurch gezogen (Steller 320.).

Diesen Bohrer möchte ich überhaupt als eine uralte Erfindung bezeichnen. Die Art und Weise, wie die Eskimos Feuer anmachen, beruht auf dem Systeme des Drillbohrers, den wir auch späterhin bei den Germanen wiederfinden werden.

Säge und Scheere finden wir natürlich nicht bei diesen Völkern, — eben so wenig die künstlich geschäftete steinerne Axt — die wir bei den americanischen Völkern kennen lernten. Es fehlt eines der Hauptmateriale, das Baumharz und das Holz. Gebohrte Aexte, welche dieß überflüssig machen, fehlen ebenfalls.

Die Gefäße

der Polarnationen sind theils aus Stein, theils aus Leder, aus Bein, theils aus Holz.

Die Lampen und Kessel — als die wesentlichsten Gefäße — haben wir bei der Beschreibung der grönländischen Wirthschaft kennen gelernt.

Die Steinkessel vertreten die Stelle der metallnen. Der Norden bietet in dem Talkstein, dem Weichstein, ein bequemes Material dar, was schon seit frühester Zeit benutzt wurde. Wir finden bereits in den Gräbern der Ureinwohner Scandinaviens finnischen Stammes Steinkessel, die auch von den spätern germanischen Bewohnern in Gebrauch behalten wurden, als sie bereits das Eisen kannten. Professor Dahl hat der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung zu Dresden eine Steinschale aus grauem Weichstein verschafft, die halbkugelförmig 10 Zoll Durchmesser, 4½ Z. Höhe und ½ Z. Dicke hat. An zwei Seiten sich gegenüberstehend sind Ueberreste von einem eingelassenen Henkel, der die Oeffnung im Diameter überragte. Die Schale wurde in einem Norwegischen Grabhügel gefunden. Bei den Eskimos der Ostküste fand Parry (2. voy. 502. Abb. Nr. 1.) die Trogform der Kochtöpfe aus Weichstein. Ihre Größe richtet sich nach der Lampe, über welche sie zu hängen kommen. Er hängt an Sehnen und wird von der Lampe so geschwärzt, daß man die ursprüngliche Farbe des Steins nicht erkennen konnte. Manche waren gesprungen und mit Fäden von Draht wieder zusammengenäht. Der Stein selbst findet sich in Akoolee. Den Topf nennen sie Ootkooseck-salik. Die Lampe ist aus demselben Stein und hat die Gestalt eines Lindenblattes mit steilaufstehendem Rande. Mackenzie (210) fand bei den Eskimo's einen viereckigen steinernen Kessel mit flachem Boden, der zwei Gallonen fassen und dessen Anfertigung große Mühe gekostet haben mochte.

Doch ist auch hier die Natur die Lehrmeisterin; sie liefert in den schalig abgesonderten Graniten und Basalten Modelle in ziemlicher Anzahl, und im Weichstein, Serpentin, Sandstein ein Material, was sich mit keilförmigen Geschieben aus härteren Steinarten, dem Quarz, Feuerstein u. dgl., leicht, wenn auch nicht mühelos, bearbeiten läßt.

Nächstdem fertigen die Polarvölker aus Leder mehrfache Gefäße; so haben die Grönländer lederne Eimer, in denen sie sich das Wasser für ihre Haushaltung herbeiholen. Die Eskimos (Parry 2. voy. 503.) nähen aus Fellen niedliche kleinere Gefäße und in jeder Hütte steht man einen großen Korb aus Leder, der Form nach einem Siebe gleichend, mit sehr dichtem Boden. Auch steht unter jeder Lampe ein lederner Korb, um das überfließende Oel aufzunehmen. Für den Gebrauch zum Trinken fertigen sie sich aus Holz Kannen, die sie zierlich mit Bein auslegen. Bei den Eskimo's sah Parry (2. voy. 503.) hölzerne Mulden, wie die Europäischen. Die Kamtschadalen hatten früher nur hölzerne Gefäße, Tröge, in welchen sie

die Speisen vermittelst eingelegter glühend gemachter Steine kochten — wie Steller berichtet.

Die Polarvölker benutzen demnächst auch die Geweihe der Thiere zur Anfertigung von Gefäßen; so sah Parry (2. voy. S. 91. u. 503.) Trinkschalen, die aus der Wurzel des Moschusochsenhorns geschnitzt waren (S. Taf. XXVII. N. 4.); dasselbe Horn wird auch in seiner natürlichen Gestalt angewendet, wobei man das spitzige Ende zum Handgriff benutzend zierlich ausschnitzt (s. Taf. XXVII. 34.). Diese und ähnliche Geschirre nennen sie Immoochiuk. Auch das Walroßbein wird zu Gefäßen benutzt. (Parry 1. voy. 286. u. 2. voy. 503.)

Zum Bau der Schneehütten wenden die Eskimo's eine eigne Schneeschaufel an, welche Povalleray genannt wird und auf Taf. XXVII. 2. dargestellt ist (Parry 2. voy. S. 499.).

Jagd und Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen der Polarvölker und in Allem, was darauf Bezug hat, sind sie Meister. Wir betrachteten den Bewohner des Urwaldes auf seinen Jagdfahrten; ohne sonderliches Gepäck, nackt und nur mit Bogen und Pfeil beladen, schreitet er im Walde hin. Er bedarf keiner Wohnung, jeder Fleck seiner Heimath bietet ihm ein Laubdach und breite Blätter zum Schirme.

Der Polarmensch hat eine festere Wohnung, die er nicht immer mit sich nehmen kann. Er bedarf ferner zu entfernten Fahrten des Vorrathes, namentlich im Winter, wenn der Schnee und das Eis die Erdoberfläche überzogen haben. Dann bedient er sich, um schneller fortzukommen, der Schneeschuhe, die wir schon kennen lernten — und bei weiten Fahrten der Schlitten, zu deren Fortbringung der treueste Gefährte der Menschen, der Hund, abgerichtet ist, den wir schon mehrmal — in Australien und America — als Jagdgenossen des Menschen fanden.

Die Hunde der Polarzone sind von mittlerer Größe, langgestreckten Leibes, kurzbeinig, und ähneln dem Wolfe. Sie sind mit dickem Haar bedeckt, das meistens weiß ist; sie bellen nicht und mucksen nur, doch können sie desto besser heulen. Zur Jagd kann man sie ihrer Dummheit wegen nicht gebrauchen, außer den Bär in die Enge zu treiben. Bei guter Behandlung nehmen sie jedoch Cultur an, wenigstens versichert Parry (2. voy. 380.), daß die Hunde, welche er bei den Eskimos eintauschte, sich bald so an ihre neuen Herren gewöhnten, daß sie die Schiffe gar nicht verlassen mochten; sie zeigten später aber immer große Freude, wenn die alten Herren sich auf dem Schiffe einfanden (Cranz I. 100.). Ueber die Hunde auf Kamtschatka haben wir einen ausführlichen Bericht des geistvollen Steller (S. 131.): Sie sind entweder weiß, oder schwarz, oder wolfsgrau, und wie die grönländischen dicht- und langhaarig. Sie sind stark und eifrig zum Ziehen, aber auch arge Diebe, wie bei uns. Ihrer harten Lebensart wegen überleben sie selten das zehnte Jahr. Ihre Kost besteht in Fischen. Vom Frühjahr bis in den späten Herbst

bekümmert sich niemand um sie, sondern sie gehen allenthalben frei herum und lauern den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die sie sehr behende und artig zu fangen wissen. Wenn sie Fische genug haben, so fressen sie, wie die Bären, nur die Köpfe davon und lassen das Uebrige liegen.

Im Oktober sammelt jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Balanganen (Vorrathshäuser) an und läßt sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fett entledigen, zum Laufen fertiger und nicht engbrüstig werden mögen, und alsdann geht mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht durch gräßliches Geheul gleichsam ihr Elend beklagen hört. Ihre Kost im Winter ist zweifach; die eine zur Ergötzung und Stärkung, Kisla riba genannt, oder stinkende Fische, die man in großen Gruben verwahrt und versauren läßt, weil in Kamtschatka nichts stinkend wird. Denn wenn auch die Itälmen-Cosaken und ihre Weiber solche Fische mit großem Appetit verzehren, die wie das ärgste Aas stinken, daß ein Europäer in Ohnmacht fallen und die Pest befürchten möchte, so sprechen sie, es sey gut sauer. Diese sauren Fische werden in einem hölzernen Troge mit glühenden Steinen gekocht, Opoma genannt, und dienen zur Speise der Menschen und Hunde. Mit diesen werden sie nur zu Hause, wenn sie ausruhen, erquickt, oder auf der Reise des Abends, daß sie die Nacht darüber schlafen; denn, wenn man sie des Morgens damit füttert, werden sie von dieser Delicatesse so weichlich, daß sie auf dem Wege ermüden und nur Schritt vor Schritt gehen können. Das andre Futter ist trocken und besteht aus verschimmelten und an der Luft getrockneten Fischen, und damit werden sie des Morgens zur Stärkung gefüttert; weil nun das meiste daran Gräten und Zähne sind, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, so verrichten sie ihre Mahlzeit großentheils mit einem blutigen Maule. Uebrigens suchen sie selbst Speise auf und stehlen gewaltig, fressen die Riemen und ihrer eigenen Herren Reisekost, wo sie dazu kommen können; sie steigen wie Menschen auf den Leitern in die Balanganen und plündern Alles. Ja, was das Lächerlichste ist, so ist Niemand im Stande, seine Nothdurft zu verrichten, wo er nicht immer mit einem Prügel um sich schlägt. Sobald man die Stelle verlassen, sucht einer den andern, unter vielem Beißen, um das Depositum zu bevortheilen. Dessenungeachtet frißt kein kamtschadalischer Hund Brot, wenn er auch noch so hungrig ist. Die Excremente der Hunde sind wegen der vielen unter beständigem Ziehen ausgepreßten Galle so gelb und an Consistenz von den menschlichen nicht zu unterscheiden, stinken dabei so heftig, daß man sich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anstrengen wird das Geblüt sowol in die inwendigen als äußern Theile mit solcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haare zwischen den Zehen der Füße röthlich wie Blut werden und man kann leicht daran einen guten Hund er-

kennen. Der **Sphincter ani** ist von dieser Pressung so roth wie der schönste Scharlach. Dabei sind die kamtschadalischen Schlittenhunde sehr leuteschen, unfreundlich, fallen keinen Menschen an und bekümmern sich nicht das Geringste um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, stehlen aber, was sie bekommen; sie sind sehr furchtsam und melancholisch und sehen sich beständig aus Mißtrauen um, sie mögen thun, was sie wollen. Sie haben nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn, sondern suchen denselben allezeit um den Hals zu bringen. Mit Betrug muß man sie an die Schlitten spannen; kommen sie an einen schlimmen Ort, an einen steilen waldigen Berg oder Fluß, so ziehen sie aus allen Kräften; ist der Herr genöthigt, um sich nicht Schaden zu thun, den Schlitten aus den Händen zu lassen, so darf er sich nicht einbilden, denselben eher wieder zu erhalten, bis sie an einen Ostrog kommen, es sey denn, daß der Schlitten umfällt und zwischen den Bäumen stecken bleibt, wo sie jedoch keine Mühe sparen, alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen.

Die Stärke der Hunde ist außerordentlich; gemeiniglich spannt man nur vier Hunde an einen Schlitten, diese ziehen drei Menschen mit ein bis anderthalb Pud Bagage behende fort. Auf vier Hunde ist die gewöhnliche Ladung fünf bis sechs Pud. Leicht beladen kann ein Mensch des Tages in schlimmen Wegen und tiefem Schnee 30—40 Werste zurücklegen, in guten Wegen 80 bis 140. Die Hunde haben vor dem Pferde noch den Vorzug, daß sie leicht über den Schnee hinlaufen und auf dem Eise nicht einbrechen. Uebrigens findet man bei den Kamtschadalen Hundeliebhaber, wie es anderwärts Pferdeliebhaber giebt. Es kann leicht Jemand an einen kamtschadalischen Schlitten, Hunde und Hundegeschirr 60—80 Rubel anwenden.

Ohngeachtet nun die Reise mit Hunden sehr beschwerlich und gefährlich, und man fast mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ginge, und man beim Hundeführen und Fahren so müde als ein Hund wird, so hat man doch dabei den Vortheil, daß man über die unwegsamsten Oerter kommt, wohin man weder zu Pferde noch zu Fuße gelangen würde. Die Hunde sind außer dem Ziehen gute Wegweiser und wissen sich auch in dem größten Sturm, wo man kein Auge aufmachen kann, zu richten und nach den Wohnungen zu finden; sind die Stürme so hart, daß man liegen bleiben muß, wie sehr oft geschieht, so wärmen und erhalten sie ihren Herrn, liegen neben demselben stundenlang ruhig und stille und man hat sich unter dem Schnee um nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief in denselben vergraben und erstickt werde. Man hat auch vor den Stürmen allezeit die sicherste Nachricht von dem nahenden Ungewitter durch die Hunde. Denn wenn bei der Rast die Hunde Gruben in den Schnee scharren und sich hinein legen, so mag man sich nur einen Ort aufsuchen, wo man sich vor dem Sturme bergen kann,

wenn man noch weit bis zu den Wohnplätzen hat. Nächstdem nutzen die Hunde noch durch ihr Fell, indem dasselbe die schönsten und dauerhaftesten Kleider giebt.

Je länger die Haare der Hunde, desto mehr werden sie geschätzt. Die Hunde, die hohe Füße, lange Ohren, spitze Nasen, breites Kreutz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, stark fressen und munter sind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserlesen, erzogen und auf folgende Art abgerichtet*): Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, wo sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen. Nach einiger Zeit, wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legt man sie abermals in eine andere Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten und fährt mit ihnen einen kurzen Weg. Weil sie nun hunde- und menschenscheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen müssen sie wieder in die Grube, so lange bis sie nichts anderes wissen, des Ziehens gewohnt worden und eine weite Reise verrichtet haben. Alsdann werden sie unter den Balanganen neben andere gebunden und erhalten als ausstudirte, die im Sommer ihre Freiheit civitatem haben. Aus dieser Erziehung sind nun alle ihre Sitten herzuleiten. Der größte Verdruß bei der Hundefahrt ist, daß sie, sobald sie angespannt werden, den Kopf gen Himmel erheben und erschrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wollten sie den Himmel wegen ihres harten Loses herausfordern; sobald sie aber ins Laufen kommen, schweigen sie alle auf einmal stille. Darauf geht der andere Verdruß an, daß einer um den andern zurückspringt, seine Nothdurft mit gräulichem Gestank verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und sie simuliren öfters umsonst dieses Geschäft. Kommen sie an Ort und Stelle, so liegen sie ermüdet da, als wenn sie todt wären. Sind sie

---

*) Ueber die Zucht und Vorbereitung der jungen Hunde berichtet Langsdorff II. 235., daß sobald sie nach einigen Wochen von der Muttermilch entwöhnt worden, ihre Zucht damit beginnt, daß sie vermittelst eines an ihrem Halse befestigten langen und schmalen Stäbchens oder einer Kette an einen Pfahl festgebunden und an die Leine und das Stillelliegen gewöhnt werden. So lange sie noch jung sind, werden sie mit einer gut gekochten Fischsuppe gefüttert, wovon sie nach Gefallen und oft so viel fressen, daß sie sich kaum rühren können. Die Suppe muß lauwarm gegeben werden. Dabei werden die Hunde sehr bald groß und stark — von denen, die recht viel fressen, verspricht man sich einen starken Zughund. Starker Knochenbau, hohe, breite Füße, aufrechtstehende, lange, spitze Ohren, weit vorragende, spitze Schnautze, dicker Hinterkopf und breite Brust sind Zeichen eines tüchtigen Hundes. Zwischen 5—6 Monat werden sie castrirt, im Frühjahr oder Sommer. Hündinnen und uncastrirte werden nicht zum Zug gebraucht. Ist der Hund ausgewachsen, so wird zwischen dem zweiten und dritten Jahre der Schwanz abgeschnitten. —

nahe bei einem Ostrog, daß sie Geruch davon bekommen, so eilen sie dergestalt, daß man sich wohl vorsehen muß, nicht vom Schlitten zu fallen und Arm und Bein zu brechen, da die Ostrogen gemeiniglich hinter Feldbüschen und Flüssen erbaut sind.

Diejenigen Hunde, welche die Itälmen zur Jagd abrichten, füttern sie öfters mit Krähen, die man im Ueberfluß hat; sie bekommen davon Witterung und laufen dann allem Wild und Vögeln nach. Mit diesen Hunden treiben sie im Julius Enten, Gänse und Schwäne, wenn sie die Federn fallen lassen, in den großen Binnenseen in ziemlicher Anzahl beisammen *).

So weit der Bericht des Augenzeugen Steller, mit dem die Nachrichten anderer Reisenden übereinstimmen. Wir bemerken auch hier, daß der Hund, wie in Australien, den Charakter seines Herrn annimmt und der Wiederschein der Cultur desselben ist.

Die Schlitten, auf denen man im Kamtschatka fährt, sind aus Holz, sehr dünn und leicht gebaut und ähneln unsern Hand- und Kinderschlitten. Die Schlittenläufe sind nicht über ¼ Zoll dick; auf diese sind zwei krumme Bogenhölzer aufgebunden, auf denen dann der Korb ruht, der ganz aus dünnen biegsamen Hölzern besteht, die mit Riemen zusammengebunden sind. Der ganze Schlitten wiegt nicht über 16 Pfund. Man bringt darin vier bis fünf Pud fort oder zwei Pud und einen Menschen. Da der Korb sehr biegsam ist, leidet er selten Schaden. Oft fährt man damit dergestalt gegen die Bäume, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt und doch keinen Schaden erleidet. Man fährt damit über die höchsten Gebirge und steilsten Klippen nnd behält allezeit so viel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten und vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man sitzt darauf mehrentheils auf der Seite, um bei einer gefährlichen Stelle sogleich herabspringen zu können. An ebenen Orten setzt man sich zuweilen darauf, wie auf ein Pferd. Der Reisende führt anstatt der Peitsche einen Stock bei sich, der Ostali genannt wird. Er hat die Gestalt einer Zinke, ist oben wie etwa ein Hirtenstab gekrümmt und vorn mit einem Knopf von Eisen oder Messing versehen, daran viele Schellen oder eiserne Ringe hängen. Wird damit geklappert, so laufen die Hunde aus allen Kräften und man braucht sie nicht zu schlagen. Ist eine Züchtigung nöthig, so geschieht dies mit dünnen Ruthen, vor denen sie sich mehr als vor dem dicksten Prügel fürchten. Hat man sich auf den Schlitten gesetzt, so rennen die Hunde davon. Will der Reisende zur Linken, so schlägt er mit dem Stock zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, und

*) Die Eskimos brauchen die Hunde auch zur Jagd und selbst als Lastthiere, indem sie eine Art Sattelbeutel über ihre Schultern binden. Ein Hund trägt 20—25 Pfund. (Parry 2. voy. S. 515 ff.)

will er zur Rechten, so wird an die linke Seite geschlagen. Will man still halten, so steckt man den Stock vor dem Schlitten in den Schnee. Fährt man einen steilen Berg hinab, so steckt man den Stock in den Schnee zwischen die Vorderseite der Kufen und hemmt damit die Schnelligkeit der Bewegung. Bei dieser Fuhre wird man aber eben so müde, als wenn man zu Fuße ginge, weil man die Hunde beständig zurückhalten, bei schlimmem Wege vom Schlitten herabspringen, nebenherlaufen und den Schlitten halten muß; bergauf muß man ohnehin zu Fuße gehen. Man muß sich sehr in Acht nehmen, die Hunde nicht loszulassen. Trifft es sich, daß man umwirft und fällt, so muß man durchaus den Schlitten nicht aus der Hand geben, so weit man auch im Schnee fortgeschleppt werden möge, denn sich nicht festzuhalten und die Hunde loszulassen und dann selbst einige Werste zu Fuße hinterdrein zu laufen, wird für eine große Schande gehalten. Außerdem verwickeln sich die Hunde gar oft in ihrem Geschirr und dann muß der Fahrende im härtesten Froste seine Handschuhe abziehen und sie mit den bloßen Händen wieder in Ordnung bringen, auch wol sich dabei mit ihrem Miste beschmieren. Um dem Hintenfahrenden einen Streich zu spielen, darf man nur ein Stück Jukol auf den Weg werfen, die Hunde fallen gewiß darüber her, verwickeln und verbeißen sich und der Fahrende muß also herunter, sie in Ordnung und auseinander bringen und bleibt inzwischen weit hinter der Gesellschaft zurück. Hinten zu fahren ist auch deshalb nicht gut, weil die Schlittenschleifen sich da leichter mit Hundemist beschmieren können, der sogleich festfriert und nun die Equipage aufhält, so daß man alle Augenblicke hinaus und sie mit dem Messer rein machen muß. Kömmt man zur Herberge, so ist man auch mit seinen Hunden nicht frei; sobald man sie ausgespannt, muß man sie mit dünnen Ketten an einen Pfahl binden. Gleich darf man sie nicht füttern, sondern man muß einige Stunden warten. Nun giebt man ihnen ein ganzes oder ein halbes Jukol; allein da muß der Herr mit dem Stock dabeistehen, damit jeder Hund sein Theil erhalte und keiner dem andern das Seinige wegschnappe, auch muß man die Krähen abtreiben, die in Kamtschatka gar nicht blöde sind. Sie kommen in großer Menge herbei, und wenn ein Hund nicht aufpaßt, so hat er sein Futter verloren. So weit Sarytschew (I. 172. ff.) der einen solchen Hundeschlitten abbildet und die von der Kamtschadalischen abweichende zu Ochotsk übliche Fahrweise (I. 38.) beschreibt: „Narten sind leichte Schlitten, etwa 12 Fuß lang und 2 Fuß breit und von der Schleife an anderthalb Fuß hoch; sie sind so dünn und leicht, daß man sie mit einer Hand aufheben kann. Ihnen spannt man an 10—12 Hunde vor und zwar auf folgende Art: Vorne in der Mitte der Narte ist ein Riemen angebunden, der statt der Deichsel dient, dem zur Seite man die Hunde in Trageriemen vermittelst eigens dazu bereiteter Stricke mit Pflöcken befestigt. Im Vorderpaare muß wenig-

stens der eine Hund zu zwei Worten gewöhnt seyn, mit welchen man ihm zuruft rechts oder links zu wenden."

Die Hunde sind paarweise einer hinter dem andern gespannt.

Auch die Eskimo's bedienen sich in ähnlicher Weise der Schlitten und der Hunde zu ihrem Fortkommen. Gar seltsam ist übrigens die Sitte der Eskimo's, welche Roß (1. R. II. 74.) beschreibt. Sie machen sich Schlittenkufen aus gefrornen Fischen und setzen darauf ein hölzernes Gestelle; wenn sie an Ort und Stelle anlangen, werden die gefrornen Fische verzehrt und die Gestelle und Zeltsparren verbraucht. Dann (ib. II. 282.) sah er Eskimos, welche Schlitten aus Eis von frischem Wasser machten; die Gestalt war die einer flachen ovalen Schale. Aehnliche sah auch Parry (2. voy. S. 206.) auf Winterisland. Zwei von diesen zusammengebunden enthielten eine ansehnliche Menge ihrer Habseligkeiten und trugen noch eins der Weiber, das oben darauf saß, und obschon die Last schwer war, reiseten sie doch mit bedeutender Schnelligkeit.

Die Eskimoschlitten beschreibt Parry (I. 285.): The runners of the only sledge we saw, were composed of the right and left jaw-bones of a young whale, being 9 feet 9 inches long, one foot 7 inches apart and 7 inches high from the ground. They are connected by a number of parallel pieces made ont of the ribs of the whale and secured transversally with seizings of whalebone, so as to form the bottom of the sledge and the back is made of two deer-horns placed in an upright position. The lower part of the runners is shod with a harder kind of bone to resist tbe friction of the ground. The whole vehicle is rudely executed and beeing nearly twice the weight of the sledges we saw among the northern Esquimaux, is probably intended for carrying heavy burdens. Die Hunde schildert er den Kamtschadalischen gleich (s. auch 2. voy. 514 ff.)

Dies ist im Winter die gewöhnlichste Art zu reisen, sowohl bei den Eskimos oder den americanischen Polarmenschen, als auch in Asien — wo bei den Nomaden das Renthier die Stelle des Hundes einnehmen muß.

Weit gewöhnlicher als diese nur zur Winterreise brauchbaren Schlitten sind die Seefahrten, da die Polarvölker den größten Theil ihrer Nahrung der See entlehnen müssen. Wie die Wohnung und Kleidung, so bestehen auch die Fahrzeuge der Polarvölker aus Häuten. Die Fahrzeuge kann man unter zwei Classen bringen, die größern Transportschiffe und die kleinern Jagdschiffe, die nur für eine Person bestimmt sind. Diese beiden Arten finden wir sowohl bei den Grönländern und übrigen Eskimos, als bei den asiatischen Polarvölkern.

Das größere Boot, von den Grönländern Umiak*), von den dortigen germanischen Colonisten Weiberboot genannt, ist — wie Crantz I. 197. berichtet — 6—9 Klaftern lang, 4—5 Schuh weit und 3 tief, vorn und hinten zugespitzt und unten platt. Das Gerippe wird von leichten Latten, die etwa 3 Finger breit sind, zusammengesetzt, mit Fischbein verbunden und mit Seehundleder überzogen. Mit dem Kiel laufen zu beiden Seiten eine Ribbe vorn und hinten in eins zusammen. Ueber diese drei Hölzer sind dünne Querbalken in Fugen gelegt. Auf den untern Ribben sind auf beiden Seiten Pfosten aufgerichtet, auf welchen der Rand des Bootes ruht. Die Pfosten werden von den Ruderbänken, deren 10—12 sind, hinauswärts gedrückt und diese ruhen auf jeder Seite in einer Ribbe; damit sie aber auch nicht zu stark ausgetrieben werden, so sind sie von außen noch mit einer Ribbe versehen. Diese vier Ribben sind am Vorder- und Hinterstaven befestigt. Die Balken, Pfosten und Bänke sind nicht mit eisernen Nägeln, welche leicht rosten und Löcher ins Fell scheuern könnten, sondern zum Theil mit hölzernen Nägeln befestigt und überall mit Fischbein verbunden. Zu dieser künstlichen und sehr saubern Arbeit braucht der Grönländer weder Schnur noch Winkelmaas und doch weiß er die gehörige Proportion mit den Augen zu treffen. Sein ganzes Werkzeug, das er hierzu wie zu aller seiner Arbeit gebraucht, besteht aus einer kleinen Stichsäge, einem Meißel, der an ein hölzernes Heft gebunden ihm statt des Beiles dient, einem kleinen Bohrer und einem spitz geschliffenen Taschenmesser. Wenn er mit dem hölzernen Gerippe fertig ist, so überzieht es die Frau mit frisch gegerbtem und noch weichem dicken Seehundleder und verpicht die Nähte mit altem Speck, so daß diese Boote weit weniger Wasser ziehen, als die hölzernen, weil die Nähte im Wasser aufquellen. Fahren sie sich auf einem spitzigen Steine ein Loch, so wird es sogleich zugenäht. Diese Boote müssen aber auch fast alle Jahre von Neuem überzogen werden; sie werden von Weibsleuten gerudert, deren gemeiniglich vier sind, und eine steuert es hinten mit einem Ruder. Für die Männer wäre solches eine Schande, es sey denn, daß sie in der größten Noth zuzugreifen genöthigt werden. Die Ruder sind kurz und vorn breit, fast wie ein Grabscheit, und mit einem Riemen von Seehundleder auf dem Rande befestigt. Vorn richten sie an einer Stange ein von Därmen genähtes Segel, eine Klafter hoch und anderthalbe Klafter breit, auf. Reiche Grönländer machen

---

*) Vor mir steht das 16 Zoll lange Modell eines Umiak, das von den Eingebornen der Küste Labrador aus Holz und Leder gefertigt ist, wovon Taf. XXIX. eine Abbildung enthält; die größte Breite ist 5¼ Zoll bei 3¼ Zoll Höhe. In dieser Weise sind die Umiaks der Grönländer bei Crantz Taf. VI. Ich gebe außerdem noch die Ansicht des umgekehrten Bootes, so wie die Construction der Spitze im Grundriß.

es von feiner weißer Leinwand mit rothen Streifen. Sie können aber damit nur vor dem Winde segeln und doch nicht einem Europäischen Segelbot gleichkommen. Hingegen haben sie den Vortheil, daß sie bei conträrem Winde oder Stille viel geschwinder fortrudern können. In diesen Booten fahren sie mit ihren Zelten und allem Hausgeräthe und Gütern und oft noch dazu mit 10—20 Menschen beladen von einem Ort zum andern, 100—200 Meilen weit bis nach Süden. Die Männer aber fahren nebenher im Kajak, mit welchem sie das Boot vor den großen Wellen schützen und im Nothfall mit Anfassung des Randes erhalten. Gemeiniglich fahren sie mit diesem Boote 6 Meilen in einem Tage. Bei jedem Nachtlager laden sie aus, schlagen ihr Zelt auf, ziehen ihr Boot ans Land, stürzen es um und beschweren die vordere und hintere Staven mit Steinen, damit es der Wind nicht wegführt, und wenn sie nicht weiter können, so tragen es ihrer 6—8 auf den Köpfen über Land in ein besseres Fahrwasser*).

Solcher Boote fand Beechey (I. 397.) auch am Kotzebuesunde und zwar von den Männern bedient, denen es ohne diese Fahrzeuge nicht möglich seyn würde, die Wintervorräthe einzusammeln. Sie werden immer von den ältern Männern gesteuert, welche auch das Vorrecht haben, wenn sie nicht arbeiten, im Hintertheil zu sitzen. Die Ruder am Steuerbord (rechte Seite) waren bei den Booten mit schwarzen, die am Backbord (linke Seite) mit rothen Streifen versehen, auf welche Weise auch bei mehreren Baidaren die Gerippe verziert waren.

Auch Kotzebue bemerkt mehrfach, daß auf dieser Seite von America wie im gegenüberliegenden Asien die großen Boote, die man hier Baidaren nennt, allgemein im Gebrauch sind. Er sah, wie an der Lorenzinsel eine Baidare längs dem Strande von Hunden gezogen wurde (R. II. 105.).

Die Baidaren der Tschuktschen beschreibt uns Sarytschew (II. 105.). Sie sind 20—25 Fuß lang, 4 Fuß breit, 2½ Fuß tief, haben also ziemlich dasselbe Verhältniß, wie die Umiaks der Grönländer. Das Gerippe wird aus feingetheiltem Treibholze mit Flocken von ausgefasertem Fischbein zusammengefügt und mit zwei- oder dreifach gespaltener Walroßhaut überzogen. Eine ganz fertige Baidare ist doch so leicht, daß sie zwei Menschen mit Bequemlichkeit forttragen. Die Tschuktschen aber fahren darin nicht blos am Ufer umher, sondern setzen sogar auf die benachbarten Inseln und nach America hinüber. Da sie sehr schwankt, wird sie größtentheils gerudert und seltener unter Segel gesetzt, und geschieht es ja, so bindet man ihr zur größeren Sicherung gegen das Umwerfen längs den Seiten gespannte

*) Das größere oder Weiberboot hatten die von Parry (2. voy. 506.) besuchten Eskimos nicht, doch kannten sie dasselbe und fertigten Modelle davon.

Blasen an. Die Baidaren, die Sarytschew auf Cap Rodney in Amerika sah, waren den hiesigen völlig gleich.

Außer dem größern Fahrzeuge finden wir bei den meisten Polarvölkern eine zweite kleinere Art Kähne, die nur für drei oder gar nur eine Person bestimmt, ganz verdeckt und bloß mit einem Loch für den darin Sitzenden versehen sind.

Diese heißen bei den **Grönländern Kajak** (Crantz I. 196.). Diese sind lediglich für die Männer bestimmt und werden daher von den germanischen Colonisten das Mannsboot genannt. Der Kajak ist drei Klafter lang, vorn und hinten spitzig, wie ein Weberschiff gestaltet, in der Mitte nicht anderthalb Schuh breit und kaum einen Schuh hoch, von langen schmalen Latten und Quergriffen, die mit Fischbein verbunden sind, gebaut und mit eben so gegerbtem Seehundsleder wie das Weiberboot, aber auf allen Seiten oben und unten, überzogen. Die beiden spitzigen Enden sind unten mit einer beinernen Leiste und oben mit einem Knopf versehen, damit sie sich auf den Steinen nicht so leicht abreiben. In der Mitte des Kajaks ist ein rundes Loch mit einem zwei Finger breiten Rande von Holz oder Bein. Durch dasselbe schlüpft der Grönländer mit den Füßen hinein und setzt sich auf die mit weichem Fell bedeckten Latten, so daß ihm der Rand nur bis an die Hüften reicht, über welche er den untern Saum des Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen ebenfalls mit beinernen Ringen und Knöpfen zugeschnürt ist, so fest anzieht, daß nirgends Wasser eindringen kann. Zur Seite steckt er — wenn er auf Jagd fährt — seine Pfeile zwischen die über den Kajak gespannten Riemen, vor und hinter sich sein übriges Zeug. Sein Pautik oder Ruder von festem rothen Firnenholz, an beiden Enden mit einem drei Finger breiten dünnen Blatte und zur Festigkeit mit Bein an den Seiten eingefaßt, ergreift er in der Mitte mit beiden Händen und schlägt damit geschwind und gleichsam nach dem Tacte zu beiden Seiten ins Wasser. Also ausgerüstet fährt er auf den Seehund- und Vogelfang und dünkt sich nichts geringeres als ein Capitän auf seinem Schiff. Und in der That kann man den Grönländer in diesem Aufzug nicht anders als mit Bewunderung und Vergnügen betrachten und seine schwarzen mit vielen weißen beinernen Knöpfen befestigten Seekleider geben ihm ein prächtiges Ansehn. Sie können damit sehr geschwind fortrudern, und wenn sie von einer Colonie zur andern Briefe bringen, 10—12 Meilen in einem Tage fahren. Sie fürchten sich darin vor keinem Sturm. So lange ein Schiff bei stürmischen Wetter das Marssegel führen kann, ist ihnen vor den großen Wellen nicht bange, weil sie wie ein Vogel leicht darüber wegschwimmen, und wenn auch eine ganz über sie hinschlägt, kommen sie doch wieder hervor. Will sie eine Welle umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht. Werden sie doch umgeschlagen, so thun sie mit dem Ruder unter dem Wasser einen Schwung und so richten sie sich wie-

der auf. Verlieren sie aber das Ruder, so sind sie gemeiniglich verloren, wenn nicht Jemand in der Nähe ist und sie aufrichtet.

Es haben es zwar einige Europäer mit vieler Mühe so weit gebracht, daß sie bei stillem Wetter und Wasser im Kajak fahren, aber sehr selten darin fischen oder bei der geringsten Gefahr sich helfen können. Da nun die Grönländer hierin eine ganz eigene Geschicklichkeit besitzen, die man mit einem furchtvollen Vergnügen bewundern muß, und in diesem Fahrzeuge alle ihre Nahrung herbeischaffen müssen, dieses aber mit so vieler Gefahr begleitet ist, daß dabei manche umkommen, so wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, einige Uebungen des Umschlagens und Aufstehens, die die Grönländer von Jugend auf lernen müssen, zu lesen. Ich habe deren — sagt Crantz — zehn bemerkt, wiewol ihrer noch mehrere seyn mögen:

1) Der Grönländer legt sich bald auf der einen bald auf der andern Seite mit dem Leibe auf das Wasser, hält eine Weile mit seinem Pautik oder Ruder die Balance, damit er nicht ganz umschlage, und richtet sich sodann wieder auf.

2) Wenn er ganz umschlägt, so daß er mit dem Kopfe perpendiculär herunterhängt, so thut er unter dem Wasser einen Schwung mit dem Pautik und kann auf einer Seite so gut wie auf der andern wieder in die Höhe kommen.

Dieses sind die gemeinsten Arten zu kantern, die bei Sturm und großen Wellen oft vorkommen, da der Grönländer noch immer den Vortheil hat, daß er den Pautik in der Hand behält und nicht mit dem Seehundriemen verwickelt ist. Beim Seehundfang kann er aber leicht mit dem Riemen verwickelt werden, so daß er das Pautik nicht recht brauchen kann oder gar verliert; daher muß sich auch darauf präpariren. Sie stecken also

3) das Pautik unter einen Querriemen am Kajak, kantern um und stehen vermittelst der Bewegung des einen Endes des Pautiks wieder auf.

4) Sie fassen das eine Ende mit dem Munde und das andere bewegen sie mit der Hand und richten sich also auf.

5) Sie halten das Pautik mit beiden Händen im Nacken oder

6) hinter dem Rücken fest, kantern, schwingen es hinterwärts mit beiden Händen, ohne es hervorzunehmen, und kommen also herauf.

7) Sie legen es über eine Achsel und fassen es mit einer Hand hinter und mit der andern vor sich und helfen sich so wieder auf. Diese Uebungen dienen für die Fälle, wenn das Pautik mit dem Riemen verwickelt wird; weil sie es aber auch gar verlieren können, wobei die größte Gefahr ist, so stecken sie

8) beim Exerciren das Pautik unter den Kajak durchs Wasser, halten es auf beiden Seiten fest, so daß sie mit dem Gesicht auf dem Kajak liegen, schlagen um, bewegen das Ruder von unten auf über das Wasser und stehen also auf. Dieses dient dazu, wenn sie

das Ruder während des Umschlagens verlieren, und da sie es noch über dem Wasser schwimmen sehen, es von unten auf mit beiden Händen ergreifen.

9) Sie lassen das Ruder fahren und wenn sie gekantert, suchen sie es mit der Hand über dem Wasser, ziehen es zu sich hinunter und helfen sich so auf.

10) Wenn sie es aber nicht mehr erreichen können, nehmen sie das Wurfbret vom Harpunenpfeil oder ein Messer und suchen sich durch Bewegung desselben, ja auch wol mit dem Plätschern der bloßen Hand in die Höhe zu schwingen, wiewol dieses nur sehr wenigen gelingt.

Sie müssen aber auch an dem Lande oder in den blinden Klippen, wo die Wellen sich sehr thürmen und schäumen, ihre Exercitia machen, daß sie von einer Welle vor oder hinter sich oder auf beiden Seiten fortgerissen und auf eine Klippe geworfen oder etliche mal herumgedreht oder ganz überdeckt werden; da müssen sie durch geschicktes Balanciren sich immer aufrecht erhalten, damit sie in dem größten Sturm aushalten und bei allem Toben der Wellen ans Land steigen lernen. Wenn sie kantern und sich nicht mehr helfen können, so pflegen sie auch wol unter dem Wasser aus dem Kajak herauszukriechen und Jemand in der Nähe durch Schreien zu Hülfe zu rufen, und können sie Niemand erschreien, so halten sie sich am Kajak oder binden sich daran fest, damit man ihren Leib wiederfinden und begraben möge.

Es ist nicht jeder Grönländer im Stande, alle obgedachten Arten des Kanterns und Aufstehens zu lernen, ja es giebt geschickte Erobe-rer oder Seehundsfänger, die nicht einmal auf die leichteste Art aufstehen können, daher beim Seehundsfang viele Mannsleute zu Schaden kommen *).

*) Den Kajak der Eskimos an der Westküste der Baffinsbai beschreibt Parry (1. S. 284): The canoe which I purchased and which was one of the best of the five as we shaw, is 16 feet 11 inches in length and its extreme breadth two feet one inch and a half; two feet of its fore-end are out of the water when floating. It differs from the canoe of Greenland in being somewhat lower at each end and also in having a higher rim or gunwale at is may be termed round the circular hole, where the man sits, which may make somewhat safer at sea. Their construction is in other respects much the same; the timbers or ribs which are 5 or 6 inches apart as well as the fore and after connecting pieces of whalebone or drift wood and the skins with which they were covered those of the seal and walrus. When the canoes are taken on shore, they are carefully placed on two upright piles or pillars of stones, four feet high from the ground in order to allow the air to pass under to dry them and prevent their rotting. The paddle is double and made of fir, the edges of the blade being covered with hard bone to secure them for wearing. S. auch Parry 2. voy. S. 90. u. 506. In Winter-Island hatte von den 7 besten Kajaks das längste 25 Fuß,

Diesen Kajak finden wir bei den Aleuten, die wir nachher näher betrachten, wieder, eben so wie wir auch den Umiak auf der entgegengesetzten Seite von America angetroffen haben.

Mit diesen Hülfsmitteln unternehmen die Polarvölker oft ansehnliche Reisen. Durch diese Reisen, so wie überhaupt durch die wandernde Lebensart, haben sich die Eskimos wie die übrigen Polarmenschen eine genaue Kenntniß ihres Gebiets erworben, so daß sie im Stande sind, dem Fremden die genaueste Auskunft darüber zu geben. Ja wir finden schon bei den Eskimos die Kunst, durch Abbildungen den Fremden das Bild ihres Landes zu vergegenwärtigen, mit einem Wort, die ersten Spuren der Charakterzeichnung.

So erwähnt Franklin (2. R. 151.) eines Eskimos, der in den Sand eine Skizze der Küste zeichnete, so weit sie ihm bekannt war, und Beechey (I. 453.) fand dieselbe Kunst bei den Bewohnern der Chamissoinsel. Erst zogen sie die Küstenlinie mit einem Stock in den Sand und nach Tagereisen abgetheilt. Hierauf setzten sie die Bergketten mit Sand und Steinen auf und stellten die Inseln mit Berücksichtigung der Größe und Gestalt durch Kieshaufen dar. Indem die Arbeit vorrückte, machten mehrere der anwesenden Eskimos ihre Bemerkungen darüber und gaben Veränderungen an, und Beechey rückte eine der Diomedesinseln an eine andere Stelle. Dies wollte der Hydrograph anfangs nicht zugeben, allein da einer der Eskimos sich erinnerte, daß die Inseln vom Cap Wallis aus gesehen einander decken, so gab er Beechey Beifall und bewies den andern, daß sie sich geirrt hätten. Sie schienen sich sehr zu wundern, daß die Engländer etwas darüber wußten. Als die Berge und Inseln fertig waren, wurden die Dörfer und Fischerstationen durch eine Anzahl in die Erde gesteckter Stöcke bezeichnet, so daß eine Nachahmung der Wirklichkeit entstand. Als sie darstellen wollten, daß die eine Meerenge sehr eng sey, bedienten sie sich zweier Stückchen Holz, die sie neben einander legten, worauf sie die Hände so bewegten, als ob sie ruderten. Sie zogen dieselben bis an den Eingang der Straße neben einander hin, durch die Straße aber eins hinter dem andern und sobald die Hölzer in den Hafen gelangt waren, wieder neben einander.

Am Cap Espenberg fand Beechey (II. 45.) ebenfalls chartenzeichnende Eskimos. Er bemerkt, daß die Eskimos zu solchen Zeichnungen natürliche Anlagen haben und daß, obgleich Seefahrer aus diesen Umrissen für die Seefahrten wenig Nutzen ziehen können, sie doch über unbesuchte Orte Auskunft gewähren. Uebrigens muß man

---

inclusive des an jedem Ende angebrachten 3 Fuß langen spitzigen Ansatzes, der etwas in die Höhe steht. Die größte Breite betrug 21 und die Tiefe $10\frac{1}{4}$ Zoll. Im Sommer tragen sie das Kajak auf zwei aufgerichtete Steine, im Winter auf Stützen, die sie von Schnee errichten. Dazu die Abbildung Taf. XXX.

wissen, daß die Eskimos häufig mehr das Fahrwasser für Boote, als die Ausbuchtungen der Küste angeben, und daher öfters Baien und Flußmündungen weglassen, dafür aber die Wohnplätze und Fischerstationen der Eingebornen angeben.

Auch auf der entgegengesetzten Küste von America fand Roß (2. R. I. 336.) dieselbe Geschicklichkeit. Der Eskimo Ikmallik aus Bootia felix zeigte sich als geschickten Hydrographen. Man legte ihm ein Stück Papier vor, das eine Skizze des schon bekannten Landes zwischen Repulsebai und dem Prinz Regentsunde enthielt und auf welcher die Namen der verschiedenen Orte bezeichnet waren. Die Eskimos erkannten sie sogleich. Ikmallik nahm hierauf den Bleistift und fing an, die Skizze von Akkulee aus zu verlängern, wobei er lange und ziemlich genau der schon früher von einem andern Eskimo gezogenen Linie folgte, dann aber verlängerte er sie aber wieder westlich, statt nach Norden zu wenden. Die Inseln zeichnete er jedoch nicht ein. Die Wagerbai und den Fluß gleiches Namens verzeichnete er aber sehr genau und so auch mehrere andere Flüsse.

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß jene Polarvölker, wie auch die übrigen Wilden, bei denen man Talente für Chartenzeichnung entdeckt hat, es nur auf Veranlassung der Europäer geübt haben; ja es scheint, daß dasselbe erst durch diese bei ihnen zum Leben erweckt sey und daß sie es vorher niemals bethätigt haben. Dem Wilden an und für sich ist übrigens die Chartenzeichnung kein Bedürfniß, er selbst hat an seinem vortrefflichen Ortsgedächtniß einen sicherern Schatz als der europäische Reisende an seinen Atlanten und Charten. Ich glaube nicht, daß die Eskimos oder andere Wilde für sich selbst oder behufs der Mittheilung an ihre Landsleute Charten auf Felle oder andere Stoffe zeichnen, wohl aber, daß sie hier und da an Felsen Zeichen und Merkmale anbringen, dergleichen wir in Australien bereits fanden und bei andern Völkern noch mehrmals finden werden. Nächstdem ist auch diesen Eskimos, eben so wie den Wilden des Waldes, die Fertigkeit eigen, aus den geringsten Merkzeichen sich den Weg herauszufinden. So fand Roß (2. R. II. 284.) in Bootia felix, daß die Einwohner in einem wüsten Landstrich einige Steine als Markzeichen des Weges aufgerichtet hatten.

Auf einem der Calthorpes-Islands fand Parry (2. voy. S. 284.) eine Art künstliche Straße von den Winterhütten bis auf den höchsten Punct der Inseln. Sie war zwei Fuß breit, die Steine waren theils zur Seite gelegt und aus dem Wege geräumt, theils wo der Grund frei und ohne Steine war, mit zwei Reihen Steinen in derselben Entfernung eingefaßt. Parry vermuthet jedoch, daß dieser Weg ein künstlicher Wildpfad — und daß die Eskimos hinter den Steinen hervor aus einem Hinterhalte die Thiere tödten.

Jagd und Fischfang
müssen dem Eskimo und übrigen Polarmenschen, der weder Pflanzungen noch Viehheerden hat, nicht allein die Nahrung, sondern auch Kleidung, Wohnung und jegliches Geräthe verschaffen. Jagd und Fischfang ist also die wesentlichste und wichtigste Beschäftigung derselben.

Sie ist daher steter Gegenstand ihres Nachdenkens, und Alles, was darauf Bezug hat, wird mit der größten Sorgfalt betrachtet.

Die Jagdwaffen der Polarmenschen haben — wie ihre Kleidung und Wohnung — eine größere Mannichfaltigkeit, ich möchte sagen einen größern Formenreichthum, als die der südlichen Wald- und Feldbewohner; die Polarvölker haben sowohl den Wurfspieß wie die Australier, als auch Bogen und Pfeil wie die americanischen Waldmenschen.

Bogen und Pfeil war ehedem allgemein bei den Polarvölkern, auch die Grönländer hatten deren (Crantz I. 194.), bevor sie von den germanischen Colonisten Flinten kennen und gebrauchen lernten. Der Bogen war von zartem Tannenholz, eine Klafter lang und um ihn desto steifer zu machen, mit Fischbein oder Sehnen umwunden. Die Schnur war von Sehnen und der Pfeil von Holz, vorn mit einer Spitze von Bein mit Widerhaken, hinten aber mit zwei Rabenfedern versehen.

Der Bogen der Eskimos, welche Ellis abbildet (S. 232.), war etwa zwei Ellen lang, die Pfeile aber kürzer; diese trug der Schütz in einem Köcher über der linken Schulter.

Die Eskimos der Sarytschew-Insel (Beechey I. 389.) hatten dünne Bogen aus Treibfichtenholz mit Riemen; die Rückseite war bisweilen mit Stückchen Fischbein belegt, die nett mit dünner Schnur umwickelt waren. Die Pfeile waren mit Knochen, Feuersteinen oder Eisen zugespitzt, ihre Lanzen waren eben so bewehrt.

Die Bogen dieser westlichen Eskimos beschreibt Beechey (II. 409.) ziemlich genau. Er findet sie besser als die der östlichen Völkerschaften. Sie sind übrigens nach demselben Princip mit Sehnen und Kielen auf der Rückseite des Holzes angefertigt. Auf der Westseite giebt es so viel Treibholz, daß die Einwohner unter verschiedenen Baumarten die Wahl haben und ihre Geräthschaften immer aus dem Ganzen arbeiten können. Es gehört einige Sorgfalt dazu, um einem Bogen die Gestalt zu geben, die sie für die beste halten; zu diesem Ende wird derselbe in Späne gewickelt, die man in Wasser geweicht hat, und über ein Feuer gehalten. Hierauf pflöckt man ihn in der Art an die Erde, daß er in der erforderlichen Gestalt erhärtet. Bei Leuten, die sich dieser Bögen nicht kunstgerecht zu bedienen wissen, gleitet die Sehne oft aus ihrer Stelle und der Bogen biegt sich auf die unrechte Seite und zerbricht leicht.

Bei diesen Bögen ist an jedem Ende ein etwa einen Fuß lan-

ges Stück der Sehne in Berührung und wenn man sich derselben bedient, so entsteht ein Geräusch, welches die Anwesenheit des Jägers verräth. Die californischen Wilden, welche aus dem Hinterhalt zu schießen pflegen, umwickeln diesen Theil der Sehne sehr sorgfältig mit Pelz; allein bei den Eskimos fand Beechey nie eine ähnliche Vorsichtsmaßregel in Anwendung gebracht. Um das Handgelenk vor dem durch häufiges Schießen möglichem Abreiben der Haut zu schützen, schnallen sich die Eskimos ein nach der Wölbung des Handgelenks ausgehöhltes Stück Elfenbein von 3—4 Zoll Länge, das Munera heißt, an, oder einen aus mehreren Stücken Elfenbein oder Holz zusammengesetzten Bügel.

Die Bogen der östlichen Eskimos bestehen (nach Franklin 1. R. S. 434.) aus drei Stücken Tannenholz, davon nur das mittlere gebogen ist, die beiden Seitenstücke liegen mit der Sehne parallel und sind mit Sehnen sauber an das Mittelstück befestigt. Diese Bogen sind sehr kräftig (Franklin 2. R. 220.). Parry (2. voy. 510.) sagt, daß die fichtenen Bogen der Eskimos an 4 Fuß lang sind, an der innern Seite flach, an der äußern rund, in der Mitte, wo sie am stärksten sind, 5 Zoll im Umfang und hier durch ein an der Innenseite befestigtes Stück Knochen von 10 Zoll Länge verstärkt. An jedem Ende des Bogens ist ein Knauf von Bein oder Holz, der mit Leder überzogen ist, mit einer tiefen Kerbe für die Sehne. Da das Holz, das ihnen zu Gebote steht, nicht genug Spannkraft hat, so wird der Bogen durch eine Anzahl schmaler Fäden, die aus drei Sehnen zusammengedreht sind, von einem Knopfe zum andern belegt. Es sind oft 30 solcher Fäden. Außer diesen werden noch andere paarweise rund um den Bogen befestigt, sie beginnen 8 Zoll vom Ende und werden in gleichmäßigen Entfernungen, so daß oft 60 Fäden in der Mitte sind, angebracht. Außerdem ist er noch in der Mitte umwickelt und durch eingetriebene Keile fester angespannt. Ein Bogen ist nur selten aus einem Stück, die meisten bestehen aus 2—5 Stücken Bein von ungleicher Länge, die durch Nieten und Nägel mit einander verbunden sind. Die Bogensehne besteht aus 12—18 zusammengedrehten Sehnen.

Die Pfeile sind 20—30 Zoll lang, zwei drittel davon ist abgerundetes Fichtenholz, das übrige Bein, was durch eine Höhlung mit dem Holze verbunden wird und mit einer Spitze von Eisen oder gemeiniglich mit Schiefer versehen. Am andern Ende sind zwei Federn angeleimt. Auf 20 Yards trafen die Eskimos mit großer Sicherheit, auf größere Ferne ist der Schuß nicht tödtlich.

Die Pfeile der Eskimos sind sehr gefährlich und können an der rechten Stelle tödtlich werden. Auf die Entfernung von 140 Schritt wurde einer von Beecheys Leuten (II. 376.) so stark in den Schenkel verwundet, daß er eine Zeit lang dienstunfähig war. Aus der Entfernung von 11—13 Schritt schoß ein Eskimo einen Seesolda-

ten durch den rechten Arm in die Seite; ein dritter Pfeil fuhr 2½ Zoll weit unter der Schopfhaut weg. Die Wunden mußten entweder zum Hervorziehen der mit Widerhaken versehenen Pfeilspitzen erweitert werden, oder man hatte eine Gegenöffnung zu machen, um den Pfeil vollends durchzustoßen. Die meisten dieser Wunden rührten von Pfeilen mit knöchernen Spitzen her, an denen sich vorne ein spitziges Stückchen Jaspis befand.

Das Schießen nach dem Ziele scheint zu den Belustigungen der Eskimos an der Westküste von America zu gehören. Beechey (II. 400.) sah auf der Chamissoinsel ausgezeichnete Schützen. Eines Tages schwamm ein Taucher einige 80 Fuß vom Ufer und man bot einem Eskimo eine Belohnung, wenn er denselben schösse. Dem ersten Pfeile wich der Vogel durch Tauchen aus. Der Eskimo paßte den Augenblick ab, wo jener sich wieder über das Wasser erhob, und so wie der Kopf zum Vorschein kam, schoß er ihn mit dem Pfeile durch beide Augen.

Ein anderes Geschoß ist der Wurfpfeil, der sich eben so bei den Grönländern als bei den Aleuten vorfindet und uns an den Wurfspieß und Wurfstock der Australier erinnert.

Zur Klopfjagd gebraucht der Grönländer (Crantz I. 195.) den Agligak und den Nugnit.

Der Agligak oder Wurfpfeil ist 2½ Elle lang, vorn mit einem schuhlangen, runden und fingersdicken Eisen, statt der Widerhaken zweimal eingehackt, versehen, welches aus dem Schaft herausfährt, durch einen Riemen aber an der Mitte desselben hängen bleibt. Hinterwärts ist an einem Knochen ein aufgeblasener Schlund von einem Seehund oder großen Fisch befestigt, damit der Seehund sich daran abmatte und sich nicht verliere. Solcher Pfeile bekommt er auf der Klopfjagd gewöhnlich mehrere in den Leib. In diese Blase haben sie eine beinerne Röhre mit einem Stöpsel oder Pflock befestigt, damit sie dieselbe nach Belieben aufblasen oder schlaff machen können.

Den Nuguit brauchen sie zum Vogelpfeil einer Klafter lang, vorn mit einem schuhlangen, runden, stumpfen und nur einmal eingehacktem Eisen, das im Holze fest steckt, versehen. Weil aber der Seevogel durch Tauchen oder in die Höhe und auf die Seite fahren, und dem Wurfe ausweichen kann, so haben sie in der Mitte des Schafts drei, manche auch vier Beinfedern, einer Spanne lang und dreimal als Widerhaken eingeschnitten, mit Fischbein befestigt, damit der Vogel, wenn er ausweiche, von einer derselben gespießt werde.

Zu diesen Wurfpfeilen brauchen einige auch ein Werfbret, um den Wurf zu verstärken. Das Werfbret wird oben und unten mit einem beinernen Stiftchen am Schafte fest gemacht und wird beim Abwerfen von dem Schützen in der Hand behalten.

Auch der Erneinek, der ebenfalls zum Seehundfang dient und von Crantz Harpunpfeil genannt wird, hat einen Schaft von einer

Klafter Länge und 1½ Zoll Dicke. Vorn steckt darin ein beweglicher beinerner Stift, einer Spanne lang, und auf demselben die knöcherne Harpun, die eine gute halbe Spanne lang, mit Widerhaken und vorn mit einer zollbreiten eisernen Spitze versehen ist. Am hintern Ende des Schafts sind zwei Federn von Walfischknochen, einer Spanne lang und zwei Finger breit, gleich einem Weberschützen gestaltet, damit der Wurf desto gerader und sicherer gehe. Zwischen denselben wird das Wurfbret einer Elle lang, unten einen und oben vier Daumen breit, befestigt, an beiden Seiten mit einer Kerbe, um es mit dem Daumen und Vorderfinger fest zu umfassen. An der Harpune hängt ein Riemen, ungefähr acht Klaftern lang, welcher erst vermittels eines beinernen Ringes an einem Stift in der Mitte des Schaftes befestigt wird und dann vorn auf dem Kajak oder Boot in einem beinernen Ring aufgerollt liegt und endlich an die hinter dem Grönländer liegende Blase oder den aufgeblasenen Seehundschlauch befestigt ist. Der Pfeil darf nicht aus einem Stück bestehen, sonst würde er von dem Seehund gleich zerschlagen. Die Harpune muß also vom Schafte abfahren können und damit dieses desto leichter und ohne zu zerbrechen vor sich gehe, muß der beinerne Stift, auf welchem sie steckt, und der mit zwei Riemen an beiden Seiten des Schaftes befestigt ist, zugleich mit aus dem Schafte fahren, welcher auf dem Wasser liegen bleibt, indem der Seehund mit der Harpune und Blase unters Wasser geht.

Die Geschosse der Aleuten haben mit denen der Grönländer die größte Aehnlichkeit. Sarytschew (II. 160.)*) beschreibt uns dieselben: "Der Pfeile bedienen sie sich bei verschiedenen Vorfällen und Bedürfnissen und haben sie deßwegen von verschiedener Art. Die von der ersten, welche sie gegen Menschen und größere Thiere brauchen, sind 4 Fuß lang und haben als Spitze ein zugearbeitetes Stück Lava von 1½ Zoll Länge und ¾ Zoll Breite. Die zweite Sorte ist kleiner und wird nur gegen kleine Thiere gebraucht; ihnen werden mit Sehnenfaden nicht steinerne, sondern knöcherne Spitzen angebunden. Die dritte Sorte wird zur Vogeljagd gebraucht, ist an Größe der erstern gleich und ihr vorderes Ende ist mit vier knöchernen widerhakigen Spitzen bewaffnet. Die vierte Sorte wird auch gegen größere Thiere angewendet, ist 9 Fuß lang, hat am vordern Ende eine eingesetzte Knochenspitze, an welcher eine Sehnenschnure angebunden, deren anderes Ende an zwei Stellen in der Mitte des Pfeiles hinter einem Halter umgewunden ist. Am hintern Ende ist ein Busch von Adlerfedern eingesteckt. Die fünfte Sorte hat 4 Fuß 4 Zoll Länge, eine Knochenspitze und in der Mitte eine aufgedunstete Blase, welche verhüthen soll, daß das mit dem Pfeile tödtlich getroffene Thier nicht untersinke. Die Breter, mit welchem man diese Pfeile abwirft, sind etwa 1½ Fuß lang und 2 Zoll breit; an dem einen Ende ist

*) S. Taf. XXVIII. b. 5. 6.

eine Stelle so eingerichtet, daß man bequem in dieselbe fassen kann, am andern Ende ist nach Art eines Nagels ein Knochen eingesteckt, an welchem das Ende des Pfeiles beim Abwerfen anhaftet.

Pfeile und Breter bestreichen sie mit einer rothen Farbe, die sie von Felsenwänden einsammeln und in dem Wasserabsatze von Blut auflösen, wodurch sie so haltbar wird, daß weder Regen noch Salzwasser sie abwäscht. Das Blut hierzu holen die Aleuten aus ihrer Nase, welche sie mit einem Grashalm so lange prickeln, bis sie hinlänglich von sich selbst giebt. Bei der Ausfahrt ins Meer steckt der Aleute seine Pfeile und sein Wurfbret vor und hinter sich in die dazu in der Baidare eingefaßten Riemen ein. Die Pfeile, welche er stets wieder einzusammeln sucht, wirft er mit der rechten Hand ab, während er mit der linken das Ruder der Baidare faßt, um das Gleichgewicht zu erhalten. Das Wurfbret fand Beechey (II. 34.) am Kotzebuesunde bei den Eskimos, die sich als geschickte Schützen erwiesen.

Nächstdem haben diese Polarvölker auch noch Spieße, mit denen sie die Thiere ohne Wurfbret harpuniren; die Schäfte sind aus Treibholz gemacht und die Spitzen aus Knochen oder Eisen. Es sind kurze Gewehre, da lange Speerstangen, wie sie auch Parry bei den Eskimos fand (1. voy. 284.) selten sind.

Bei den Eskimos der Nordküste fand Mackenzie (S. 366.) zweierlei Arten von Spießen; die eine ist etwa 8 Fuß lang, mit gut polirter Spitze von 12 Zoll Länge und 2 Zoll Breite; die andere von 6 F. Länge, hat eine kleinere Spitze von 8 Z. Länge und 1 Z. Breite. Beide Speere sind aus Cedernholz; außerdem haben sie auch knöcherne Speere. Nächstdem sind ihre 6 Fuß langen Bogen mit eisernen Spitzen versehen, welche sie zuweilen als Spieße gebrauchen. Auch Beechey (II. 350.) fand am York-Cap bei den Eskimos kurze, eiserne, mit Messing ausgelegte Spieße.

Die Eskimos von Parrys Bekanntschaft (2. voy. 507.) hatten zum Seehundfang den Oonak, der aus einem leichten Stabe von Holz besteht, 4 Fuß lang; an dem einen Ende ist die Spitze eines Narwalhorns, 10 — 18 Zoll lang, mit Nägeln und Bändern befestigt. Am andern Ende ist eine kleinere Spitze. Um das Abgehen der Spitze und das Zerbrechen des Holzes zu vermeiden, wird die ganze Länge des Holzes mit einem steifen Lederstreifen versehen, dessen Ende in eine Höhlung des Knochens geht. An diesen Stab wird ein anderes Instrument befestigt, welches Siatkö genannt wird. Es besteht aus einem 3 Zoll langen Knochen, der an dem einen Ende eine eiserne Spitze hat und am anderen ausgehöhlt ist, um das Ende des Stabes Oonak aufnehmen zu können. Durch dieses Instrument ist die Leine Allek gesichert, welche 4—6 Faden lang jeder Schiffer hinter sich führt und die aus Lederriemen besteht. Der Siatko wird, wenn er nicht gebraucht wird, in einer ledernen Scheide aufbewahrt. Sobald der Jäger einen Seehund erblickt, nimmt er den Siatko hervor

und steckt ihn auf die Spitze des Speeres, die Leine wird angezogen und um die Mitte des Stabes gewunden. Ist das Thier getroffen, so trennt sich der Siatko vom Stabe und diese Waffe wird für den kleinern Seehund gebraucht. Für den größern hat man den Akleak oder Akieega mit einer Blase, gleich dem Agligak der Grönländer.

Die dritte Waffe, Kateelik, dient zur Walroßjagd; der Stab ist dicker, namentlich in der Mitte; er hat eine lange Spitze von Bein, die durch einen Riemen mit dem Stabe zusammenhängt.

Auch der Nuguit oder Vogelpfeil — nuguee — der Pfeil mit mehreren Spitzen, fehlt ihnen nicht. Dazu brauchen sie auch das Wurfbret, noke-shak. Die beiliegende Doppel-Tafel XXVIII. giebt eine vergleichende Uebersicht dieser Waffen bei den Grönländern, Eskimos und Aleuten, nach Crantz, Parry und Sarytschews Zeichnungen.

a. Grönländer.

1. Erneinek oder Harpunpfeil mit der Blase.
2. Angovigak, die große Lanze.
3. das Wurfbret.
4. Capot, die kleine Lanze.
5. Aglikak, Werfpfeil.
6. Nuguit, Vogelpfeil.

b. Eskimos.

1. Oonak, mit 3. Siatko.
2. Nuguee.
4. Kateelik.
8. seltenere Speerform.

Aleuten.

5. u. 6. Wurflanze und Spieß nebst
7. Wurfbret.

Aehnliche Erscheinungen beobachtete Cook (3. Reise) und Sarytschew bei den Tschuktschen, die übrigens außer den Pfeilen mit steinernen Spitzen sich der Speere mit eisernen Spitzen von europäischer Arbeit bedienen, welche sie durch den Verkehr mit sibirischen Nationen erhalten.

Dieß sind die hauptsächlichsten Waffen der Nordpolarvölker; die Keule und die Schleuder scheint ihnen ganz zu fehlen, ebenso das Schwert.

Die Jagd

ist bei den Polarvölkern diejenige Beschäftigung, worin sich ihr ganzer Witz und Verstand concentrirt. Da der Norden an Landthieren arm

ist, der Seehund und das Wallroß dagegen den Kern der animalischen Bevölkerung bilden, so beginnen wir billig mit diesem.

Die Grönländer, berichtet Crantz (I. 203.), fangen den Seehund auf dreierlei Weise; entweder einzeln mit der Blase, oder zusammen auf der Klopfjagd oder zur Winterszeit auf dem Eise; zu diesen drei Arten bedienen sie sich ihrer alten Nationalwaffen. Die vierte Art, das Thier mit der Flinte zu erlegen, kommt hier nicht in Betracht.

Die gemeinste Art ist der Fang mit der Blase. Wenn der Grönländer in seinem Kajak vor sich die Leine, hinter sich die Blase, neben sich die Harpunen, einen Seehund erblickt, sucht er denselben unter dem Wind und zwischen der Sonne zu überraschen, daß er von ihm weder gehört, noch gesehen und gewittert werden könne. Er sucht sich durch Bücken hinter eine Welle zu verstecken, fährt ihm geschwind aber leise auf 4—6 Klaftern nahe, und sieht indessen wohl zu, daß Harpune, Riemen und Blase in gehöriger Ordnung liegen. Alsdann behält er das Ruder in der Linken und den Harpunpfeil ergreift er beim Werfbret, welches dem Pfeil seinen rechten Schwung geben muß. Trifft die Harpune bis über die Widerhaken, so fährt sie gleich von dem beinernen Stift und dieser auch aus dem Schaft heraus und wickelt den Riemen von dem Gestelle auf dem Kajak ab. Der Grönländer aber muß in dem Moment, da der Seehund getroffen wird, die an dem Ende des Riemens befestigte Blase hinter sich auf dieselbe Seite ins Wasser stoßen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, seinen Lauf hinnimmt. Die Blase, welche $1 - 1\frac{1}{2}$ Centner tragen kann, zieht der Seehund manchmal mit unters Wasser, mattet sich aber an derselben so ab, daß er etwa in einer Viertelstunde wieder heraufkommen und Odem schöpfen muß. Wo der Grönländer die Blase wieder heraufkommen sieht, da fährt er darauf zu und wirft dem Seehund, sobald er heraufkommt, die große Lanze Erneinek, die allemal wieder losgeht, so oft in den Leib, als er herauf kommt und noch nicht ganz ermattet ist. Alsdann sticht er ihn mit der kleinen Lanze vollends todt, stopft alle Wunden sorgfältig zu, um das Blut zu behalten, und bindet ihn an der linken Seite des Kajaks fest, nachdem er ihn zwischen Fell und Fleisch aufgeblasen, damit er ihn desto leichter schwimmend fortbringen möge.

Bei diesem Fang ist der Jäger den meisten und größten Lebensgefahren unterworfen, daher die Grönländer diese Art der Jagd Kamavok, Auslöschen, nämlich des Lebens, nennen. Denn wenn der ablaufende Riemen, wie es bei der Schnelligkeit, womit dieß geschieht, gar leicht möglich ist, sich verwickelt, oder am Kajak hängen bleibt, oder sich um das Ruder oder gar um die Hand, ja auch wohl bei starkem Winde um den Hals schlingt, oder wenn der Seehund sich plötzlich auf die andre Seite des Kajak wendet, so kann es nicht anders seyn, als daß das Fahrzeug umgerissen und unter dem Wasser

fortgeschleppt wird. Da hat der Grönländer alle seine oben beschriebenen Uebungen nöthig, um sich unter dem Wasser loszuwickeln, auch wohl etlichemal nach einander aufzurichten, indem er so oft wieder umgerissen wird, als er sich noch nicht gänzlich vom Riemen entwickelt hat. Ja, wenn er denkt außer aller Gefahr zu seyn und dem schon halbtodten Seehunde zu nahe kommt, so kann ihn derselbe noch ins Gesicht oder in die Arme beißen; wie ein Seehund, der Junge hat, manchmal anstatt zu fliehen, ganz wüthend auf den Grönländer losgeht und ein Loch in den Kajak reißt, daß er sinken muß.

Auf diese Weise der Einzeljagd kann nur diejenige Art der Seehunde, die Attarsoak heißt, erlegt werden. Dem vorsichtigen Kassigiak müssen ihrer etliche zusammen auf der Klopfjagd nacheilen, umringen und tödten. Im Herbst kommen gemeiniglich bei stürmischem Wetter auch die erstgenannten Seehunde in die Seeengen; da verlaufen ihnen die Grönländer den Paß, scheuchen sie durch Schreien, Klopfen und Steinschleudern unters Wasser, damit sie, weil sie nicht lange ohne Athemholen leben können, endlich ermatten und lange oben bleiben mögen, bis sie dieselben umringen und mit dem Aglikak erwerfen können. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich die Behendigkeit und Gewandtheit der Grönländer im vollsten Licht. Denn wenn der Seehund aufkommt, fahren sie alle wie die Vögel mit großem Geschrei auf ihn los, und da er gleich wieder untertaucht, so zerstreuen sie sich in einem Augenblick und ein jeder giebt auf seinem Posten Achtung, wo er sich wieder sehen lassen wird; was gemeiniglich eine halbe Viertelmeile von dem vorigen Platz in unbestimmter Richtung geschieht. So können sie einen Seehund, wo er ein breites Wasser hat, auf zwei Meilen lang und breit ein Paar Stunden lang verfolgen, ehe sie ihn so müde machen, daß sie ihn einschließen und tödten können. Wenn sich die Seehunde in der Angst ans Land zurückziehen wollen, so werden sie von den Weibern und Kindern mit Steinen und Stöcken empfangen und hintenzu von den Männern erstochen. Dieses ist den Grönländern eine sehr lustige und einträgliche Jagd, da, wenn mehrere beisammen sind, ein Mann in einem Tage 8—10 Stück auf seinen Theil bekommen kann.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eise ist nur da gebräuchlich, wo die Buchten im Winter mit Eis belegt sind, und geschieht auf mancherlei Art. Der Grönländer setzt sich neben das Loch, das der Seehund sich zum Luftschöpfen ins Eis gemacht hat, auf einen einbeinigen Schemel und stellt die Füße, um sich nicht zu erkälten, auf einen dreibeinigen Schemel. Wenn nun der Seehund die Nase ans Loch hält, so stößt er mit Harpune darein und macht gleich ein größeres Loch, zieht das Thier heraus und schlägt es vollends todt. Oder es legt sich einer auf einen Schlitten neben das Loch, durch welches herauszukommen der Seehund gewohnt ist, um sich auf dem Eise an der Sonne zu wärmen, auf dem Bauche nieder. Neben dem

großen Loch macht man ein kleineres, in welches ein anderer Grönländer eine Harpune an eine sehr lange Stange steckt. Der auf dem Eise liegende schaut durchs große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, die er mit einer Hand dirigirt, hinfährt, dann giebt er dem andern ein Zeichen, worauf dieser mit Gewalt das Thier durchspießt. Liegt ein Seehund neben seinem Loch auf dem Eise, so rutscht ihm der Grönländer auf dem Bauche entgegen, wackelt mit dem Kopfe und knurrt wie der Seehund, der den Grönländer für seines Gleichen ansieht, ganz nahe an sich kommen läßt und gespießt wird. — Wenn im Frühjahr der Schnee ein großes Loch ins Eis macht, umgeben die Grönländer dasselbe und passen auf, bis die Seehunde in Menge unter dem Eise hervor an den Rand kommen, Luft zu schöpfen, wo sie dieselben mit Harpunen empfangen. Viele werden auch auf dem Eise, wenn sie in der Sonne schlafen und schnarchen, erschlagen.

Eben so ist es bei den Eskimos. Parry (2. voy. 170.) schildert uns einen Eskimo, wie er auf dem Eise liegt. Er bewundert namentlich die Ausdauer, welche diese Leute dabei beweisen. Er giebt uns auf drei wohlgelungenen Kupfertafeln die verschiedenen Stellungen und Lagen an, die der auf den Seehund lauernde Eskimo einnimmt. Theils liegt er auf der Seite, theils sitzt er hinter einem, aus Schneeblöcken errichteten Schirme, neben sich seine Harpune, die er auf einem sorgfältig in den Schnee gesteckten Bock gelegt hat, damit er sie sofort zur Hand habe.

Eine eigenthümliche Sitte fand Parry auf Winterisland (2. voy. 208.). Wenn der erschlagene Seehund in die Hütte gebracht worden und bevor das Messer zum Zertheilen in den Leib des auf dem Rücken liegenden Thieres gestoßen wird, schütten sie ihm etwas Wasser in den Mund und berühren dann jede Flosse und die Mitte des Bauches mit ein wenig Lampenruß und Oel. Dieß wird sorgfältig beobachtet. Parry konnte aber die eigentliche Bedeutung dieser Sitte nicht ergründen.

Aehnliche Erscheinungen finden sich auch bei den Aleuten, die, obschon unter etwas milderem Klima, doch eine Lebensweise führen, die der grönländischen sehr ähnlich ist. Sarytschew berichtet darüber (II. 125.) Folgendes: Zu Anfang des Novembers fingen die Aleuten den Seebärenfang an, der bis zum November fortdauert, wo diese Thiere sich aus dem Norden in die südlichern Gegenden zurückziehen. Gehen die Seebären in die Buchten ein, so jagen sie die Aleuten in ihren Baidaren; auf einen Seebär vereinigen sich 3—4 Mann. Sie berechnen ziemlich genau, an welcher Stelle er aus dem Wasser auftauchen muß; dieser rudern sie ganz nahe und sobald er sich da nur zeigt, werfen sie ihre Pfeile nach ihm. Auf diese Weise quälen sie ihn, bis er vom öftern Auftauchen und den Pfeilwunden ganz ermattet; doch damit er nach einer tödtlichen Verwundung nicht gleich untersinkt, so heften sie ihren Pfeilen eine aufgedunsene Blase an. Wer das Thier mit seinem Pfeile zuerst getroffen, der hat ein Recht auf

dessen Haut. Der Fang der Ottern und übrigen Seethiere hat gleiche Regeln. Den Seebären theilt man auf folgende Weise. Der, dessen Pfeil zuerst getroffen, erhält die Hälfte der Haut und die Gedärme und hat überdem das Recht, die andere Hälfte derselben einem ihm beliebigen Jagdgenossen zuzutheilen; der, dessen Pfeil der zweite war, erhält den Hals und die übrigen Eingeweide; der dritte nimmt die Blase, dem vierten und fünften fallen die vordern, dem sechsten und siebenten die hintern Schwimmfüße zu. Das Fleisch aber wird unter alle, welche Antheil nahmen, gleich vertheilt. Zu Anfang der Jahresjagd vertheilt der, dem der erste erlegte Seelöwe zufällt, den ihm zugemessenen Antheil des Fleisches unter alle seine Nachbarn; die Knochen müssen sie ihm wieder zubringen und sind sie alle gesammelt, so werden sie ins Meer zurückgeworfen.

Das Renthier, der Hirsch des hohen Nordens, wird da, wo es noch nicht zu Heerden vereinigt ist, in Grönland und dem nördlichsten Sibirien, von den Einwohnern als das edelste Wild gejagt.

Die Grönländer (Crantz I. 97.) vereinigen sich zu diesem Zwecke zu einer Klopfjagd; indem Weiber und Kinder eine Gegend umringen und wo es an Menschen mangelt, Stöcke mit Erde bedeckt aufstellen und so die Thiere scheuchen, bis sie dem Jäger in einer Enge zum Schuß kommen. Zuweilen werden die Renthiere auch von den Weibern in eine Seebucht gejagt, wo sie von den Männern mit Harpunen und Pfeilen getödtet werden.

Bei den Jukagiren am Omolon und den Anuis werden (nach Sarytschew I. 82.) die Renthiere in ähnlicher Weise erlegt. Zu Ausgange Mai begeben sich nämlich die wilden Renthiere in großen Heerden aus den Wäldern in die Seegegend, um den Mückenschwärmen zu entfliehen und im Herbste bei der Rückkehr müssen sie über die Flüsse setzen. Die Jukagiren kommen dann auf ihren Kähnen herbei und erstechen ihrer eine große Menge im Wasser, so daß ein Mensch an einem Tage oft mehr als 60 erlegt. Sie schwimmen nämlich nicht in gedrängter Schaar, sondern eines hinter dem andern. Es muß jedoch dabei beobachtet werden, daß man die Thiere nicht eher anfällt, als bis der Anführer derselben an das andere Ufer gelangt ist, denn sobald dieser ein Hinderniß fände, würde er umkehren und die ganze Heerde mit ihm; ist dieser aber hinüber, so kehrt kein Renthier um.

Nächst dem Erlegen mit Pfeil und Harpune kennen die Nordpolarvölker auch den Gebrauch der Fallen und Schlingen. Die Grönländer (Crantz I. 98.) fangen den Fuchs in Fallen, die wie ein Häuschen aus Stein aufgebaut sind, darin an einem Stecken ein Stück Fleisch angebunden ist, welcher, wenn der Fuchs daran rührt, vermittelst eines Riemen einen breiten Stein vor den Eingang niederfallen läßt; außerdem kennt man noch Schlingen von Fischbein, die über ein mit Heringen angefülltes Loch im Schnee gelegt werden und die sie daneben in einer Hütte von Schnee sitzend zuziehen. Nächst-

dem gräbt man eine Art Wolfsgruben in den Schnee, die rings herum platt gemacht und oben mit Heringen bestreut sind. Die Eskimos fangen den Wolf in Fallen, die sie ähnlich den Bärengruben aus Eis bauen (Parry 2. voy. 174. 514.), und den Fuchs in Fallen aus Steinen (das. 387.), die rund sind und oben eine viereckigte Oeffnung haben, auf welcher der Köder und die Falle liegt; die Oeffnung schließt sich, sobald der Fuchs in der Falle ist, und so fangen sie oft mehrere nacheinander.

In ähnlicher Weise fangen die Eskimos (welche Mackenzie besuchte, S. 367.) das Muscthier in Schlingen von Schnuren, die 1½—2 Faden lang sind und aus dünngeschnittenen frischen Häuten geflochten werden und stark genug sind.

Die nördlichen Tungusen sind sehr geschickt im Vogelfang (Sarytschew I. 48.). An stillen Tagen, Ausgang des Julius, fahren sie in Canots ins Meer, umzingeln die Turpane oder Seeenten und jagen sie zur Flußmündung und von da auf seichte Uferstellen; dann springen sie aus den Kähnen und fangen die Enten, die um diese Zeit federn und nicht gut fliegen können, mit den Händen oder schlagen sie todt. Dann werden sie mit einer großen knöchernen oder eisernen Nadel an einen Riemen gereihet. Die Tungusen fangen diese Turpane mit Hülfe einer hölzernen, dem Weibchen nachgebildeten Ente. Diese Holzente binden sie ans Vorderende einer langen Stange, deren äußerste Spitze mit einem scharfen Eisen beschlagen ist. Auf solche Art ausgerüstet und diese Stange über der Oberfläche des Wassers weit vor sich hinhaltend, fahren sie auf ihren kleinen Kähnen zu einem Männchenhaufen, welche, sobald sie die Puppe gewahr werden, auf das vermeinte Weibchen zueilen und so von den Tungusen mit der Eisenspitze ohne alle Mühe aufgestochen werden. In Seeen und in stillen Flußgewässern fängt man die Enten mit Schlingen. Man zieht nämlich im See oder im Flusse an mehreren Orten eine Umzäunung von Strauchruthen, zwischen der man hin und wieder eine Oeffnung läßt, in welche man die Schlingen einhängt. Die Enten finden keinen andern Ausweg als diese Oeffnungen und fallen also in die Schlingen. Auf eine andere Art werden sie mit Schlingen durch Fischroggen gefangen. Man macht nämlich Holzrahmen, in welche man ziemlich weitläufig Ruthen einflicht, und in diese bindet man mehrere Schlingen, versenkt dann durch Anbindung kleiner Steine das ganze Rüstwerk auf den Grund einer nicht zu tiefen Stelle und schüttet auf die Seitenrahmen und Flechtwerke Fischroggen. Diese Lockspeise sehen die Enten von der Oberfläche, schießen nach ihr hinab und werden so gefangen.

Die Grönländer verstehen nächstdem Rypern und Raubvögel in Schlingen zu fangen. Letzteren stellen sie namentlich der Federn wegen nach, die sie statt des Fischbeines zu Schlingen und dergleichen brauchen.

Die Vögel werden von den Eskimos (Parry 2. voy. 514.) auf

eine sinnreiche Art gefangen. Der Eskimo baut sich eine Schneehütte, die gerade groß genug für eine Person ist und oben eine Oeffnung hat, durch welche er mit der Hand gleich dem Australier die Vögel greift, die eben nach dem hingelegten Futter zulangen.

Der Fischfang ist bei Seeanwohnern eine der wichtigsten Beschäftigungen. Da jedoch die nordischen Gewässer so überreich an großen Säugethieren, Walfischen, Walrossen, Seehunden und dergl. sind, so macht der Fischfang hier keinen so wesentlichen Theil der Beschäftigung aus, wie etwa in Australien; daher finden wir auch nicht die großen Netze, und zum Fang wird weniger Mühe, mit geringeren Vorbereitungen, Anstalten und Hülfsmitteln verwendet. Die Lachse z. B. fängt der Grönländer nur mittelst leicht aufgerichteter Wehre, andere Fische sucht er mit den Händen zu greifen, noch andere sticht er mit einem zugespitzten Stock.

Bei den Aleuten fand Sarytschew (II. 122.) Angeln von Walfischsehnen oder dünnem Seekohl, an welche sie einen knöchernen oder eisernen Haken binden, so wie an diesen zur Lockung ein Stück Fisch oder Angelicakraut stecken. Eine andere Lockspeise wird aus einem von Alaschka geholten Kraute gemacht, das einen scharfen, aber angenehmen Geruch hat.

Mackenzie (367.) fand bei den Eskimos Netze und Angelruthen aus Weidenrinde und Nesseln, welche letztere feiner und glätter sind als die hänfenen. Die Angelhaken sind kleine Steine, die in dazu gespaltenen Hölzern stecken und mit Watape (Pechtannenwurzelbast) umwunden sind. Den Angelhaken der Eskimos beschreibt Parry (2. voy. 439.). Er besteht aus einem Stück Eisenbein, das eine Spitze von scharfem Eisen hat, ohne einen eingelegten Widerhaken. Sie glauben, das Eisenbein ziehe den Lachs herbei. Der Haken wird mit einem Köder von gut gekautem Speck versehen, der mit einer Thiersehne befestigt ist. Daran ist eine kleine Angelruthe von Knochen, Rennthierhorn oder Holz, mit welcher sie den Köder stets in Bewegung erhalten. Sie begannen die Fischerei mit einem Gemurmel, in welchem die Worte Fisch und Kablunât vorkamen.

Die Eskimos, welche Beechey sah (II. 399.), hatten für den Seehundsfang neben den Harpunen auch noch starke Netze von Walroßhaut, dann einen Ketscher, der aus einem runden, hölzernen oder knöchernen Rahmen von etwa 8 Zoll Durchmesser bestand, welcher mit Fischbein wie ein Rohrstuhl übers Kreuz beflochten und an einem langen hölzernen Stiel befestigt war (II. 402.).

Andere Arten des Fischfanges durch Betäubung der Thiere, große Netze u. s. w. kennt man nicht im Norden.

Das öffentliche Leben

äußert sich nur unbedeutend. Kriege und Ueberfälle scheinen im allgemeinen nicht häufig, und der Charakter der Nordländer zeigt sich friedfertig und furchtsam.

Das öffentliche Leben im Frieden äußert sich zuvörderst in dem uralten Jagdrechte, das wir bei den Aleuten kennen lernten, wornach die an der Jagd Theil Nehmenden je nach ihrem Verdienste auf Antheil gleichmäßigen Anspruch haben (s. o. S. 289.).

Die Eskimos aller Orten halten sich in kleinen Gesellschaften zusammen, die gewissermaßen eine Familie bilden. Eigentliche anerkannte, einflußreiche Oberhäupter hat man nicht allgemein bemerkt*). Beechey erzählt (II. 367.) von einem Mann, der bei einer mit den Eingebornen entstandenen Streitigkeit sein Ansehen mit Erfolg brauchte. Allein das Familienleben, das wir bei den Grönländern bemerkten, scheint das im Norden allgemein herrschende zu seyn. Crantz (I. 233.) bemerkt, daß der Vater seine Familie so gut wie er kann regiere, daß er weder Jemand etwas zu befehlen habe, noch von irgend Jemand Befehle annehmen würde. Sogar da, wo mehrere Familien in einem Hause beisammen wohnen, hat keine über die andere etwas zu sagen. Nur müssen sie gemeinschaftlich das Dach repariren und zu gleicher Zeit ein- und ausziehen, weil zur Heizung des Hauses viele Lampen erfordert werden. Doch richten sich die übrigen gern nach dem ansehnlichsten Wirth, der das Wetter und den Fang am besten versteht. Derselbe wohnt am Nordende des Hauses und sieht auf die Ordnung und Reinlichkeit desselben. Will ihm aber Jemand nicht folgen, so wird er demselben nicht befehlen, ihn noch weniger bestrafen, sondern alle vereinigen sich, auf künftigen Winter nicht mehr bei solchen Leuten zu wohnen und dem Hausvater einmal in einem satyrischen Gesange die Wahrheit zu sagen, wenn sie es so vieler Mühe werth halten. Die Kinder bleiben bei den Eltern, so lange diese leben, auch wenn sie verheirathet sind, und folgen ihnen. Die Verwandten halten sich gern zusammen, um in der Noth die Hülfe der andern zu genießen. Bei großen Zügen folgen sie dem verständigsten Manne, können sich aber, sobald sie wollen, von ihm trennen. Kurz, es begehrt Niemand sich über den andern etwas anzumaßen, ihm vorzuschreiben, ihn zur Rechenschaft für seine Handlungen zu fordern, oder zu allgemeinen Bedürfnissen Abgaben zu begehren. Denn sie haben nichts übrig, Niemand kann sich bei ihnen bereichern, ihr Naturell ist allem Zwange fremd, und das ganze Land steht einem jeden offen. Jedoch haben sie gewisse wohlhergebrachte Gewohnheiten, nach welchen sie sich an Statt der Gesetze richten, wiewohl es in der Ausübung oft fehlt und an Strafe für die Uebertreter, außer dem satyrischen Gesang, nicht gedacht wird. Kaufmann Dollager berichtete hierüber Folgendes: Ein jeder kann zwar wohnen, wo er will, findet er aber schon Einwohner vor sich, so landet er nicht eher, als bis man ihm zu erkennen gegeben,

*) Parry (2. voy. 534.) bemerkte keine Oberhäupter bei den Eskimos, nur bezeigen sie ihren Angekoks eine gewisse Ehrfurcht.

daß man ihn gern hat. Jagd und Fischerei — das Einzige, was das Land giebt — steht Jedermann überall frei und hat sich Niemand zu beschweren, wenn ganz Unbekannte an einen fischreichen Ort kommen, und sogar bei einem mit Mühe aufgebauten Lachsdamm fischen, nur müssen sie nichts verderben und die Thiere verscheuchen. Handeln die Fremden dagegen, so gehen die Einwohner lieber davon und darben, als daß sie mit ihnen zanken sollten. Wer an einem Strande Holz oder gestrandetes Schiffguth findet, dem gehört es, ob er gleich nicht da wohnt. Er muß es aber ans Land schleppen und einen Stein darauf legen, zum Zeichen, daß sich schon Jemand dessen angemaßt habe; alsdann wird es gewiß kein Anderer anrühren. Wenn ein Seehund, der mit dem Wurfpfeil davon läuft, von einem andern getödtet wird, so gehört er dem, der ihn zuerst geworfen hat. Ist er aber mit Harpune und Blase geworfen und der Riemen reißt, so hat der erste Werfer sein Recht verloren. Treffen zwei zugleich in einen Seehund, so theilen sie ihn. Eben so halten sie es auch mit den Vögeln. Findet Jemand einen todten Seehund mit der Harpune, so behält er denselben, die Harpune aber giebt er dem zurück, der sie verloren hat. Wird ein Walroß und dergl. großes Seethier gefangen, so nimmt der Treffer den Kopf und Schwanz für sich selbst, vom Rumpfe mag Jedermann schneiden, so viel er bekommt. An einem großen Walfisch haben alle, auch die nur bloße Zuschauer abgegeben, gleichen Antheil mit den Harpunirern, und da es dabei so unordentlich zugeht, daß unter den etlichen hundert Menschen, die mit ihren scharfen Messern in unsinniger Begierde über das Thier her sind, gemeiniglich einige verwundet werden, so werden sie doch darüber keinen Groll gegen einander fassen. Wenn einige zugleich ein Renthier schießen, so gehört es dem, dessen Pfeil zunächst dem Herzen getroffen hat; doch bekommen die andern etwas von dem Fleische. Wer es aber zuerst verwundet, wenn es gleich nachher von einem andern getödtet wird, dem gehört das Thier. Seitdem sie jedoch Flinten haben, setzt es manchen schwer zu schlichtenden Streit, da Niemand seine Kugel kennt. Wer eine Fuchsfalle baut und sie eine Zeit lang nicht aufstellt, der kann auf das Gefangene keinen Anspruch machen, wenn ein Anderer sie indessen aufgestellt hat. Wer Jemandem ein Boot oder eine Geräthschaft leihet, der muß keine Ausbesserung desselben fordern, wenn unversehens etwas zu Schaden kommt*), es sey denn, daß es ohne sein Wissen gebraucht worden. Wer etwas kauft und es steht ihm nachher nicht recht an, der kann es zurückgeben und seine Bezahlung wieder nehmen. Der Käufer bekommt auch eine Sache auf Credit, wenn er nicht sogleich bezahlen kann. Stirbt er, ehe er bezahlt, so muß man die hinterlassenen Leidtragenden nicht durch Er-

*) Also eine uralte Anwendung des römischen Rechtsgrundsatzes Casum sentit dominus.

innerung an den Verstorbenen betrüben; nach einiger Zeit aber kann man die dafür eingetauschte Sache wieder geben und das Seinige nehmen, wenn es nicht im Sterbehaus, wie gewöhnlich, abhanden gekommen. Wenn einer etwas, das er auf Credit bekommen hat, verliert oder zerbricht, so wird er nicht angehalten es zu bezahlen. Bei diesen Gewohnheiten beharren sie auch im Verkehr mit den Europäern und wollen nichts davon ändern, sagend: „es ist nun schon so die Gewohnheit."

In dieser Weise mag es auch bei den Eskimos seyn, deren inneres Lebens freilich noch nicht so anhaltend beobachtet worden, wie das der Grönländer durch die Dänen*).

Daß bei den Aleuten Aehnliches Statt finde, sahen wir oben, aus Sarytschews Bericht über das Jagdrecht der Aleuten. Derselbe fand auch bei den Tschuktschen eine ähnliche Familienverfassung.

Einen ausführlichen, sehr interessanten Bericht über das öffentliche Leben der Kamtschadalen, verdanken wir Steller. Die Kamtschadalen haben, wie wir oben sahen, schon feste Sitze, d. h. sie leben in ansehnlicheren, weniger leicht vergänglichen Hütten, die an den fischreichen Flüssen stehen. Man nennt (sagt Steller S. 210.) mehrere solche beisammenstehende Hütten Ostrog. Ein Ostrog besteht aus einer Familie, die sich nach und nach durch Heirathen und Kinderzeugen unbeschreiblich vermehrt, weil sie ehedem selten ihre Töchter an Andere in fremde Ostrogen verheirathet, daß sie mit dem Manne ziehen und wohnen können. Hier mußte der Mann seine Eltern verlassen, bei seiner Frau Vater wohnen und dessen Diener werden, wenn er anders die Tochter haben wollte. Wer nun viele Töchter hatte, konnte leicht einen großen und zahlreichen Ostrog und Familie bekommen, worüber der Aelteste Befehlshaber wurde. Man traf bei der ersten Occupation Ostrogen von 100 — 300 Personen. Mußten sie sich der großen Anzahl und aus Mangel an Nahrung trennen, so geschah dieß also: Eine gewisse Anzahl ging aus und setzte sich weiter oberhalb an eben denjenigen Fluß, bis sie wieder so stark anwuchsen, daß die dritte Theilung vor sich gehen mußte. Diese so Getheilten standen in beständigem Verkehr unter einander, halfen einander, wenn es nöthig war, und bekümmerten sich um andere Fremde nur wenn es Krieg gab, wo die ganze Familie für einen Mann stand. Eben daher trifft man bei der allgemeinen itälmenischen Hauptsprache so viele Dialecte an, und zwar dergestalt, daß manchmal an einem

*) Bei den Eskimos bemerkten Beechey sowie Parry einen vorzüglichen Hang zur Dieberei. Sie haben allerdings Begriffe von Mein und Dein, ja sie haben den Begriff gerechten Erwerbs durch den Tausch und haben ein Symbol — das Belecken des Gegenstandes, der aus fremdem Besitz in den ihrigen übergegangen. Parry erzählt einen seltsamen Zug. Ein altes Weib hatte einem der Engländer einen silbernen Fingerhuth gestohlen, brachte aber denselben seinem Eigenthümer zurück, da er ihr nicht paßte (2. voy. 404.).

Fluß ein Dialect nur allein, an dem folgenden schon eine Veränderung vorfällt, die nach diesem immer erheblicher wird, und dies besonders in den Worten, die nicht unumgänglich nothwendig sind, weil die Anwohner jedes Flusses vorher nur allein unter einander verkehrt, anderer Irrthum sich aber gänzlich enthalten. Die Anzahl der Bewohner der Ostrogen fand Steller zwischen 10 — 50 Köpfen. Die Aeltesten in den Ostrogen waren allezeit die Vornehmsten, nach diesen diejenigen, die die fertigsten und besten Arbeiter waren, worauf sie auch bei Verheirathung ihrer Töchter noch jetzt sehen.

In alten Zeiten (fährt Steller S. 355. fort,) sollen die Itälmenen Aerem oder Beherrscher gehabt haben, deren Gewalt sich jedoch nur auf den Oberbefehl in den Feldzügen erstreckte; in die Rechtsverhältnisse durften sie sich nicht mengen. Außer diesen gab es in allen Ostrogen oder Geschlechtern besondere Obere, die gemeiniglich die ältesten und verständigsten waren. Diese nannten sie Kääsüh nisuthschitsch; ein udaiii tschelowenk, der sich von Niemandem etwas sagen ließ und sich bei Allen im Ostrog in Furcht setzt, diesem überließen sie aus gezwungener Furcht eine Gewalt über sich. Aber auch diesem gehorchten sie nur in solchen Dingen, worein die andern schon eingewilligt hatten. Er konnte Niemand an Leib und Leben strafen, nur das war ihm zugestanden, daß er unruhige Menschen mit Worten züchtigen konnte. Schlug einer den andern todt, so rächten die Anverwandten den Verstorbenen durch Erschlagung des Mörders, kamen vor den Ostrog, worin sich der Schuldige befand und forderten seine Herausgabe. Wurde er herausgegeben, so erschlug man ihn auf dieselbe Weise, wie er ihren Anverwandten erschlagen hatte. Im Fall aber derselbe nicht ausgeliefert wurde und sich der ganze Ostrog desselben annahm und somit die That des Mörders billigte, so kam es zum Krieg, wobei man die Nachbarn zur Hülfe anrief. Welche Parthei die andere überwandt, nahm die Gefangenen zu Sclaven, die Weiber und Mädchen zu Concubinen, alle Mannspersonen wurden erschlagen, damit sie ins Künftige von diesen nichts zu befürchten hätten. Den Mord an und für sich hielten die Kamtschadalen nicht für ein Verbrechen (Steller 294.). Ein Oberstleutnant schlug einen Itälmen, der sieben Personen ermordet hatte und lustig und fröhlich und ohne alle Gewissensbisse blieb, mit der Knute. Die Weiber, die nicht gebähren wollten, machten sich unfruchtbar oder brachen dem Kinde im Mutterleibe Arme und Beine entzwei. Ja, es gab besondere Weiber, die sich mit dem Erdrücken der Kinder beschäftigten. Steller fand noch Frauen, welche drei und mehr Kinder umgebracht hatten und nicht die geringste Beunruhigung in ihrem Gewissen darüber empfanden. Fiel ehedem Jemand von ungefähr ins Wasser, so war es eine große Sünde, wenn er davon kam und sie meinten, weil er schon einmal zum Ersaufen bestimmt gewesen wäre, so hätte er unrecht gethan, nicht zu ersaufen, daher ließ ihn kein

Mensch in seine Wohnung, Niemand redete mit ihm oder gab ihm Nahrung noch ein Weib, er galt für todt, ja wenn Einer im Beiseyn Anderer ins Wasser stürzte, so half man ihm nicht etwa heraus, sondern ersäufte ihn mit Gewalt. Verstieß Jemand seine Frau, so bestand die Rache darin, daß sie sich wieder von einem andern haschen ließ. Ertappten sie einen Dieb unter sich, so schlug ihn derjenige, den er bestohlen, ohne daß er sich widersetzen durfte und er wurde dadurch gleichsam unehrlich gemacht, weil Niemand mit ihm jemals Freundschaft machen wollte und er folglich allein und ohne fremden Beistand leben mußte. Erhaschten sie einen Dieb, der mehrmals oder sehr Viele bestohlen, so banden sie ihn an einen Baum, spannten ihm die Arme aus und befestigten diese an eine Stange, banden ihm Birkenrinde um die Handwurzeln, zündeten sie an und verbrannten ihm die Hand dergestalt, daß die Finger lebenslang einwärts in die hohle Hand gebogen blieben und er sofort als Dieb erkannt wurde.

War etwas gestohlen worden und man konnte den Dieb nicht ausmitteln, so ließen die Aeltesten jung und alt im Ostrog zusammenkommen, erzählten, daß ihnen vieles gestohlen worden und ermahnten Alle, den Thäter kund zu machen; wenn sich nun Niemand angab, so setzten sich Alle in einen Kreis, es wurde Feuer angelegt und schamanisirt. Zu Ende der Schamanerei nahm man die Sehnen von den Händen und Füßen des Musimons, warf dieselben unter Segensprechen ins Feuer mit dem Wunsche, daß dem Thäter Hände und Füße verkrümmen möchten, was denn auch oftmals geschehen und Andere vom Diebstahl abgehalten haben soll.

Wegen Besitzung der Güter und Wohnungen hatten sie niemals Streitigkeiten, weil jeder in Freiheit lebte, indem das Land offen stand und erlaubt war zu leben, wo man wollte. So gab es auch wegen der Gränzen niemals Streit, weil jeder gemeiniglich an dem Flusse wohnen blieb, wo er geboren war und mehr Fische hatte, als er zu fangen und zu verzehren im Stande war.

Kamen die Itälmenen in Streit, so schimpften sie einander heftig mit Worten herunter und die Umstehenden lachten darüber; zum Handgemenge kam es jedoch niemals. Steller (S. 357.) giebt uns erbauliche Proben ihrer lächerlichen Phantasie, wovon ich jedoch noch manches weglassen muß:

Keiran oder **Keiranatziz**, verrecktes Aas;
Kadachwitsch, Erhängter;
Kosha, Hund;
Kotanakum, Breitarsch;
Kanaug oder **Kanäuch**, Saugefiesel (?);
Balach dolem, ich will dich stupriren;
Ischaschea, Fuchs, und **Nisinges**, Fischotter, nennen sie betrügerische Leute in Worten;
Uschachtschu oder **Osgaschtsch**, Waldteufel;

Kana, Teufel;

Kaiktschitsch, Französischer (die Itälmenen sagen überhaupt, daß sie die Franzosenkrankheit lange vor der Russen Ankunft gekannt hätten und daß sie ehedem schwerere Symptome als gegenwärtig gehabt habe, so daß die Nase abgefault, die Kopfhaare und Augenbrauen ausgefallen seyen);

Qualutsch, du Rabe;

Kokusicumach, stachlichter Hinterer wie Rosenstrauch;

A sto pinging knititsch, daß du 100 brennende Lampen im Poder haben möchtest;

Lignuren; Kolwuren, Tigillischer Hosenscheißer;

Kyllererem kalk kyllererem, Brunnengeiger (ehedem sollen so unzüchtige Leute um Weschuoi Ostrog gewohnt haben, welche Löcher in die Erde machten und darin ihre Geilheit befriedigten);

Okamachseren kungong osachtschomtschong Kropilas (dieses ist ein Ostrog, der deshalb infam ist, weil sich die Weiber von Hunden schänden ließen, und man schimpfte einen, weil er daselbst geboren sey);

Isaueliakumach, glatter Hinterer, der allezeit zur Sodomiterei fertig ist.

Tatalgutschaga sallu, du fütterst alle Teufel in dir (Vielfraß);

Kuutschang kailuk, friß Fischrogen mit Menschendreck.

So weit Steller, dessen Mittheilungen uns tiefe Blicke in den moralischen Zustand jener Polarvölker thun lassen, zu dem wir freilich unsern europäischen Maasstab nicht mitbringen dürfen. Das, was wir Gestank nennen, ist dem Polarmenschen lieblicher Duft, das, was uns ekelt, sein Leckerbissen, der Schmutz zum Theil sein Schutz wider die Härte des Climas, also nothwendig oder sein Schmuck.

Zu bemerken ist übrigens die Aehnlichkeit, welche die Kamtschadalen mit den Grönländern haben, wie ihre ganze Lebensart, ihre Neigungen, ihre Sitten eben so dieselben sind, wie ihre äußere Umgebung. In dem Maaße als letztere milder und reicher ist, ist es auch ihr ganzes Leben.

So ist der Verkehr der Nordpolarmenschen unter sich. Der Verkehr mit den Fremden bietet dem entsprechende Erscheinungen dar.

Die Nordpolarvölker führen ein isolirtes Leben; an ihre Küsten kam ehedem nur höchstens ein verschlagener Walfischfänger und da ihr Clima außer den Fischen nichts darbietet, was Genuß oder Gewinn bringen könnte, so kommt es denn, daß auch jetzt nur noch selten jene unwirthbaren Küsten von Europäern berührt werden.

Unter sich haben die Polarnationen ebenfalls wenig Verkehr, da alle ihre Verhältnisse aus dem Clima und den Verhältnissen des Landes hervorgehen und auch die Producte desselben sie befriedigen. Treibholz, Häute, Sehnen, Thran und Fett, die Hauptbestandtheile ihrer Wohnung, Kleidung und Nahrung, liefert ihnen das Land, eben so

Knochen und Steine zum Anfertigen der Geräthe. Auch die Stoffe zu den Schmucksachen finden sich in mancherlei Geschieben, Beinen, Därmen im Lande selbst.

Erst seitdem sie von den Fremden den Gebrauch des Eisens zu Pfeilspitzen und der Glaskorallen kennen lernten, hat sich ein Verkehr mit den Nachbarn entsponnen, der an der Westküste von Nordamerica am lebhaftesten zu seyn scheint. Wir haben über die Art und Weise desselben mannichfache Berichte.

Die Grönländer, meldet Crantz (I. 226.), tauschen einander aus was sie brauchen, und da sie sehr veränderlich und neugierig wie die Kinder sind, so hat das Umtauschen bei manchen oft zum größten Schaden ihrer Haushaltung kein Ende *). Da können sie die brauchbarsten Sachen für eine unnütze Kleinigkeit, die ihnen in ihren Augen gefällig, hingeben, und wenn man ihnen für eine schlechte Sache, die ihnen gefällt, etwas noch so brauchbares anbietet, so nehmen sie es nicht, sondern wollen just das haben, was ihnen eben gefällt. Sie werden einander nicht leicht betrügen oder bevortheilen, noch weniger bestehlen, welches unter ihnen sehr schimpflich ist — können sie aber einen Europäer hintergehen oder bestehlen, so rühmen sie sich dessen, daß sie noch klüger sind als dieser. Sie handeln theils unter sich selbst, theils mit Kauf- und Schiffleuten; unter sich halten sie eine Art von Jahrmarkt, denn wo eine große Versammlung von Grönländern ist, als bei einem Tanz oder im Winter bei dem sogenannten Sonnenfest, da finden sich, wie bei einer großen Wallfahrt oder solennen Messe, allezeit welche ein, die ihre Waaren zur Schau auslegen und dabei sagen, welcher Waare sie dagegen benöthigt sind; wem nun dieselbe ansteht, der bringt die dafür begehrte Sache und so ist der Kauf richtig. Am meisten handeln sie mit Gefäßen von Weichstein, welcher nicht an allen Orten zu haben ist, und da die im Süden keine Walfische, die im Norden aber kein Holz haben, so ziehen alle Sommer aus Süden, ja von der Ostseite des Landes viele Boote voll Grönländer 100—200 Meilen nach Diesko mit neuen Kajaks und Weiberbooten nebst dem dazu gehörigen Werkzeug und tauschen sich dafür Einhörner, Zähne, Knochen, Fischbein und Sehnen von Walfischen ein, die sie auf ihrem Rückwege zum Theil wieder verkaufen. Auf solchen Reisen, die sie nach ihrer veränderlichen neugierigen Art sich schon so angewöhnt haben, daß sie, wenn auch die Handlung nicht wäre, nicht lange an einem Orte bleiben könnten, nehmen sie ihre

*) Dieselbe Lust am Tauschen und Handeln fand Parry (2. voy. 162.) bei den Eskimos von Winter-Island. Sie gaben Dinge her, die ihnen unumgänglich nothwendig, wenn sie etwas bekommen konnten, was sie bereits besaßen. Weiter nordwärts bemerkte Parry, daß die Eingebornen jedes Geschenk mit einer Gegengabe erwiederten und daß sie ungehalten waren, wenn die Annahme desselben verweigert wurde; ja es schien, als ob sie gar keinen Begriff von einem freien, absichtlosen Geschenk hätten.

ganze Familie, Haab und Gut mit, weil etliche Jahre darauf gehen, ehe sie zurückkommen, indem sie, wo sie der Winter überfällt, am liebsten aber in der Nähe einer Colonie bleiben, ein Haus bauen und sich zur Nahrung einrichten, und weil doch immer einige von solchen herumziehenden Familien sich hie und da gänzlich niederlassen, so finden sie überall Freunde und Bekannte, die ihnen behülflich sind.

Bei den Kaufleuten setzen die Grönländer ihre Fuchs- und Seehundfelle, am meisten aber den Speck ab, um dessentwillen die Handlung eigentlich fortgesetzt wird. Dafür bekommen sie kein Geld; das hat bei ihnen keinen Werth und es ist ihnen einerlei, ob sie ein Goldstück oder einen Rechenpfennig, eine Glasperle oder einen Brillanten am Halse hängen haben. Dergleichen Sachen achten sie nur, weil sie glänzen, und sie haben wohl eher eine Guinee oder spanischen Thaler, den sie etwa den fremden Schiffern gestohlen, für ein Paar Schuß Pulver oder ein Stück Taback hingegeben. Hingegen gilt das Eisen bei ihnen desto mehr, weil sie es brauchen können. Sie bekommen von den Kaufleuten Messer, Stichsägen, Bohrer, Meißel und Nähnadeln; ferner gestreiftes Linnen- und Cattunzeug, wollene Strümpfe und Mützen, Schnupftücher, Breter, Kisten, hölzerne Schüsseln und Blechteller, kupferne Kessel, Spiegel, Kämme, Band und Kinderspielzeug. Am liebsten kaufen sie Taback und Flinten nebst Pulver und Blei, wovon sie doch wenig Nutzen und am Ende in ihrer Haushaltung manchen Schaden haben. Der Taback, den sie nur zum Schnupfen brauchen, ist bei ihnen wie die Scheidemünze. Für jeden Dienst, den sie einem leisten, erwarten sie ein Stückchen Taback, und damit bezahlt man sie auch für ihre Schuster- und Schneiderarbeit, dafür bringen sie ein Paar Hände voll unreiner Eiderdaunen, Eier, Vögel, ein Gericht Fische und dergleichen. Dafür verkauft mancher armselige liederliche Wirth die Kleider vom Leibe und leidet mit seinen Kindern Noth — und manche Familie kommt dadurch in große Noth, wie etwa bei uns durch die starken Getränke.

So ist es bei den Grönländern, die nun seit fast 200 Jahren in fortgesetztem Verkehr mit Europa stehen. Aber auch bei denen, welche noch niemals Europäer sahen, finden sich ähnliche Erscheinungen. So beschreibt O. v. Kotzebue (I. R. I. 137.) das erste Zusammentreffen mit den Bewohnern der St. Lorenzinsel, welche, als sie den Rurick erblickten, in drei Baidaren, jede mit zehn Mann, vom Ufer stießen, und als sie 10 Schritt von dem Schiffe entfernt waren, ihr Gespräch einstellten und mit kläglicher Stimme ein trauriges Lied sangen. Darauf erhob sich Einer aus ihrer Mitte, hielt einen kleinen schwarzen Hund empor, zog ein Messer, womit er dem Hunde einen tödtlichen Stich versetzte und warf dann das Opfer ins Meer. Nach Beendigung dieser Ceremonie, während welcher auf den andern Baidaren das tiefste Schweigen beobachtet worden war, näherten sie sich dem Schiffe; doch wagten sich nur wenige auf das Verdeck. Mit

den auf der gegenüberliegenden Küste von Asien wohnenden Tschibockos hatte die Mannschaft des Rurick Tags vorher in lebhaftem Verkehr gestanden und eine Anzahl Kamlaikas oder Kittel aus Walroßdärmen gegen Knöpfe u. dergl. eingetauscht. Eben daselbst (S. 150.) vernahm Kotzebue, daß die blauen Glasperlen, Messer u. dergl. europäische Waaren, welche er bei den Einwohnern bemerkte, durch Menschen in Böten zu ihnen gebracht, und daß Perlen, Taback und Holz zu Bogen und Pfeil gegen Felle und fertige Kleidungsstücke eingetauscht würden. Der Fremde legt dabei zuerst einige Waaren ans Ufer und entfernt sich; der Tschibocke kommt, besieht die Sachen, legt dann so viele Felle daneben, als er ungefähr dafür geben will und geht auch zurück; hierauf nähert sich der Fremde wieder, untersucht, was man ihm geboten und nimmt, wenn er zufrieden ist, die Felle mit, indem seine Waare dableibt, oder läßt im entgegengesetzten Falle Alles liegen, entfernt sich noch einmal und erwartet die Zulage des Käufers. So geht der ganze Handel stumm und wortlos vorüber und hier tauschen die Tschuktschen die Felle für den russischen Handel ein.

In denselben Gegenden, an der Lorenzinsel, sah Beechey (I. 380.), wie die Eingebornen ihre Baidaren, mit acht Männern und Frauen eine jede bemannt, vom Ufer nach dem Schiff abstießen, dann, als sie dasselbe mit der Stimme erreichen konnten, stillhielten. Ein alter Mann, welcher die vorderste Baidare steuerte, erhob sich und hielt nacheinander Netze, Walroßzähne, Pelzkittel, Harpunen, Pfeile, Bogen und kleine Vögel in die Höhe. Hierauf streckte er seine Arme aus, rieb und klopfte sich die Brust — das Zeichen friedlicher und freundlicher Gesinnung — und fuhr nun furchtlos bis ans Schiff. Im Verlaufe des Beisammenseyns bemerkte man, wie eine alte Frau, die im Hintertheil einer Baidare saß, die Engländer auf sonderbare Weise zu täuschen suchte. Sie saß auf einem Sack mit Pelzwerk, aus dem sie dann und wann ein Fell vorsichtig hervorzog und die beste Stelle mit einem scheuen Blicke herzeigte. Sie herzte es einmal über das andere und suchte die Engländer zu einem guten Handel geneigt zu machen. Die Leute, die an Bord kamen, waren auf den Tauschhandel versessen und schlugen beinahe Alles los, was sie hatten. Die Männer begehrten vorzüglich „tawac", die Frauen aber Nähnadeln und Scheeren, beide aber Glasperlen. Dabei bemerkte man, daß sie mehrere entzwei bissen, woraus man schloß, daß sie mehrmals schon mit Wachsperlen angeführt seyn mochten. An der Chamisso-Insel fand derselbe ähnliche Erscheinungen (S. 445.). Die Einwohner brachten, nachdem die Engländer die dargebotenen Speckgerichte ausgeschlagen, getrockneten Lachs zum Verkauf, wovon viel eingehandelt wurde. Die Eingebornen zeigten sich dabei ehrlich, und wenn sie in Zweifel darüber waren, ob sie das Gebot der Fremden annehmen sollten und deshalb einem Dritten, gewöhnlich einer alten

Frau, den dargebotenen Artikel zeigten, so ließen sie ihre Waare einstweilen als Unterpfand zurück. Einige Male suchten sie jedoch die Engländer durch leere, künstlich zusammengelegte Fischhäute zu täuschen, die sich genau so ausnahmen, als ob das Fleisch noch darin sey. Der Betrug gelang ihnen jedoch nur einmal, und so oft derselbe später entdeckt wurde, lachten die Eingebornen aus vollem Halse und behandelten die Sache als einen Spaß, der im Handel und Wandel erlaubt sey. Dieselben Leute zeigten überhaupt Neigung zum Diebstahl und verstanden sich gar wohl auf den Handel. Messer und Beile nahmen sie nicht aufs Gerathewohl, sondern prüften das Metall desselben, indem sie mit dem ihrigen darauf hackten, und wenn sie die Probe nicht aushielten, sie zurückgaben. Einer der Eskimos wandte beim Handel eine Art Hazardspiel an; man hatte ihm für ein Bündel Felle eine Art geboten; der Eskimo schien anfangs damit zufrieden zu seyn, wurde jedoch bald zweifelhaft und fing, ehe er sich entschied, einen kleinen Käfer, setzte ihn auf die flache Hand und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit, nach welcher Seite das Insect kriechen werde. Da es nach ihm zu kroch, schloß er daraus, der Handel bringe ihm Schaden und nahm seine Waaren zurück.

Ueber den Tauschverkehr der östlichen Eskimos giebt uns Franklin umständliche Nachrichten. Auf der Sattelrücken-Insel (1. R. S. 11.) legten die Eskimos ihre Begierde zu tauschen sehr bald an den Tag und zeigten dabei große Verschlagenheit, indem sie anfangs nur sehr wenig Artikel blicken ließen, die vornehmlich in Thran, Walroßzähnen, Fischbein, Seehundfellen, Kleidungsstücken, Hirschhäuten und Geweihen und Schiffmodellen bestanden. Dagegen tauschten sie ein kleine Sägen, Messer, Nägel, zinnerne Kessel und Nadeln. Es war belustigend, den Jubel mit anzusehen und das Freudengeschrei der ganzen Gesellschaft zu hören, wenn einer von ihnen einen Artikel eingetauscht hatte; eben so spaßhaft war es, wie der Käufer jedesmal bei Empfang des Artikels denselben beleckte, um dadurch den Kauf zu besiegeln und sein Eigenthumsrecht festzustellen; der Gegenstand mochte noch so gering seyn, nie wurde dieser seltsame Gebrauch unterlassen, selbst die Nadeln wurde jede einzeln mit der Zunge berührt*); die Weiber brachten künstlich aus Walroßzähnen geschnitzte Bilder von Männern, Weibern, Säugethieren oder Vögeln. Die Tracht der menschlichen Figuren und die Tracht der Thiere war recht brav ausgeführt, allein die Gesichtszüge der erstern war meist roh und die meisten ohne Augen, Ohren und Finger; vielleicht besitzen die Instrumente dieser Leute nicht die zur Ausführung dieser Organe erforderliche Feinheit.

*) Denselben Gebrauch fand Parry (1. voy. S. 277.) an der Westküste der Baffinsbay: **In this case as well as when any thing was presented to them they immediately licked it twice to their tongues after which they seemed to consider the bargain satisfactorily concluded.**

Die Männer waren am begierigsten nach Sägen, und Kutti=Swa=Bak, wie sie dieselben nennen, war ihr unaufhörliches Geschrei. Nächstdem galten ihnen die Messer viel; von dem Eddystone ward ein alter Säbel eingetauscht, und sobald werde ich das allgemeine Freudengeschrei nicht vergessen, welches ertönte als ihn der Glückliche empfing. Recht erfreulich war die allgemeine Theilnahme mit anzusehen, welche jede Erwerbung des Einzelnen erregte. Keiner zeigte Bestreben, seinen Nächsten zu überbieten oder sich nach dem Theil des Schiffes hinzudrängen, wo eben ein Tausch vor sich ging, bis der Eskimo, welcher eben den Platz inne hatte, sein Geschäft abgemacht und sich entfernt hatte; oder wenn auf den hintersten Canots die Ansicht eines Artikels gewünscht wurde, so ließen ihn die vordersten Leute gern verabfolgen.

Bei den Eskimos am Flusse gegenüber der Richardsinsel fand derselbe Reisende (2. R. 213.) nicht mindere Neigung zum Handel. Franklin begab sich mit Glasperlen, Feilen und Messern in der Hand ans Ufer, machte den Männern einige Geschenke und sagte ihnen, daß er gekommen sei, um mit ihnen zu handeln. Sobald Franklin das Wort Handel (Noowärlook) ausgesprochen, legten die Eskimos ihre Furcht ab; sie schickten ihre Bogen fort und behielten nur ihre langen Messer bei sich, die sie im Aermel oder in den Taschen verbargen. Eine alte Frau, die mehr Gemüthsruhe als die andern zu besitzen schien, lief fort und holte einige getrocknete Fische, wofür Franklin ihr Glasperlen gab, hierauf zeigten sich auch die übrigen geneigt, Fische gegen europäische Gegenstände zu vertauschen. Alsbald wuchs ihre Habsucht und sie wurden kühn genug, drohende Gebärden sehen zu lassen, ja einige wollten sich eines Bootes bemächtigen. Als nun Franklin den Fluß hinabfuhr, folgte ihm die Gesellschaft und die Wilden tauschten Glasperlen, Feuerstähle, Feuersteine, Feilen, Messer, Aexte und Kessel gegen Fische, Hauen, Speere und Pfeile ein. Sie schienen einen richtigen Begriff vom Eigenthum zu haben und zeigten im Handel vielen Tact. Mit großer Vorsicht vermeiden sie, zu viel von ihren Artikeln sehen zu lassen und dadurch den Markt zu überfüllen. Sie brachten immer nur einen Gegenstand auf einmal zum Vorschein und versuchten nie, einander zu überbieten, nie versuchte einer dem andern dasjenige zu entziehen, was er tausch- oder geschenkweise an sich gebracht hatte.

Aus dem Allen geht hervor, daß die Eskimos unter einander in gutem Vernehmen leben, daß Streitigkeiten über das Mein und Dein, die in dicht bevölkerten Gegenden der Grund zu den größten Unthaten sind, hier nicht vorkommen. Ursache davon ist, daß die Gesellschaftsverfassung dieser Nationen ein Familienbund ist, daß eine gewisse gegenseitige Achtung und Duldung stattfindet. Zänkereien und Schlägereien hat man niemals bei den Polarnationen bemerkt, trotz dem, daß die Habsucht eine ihnen durchaus nicht fremde Leidenschaft ist; aber es scheint, als ob die feindseligen Neigungen nur gegen die Frem-

den erwachen, sich nur in Bezug auf diese äußern. Hier ist auch die Art und Weise zu erklären, wie die Eskimos den Fremden, den sie freundlich aufnehmen wollen, begrüßen, d. h. zu ihren Freund erklären. Sie thun dies, indem sie ihn mit der Nase berühren und die ihrige auf der seinigen reiben. Eine andere Art des Grußes fand Parry (2. voy. 279.): die Eskimos strichen mit der flachen Hand auf der Vorderseite ihrer Jacken herab, indem sie sich näherten.

Allerdings berichten mehrere Reisende über Angriffe, die sie von Seiten der Polarmenschen erdulden mußten wenn jene die Uebermacht auf ihrer Seite zu haben das Bewußtseyn hatten. Unter einander sind die Glieder eines Stammes friedfertig.

Kriegswesen.

Das unermeßliche Gebiet der Polarlande gewährt den einzelnen Familien und Stämmen genugsamen Raum, zumal da die Fruchtbarkeit der Mütter dort die Bevölkerung nicht überhand nehmen läßt. Es kommen daher die Stämme, die nicht verwandt sind, nur selten in Berührung und niemals in dauernde Nachbarschaft.

Daher finden wir auch bei den Polarnationen weder jene Kriegstänze noch Schlachtgesänge, noch jene gräßlichen Tropäen, die wir in den Urwäldern Americas, bei dem Bojesman und in Australien kennen lernten. Der Nordpolarmensch ist nicht so lauten Muthes wie der Südländer, er ist mehr still, in sich gekehrt, gleichmäßiger. Er ist vorsichtig — aber nicht mehr feig als der Südamericaner. Das Bewußtseyn der Uebermacht oder der Sicherheit seines Zufluchtsortes giebt ihm Muth. Er verschanzt sich daher und fällt mit Habsucht in überlegener Anzahl über den hülflosen Fremdling her, vor dem er augenblicklich flieht, sobald dieser mehr Energie zeigt, als jener erwartete.

Unter den Nordpolarnationen sind die Tschuktschen unstreitig die kräftigsten, kühnsten und muthigsten. Noch gelang es nicht, sie dem russischen Reiche unterthan zu machen. Auch die Kamtschadalen suchten in früherer Zeit ihre Freiheit gegen die Russen zu vertheidigen; bei ihnen war die Volkszahl stärker, mithin konnte sich das Kriegswesen mehr ausbilden — wie wir nachher sehen werden.

Die Eskimos scheinen weder eigentliche Raub- und Feldzüge wie die Südamericaner zu unternehmen, noch überhaupt eine eigentliche kriegerische Ordnung zu haben. Was man bemerkte, bestand in Folgendem:

Beechey (II. 367.) fand bei den Eskimos der Chamissoinsel, daß sie ihre feindselige Gesinnung auf mancherlei Weise kundgeben; sie schwangen theils ihre Messer, theils ließen sie die Sehnen ihrer Bögen ertönen (S. 370.), theils schossen sie einen Pfeil ab. Einmal setzten sie ihre Baidaren zur Abreise in Bereitschaft und stellten sich

dann, mit Bogen, Pfeilen und Messern bewaffnet, auf einer kleinen Anhöhe in Schlachtordnung und ließen auf eine herausfordernde Weise ihre Bogensehnen ertönen. Einige Minuten früher hatten fünf Eskimos zwei Matrosen angegriffen, welche für einen ihrer verunglückten Kameraden ein Grab machten. Sie hatten sie plötzlich überfallen und während drei mit gezogenen Messern die im Grabe stehenden Matrosen bewachten, plünderten die andern die nicht weit davon liegenden Jacken und schleppten das Gefundene sammt einer Art fort. Als man jedoch auf die Eskimos losmarschirte, entfernten sie sich. Einige Tage nachher begaben sich die Eskimos auf eine kleine Anhöhe und schossen einen Hagel Pfeile auf die Engländer, wodurch zwei Matrosen verwundet wurden. Als jedoch Feuer gegeben und ein Eskimo am Bein verwundet war, entflohen sie eilig. Sie hatten sich bis dahin auf die Dicke ihrer Kleider verlassen und außer dem Eiderganswamms noch ein Renthierfell über ihren gewöhnlichen Kittel geworfen.

Die Eskimos — wie die Polarvölker überhaupt — haben keine besondern Schutzwaffen für den Krieg, weder Helm, noch Panzer und Schild. Theils mag die Dichtigkeit ihrer Kleidung, theils aber auch der Umstand Ursache davon seyn, daß der Kriegszustand bei ihnen nur außerordentlich selten und nur ausnahmsweise eintritt.

Eine andere Art Schutz — die sich etwa wie die Wohnung zum Kleide verhält — fand Beechey (S. 375.) an der Chamissoinsel. Als derselbe einen Streifzug unternahm, wurden vier Seesoldaten von einem kleinen Graben aus mit Pfeilen verwundet. Die Eskimos hatten sich dort zwischen dem langen Grase in der Art verborgen, daß man nicht eher von ihnen etwas bemerkte, als bis man dicht daran war. Sie lagen auf dem Boden und lauschten und zielten durch das Gras. Der Graben war eng und hatte zu beiden Seiten niedrige Rücken, hinter denen hervor die Eingebornen ohne große Gefahr ihre Pfeile abschießen konnten. Um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, hatten sie kleine Gruben angebracht und die Erde über dieselben aufgedämmt. Dieser Gruben, in denen gerade ein Mann Platz hatte, hatten sie fünf dicht unter dem Rande jener Rücken angelegt. Ganz im Hintergrunde des Grabens oder der Schlucht war eine sechste Grube und zwei zu jeder Seite des Grabens, etwa vier Schritt weiter abwärts. In den letztern war am Boden eine kleine Verbindungsröhre, durch die man sich Pfeile zureichen konnte, ohne daß sich dies äußerlich bemerken ließ.

Endlich bemerkte auch Beechey (I. 414.) am Cap Thompson, daß in der Nähe eines Dorfes an der dunkeln Uferwand eine breite Hellebarde mit eiserner Spitze lehnte, nebst mehreren Bogen und Köchern mit Pfeilen. Nicht weit davon hing ein einzelner Pfeil, an dem ein Büschel Federn befestigt war, am Felsen. Die Eskimos verweigerten darüber Auskunft zu geben. Beechey meint jedoch, daß dieser Pfeil dazu bestimmt sey, das Signal zu Feindseligkeiten zu ge-

ben, weil die dortigen Völkerstämme, als sie Kotzebue nahen sahen, nachdem sie die Russen aufmerksam und mißtrauisch betrachtet hatten, schnell hinwegruderten und zwei Pfeile mit Federbüscheln nach ihrem Dorfe zu warfen, von welchem kurz darauf zwei Baidaren abstießen und den Russen sich näherten.

Weit mehr ausgebildet war ehedem das Kriegswesen bei den zahlreichern Stämmen der Itälmenen auf Kamtschatka.

Wir haben hierüber einen ausführlichen Bericht von Steller (S. 234. ff.), der uns die Zustände schildert, wie sie vor der russischen Occupation waren. Der tiefe Frieden, die sanften geselligen Formen der Eskimos waren in Kamtschatka nicht zu finden; Mißgunst und Wollust veranlaßten manche Störungen des innern Friedens. Sie hatten daher, um sich sicher zu stellen, ihre Dörfer mit Erdwällen umgeben und sich für Kriegsfälle einen Obersten gesetzt. Die verschiedenen Ostrogen bekriegten sich. Die vorzüglichsten Ursachen waren das Frauenzimmer, die Lust den Herrn zu spielen und Andere als Knechte zu gebrauchen, dann aber das Streben nach dem Besitz von Hausgeräth. Dem zu widerstreben untergaben sie sich den Aeltesten, Beherztesten und Klügsten, und sie bekamen durch erhaltene Siege so viel Liebe für ihre Vorgesetzten, als diese Muth und Ansehen erlangten.

Erstlich fingen die Korjäken an und fielen vom Tigil in Kamtschatka ein und drangen an der Westseite bis an den Kuh-Reka vor. Dann erhoben sich die Schandalischen Leute unter einem klugen und tapfern Mann, Namens Schandal. Als nun dieser seine Macht erweitern und im Frieden den Tribut an Menschen, Mädchen und Knaben haben wollte, den er sonst mit den Waffen geholt, entstanden abermals zwei Factionen, eine an den Quellen des Kamtschatka, die bis zur Ankunft der Russen sich erhielt, die andere um Kronaki bis Lapatka, die als Seeleute abermals eine besondere Partei bildeten. Endlich zerfielen die von Goligina bis Kampakowa wohnenden Itälmenen, mit denen, die in großer Anzahl um den kurilischen Osero auf Lapatka und den Eilanden wohnten. Obschon sie an Mannschaft geringer waren, Uebertrafen sie doch die übrigen an Stärke, Muth und Klugheit, fielen bald hier, bald da ein, raubten Mädchen und Knaben und führten sie davon in die Inseln.

Die Gefangenen wurden zu allerhand groben und häuslichen Arbeiten angehalten, sie mußten Holz holen, Hunde füttern, steinerne und knöcherne Beile, Kopien und Messer machen. Führte sich ein Gefangener wohl auf, so wurde er zuweilen nach zwei bis dreijähriger Gefangenschaft nach Hause entlassen.

Steller fand noch mehrere Berge um Apala, welche von den daselbst vorgefallenen Scharmützeln ihren Namen haben.

Die Itälmenen und Kuschi (die Bewohner der Kurilen) hatten ganz kleine Bogen, kurze und schlechte Pfeile, auf welche sie Adler-

federn nicht aufleimten, sondern mit Fäden aufbanden. Die Enden derselben sind mit kristallenen, knöchernen, steinernen oder japanischen Rohrspitzen versehen und von keiner Kraft. Nichts desto weniger sind solche sehr gefürchtet, weil sie dieselben mit dem aufgeleimten Pulver der Wurzel des Napelli — russisch Ludik — vergiften; es folgt, wenn man nicht alsbald das Blut aus der Wunde saugt, unmittelbar der Tod; den Leuten, die es aussaugen, schwillt das ganze Gesicht. Diese Pfeile scheinen für den Krieg allein, nicht aber zur Jagd bestimmt, da wir sie weder bei den Tschuktschen noch bei den übrigen Eskimos finden. Außerdem haben sie Spieße und für das Handgemenge hölzerne Keulen, statt deren man sich auch der Walfischruthe bedient.

Zu offenen Scharmützeln kam es selten, sie überfielen sich Nachts heimlicher Weise, wobei es mehr auf Raub als auf Mord und Todtschlag abgesehen war. Trafen sie ihre Feinde beisammen in den unterirdischen Wohnungen, so nahmen sie alles, was sie nur wollten. Kamen sie nachher mit den Russen ins Handgemenge, so schossen sie erstlich ihre Pfeile ab, gingen die Russen mit den Spießen unter sie, so entflohen sie allesammt.

Ihre meisten Anschläge gingen darauf hinaus, die Russen im Schlafe zu überfallen und zu erschlagen, was aber immer durch Mädchen verrathen wurde, oder an ihrer weitläufigen Berathung scheiterte, da sie nichts eher unternehmen wollten, als bis das ganze Land eines Sinnes mit ihnen war. Wenn sie einen Anschlag auf die Cosacken ausführen wollten, was gemeiniglich geschah, wenn jene im Winter mit Waaren zu ihnen kamen, so brachten sie zuvörderst Alles, was sie an Lebensmitteln hatten, bewirtheten die Cosacken, um sie desto sicherer zu machen, dann begaben sich Weiber und Kinder allgemach aus der Wohnung und die Männer fielen über die Schlafenden her und ermordeten sie, oder vermachten das Zugloch, warfen brennendes Holz in die Wohnung und erstickten sie. Bisweilen waren sie so erbittert, daß sie auch ihre eignen Weiber und Kinder nicht schonten und dieselben sammt den Cosacken in den unterirdischen Wohnungen verbrannten, wie 1730 in dem großen allgemeinen Aufruhr um Kampakowa geschehen.

Wenn sie hingegen von den Cosacken in ihren eignen Wohnungen überrumpelt wurden, oder sahen, daß sie sich in ihren Verwallungen nicht länger halten konnten, so erstachen und erschlugen sie vorher ihre eignen Weiber und Kinder und zuletzt sich unter einander oder setzten ihre Wohnungen in Flammen und verbrannten sich selbst. Einer stand vor dem Eingang und schlug alle die todt, welche aus Furcht entlaufen wollten. Geht es über die Cosacken her und sie haben die Oberhand, so ersticht jeder Itälmen seinen eignen besten Freund unter den Cosacken, weil er es für ein Freundschaftsstück hält, den lieber selbst zu ermorden, der einmal ermordet werden muß,

Zuvörderst ist es wichtig, zu wissen, was der Mensch von sich selbst und seinem Wesen hält, weil wir daraus seine Hoffnungen und seinen Glauben am deutlichsten ersehen können, da diese Ansicht seiner Selbst die Grundlage alles seines übrigen Glaubens ist.

Crantz (I. 257.) meldet, daß es zwar einige Grönländer gebe, die nicht glauben, daß sie eine Seele haben, die von dem lebendigen Wesen eines andern Thieres unterschieden sey und mit dem Tode nicht aufhöre; diese sind aber — sagt er — entweder recht dumme, viehische Menschen, die sogar von den Ungläubigen ausgelacht werden, oder boshafte kluge Köpfe, die ihren Nutzen bei dieser Meinung suchen. Andere geben eine von dem Leibe unterschiedene Seele zu, beschreiben sie aber so materiell, daß sie ab- und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und reparirt werden oder sich gar auf eine Zeit lang aus dem Leibe verlieren kann, so daß schon mancher, wenn er auf eine weite Reise gegangen ist, seine Seele zu Hause gelassen hat und doch immer frisch und gesund geblieben ist. Auf diese wunderlichen Gedanken sind sie vermuthlich theils durch das Heimweh, theils durch solche Krankheiten gerathen, wo die Kräfte der Seele geschwächt oder gar auf eine Zeit lang unterdrückt werden. Einige von diesen Materialisten statuiren zwei Seelen, nämlich den Schatten und den Odem des Menschen, und meinen, daß in der Nacht die Seele den Leib verlasse und auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch fahre. Die Träume, die bei den Grönländern sehr häufig und lebhaft, ja oft recht unbegreiflich sind, haben sie auf diese Meinung gebracht. Bei solchen Leuten finden die Angekoks oder Zauberer ihre beßte Nahrung, indem sie eine beschädigte Seele ausbessern, eine verlorne zurückbringen und eine kranke mit einer frischen gesunden Seele von einem Hasen, Renthier, Vogel oder jungen Kinde verwechseln können. Diesen Begriff mögen auch diejenigen Grönländer haben, die eine Wanderung der Seele vorgeben; eine Meinung, die man erst kürzlich unter ihnen wahrgenommen hat. Besonders suchen die hülflosen Wittwen dieselbe zu behaupten und die Mildthätigkeit zu erregen, wenn sie den Eltern weiß machen können, daß die Seele ihres verstorbenen Kindes in des Mannes Sohn oder seines verstorbenen Kindes Seele in eins von ihren eignen Kindern gefahren ist, da dann ein solcher Mann der vermeinten Seele seines Kindes Gutes zu thun beflissen ist, oder mit der Wittwe gar nahe verwandt zu seyn meint — Die verständigsten Grönländer behaupten, daß die Seele ein vom Leib und aller Materie ganz verschiedenes Wesen ist, das keiner materiellen Nahrung bedarf, und weil der Leib in der Erde verfault, nach dem Tode noch leben und eine andere als leibliche Nahrung, die sie aber nicht wissen, haben muß. Die Angekoks, die öfter ins Reich der Seelen zu reisen vorgeben, sagen, sie sey bleich und weich, und wenn man sie angreifen wolle, so fühle man nichts, weil sie kein Fleisch und Bein und Sehnen habe.

So weit Cranz über die Begriffe, die sich die Grönländer von einem Wesen machen, über dessen Beschaffenheit die klügsten Aerzte und Naturforscher, die tiefsten Philosophen noch nicht im Reinen sind. Für uns haben diese Nachrichten besondern Werth, denn wir sehen darin die ersten Spuren selbstständigen Nachdenkens, wir sehen, daß der Grönländer zum Bewußtseyn seiner selbst gekommen und daß der dumpfe chaotische Zustand der Seele — wie wir denselben bei den americanischen Nationen finden — sich bereits gegliedert.

Die Spuren einer ähnlichen Ansicht, daß der Mensch nicht bloß aus einem Körper bestehe, und daß die Seele etwas Höheres sey — werden wir weiter unten bei Betrachtung der Schamanen wieder finden. Anderntheils ersehen wir sie aber auch aus dem Glauben, den diese Völker über den Zustand nach dem Tode haben. Die Grönländer, wie die Kamtschadalen, glauben eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Im Allgemeinen ist damit der Glaube verknüpft, daß dieser Zustand ein besserer als der irdische seyn, und dem Armen dadurch Trost für mancherlei diesseitiges Elend von der Vorsehung gewährt werde.

Ueber das Wie dieses Zustandes sind bei den Grönländern die Meinungen sehr getheilt (Crantz I. 258.). Weil die Grönländer ihre meiste und beßte Nahrung aus der Tiefe des Meeres bekommen, so suchen sie den glückseligen Ort unter dem Meere oder unter dem Erdboden und denken, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge dafür seyen. Daselbst wohnen Torngarsuk und seine Mutter, da ist beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht, da ist gutes Wasser und ein Ueberfluß an Fischen, Vögeln, Seehunden und Renthieren, die man ohne Mühe fangen kann oder gar in einem großen Kessel lebendig kochend findet *). Dahin kommen aber nur die Leute, die zur Arbeit getaugt haben, die große Thaten gethan, viele Walfische und Seehunde gefangen, sehr viel ausgestanden, im Meere ertrunken oder über der Geburt gestorben. So schlummert auch in der Seele des Grönländers die Idee von einer ausgleichenden Gerechtigkeit, einer Nemesis, von Verdienst und Beruf. Dieser glückliche Zustand wird nicht mit leichter Mühe von dem Menschen erworben, auch nach dem Tode nicht sofort angetreten. Die Seele kommt nicht tanzend in diese glückseligen Felder, sondern sie muß fünf Tage lang, andere sagen noch länger, an einem rauhen Felsen, der daher schon ganz blutig ist, herunterrutschen. Ob dieses — sagt

*) So bemerken wir denn auch hier, daß der Grönländer eben so wenig über seinen Horizont hinausgeht, wie jene beiden Schweinhirten, die einander fragten, was sie thun würden, wenn sie Napoleon geworden wären. Der Eine meinte, er würde von da an braune Butter aus Bierkrügen trinken, der Andere, als der Klügere, versicherte, er würde dann seine Schweine zu Pferde hüten. Das Schweinehirtenthum würde aber keiner von beiden losgeworden seyn.

Crantz — die Idee von einer Reinigung der Seele zum Grunde hat, oder nur daß es per aspera ad astra geht, kann ich nicht sagen. Sonderlich werden die armen Seelen bedauert, die diese Reise im kalten Winter oder im stürmischen Wetter thun müssen, weil da leicht eine Seele zu Schaden kommen kann, welches sie den andern Tod nennen, wo nichts zurückbleibt, und dieß ist ihnen das allerbetrübteste. Daher müssen die Hinterlassenen diese fünf oder etliche Tage lang sich gewisser Speisen, auch der geräuschvollen Arbeit — außer dem nöthigen Fischfang — enthalten, damit die Seele auf ihrer gefährlichen Reise nicht beunruhigt werde oder gar verunglücke. Hieraus ließe sich vermuthen, daß ihre Vorfahren für die abgeschiedenen Seelen der Ihrigen geopfert haben müssen.

Wer mehr von der Schönheit der himmlischen Körper eingenommen ist, der sucht den glückseligen Ort im obersten Himmel, im Regenbogen, und die Fahrt dahin ist so leicht und hurtig, daß die Seele noch denselbigen Abend bei dem Mond, der auch ein Grönländer gewesen, ausruhen und mit den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen kann; denn dafür halten sie den Nordschein. Daselbst stehen die Seelen in Zelten um einen großen See herum, in welchem die Menschen, Fische und Vögel sind. Wenn dieser See überläuft, so regnet es auf Erden. Sollten aber einmal die Dämme desselben durchbrechen, so gäbe es eine allgemeine Sündfluth.

Die erste Partei, welche die Unterwelt als den Sitz der Seligkeit glaubt, behauptet, daß nur die untauglichen, faulen Leute in den Himmel kommen und daselbst einen großen Mangel an Allem haben; daher die Seelen sehr mager und kraftlos seyen, zumal da sie wegen der schnellen Umdrehung des Himmels gar keine Ruhe haben. Sonderlich kommen die bösen Leute und Hexen dahin und werden von den Raben so geplagt, daß sie dieselben nicht aus ihren Haaren abhalten können. Sie selbst kommen in eine große Gesellschaft, die nichts als Seehundsköpfe speist, die nie verzehrt werden.

Die verständigsten Grönländer, die die Seele für ein geistiges, unmaterielles Wesen halten, lachen über das alles und sagen, wenn ja so ein leiblich überflüssiges Paradies seyn sollte, wo die Seelen der Grönländer sich von der Jagd nähren könnten, so müsse es im Himmel seyn und nur eine Zeit lang währen. Hernach komme die Seele in die stillen Wohnungen. Was aber daselbst ihre Nahrung und Geschäft sey, das können sie nicht wissen. Die Hölle hingegen setzen sie in die unterirdischen Gegenden, die ohne Licht und Wärme und mit stets währendem Schrecken und Angst angefüllt ist. Dergleichen Leute führen ein ordentliches Leben und enthalten sich alles dessen, was nach ihren Gedanken böse ist.

In diesem Berichte des ehrwürdigen Crantz finden wir also die Grundansichten von dem künftigen Leben, hervorgegangen aus drei verschiedenen Ansichten von dem Zwecke des irdischen Lebens.

Die erste Ansicht deutet darauf hin, daß nur ein thätiger, kraftübender Lebenslauf des Menschen würdig — und daß derselbe daher auch der Fortsetzung in höheren Zuständen werth sey. Eine Ansicht der Zukunft, die wir bei den activen Nationen wiederfinden und die vielleicht nicht bei den Urbewohnern Grönlands entstanden, sondern ihnen von den germanischen Normannen zugebracht worden. Es wäre wichtig, zu untersuchen, bei welchen Familien Grönlands dieser Glaube heimisch, den ich für eben so ein Fragment germanischer Anwesenheit in Grönland halten muß, als den daselbst gefundenen Runenstein.

Die zweite Ansicht trägt ganz das Gepräge mongolisch-passiver Natur. Der Gestorbene wirft die Leiden, die Plage dieser Erdenwallung ab und hat fortan den Genuß, für den er sein ganzes Leben arbeitete, ohne die Arbeit, ohne die Mühe erreicht, die er als das Irdische am Leben betrachtet.

Die dritte Ansicht trägt das Gepräge vermittelnder Unselbstständigkeit — ich meine, daß die Grönländer dieses Glaubens die besten Zöglinge für den neuen nichtnationellen Glauben liefern. Es ist jedenfalls die gebildetere Classe unter den Grönländern.

Die historischen Spuren, welche ich in diesen Glaubensdarlegungen finde, lassen sich weiter verfolgen, wenn wir die übrigen religiösen und mythologischen Vorstellungen der Grönländer näher betrachten, wozu uns Crantz die trefflichsten Materialien liefert.

Die Kamtschadalen, berichtet Steller (S. 271.), kommen nach dem Tode sogleich in die unterirdische Welt, worin Haëtsch lebt, einer der ältesten Söhne des Kutka und der erste Mensch, der auf Erden verstorben. Er lebte so lange allein in der Unterwelt, bis seine zwei hinterlassenen Töchter auch gestorben und dann bei ihm angelebt; darauf habe Haëtsch beschlossen, in die Oberwelt zurückzukehren und seinen Brüdern von dem, was in der Unterwelt nach dem Tode vorfällt, ausführliche Nachricht zu geben. Seine beiden Töchter wollten darauf beide zugleich wieder mit ihm, er aber schlug ihnen das ab und entwischte heimlich. Er kam in seine vorige Wohnung, ging aber nicht hinein, sondern blieb oben vor dem Rauchloch stehen und erzählte allen seinen vormaligen Freunden umständlich, was sie denn von der Zeit an auch einmüthig geglaubt. Weil sie sich aber vor ihm fürchteten und Viele aus der Wohnung, die den Haëtsch gesehen und angehört, kurz darauf verstorben, so hätten sie nach diesem beschlossen, so oft eine neue Wohnung zu machen, als Jemand in der Jurte stürbe. Diese Sitte währte bis nach Ankunft der Russen, wurde aber schon zu Stellers Zeit aufgegeben. Es soll auch geschehen seyn, daß man gefährliche Kranke lebendig aus der Wohnung trug und den Hunden vorwarf, um der Mühe überhoben zu seyn, eine neue Wohnung zu bauen. Als aber Haëtsch seine Erzählung geendigt, so wären seine zwei Töchter in vollem Grimm aus der Unterwelt angekommen und hätten den Haëtsch vor dem Rauchloche todt-

geschlagen, daß er also zweimal sterben müssen. Haëtsch ist der Vornehmste in der Unterwelt, er empfängt die verstorbenen und wieder auferstandenen Itälmenen so, daß er dem, der mit einem schönen neuen Pelz und fetten Hunden vor dem Schlitten ankommt, einen geringen, alten und abgetragenen Pelz und schlechte Hunde, denen aber, die auf Erden in Armuth gelebt, neue Pelze und schöne Hunde giebt und ihnen einen schönern und nahrhaftern Ort anweiset als den andern. Darauf fangen sie an zu leben wie auf Erden, bauen Ostrogen, Balaganen, fangen Fische, Thiere, Vögel, essen, trinken, singen, tanzen; hier ist es auch schöner als auf der Oberwelt, weniger Sturm, Regen und Schnee, sehr volkreich und alles in großem Ueberfluß und es ist daselbst eben so beschaffen, wie es zu Kutkas Zeit in Kamtschatka gewesen. Sie sagen ferner, daß sich die Welt von Zeit zu Zeit verschlimmere, die Menschen würden lasterhafter und weniger an Zahl; die Nahrung würde weniger, dadurch, daß die Thiere mit den Menschen nach der Unterwelt eilen, die Bären mit den Bärenschützen, die Renthiere mit den Renthierschützen. In der Unterwelt erhält dann jeder seine Weiber wieder. Die Itälmenen fürchteten sich daher durchaus nicht vor dem Tode und legten oft Hand an sich selbst.

Ueber die Weltschöpfung berichtet Crantz (I. 261.) Folgendes: Der erste Mensch, den sie Kaliak nennen, soll aus der Erde und bald darauf soll aus seinem Daumen die Frau entstanden seyn, von denen hernach alle Menschen hergekommen. Demselben schreiben auch manche den Ursprung aller Dinge zu. Den Tod soll das Weib in die Welt gebracht haben, indem sie gesagt, laßt diese sterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen. Eine grönländische Frau soll einmal Kablunät — Ausländer — und Hunde geboren haben, welche ihren Vater aufgefressen; einer der Kablunät hat einen Grönländer ausgespottet, weil er keine Vögel treffen konnte, und da dieser jenen mit dem Pfeil getroffen, so ist der Krieg zwischen ihnen entstanden, in welchem endlich die Grönländer gesiegt und alle Ausländer umgebracht haben. Das zielt auf die Vertilgung der alten Norweger, auf welche sie solchen Haß geworfen, daß sie ihren Ursprung der Verwandlung der Hunde in Menschen zuschreiben. Die Fische sollen davon entstanden seyn, daß ein Grönländer Spähne von einem Baum ins Meer geworfen, nachdem er sie zwischen den Beinen durchgezogen. Die Erde denken sie sich als einen Körper, der auf Stützen ruht, die vom Alter schon so morsch sind, daß sie oft krachen; daher sie schon längst eingefallen wäre, wenn die Angekoks nicht immer daran flickten, die auch manchmal zum Beweise ihrer Arbeit ein Stückchen faules Holz mitbringen. Der Himmel soll auf einem hohen spitzigen Berge im Norden ruhen und sich an demselben herumdrehen. Alle himmlischen Körper sollen ehedem Grönländer oder Thiere gewesen seyn, die durch besondere Fatalitäten dahinaufgefahren und nach Verschiedenheit ihrer Speise blaß oder roth glänzen. Die Planeten, die sich begegnen, sind

zwei Weiber, die einander besuchen oder sich zanken; die schießenden Sterne halten sie für Seelen, die einmal aus dem Himmel in die Hölle zum Besuch reisen. Den Sternen geben sie auch besondere Namen. Der große Bär heißt bei ihnen Tukto, das Renthier, die sieben Sterne Kellukturset d. h. Hunde, die einen Bären hetzen, und nach denselben rechnen sie die Nachtzeiten; Zwillinge Killak Kuttuk, des Himmels Brustbeine, Orionsgürtel Sicktut, die Verwilderten, weil sie, da sie vom Seehundfang sich nicht nach Hause finden konnten, hinaufgenommen und unter die Sterne versetzt wurden. Sonne und Mond waren zwei leibliche Geschwister. Malina wurde bei einem Kinderspiel im Finstern schändlicher Weise von ihrem Bruder Anninga verfolgt, bestrich daher ihre Hände mit dem Ruß der Lampen und fuhr damit ihrem Verfolger über das Gesicht und die Kleider, um ihn am Tage daran zu entdecken. Daher kommen die Flecken im Mond. Sie wollte sich mit der Flucht retten, ihr Bruder aber lief ihr hinterdrein, endlich fuhr sie in die Höhe und wurde zur Sonne; Anninga fuhr ihr nach und wurde zum Mond, konnte aber nicht so hoch kommen und läuft nun noch immer um die Sonne herum, in Hoffnung sie einmal zu haschen. Wenn er müde und hungrig ist, das geschieht beim letzten Viertel, so fährt er aus seinem Hause auf einem mit vier großen Hunden bespannten Schlitten auf den Seehundfang und bleibt etliche Tage aus; und davon wird er so fett, wie sie ihn im Vollmond wieder sehen. Er freut sich wenn Weibsleute sterben, und die Sonne hat ihre Freude an der Männer Tode. Daher halten sich diese bei Sonnen- und jene bei Mondfinsternissen inne. Der Mond muß oft die Schuld haben, wenn eine unverheirathete Weibsperson verunehret wird. Daher dürfen sie nicht lange stehen und ihn angaffen. Und wenn eine Finsterniß ist, so geht er herum in den Häusern, etwas Fell- und Eßwaaren zu mausen und wohl gar die Leute umzubringen. Da verstecken sie Alles und die Männer tragen Kessel und Kisten aufs Haus und schlagen mit solchem Geprassel darauf, daß sich der Mond endlich dafür fürchtet und wieder an seinen Ort geht. Bei einer Sonnenfinsterniß kneifen die Weiber die Hunde in die Ohren, schreien sie, so ists ein Zeichen, daß die Natur noch nicht am Ende ist. Denn weil die Hunde eher als die Menschen entstanden sind, so sollen sie auch ein geschwinderes Gefühl von zukünftigen Dingen haben. Wenn sie aber nicht schreien — was indessen nie ausbleibt — so wäre das Ende aller Dinge da.

Den Nordschein halten sie für die Seelen der Verstorbenen, die im Himmel Ball spielen und tanzen. Wenn es blitzt, so dehnen zwei Weiber ein getrocknetes Seehundfell aus und von den Rasseln kommt der Donner. Der Regen ist das aus dem himmlischen Teich überlaufende Wasser. Brächen aber die Dämme durch, so fiele der Himmel ein. Von der Sündfluth haben die ersten Missionäre eine ziemlich deutliche Tradition unter den Grönländern gefunden, nämlich daß

die Welt einmal umgekantert, alle Menschen ertrunken, einige aber zu Feuergeistern geworden seyen; der einzige Mensch, der lebendig geblieben, habe hernach mit dem Stock auf die Erde geschlagen, da sey eine Frau herausgefahren, mit welcher er den Erdboden wieder bevölkert. Sie erzählen auch, daß weit oben auf dem Lande, wo niemals Menschen haben wohnen können, allerlei von Fischen, ja auf einem hohen Berge Walfischknochen gefunden worden, woraus sie klar machen, daß der Erdboden einmal überschwemmt gewesen.

Von dem Ende der Welt und der Auferstehung des Leibes können sie wohl wenig Begriffe haben; einige geben vor, die Seele halte sich fünf Tage lang bei dem Grabe des Leibes auf, alsdann stehe der Mensch wieder auf und treibe in jener Welt seine Nahrung, die er hier getrieben, daher sie auch des Verstorbenen Jagdgeräthe bei dem Grabe niederlegen. Weil aber die verständigern Grönländer gesehen, daß sowohl der Leib als das Jagdgeräthe an demselben Orte bleibt und verfault, so halten sie nichts von dieser Auferstehung. Doch haben wenige folgenden Begriff davon geäußert, der desto merkwürdiger ist, weil er zugleich eine Spur von einem obern Wesen enthält. Es soll einmal, wenn alle Menschen gestorben sind, der Erdklumpen zerschmettert und durch eine große Wasserfluth von dem Todtenblut gereinigt werden. Alsdann wird ein Wind den reingewaschnen Staub wieder zusammenblasen und ihm eine schönere Gestalt geben. Dann werden nicht mehr kahle Klippen, sondern alles eben und schön bewachsen seyn. Die Thiere werden auch alle wieder aufstehen und in großem Ueberfluß seyn. Auf die Menschen aber wird Pirksoma, d. h. der da droben ist, blasen, so werden sie leben. Von dem da droben aber können sie keinen Bescheid geben.

Auch die Kamtschadalen haben ähnliche Begriffe. Sie sagen Kutka habe die Welt erschaffen, welche ewig ist und unsterblich wie der Mensch und alle Creaturen. Jedes Thier, auch die kleinste Fliege ersteht sofort nach ihrem Tode und lebt unter der Erde.

Die Erde, welche platt und nicht rund ist, hat unter sich einen Himmel und unter diesem abermals eine Erde. Unsere Erde ist die unächte Seite des Himmels der Unterwelt, und daher kommt der Regen. Einst war auch eine große Fluth, die das ganze Land überschwemmte, wobei sehr vie Leute ersoffen sind. Einige wollten sich in Kähnen retten, allein die Wellen waren zu groß und die Kähne schlugen um. Die übrig gebliebenen machten sich große Flösse, banden die Bäume aneinander und retteten sich mit Nahrungsmitteln und allem ihren Vermögen. Um nicht in die See getrieben zu werden, banden sie Steine an Riemen und ließen diese in die Tiefe fallen an Statt der Anker. Als nun die Gewässer abgelaufen, blieben die Flösse oben auf den Berggipfeln sitzen (Steller 273.). Ebbe und Fluth erklären sie dadurch, daß mitten in der See ein großer Schlund und

Wirbel sey, in welchen sich das Wasser hineinziehe und sich alsdann mit großer Gewalt daraus wieder ergieße (Steller 281.).

Bei den Aleuten fand Sarytschew (II. 163.) nicht sowohl eine Sage über Erschaffung der Welt, als über die Entstehung des Volkes. Der Gott machte nach Erschaffung der Inseln auch Menschen, die anfänglich unsterblich waren, und wenn sie bis ins hohe Alter gelebt hatten, auf einen hohen Berg gingen und sich dort in einen See warfen, aus dem sie neuverjüngt wieder heraus kamen. Indessen verliebte sich der Gott in eine ihrer Jungfrauen und nahm sie als Weib zu sich. In einer vertraulichen Unterhaltung machte sie ihm den Vorwurf, er habe doch bei Erschaffung der aleutischen Inseln einen großen Fehler begangen, daß er ihnen so viel Berge und keine Waldung gegeben. Darob sey der Gott erzürnt worden und habe den Bruder seiner Gemahlin getödtet, worauf alle Menschen sterblich geworden. Eine zweite Tradition berichtet, daß alle Menschen von einem auf die Insel Umiak herabgefallnen Hunde herstammen, welcher zwei Junge, ein weibliches und ein männliches, geworfen habe. Diese hätten noch Hundepfoten gehabt, von den beiden aber wären vollkommene Menschen entstanden. Als sich diese vermehrt und ihnen die Insel zu enge wurde, entstand Streit und Zwietracht, es wurden viele genöthigt, sich andere Wohnungen zu suchen; einige gingen zum Vorgebirge Alara, andere gen Westen zu den Inseln, die nun verschiedenartig benannt wurden.

Einfacher ist die Tradition der östlichen Eskimos, welche nach Franklin (1. R. 319.) aus dem Monde auf die Erde gekommen sind.

Die Erschaffung der Welt, der Menschen, die Erhaltung der erstern, die Leitung der letztern besorgen bei den Grönländern zwei oberste Gottheiten, eine gute und eine böse (Cranz I. 263.).

Die gütige Gottheit ist männlichen Geschlechts und heißt Torngarsuk, der den Zauberern Auskunft über das giebt, was sie wissen wollen, über Krankheiten, Wetter, Fischfang und dergl. Einige sagen, er habe gar keine Gestalt, andere beschreiben ihn als einen großen Bären, einen großen Mann mit einem Arm, oder so klein als ein Finger. Er ist unsterblich und doch könnte er getödtet werden, wenn Jemand in dem Hause, wo gezaubert wird, einen Wind ließe.

Die andere Gottheit ist mißgünstig, weiblichen Geschlechtes und ohne Namen. Ob sie das Weib oder die Mutter des Torngarsuks sey, darüber ist man nicht einig. Die Nordländer glauben, daß sie des starken Angekoks Tochter sey, der das Land Diesko vom festen Lande beim Bais Revier abgerissen und an die hundert Meilen nach Norden bugsirt hat — eine Vorstellung, die an die Abreißung von Seeland in der nordischen Sage erinnert. In der Thranbütte, die unter ihrer Lampe steht, schwimmen die Seevögel herum. Die Hausthür wird von aufrechtstehenden Seehunden, die sehr beißig sind, bewacht. Oft steht auch nur ein großer Hund davor, der nie länger, als einen

Augenblick schläft und also sehr selten überrascht werden kann. Wenn einmal Mangel auf der See ist, so muß ein Angekok für gute Bezahlung eine Reise dahin unternehmen. Sein Torngak oder spiritus familiaris, der ihn vorher wohl unterrichtet hat, führt ihn zuerst durch die Erde oder See. Dann passirt er das Reich der Seelen, die alle herrlich leben. Hernach aber kommt ein gräulicher Abgrund oder vacuum, darüber ein schmales Rad*), das so glatt wie Eis ist und sehr schnell herumgedreht wird. Wenn er glücklich darüber gekommen ist, führt ihn der Torngak bei der Hand auf einem über den Abgrund gespannten Seil durch die Seehundwache in den Palast dieser höllischen Furie. Sobald sie die ungebetenen Gäste erblickt, schüttelt und schäumt sie vor Zorn und bemüht sich, einen Flügel von einem Seevogel anzuzünden, durch dessen Gestank sich Angekok und Torngak zu Gefangenen ergeben müssen. Diese aber greifen sie an, ehe sie räuchern kann, schleppen sie bei den Haaren herum, reißen ihr die unflätigen Angehänge ab, durch deren Zauber die Seethiere aufgehalten werden, die darauf sogleich in die Höhe des Meeres fahren. Nun findet der Held den Rückweg ganz leicht und ohne Gefahr. Von diesem Gespenst halten die Grönländer nicht viel, weil es so gierig und neidisch ist und ihnen so viel theure Zeit, Mühe und Unkosten verursacht. Doch halten sie es nicht für so böse, daß es die Menschen plagen und einmal ewig unglückselig machen sollte; so wie auch seine Wohnung nicht als eine Hölle, sondern herrlich beschrieben wird. Es verlangt aber auch Niemand zu ihm. Von Torngarsuck machen sie hingegen viel Wesens und ob sie ihn gleich nicht für den Urheber aller Dinge halten, so wünschen sie sich doch nach dem Tode zu ihm zu kommen und seines Ueberflusses mit zu genießen. Daher viele, wenn sie von Gott und seiner Allmacht reden hören, leicht darauf fallen, ob nicht ihr Torngursuck damit gemeint sey. Der Name selbst bedeutet großer Geist — die Seele heißt Torngek, ein anderer Geist Torngak. Ehre und Dienst wird ihm jedoch nicht bewiesen; sie halten ihn ohnehin für allzugütig, als daß er fordere, versöhnt oder bestochen zu werden. Einige Grönländer legen neben einem großen Stein ein Stück Speck, allerlei Fellwerk, sonderlich ein Stück Fleisch von dem ersten geschossenen Renthier nieder, wobei sie keinen andern Grund anführen, als daß dieß ihre Vorfahren auch gethan haben, damit sie in ihrem Fang glücklich seyn möchten. Dieß ist die einzige Spur eines Opfers, was Crantz auf den Dienst des Torngarsuk zu beziehen geneigt ist.

Die Nachrichten über das höchste Wesen der Grönländer sind demnach ziemlich armselig. Desto reichhaltiger sind die über **Kamtschatka**, welche wir Steller verdanken (S. 265.).

Das höchste Wesen der Kamtschadalen heißt Dusdächtschitsch. Ueber

*) Woher kennen die Grönländer den Gebrauch des Rades?

seine Gestalt, Eigenschaften und Verrichtungen haben sie gar keine Nachrichten. Sie errichten in weiten Ebenen und Torffeldern einen Pfeiler auf, umwickeln denselben mit Gras, Epheu und gehen niemals vorbei, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder sonst etwas hinzulegen. Sie sammeln auch die Beeren nicht, die in dieser Gegend wachsen, noch viel weniger erlegen sie ein Thier oder einen Vogel und halten dafür, daß sie durch diese Opfer das Leben verlängern, hingegen wenn sie nicht im Vorbeigehen opfern, sterben würden. Nichtsdestoweniger legen sie etwas dahin, was ihnen noch tauglich ist, sondern nur entweder den Kopf oder den Schwanz von den Fischen, den sie ohnehin nicht essen. Dergleichen Pfeiler findet man zwei um Nischna, sonst aber nirgends.

Nächst diesem höchsten, unsichtbaren und unbekannten Wesen haben die Kamtschadalen mehrere andere Gottheiten.

Der größte unter allen Göttern der Kamtschadalen ist der Schöpfer Himmels und der Erden, den sie einhellig Kutka oder Kutga nennen. Weil sie nun keinen andern Begriff von einer Gottheit und den nöthigen Eigenschaften derselben haben, als den sie von unordentlicher Anschauung seiner Werke bekommen und von demjenigen, was Gutes und Böses in der Welt vorgeht, ohne Reflexion auf die Ordnung Gottes, so halten sie sich viel klüger als Gott, und Niemanden thörichter, unsinniger, dümmer als ihren Kutka. Eben daher schätzen sie ihn aller Verehrung unwürdig, bitten weder etwas von ihm, noch danken ihm, sondern treiben mit keiner einzigen Sache mehr Kurzweil als mit ihrem Schöpfer Kutka. Sie sprechen: wenn er klug und vernünftig gewesen wäre, so würde er die Welt viel besser erschaffen haben, nicht so viele Gebirge und Höhen unbesteiglicher Klippen darein gesetzt, auch keine so schnellen und frischen Ströme erschaffen haben, noch bis diese Stunde so große und anhaltende Stürme und Regen verursachen, dieses alles sey aber aus Dummheit und Unverstand geschehen. Daher, wenn sie einen hohen Berg im Winter auf- oder abfahren, schelten sie erschrecklich auf Kutka, fahren sie im Sommer stromaufwärts im Kahne, so schimpfen sie arg, sobald sie an seichte oder schnellfließende Stellen kommen.

Von diesem Kutka glauben sie, — fährt Steller fort — daß er mit einer Frau Chachy von ausnehmendem Verstand und mittler Schönheit vermählt gewesen sey. Dieselbe hätte den Kutka vermöge ihres Verstandes von vielen Thorheiten abgehalten und ihn beständig corrigiret, auch zum öftern augenscheinlich seiner Thorheit überzeuget. Mit dieser Chachy soll Kutka viele Jahre an den größten Strömen auf Kamtschatka gelebt und Kinder gezeugt haben, von denen die Itälmenen entstanden. In jedem Strom soll er einen Sohn und eine Tochter nachgelassen haben, und eben daher leiten sie auch die vielen Dialecte, welche nach den Hauptströmen verschieden sind. Während der Zeit aber, daß er Kamtschatka mit Menschen angefüllt

habe, habe er sich wie ein anderer Itälmen durch allerhand tägliche Verrichtungen ernährt, und sie hätten die Art Jurten zu bauen, Fische, Thiere und Vögel zu fangen, einzig und allein von Kutka erlernt. Seit seines Aufenthaltes auf Kamtschatka erzählen sie folgende lächerliche Begebenheiten von ihm, ohne das geringste Nachdenken, Schen und innerliche Beunruhigung:

Als Kutka an dem Kamtschatkastrom gewohnt und daselbst eine Jurte erbaut und Kinder erzeugt, habe er einstmals ein Geräusch in seiner Wohnung gehört, worüber er erschrocken, aufgesprungen und oben auf die Wohnung gegangen, und sich allenthalben umgesehen; als er nun in der Ferne an dem Seestrande etwas wahrgenommen, so er nicht erkennen konnte, hätte er von seiner Hausfrau Chachy seine Kleider, Mützen und Handschuhe, so von eitel Rabenhäuten zusammengenäht waren, nebst seinem Bogen und Pfeilen gefordert, um zu recognosciren was vorginge; nachdem er sich angekleidet und ausgerüstet, ging er an dem Seestrande fort, und als er etwas erblickte, blieb er stehen und philosophirte davon, wie folgt: sollten dieses Menschen seyn, so ich sehe, so müßten sie sich bewegen, weil es nun unbeweglich, mag es wohl kein Mensch seyn; darauf avancirte er weiter und blieb abermals stehen, sprach bei sich selbsten: sollten es wohl Gänse seyn? doch aber gedachte er: nein, es sind keine Gänse, sonst müßten sie lange Hälse haben. Er näherte sich abermals der Sache und sprach: es können wohl Seemöven seyn, doch recolligirte er sich, es können keine Möven seyn, weil sie nicht weiß aussehen. Er ging deswegen noch näher hinzu, stand abermals vor Verwunderung stille und sprach: sollten es wohl nicht Krähen seyn? doch dachte er, nein es sind keine Krähen, weil diese immer hin und her hüpfen und niemals stille sitzen; als er nun endlich der Sache gewiß werden wollte und noch näher kam, wurde er gewahr, daß es Mäuse wären, die einen von der See ausgeworfenen todten Seehund vor dem Kutka in dem Sande am Strande des Ufers vergraben hatten, um den Kutka desto besser zu betrügen, daß er dessen nicht innen werden und solches verschleppen sollte; eine kleine Maus hatte sich oben aufgesetzt, die andern aber spielen unter einander, als ob sie Kutka nicht gesehen hätten, vorher aber haben sie alle untereinander die Abrede genommen, auf alle Forderungen des Kutka eine abschlägige Antwort zu ertheilen und in nichts zu willigen. Als nun der Kutka bei den Mäusen angekommen, und die Spur von dem in den Sand geschleppten Seehund wahrgenommen, fragte er, was ist das für eine Spur? Darauf antworteten die andern: wir haben mit dieser jungen Maus unser Spiel gehabt und sie bei den Füßen in dem Sande hin und her geschleppt; darauf sagte Kutka, als er den Betrug merkte und die Spur erkannte, zu der einen Maus, er wollte sich schlafen legen in ihren Schoos, sie sollte ihm den Kopf kratzen und ablausen. Diese aber entschuldigte sich, sie hätte heute Sarana gegraben und thäten ihr die Klauen wehe. Darauf

sprach er die andere an; diese sagte, daß sie über einen Fluß geschwommen und sich selbst allzusehr ermüdet habe. Er hielt darauf bei der dritten an; diese entschuldigte sich, daß sie Wurzeln gegraben und sich die Klauen abgestoßen. Darauf bat Kutka die kleine Maus, so auf dem vergrabenen Seehunde saß; die andern aber alle winkten ihr, sich nicht betrügen zu lassen, diese aber sprach aus minderjährigem Verstande: lege dich nur hierher Kutka. Während der Zeit, als er sich nun den Kopf säubern ließ, kratzte er mit den Händen heimlich den Sand weg und fand den verborgenen Seehund; die Maus vermahnte darauf Kutka, er möge sich umkehren und auch die andere Seite ablausen lassen; dieser aber sprach: Ihr untreuen Mäuse, sehet zu, was liegt hier? Diese aber entschuldigte sich, daß sie solches nicht wüßten, indem die Wellen vor ihrer Ankunft es mit Sand müßten verspühlt haben; Kutka nahm daher den Seehund auf seine Schultern, und trug ihn geraden Weges nach Hause, sprach dabei zu seiner Hausfrau Chachy; siehe, meine Muthmaßung hat eingetroffen, zog das Fell ab und schnitt den Seehund in Stücken und ließ ihn kochen, legte darauf sowohl das Fleisch als Fett und Gedärme, jedes in eine besondere Schüssel und stellte es in den Zug-Canal oder Schupan, verbot aber ernstlich seinem Weibe und seinen Kindern vor dem Morgen etwas davon zu essen. In der Nacht aber kamen die Mäuse abgeredter Maßen und stahlen alles und legten an Statt des Fleisches Torf, an Statt des Fettes fauies Holz in die Schüsseln; die Schüssel aber, wo das Eingeweide gelegen, ruinirten sie; an beide Seiten vor dem Feuerheerd steckten sie spitzige Pfähle in die Erde, daß sich Kutka darauf spießen sollte; sie aber verzehrten den Seehund und lachten Kutka weidlich aus, daß er nur den Koch bei ihnen agirte. Mit anbrechendem Tage rief Kutka seine Kinder aus dem Schlafe, daß sie Feuer in der Jurte anlegen sollten; als diese aber allzufeste schliefen, stund Kutka selbsten auf, sagend, junge Leute schlafen hart und süße. Als sich nun Kutka setzen wollte, um Kohlen aus der Asche hervorzusuchen, stach er sich den einen Pfahl in den Hintern, worüber er mit großem Geschrei und Schmerzen auf die andere Seite sprang, aber auch daselbst nicht besser bezahlt wurde. Als er endlich Feuer angelegt und seine Kinder aufgeweckt, befahl er seinem ältesten Sohn die Tractamente aus dem Schupan hervorzubringen; dieser aber antwortete: was Fleisch? was Fell? Torf! faules Holz und Pisse ist hier! Kutka entrüstete sich dergestalt über diese Rede, daß er seinen Sohn weidlich abprügelte, als er aber selbst zusahe und sich betrogen fand, sprach er: Die verfluchten Mäuse haben mir diesen Possen gespielt, ich will sie dafür alle massacriren und gänzlich ausrotten, gebt mir geschwinde Bogen und Pfeil! womit er aus der Jurte ging. Die Mäuse hingegen, so sich den Zorn des Kutka schon vorgestellt, kamen ihm entgegen und sprachen zu ihm: Lieber Kutka, wir sind strafwürdig vor dir, aber siehe, daran ist unser diebisches Naturell, Leckerhaftigkeit und unbesonnene Rachbe-

gierde schuld. Was hast du aber für Vortheil von unserer gänzlichen Vertilgung? Schenke uns doch das Leben, wir wollen es nicht wieder thun und ins künftige beständig Arbeiter für dich und die deinigen seyn, Sarana, Sckui und andere Wurzeln graben, Cedernüsse und Beeren sammeln; wir haben auch schon ein Schelago oder Tollkuschi für dich fertig, sey so gut und iß dich bei uns satt. Kutka gedachte, die Mäuse sprechen wohl eine vortheilhafte Wahrheit, über diesem, so steht auch schon ein so gutes Gerichte fertig, setzte sich deswegen nieder, aß sich satt und schlief ein. Als er eingeschlafen, berathschlagten sich die boshaftigen Mäuse unter einander, wie sie noch nicht genug Revange für ihren Seehund hätten und ihm noch einen Possen spielen wollten, und sie kamen alle darinnen überein, daß sie ihm falsche Augenwimpern und Braunen aufsetzen wollten von feuerroth gefärbten Nerpen-Haaren, kraft welcher ihm alles als brennend vorkommen und er zu allerlei närrischen Excessen determinirt werden würde; sie verrichteten solches und leimten solche an. Kutka erwachte darauf und ging, von dieser Sache unwissend, nach Hause. Als er aber von ferne seine Jurte und Balaganen sah, vermeinte er, sie stünden in vollen Flammen, lief deswegen aus allen Kräften und rief aus vollem Halse: Chachy, Chachy! Als diese aus der Jurte hervorkam, sprach er zu ihr: Bist du tolle, Alte, daß du dich um nichts bekümmerst, wenn der ganze Ostrog brennt? Chachy antwortete: wo brennt es denn? Darauf rief er seinen ältesten Sohn, als aber dieser lachte, ergriff er ihn, warf ihn gewaltig wider die Erde. Chachy ging näher zu ihm, erkannte den Betrug und nahm Kutka die falschen Augenlieder ab, wodurch der Brand gelöscht wurde. Kutka erbitterte sich dergestalt über die Mäuse, daß er sich verfluchte sie nun gänzlich auszurotten, und ging daher zum zweitenmal wieder mit seinem Pfeil und Bogen aus. Die Mäuse kamen ihm sogleich wieder entgegen und erhielten auf vieles Bitten zum anderumal Pardon; er ließ sich aber bethören, fraß sich bei ihnen voll und schlief wieder ein; darauf näheten ihm die Mäuse einhellig einen Beutel von Fischhäuten gemacht vor das Orificium ani an. Als Kutka erwachte, ging er sogleich nach Hause; unterwegs kam ihm an seine Nothdurft zu verrichten, verwunderte sich aber zum höchsten, als er im Weggehen gewahr wurde, daß er kein erhebliches Depositum zurückgelassen, ohngeachtet er sich von einer ziemlichen Bürde erleichtert befand. Er ging darauf zu seiner Hausfrau und erzählte mit größter Verwunderung seine betrübte Reinigung, die Chachy aber fing an diesen Casum mit der Nase zu beurtheilen, zog dem Kutka die Hosen ab und fand den Beutel angenähet und belästiget. Chachy trennte solchen unter großem Gelächter ab, zeigte ihn Kutka, der abermals so zornig wurde, daß er sich durchaus nicht mehr wollte erbitten lassen; er machte sich deswegen zum dritten Male auf den Weg. Die Mäuse konnten sich nun wohl vorstellen, daß Kutka sehr hart an sie setzen und ihnen schwerlich Par-

von ertheilen würde. Daher gingen sie ihm entgegen und streuten überall getrockneten Fischroggen in großer Menge auf den Weg und verbargen sich seitwärts, um zuzusehen, wie sich Kutka anstellen würde. Als Kutka an den Fischroggen kam, verwunderte er sich über die Menge, las unter beständigem Essen davon so viel auf, als er immer konnte und verlor mit dem Hunger auch nach und nach den Zorn; als er zu den Mäusen kam, die ihn mehr als vorhin baten und ihre Thorheit beklagten und sich entschuldigten, daß sie kleine Thierlein wären und folglich auch kleinen Verstand hätten, und von Natur lüstern und vorwitzig wären, ließ sich Kutka erbitten und blieb wieder bei den Mäusen zu Gast und schlief nach genommener Mahlzeit ein. Darauf berathschlagten sich die Mäuse, daß es entweder einmal genug seyn möchte, oder sie müßten ihm einen solchen Possen spielen, der dem Kutka das Leben kostete. Sie wurden endlich alle eines Sinnes, allerhand Farben aus Blumen, Wurzeln und Kräutern zu kochen und ihm das ganze Gesicht zu bemalen mit allerhand Figuren. Als sie dieses bewerkstelligt, erwachte Kutka und ging unter großem Gelächter fort. Unterwegs kam er sehr durstig an die Mündung des Kamtschatkastromes, als er sich nun gegen das Wasser geneigt, um zu trinken, erblickte er darinnen seinen bunten eigenen Schatten, verliebte sich in sich selbst und gedachte, was ist dieses für ein wunderliches und schönes Frauenzimmer? Weil er gleich Lust zur Unzucht bekam, warf er seinem Schatten ein hölzernes Messer zu, womit er auf Kamtschatka die Seehundfelle abschabte; als aber solches wegen seiner Leichte oben schwamm, urtheilte Kutka daraus, es müßte ihr dieses Geschenk nicht anstehen, warf daher ein Stück Cristall, woraus sie Messer und Pfeile machten, hinein; weil nun solches wegen seiner Schwere zu Boden fiel, urtheilte er, daß er sich genug insinuirt und fiel endlich selbst hinein, um seine Lust zu büßen, und kam nach vielem Arbeiten mit genauer Noth aus Land, daß er nicht ersäufet würde. Als er nun so naß nach der Jurte kam, lachten sowohl die Kinder als das Weib weidlich über den Gecken. Als nun Kutka wieder in den Krieg gegen die Mäuse zog und diese sich keinen Pardon mehr versprechen konnten, versteckten sie sich in Löcher unter die Erde, und durften nicht mehr wie vorher auf derselben in Wohnungen wohnen. Weil sich nun Kutka nicht revangiren konnte, resolvirte er ins künftige ihnen dadurch allezeit Abbruch zu thun, daß er ihre Löcher aufgraben und den Proviant für sich abnehmen wollte.

Eine andere Geschichte von Kutka ist folgende (Steller 261.):

Als Kutka um den Tigil wohnte, ging er einsmals mit seinem Schlitten im Winter in den Wald Holz zu brechen und nach Hause zu fahren. Unterwegs verrichtete er seine Nothdurft und sah auf dem Rückwege seinen gefrornen Mist für ein ausbündig schönes Frauenzimmer an, verliebte sich darein und fragte voll Verwunderung, woher sie gekommen? Sie sagte: ich bin von den Koräken und mit

meinem Bruder ohnlängst mit Renthieren hier vorbei gefahren und im Schlafe vom Schlitten gefallen. Als sich nun Kutka erbot, ihren Bruder zurückzurufen, hielt sie ihn ab, weil es vergebens und er schon allzuweit voraus wäre. Kutka trug ihr darauf seine Liebe und die Ehe an. Sie antwortete: wie dir beliebt, Kutka, nimmst du dich meiner nicht an, so muß ich ohnedem sterben. Kutka warf darauf das Holz von dem Schlitten und lud seine Liebste auf. Als er zu Hause ankam, rief er; heraus aus der Wohnung alle, Chachy, heraus Kinder. Die Kinder sagten: Mama, laßt uns nur heraus gehen, der Papa ist wieder tolle geworden. Im Herausgehen sahen sie, daß er einen gefrornen Koth küßte, als wenn es seine Braut wäre, sie sagten aber dem aus Unzucht verblendeten Kutka nichts, bis ihm von selbsten die Augen aufgehen würden. Er brachte seine Braut in die Jurte und wollte Essen für sie kochen, sie aber wollte deswegen nicht, weil sie die Wärme nicht vertragen könnte und auch keinen Appetit hätte. Kutka selbst wollte lieber caressiren als essen und sagte: nun wohlan, so wollen wir uns ausziehen. Weil sie nun sehr schöne Schuh anhatte, zog er ihr dieselben aus und hing sie vor das Rauchloch, sie aber ermahnte ihn, er möchte solche über seinem Kopf aufhängen, daß die eifersüchtige Chachy solche aus Rache nicht stehlen möchte. Kutka that solches, weil aber die Schuhe allzudünne und subtil waren, thauten sie am ersten auf und tröpfelten Kutka auf die Nase. Kutka wurde unwillig und fragte: woher kommen die stinkenden Tropfen? die Braut antwortete: deine Frau wirst dich mit Koth, daß ich dich nicht lieben soll. Darauf rannte Kutka voll Zorn aus der Jurte und prügelte die arme Chachy, die von nichts wußte. Als er nun in den Armen seiner Geliebten ermüdet eingeschlafen, thaute sie völlig auf und als Kutka erwachte, lag er in einem zähen Koth wie Thon, aus welchem er sich auf keine Art und Weise herausarbeiten konnte; er schrie deswegen erbärmlich um Hülfe, daß die Kinder ihre Mutter baten, sie solle doch zusehen, was ihrem Vater passirt wäre. Als sie nun in das Rauchloch kam und für Gestank nicht näher kommen wollte, bat Kutka, man möchte ihm ein Ende von einem Riemen zuwerfen, daran er sich befestigen und heraushelfen könnte; aber auch hier war Kutka so dumm, daß er sich den Riemen an dem Halse festmachte; als sie nun zu ziehen anfingen, hätten sie ihren Papa beinahe erwürgt. Da er nun von seiner kothigen Braut losgekommen, erkannte er seine Uebereilung und Blindheit, deprecirte bei der Chachy und versprach ins Künftige mit ihr allein zufrieden zu seyn. Ehe die kothige Braut ihm den Beischlaf erlaubte, erzählte sie vorher ihre Herkunft in einem räthselhaften Liede folgenden Inhalts: Mein Vater hat unzählige Gestalten und Kleider, meine Mutter ist warm und dünne und gebieret alle Tage. Ehe ich erzeuget wurde, liebe ich Kälte und Wärme, wenn ich geboren bin, vertrage ich nur die Kälte und keine Wärme. In der Kälte bin ich stark und in der Wärme

schwach; bin ich kalt, so sieht man mich weit, bin ich warm, so riecht man mich weit.

Die Itälmenen erzählen ferner vom Kutka, daß er einmal großen Appetit nach Brusnitzen bekommen hätte, weil ihn aber der Strom gehindert, daß er nicht zu demselben kommen konnte, so hätte er sich den Kopf abgeschnitten und über denselben geworfen, daß er sich satt essen sollte. Der Chachy legen sie so großen Verstand bei, daß man sie beinahe für eine Zauberin halten konnte. Sie verblendete einmal den Kutka dergestalt, daß er sie für eine Jurte ansahe, die pudenda für das Rauchloch und den Hintern für den Zugcanal. In der Jurte fand er Leber, da er davon zu essen und abzuschneiden Lust bekam, bewegte sich dieselbe, worüber Kutka erschrak, herauslief und es der Chachy erzählte, daß er in einem bezauberten Ostrog gewesen wäre. Besonders beschrieben die Itälmenen Kutka als den größten Unfläther und Sodomiten, der alles zu stupriren versucht. Sie erzählen, daß er einstmals Seemuscheln stuprirt und weil sich diese zugeschlossen, dadurch um das genitale gekommen sey, welches nach diesem Chachy von ungefähr in einer gekochten Muschelschale gefunden und ihrem Manne wieder angeheilet. Chachy wurde einstmals dergestalt auf Kutka erbittert, weil er sie verschmähte und mit andern Unzucht trieb, daß sie ihre muliebria in eine Ente verwandelte, auf den Balagan setzte und Kutka einen panegyricum halten ließ, worüber sich Kutka dergestalt erfreute, daß er die Ente küßte. Unter dem Küssen verwandelte sich dieselbe wieder in ihre natürliche Gestalt und Kutka erkannte, was er geküßt hatte, machte dabei den Schluß, daß die Annehmlichkeit von verändertem Beischlaf nur allein in einer bezauberten Phantasie bestünde, und daß man eigenthümliche Sachen niemals so heftig als fremde und verbotene liebe.

Um den kurilischen Osero zeigen sie die Kähne vom Kutka, wie auch den Ort, wo er mit der Chachy Eier gesammelt und da er solche unvorsichtiger Weise erdrückt, ist er dergestalt zornig geworden, daß er mit einem Balagan davon gelaufen. In Hungersnoth soll er sich Blut abgezapft und einen Mus davon gekocht haben.

Es ist auch dieser Kutka von seinen eigenen Nachkommen öfters gescholten und geprügelt worden. Ja sie trachteten ihm sogar öfters nach dem Leben, und er entkam einstmals noch seinen Verfolgern dadurch, daß er allerhand Beeren auf der Flucht durch den Stuhlgang von sich gab, wodurch sich seine Feinde aufhalten ließen. Kutka wurde auch einstmals im Ehebruch ergriffen und castrirt.

Es haben auch die Itälmenen eine sehr artige und possirliche Erzählung von der schönen Tochter des Kutka und von seinem schönen Sohne Deselkut und des Kutka Heirath mit allen Creaturen, auch wie eine Creatur alle andere betrogen, um die schöne Braut zu erhalten, welche endlich dem Monde zu Theil worden ist.

Sie erzählen auch von einem Pseudo-Kutka, der große Confusion unter den Nachkommen des Kutka gemacht haben soll. Es habe aber der rechte Kutka, dem der falsche alles nachgeahmt, sich damit legitimirt, daß er einen Felsen an der See mit vielem Holz und Feuer ganz glühend gemacht und einen Polypen am Bolschaia Reka, Athkup genannt, aus dem See gerufen hätte, dem er befohlen, mit dem Felsen zu ringen, woran er gebraten wurde. Der Pseudo-Kutka wollte dieses auch nachmachen und rief einen andern Polypen aus der See, befahl ihm mit dem Felsen zu ringen; als sich aber der Polyp entschuldigte, daß er die Ringkunst nicht verstünde und von dem Pseudo-Kutka lernen wollte, so umfing der Pseudo-Kutka den Felsen und wurde gebraten. Der Polyp aber ging in die See und Jedermann erkannte aus diesem dummen Streich den falschen und ächten Kutka. Von diesem sprachen sie: sie wüßten nicht, wo er hergekommen und von wem; so wäre ihnen auch unbekannt, wo er nach diesem hingerathen sey. Seine eigenen Nachkommen hätten ihm so viel Unrecht gethan, daß er sich deßwegen aus dem Staube gemacht; so viel Nachricht aber habe man, daß er sich von der See weg nach Norden reterirt, nach dem Lande der Korjäken und Tschuktschen. — Die Korjäken aber kennen auch den Kutka und erzählen ähnliche Abentheuer von ihm. — So weit Steller. —

Dieser Kutka aber, der Stifter des Geschlechts der Kamtschadalen, scheint mir der Inbegriff alles kamtschadalischen Lebens und Treibens, nur in höchster Potenz, etwa wie die Griechen auch Geschichten von ihren alten Königen erzählen, die zu Nationalgöttern wurden.

Außer den oberen Göttern hat man in Kamtschatka sowohl als in Grönland und bei den Eskimos noch viele Geister, vor denen man sich gewaltig fürchtet.

In der Luft, sagen die Grönländer (Cranz I. 266.), soll ein solcher Innua d. h. Besitzer seyn, den sie Innerterrirsok d. h. den Verbieter nennen, weil er durch die Angekoks den Leuten sagen läßt, was sie nicht thun sollen. Der Erloersortok wohnt auch in der Lüft und paßt den hinaufwärts fahrenden Seelen auf, um ihnen das Eingeweide auszunehmen und zu verzehren. Sie beschreiben ihn so mager, finster und grausam als den Saturnus. Kongeusetokit sind Meergeister, die die Füchse aufschnappen und auffressen, wenn sie am Seestrande fischen wollen. Ingnersoit sind Feuergeister, die in den Klippen am Seestrande wohnen und sich oft als Irrwische sehen lassen. Sie sollen die Einwohner der Welt vor der Sündfluth gewesen seyn; denn da sich damals die Welt um und ins Wasser gedreht hat, sind sie in Flammen verwandelt worden und haben ihre Zuflucht in die Felsen genommen. Sie sollen auch oft Menschen vom Strande wegstehlen, um Cameraden zu haben, denen sie viel Gutes thun. Tunnersoit und Innuarolit sind Berggeister, jene sechs und diese eine halbe Elle lang, dabei aber ungemein geschickt. Von diesen Zwergen sol-

len die Europäer ihre Künste gelernt haben. Hingegen die Erkiglit haben ein Gesicht wie ein Hundskopf, sind Kriegsgeister und grausame Menschenfeinde, wohnen aber nur auf der Ostseite des Landes. Crantz vermuthet, daß man damit die Ueberbleibsel der alten Norweger habe andeuten wollen. Sillagiksartok ist ein mächtiger Windgeist, wohnt auf dem Erdfeld und schafft gut Wetter. Das Wasser hat seine eigenen Geister. Daher muß, wenn die Grönländer an eine bisher unbekannte Quelle kommen, ein Angekok oder der älteste Mann zuerst davon trinken, um es von einem schädlichen Geiste zu befreien. Wenn gewisse Speisen den Leuten, sonderlich den Weibern, die kleine Kinder haben, oder in der Trauer sind, schädlich werden, so haben die Nerrim Innuet, d. h. Inhaber der Speisen, dieselben gereizt, gegen die Enthaltungsregeln davon zu essen. Sonne und Mond sind auch ein jeder von einem Geiste bewohnt, die ehedem Menschen gewesen (wir sahen vorher, daß die Eskimos den Mond als die Urheimath ihres Volkes betrachten). In der Luft ist ein geistiges Wesen, das durch ungeschickte Handlungen erzürnt oder auch um Rath gefragt werden kann.

Von Gespenstern wissen die Grönländer genug zu erzählen und denken, daß alle Mißgeburten zu dergleichen Schreckbildern verwandelt werden, die die Seehunde und Vögel verscheuchen. Nur die Angekoks können ein solches Gespenst oder Angiak sehen und es in der Luft fangen. Sie müssen aber bei einer solchen Fahrt ihre Augen zubinden, und wenn sie es gefangen haben, so zerreißen sie es oder fressen es gar auf.

Sie haben auch Erscheinungen der Verstorbenen. Ein Knabe, der mit anderen am hellen Tage auf dem Felde spielte, wurde von seiner Mutter, die daselbst begraben war, ergriffen und also angeredet: Fürchte dich nicht, ich bin deine Mutter, und habe dich lieb, du wirst zu fremden Leuten kommen, die dich unterweisen werden von dem, der Himmel und Erde geschaffen hat. Das soll der Knabe dem Missionair erzählt und die Wahrheit seiner Aussage durch Zeugen bekräftigt haben.

Auch die Kamtschadalen haben (nach Steller 265.) viele Geister, vor welchen sie sich heftig fürchten. In der See wohnt ein Geist, der mit dem Neptun verglichen werden kann. Diesen nennen sie Mitgk und er soll auch die Gestalt eines Fisches haben. Von diesem glauben sie, daß er die Fische aus der See schickt, daß sie die Ströme aufwärts bis an die Quellen steigen sollen, wo gute Holzungen wären, um Kähne zu machen; sie aber fingen dieselbe unterwegs auf, weil sie durchaus nicht glauben wollen, daß ihnen das geringste Gute in ihrer Nahrung von Gott zufließen könne.

Lischi Janni oder Waldgeister nennen sie Uschachtschu, soll wie ein Mensch aussehen und sein Weib ein auf dem Rücken angewachsenes Kind tragen, welches beständig weint. Ihre Verrichtungen bestehen darin, daß sie die Leute verführen und toll machen.

Die Berggötter nennen sie Kamuli oder kleine Seelen (Kamulätsch). Diese wohnen auf den hohen und besonders brennenden und rauchenden Gebirgen. Daher machen sie sich niemals zu denselben, noch vielweniger besteigen sie diese Berge. Sie sprechen, daß sie in den brennenden Bergen wohnen und dieselben ebenso, wie ihre Wohnungen einheizen. Sie ernähren sich vom Wallfischfang, gehen des Nachts durch die Luft in die See und holen die Fische heraus, und es soll einer zehn Stück nach Hause tragen, nämlich an jedem Finger einen, daselbst braten und kochen; sie wollen gewisse Nachricht haben, daß man auf den Gipfeln der Berge ganze Haufen Wallfischknochen antreffen soll. So oft sie vor einem solchen Berge oder Quell vorbeigehen, werfen sie ein Stück Fisch oder sonst einen Lappen als ein Opfer dahin.

In den Wolken wohnt der Billukai oder Billutschet, mit vielen Kamuli oder Geistern. Dieser donnert, blitzt und läßt regnen, und der Regenbogen ist der Saum seines Kleides. Er läßt sich manchmal mit den Wolken herunter auf die Berge und fährt in einem Schlitten auf Kuropatschkan; öfters wollen sie die Spur von ihm gesehen haben, was der von den Sturmwinden zusammengejagte Schnee ist. Wer diese Spur antrifft, soll sehr glücklich seyn, besonders im Thier Promissel, es soll auch überdies ein gutes Jahr erfolgen. Seine Frau heißt Tiranuhs, er selbst geht in lauter Rosomakenkleidern umher. Sie glauben, daß er ihnen in Sturmwinden die Kinder zuweilen durch seine Kamuli rauben läßt und solche zu Lichthaltern verwendet, worauf er Lampen in seiner Jurte setze. **1740** versicherte man Stellern für ganz gewiß, daß der Billukai um Kampakowa ein Kind zu einem Lichthalter habe rauben lassen.

Die Kamtschadalen statuiren auch einen Teufel, den sie sich sehr listig und betrügerisch vorstellen, daher auch Kanna nennen. Um Nischna zeigt man einen sehr alten und großen Erlenbaum, worin der Kanna wohnen soll; sie schießen jährlich viele Pfeile in denselben, dergestalt, daß er ganz mit Pfeilen gespickt sein soll.

Haetsch ist ein Vorsteher der unterirdischen Welt, wohin die Menschen nach dem Tode versetzt werden; er war vordem in der Oberwelt eines der ersten Kinder des Kutka. Balakitgh ist der windmachende Geist, dessen Frau aber, Savina Kuhagt, macht die Morgen- und Abendröthe.

Der Geist Tuil, der mit seinem Hunde Koseia auf dem Schlitten fährt, ist der Urheber des Erdbebens. Dieser fährt unter der Erde, und wenn sich sein Hund die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt.

Außer diesen Sagen von Gottheiten und Geistern haben die Kamtschadalen noch eine große Anzahl Erzählungen und Glaubenssätze, allein durchaus keine Ahnung von einem Sittengesetz, einem Streben nach Veredlung. Wir lernen dieß aus Steller (S. 274.) kennen:

„Ohnerachtet die Itälmenen glauben, daß sie keine Sünde wider Gott begehen können, so haben sie doch abscheulich viele Sünden, dafür sie sich sehr fürchten, und wird mit der Erzählung ihrer Sünden auf Kamtschatka so große Kurzweil von den getauften Itälmenen getrieben, als anderer Orten mit der Lesung des Eulenspiegels. Eine Sünde überhaupt ist bei den Itälmenen eine jede Sache, so wider das Verbot ihrer Voraltern, dadurch man in Unglück geräth; überhaupt sind sie voller Aberglauben. Ein kleines Register kamtschadalischer Sünden ist folgendes:

1) Eine Sünde ist, sich in heißen Quellen zu baden, oder nahe hinzugehen, weil die Geister Kamuli daselbst kochen.

2) Eine Sünde ist, den Schnee mit Messern außerhalb der Wohnung von den Schuhen abschaben, davon entstehen Sturmwinde.

3) Sünde ist, mit nackenden Füßen im Winter aus der Wohnung zu gehen, weil Sturmwinde entstehen.

4) Sünde ist, eine Kohle mit dem Messer anzuspiessen, um Tabak anzuzünden, man muß sie mit blossen Händen anfassen.

5) Wenn der Mann auf die Jagd geht, so darf das Weib die Wohnung nicht aufräumen oder nähen, denn dadurch verdirbt sie die Spur.

6) Fische und Fleisch oder Land- und Seethier-Fleisch soll man niemals in einem Kessel kochen wider die Natur; davon verliert sich der Promissel und die Leute bekommen Geschwüre.

7) Eine Sünde ist, den ersten Fuchs in die Jurte zu tragen.

8) Von dem ersten Seebiber muß man den Kopf abschneiden, sonst bekommt man keinen andern.

9) Wenn ein frisches Zobelfell in die Wohnung gebracht wird, so ist es eine große Sünde zu singen.

10) Wenn Jemand einen Otter erlegt, so essen sie das Fleisch, ohnerachtet es eine Sünde ist. Es darf aber der Otter nicht nach Hause getragen oder auf den Schlitten gelegt werden, sondern er muß geschleift werden. Kommt Jemand in die Wohnung und erzählt, daß er einen Otter erschlagen, so laufen alle mit großem Schrecken heraus und nehmen alles mit sich, nicht anders als ob es brennte, und fürchten ein großes Unglück. Das Fell vom Otter müssen sie im Walde abstreifen und trocknen. Bringt man es nach Hause, so muß es mit Speichel und Fischroggen bestrichen und ehrlich gemacht werden, doch aber darf es niemals bloß hängen, sondern muß allzeit in einem Sack stecken.

11) Auf dem Wege muß man weder ein Messer noch ein Beil scharf machen, weil Sturmwinde davon entstehen.

12) Wenn im Winter die Schuhe naß werden, darf man sie nicht an einen Pfahl stecken und trocknen, so lange als die Bachstelzen nicht angeflogen kommen. Nach diesem ist es keine Sünde.

13) Wenn Jemand im Frühjahre die erste Bachstelze sieht und rufet sie an, so bekommt er einen grindigen Boder.

14) Wenn Jemand in eines Bären Fußstapfen tritt, so ist es eine sehr große Sünde und es schälet sich bei ihm die Haut vom Fusse ab.

15) Wer den Concubitus verrichtet, dergestalt, daß er oben aufliegt, begehet eine grosse Sünde. Ein rechtgläubiger Itälmene muß es von der Seite verrichten, aus Ursache weil es die Fische auch also machen, von denen sie ihre meiste Nahrung haben."

Steller bewundert namentlich das gute Gedächtniß, das die Itälmenen für die Unzahl von Regeln und Bestimmungen haben; geschieht Jemand etwas Böses, wird er krank, so fällt er gleich auf die Gedanken, er habe sich versündigt. Dann muß der Schamane helfen.

Sie verehren das Feuer und opfern demselben die Nasen von Zobeln, Füchsen und andern Thieren, und man kann gleich an den Fellen erkennen, ob sie ein getaufter oder ungetaufter Itälmene gefangen. Pfeift das Feuer, so bedeutet das bei ihnen Glück, was bei den Jakuten Unglück anzeigt.

In Bezug auf die Thiere, namentlich die jagdbaren, sind sie voll der seltsamsten Meinungen.

Den Wallfisch und die Orca verehren sie aus Furcht, daß sie ihre Baidaren umwerfen möchten, den Bär und den Wolf nicht minder. Sie haben Formeln, womit sie diese Thiere besprechen, nennen sie auch niemals mit Namen, sondern sprechen nur Sipang, o Unglück. Sie glauben, daß alle Thiere ihre Sprache verstehen.

Namentlich geben die Hunde zu mancherlei Aberglauben Anlaß. Bellt des Nachts ein Hund im Schlafe, so erschrecken sie sehr, denn es bedeutet, entweder daß der Hausherr ihn erwürgen solle, weil er über seinen Herrn klage und nicht mit ihm zufrieden sey, oder er muß ihn wegschenken, um sich kein Unglück über den Hals zu ziehen. Ebenso fürchten sie auch das Geheul der Füchse und Wölfe. Den Raben und Krähen danken sie, daß sie gutes Wetter und keine große Kälte haben. Wenn die Krähen oder Elstern des Nachts über einem Ostrog schreien, erschrecken die Itälmenen und fürchten großes Unglück. So fürchten sie auch den Ruf der Nußbicker bei Nachtzeit.

Den Bachstelzen danken sie für Frühling und Sommer, weil sie glauben, daß diese Vögel die Jahreszeit mit sich bringen.

Sie meinen, man müsse weder ein Land- noch ein Seethier umbringen und verzehren, ohne sich vorher bei demselben zu entschuldigen und zu bitten, daß sie dieß nicht übel deuten sollen. Dann müsse man sie mit Cedernüssen oder andern Dingen tractiren für ihr Fleisch und Fell, damit sie in der Meinung blieben, als wären sie nur bei ihnen zu Gaste gewesen, und damit die andern nicht leutescheu würden.

Die Itälmenen erklären gern den Ursprung der Dinge, gewöhnlich aber auf eine uns sehr lächerliche Weise, so z. B. verwandeln sich die Morasthühner in Forellen, wenn sie ins Wasser fallen, und werden wieder Morasthühner, sobald sie ans Ufer geworfen werden. Wenn man ein Gefäß von Birkenrinde auf ein Torfland hinwirft, so entsteht die Adlereule, weil sich dieselbe gemeiniglich daselbst aufzuhalten pflegt. Von den Eidechsen glauben sie, daß sie die Spione des Haetsch seyen und ihm die Leute verriethen, die im Laufe des Jahres sterben müssen. Daher müsse man sie mit dem Messer tödten, bevor sie zu Haetsch zurückkehren können.

Der Fisch Gayfühs oder Diebsfisch soll seinen Leib von allen Fischen zusammenstehlen. Die Scholle Cambala soll sowohl Fische ihrer Art als auch eine gewisse Art Seemöven ausbrüten. Um den Ostrog am Kykschikflüßchen ist ein Innensee, um welchen man Wallfischknochen gefunden; weil nun die Itälmenen nicht begreifen können, wie diese dahin gekommen, so erklären sie ihren Ursprung also: Die Mäuse sammelten im Frühjahr Enteneier, dabei geschah es denn manchmal, daß ihnen dieselben zu schwer wurden, sie ließen sie also fallen, und so entstanden daraus keine Enten, sondern Wallfische.

Den Singvögeln schreiben sie gutes Wetter zu, da sie durch ihr Auffliegen Wind und Regen verhindern. Ueber die Ankunft der Schwalben und Bachstelzen haben sie auch eine Sage. Beide kommen, um ihnen den Sommer zu bringen. Daß aber die Bachstelze eher kommt und sich länger aufhält als die Schwalbe, komme daher, daß die Schwalbe unterwegs viele Anverwandte hätte, welche sie nicht vorbeifliegen, sondern besuchen wollte. Damit sie nun fertig werden möge, so fliege sie früher, im August ab, und komme erst spät, in der Mitte des Juli an. Die Bachstelze aber sei ein einsamer Vogel, der sein Vergnügen für sich allein und nicht in Gesellschaft liebe, daher bleibe er vom Mai bis October. Dann fliegt er ab und bringt den Sommer in die untere Welt.

Um nun diese Gottheiten, Geister und mächtigen Wesen theils zu gewinnen, theils zu versöhnen, wenn sie sich ungünstig beweisen oder beleidigt scheinen, bringt der Polarmensch denselben Opfer.

Die dänischen Missionaire bemerkten freilich bei den Grönländern keinen eigentlichen Cultus, der mit Opfern verbunden gewesen wäre, kein eigentliches Anrufen oder Anbeten der Gottheit. Crantz bemerkt (I. 253.), daß die ersten Schiffer sahen, wie die Grönländer alle Morgen, sobald sie aufgestanden, mit einer tiefsinnigen Betrachtung gegen Aufgang der Sonne hingerichtet gestanden, und sie deshalb für Sonnenanbeter ausgegeben; allein er versichert, daß diese Betrachtung der Sonne nur Statt finde, um aus den Strahlen der Luft und der Bewegung der Wolken zu schließen, ob sie denselben Tag gutes oder schlechtes Wetter oder Sturm zu erwarten hätten, und daß sie zu seiner Zeit noch alle Morgen also gethan.

An Statt der Götzenbilder findet man aber (Crantz I. 275.) Amulete bei den Grönländern, die sie auf Anordnung der Zauberer tragen, und die so verschieden sind, daß einer über die des andern lacht. Diese bestehen in einem alten Stückchen Holz, Stein oder Bein, in Schnäbeln und Klauen von Vögeln, die sie sich an den Hals hängen, oder einem ledernen Riemen, den sie um Stirne, Brust oder Arme binden. Das Alles soll vor Gespenstern, Krankheiten und Tod bewahren, gut Glück bringen und namentlich verhindern, daß die Kinder bei Donnerwettern und andern Schrecken die Seele nicht verlieren. Ein Stück von einem Kleide oder Schuh der Europäer einem Kinde angehängt bringt demselben etwas von der Europäer Geschicklichkeit und Kräften zuwege. Besonders lassen sie sich gern von ihnen anblasen. Beim Wallfischfang muß nicht nur alles reinlich gekleidet, sondern auch die Lampe im Zelt ausgelöscht seyn, damit der Wallfisch nicht verscheucht werde. Das Boot muß vorn mit einem Fuchskopf und die Harpune mit einem Adlerschnabel versehen seyn. Bei der Renthierjagd werfen sie den Raben ein Stück Fleisch hin, und die Seehundköpfe müssen nicht zerbrochen, auch nicht in die See, sondern vor die Thür auf Haufen geworfen werden, damit die Seelen der Seehunde nicht erzürnt werden und die andern verscheuchen. An den Kajak hängen sie gern ein Modell mit einem Männchen, das ein Schwert in der Hand hat, auch wohl nur einen todten Sperling, Schnepfe, oder ein Stück Holz, Stein, Federn und Haare, damit sie nicht kantern; obschon die so Beschirmten aus Ungeschick oder Zuversicht am häufigsten umkommen. Sonderlich soll eine große Kraft in den Fuchszähnen und Adlerklauen liegen, die schädlichen Säfte aus den Gliedern zu ziehen.

Die Eskimos von Wintereiland heben die Häupter aller im Laufe des Winters erschlagenen Thiere auf, was Parry (2. voy. S. 10) einer gewissen Superstition zuschreibt.

Auch bei den Kamtschadalen hat man keine eigentlichen Opfer bemerkt, doch fand man bei ihnen Götzenbilder. Steller (S. 276.) meldet, wenn sie eine Jurte bauen, wird dem Feuerheerd gegenüber ein Pflock in die Erde geschlagen, welchen sie Ahsusunagtsch, d. i. Hausgott, nennen. An diesen binden sie süßes Kraut Eheu, bestreichen ihn auch manchmal mit Fett und Blut und glauben, daß er ihnen dieserwegen allerlei Promyssel zukommen lasse. Dieser Ahsusunaghtsch ist ein Sohn Charteja, der in den Wolken wohnt und dem Billukai mit donnern hilft. Die auf Lapatka verehren den Prollo und opfern Fische, Tabak und Hobelspäne, wie Nürnberger Fliegenwedel gemacht. Sie verehren auch diese Fliegenwedel als Gott und wollen damit die krausen Haare Gottes vorstellen, die sie sich also einbilden. Sie nennen solchen Inaul. Wird einer krank, so schnitzt er Gott zu Ehren einen neuen Fliegenwedel. Einige fromme Itälmenen machen sich kleine Taschengötzen, die sie wie die Geister Kanneti nennen. Diese speisen und

tränken sie, und schilt keiner den andern einen Ketzer, wenn er nach seinem Belieben einen Gott oder Götzen mehr macht. Geschieht Jemand ein Unglück, so meint er sich versündigt zu haben und schnitzt ein Männlein von Holz, trägt es in den Wald und stellt dasselbe an einem Baume auf.

Mehr als das Opfern oder den Götterdienst finden wir bei den Polarvölkern

die Zauberei

oder das Schamanenthum ausgebildet. Der Schamanismus geht überall dem Priesterthume voraus, bei allen Nationen, unter allen Zonen, ja er erhält sich selbst noch lange Zeit neben dem Priesterthume. — Bei keinem Volksstamme finden wir ihn so ausgebildet, wie bei dem mongolischen oder finnischen, in der Polarzone, wie in den Steppen, bei den Fischern und Jägern, wie bei den Nomaden. Bei Allen sind die Grundzüge sich ziemlich gleich, bei Allen läuft es darauf hinaus, daß gewissen Personen das Talent angeboren oder angelernt ist, durch die vorhandenen Zauberinstrumente den Geistern näher zu rücken und von ihnen Auskunft über deren Verhältniß zu den Menschen, dann über die zukünftigen oder anderweit verborgenen Dinge zu erhalten.

Ueber die grönländische Zauberei liegt Cranzens Bericht vor (I. 268.):

„Wenn ein Grönländer ein Angekok werden will, so muß er von den Elementargeistern einen zu seinem Torngak oder familiaren Geist bekommen. Um dieß zu erhalten, muß der Grönländer eine Zeit lang in die Einöde, von allen Menschen abgesondert, in tiefsinnigen Betrachtungen zubringen und den Torngarsuk um Zusendung eines Torngak anrufen. Durch die Entziehung des menschlichen Umgangs, durch das Fasten und Abmatten des Leibes, und durch das steife Anstrengen der Gedanken kommt endlich die Einbildungskraft des Grönländers in eine Unordnung, daß sich ihm allerlei Bilder von Menschen, Thieren und Abentheuern vorspiegeln, die er für wirkliche Geister hält, weil er an nichts als an Geister denkt und sein Leibesgebäude zugleich in große Unordnungen und Verzuckungen geräth, die er sorgfältig zu unterhalten und zu vermehren sucht. Einige werden schon von Jugend auf zu dieser Kunst bestimmt, mit einer besondern Kleidertracht ausgezeichnet, von einem berühmten Meister unterrichtet; und diesen kostet es dann weniger Mühe. Manche geben vor, daß sie sich an einen großen Stein setzen, den Torngarsuk rufen und sagen müssen, was ihr Begehr ist. Wenn derselbe kommt, erschrickt der Lehrling, stirbt und bleibt drei Tage lang todt liegen. Alsdann wird er wieder lebendig und bekommt seinen Torngak, der ihm auf Erfordern alle Weisheit und Geschicklichkeit beibringt und ihn in wenig Zeit in den Himmel und in die Hölle begleitet.

Diese Fahrt kann aber nur im Herbst geschehen, ja im Winter, wenn die Nächte am längsten, denn es muß allemal finster seyn, und wenn der Regenbogen als der erste Himmel sich am nächsten über der Erde zeigt, ist der Weg am kürzesten. Der Angekok trommelt zuerst einige Zeit und macht allerlei wunderliche Verdrehungen, wodurch er sich abmattet und seine Phantasie aufbringt. Alsdann läßt er sich neben dem Eingange des Hauses durch einen seiner Lehrjünger mit einem Riemen den Kopf zwischen die Beine und die Hände auf den Rücken binden, alle Lampen auslöschen und die Fenster verhängen. Denn Niemand muß ihn mit seinem Geist umgehen sehen, Niemand darf sich rühren oder nur im Kopfe kratzen, damit der Geist nicht gehindert werde. Nachdem er einen Gesang angestimmt, den alle mitsingen, fängt er mit großen Bewegungen und Rasselungen an zu seufzen, zu schnauben und zu schäumen, fordert seinen Geist zu sich, und hat oft viele Mühe, ehe er kommt. Wenn er gar nicht kommen will, so fährt seine Seele aus, ihn zu holen. Er liegt also indessen eine kleine Weile still und kommt dann mit großem Freudengeschrei, ja mit einem Sausen wieder, daß Jemand, der einigemal dabei gewesen, versicherte, es sey nicht anders, als hörte man erst über dem Hause und hernach drinnen unterm Dache einige Vögel hinfliegen. Kommt aber der Torngak von selbst, so bleibt er draußen im Eingange. Mit demselben bespricht sich der Angekok über das, was die Grönländer zu wissen verlangen. Man hört deutlich zwei verschiedene Stimmen, eine draußen, eine drinnen. Die Antwort ist allezeit sehr dunkel und sehr verwirrt, die Zuhörer erklären einander die Meinung, und wo sie nicht darüber einig sind, bitten sie den Torngak, daß er dem Angekok deutliche Antwort gebe. Manchmal kommt auch wohl ein anderer als der gewöhnliche Torngak, da dann weder Angekok noch Zuhörer ihn deutlich verstehen. Da muß dann die Antwort wie das Orakel zu Delphi erklärt werden, und es giebt dem Angekok hinlängliche Ursache sich zu entschuldigen, wenn seine Wahrsagung nicht zutrifft.

Hat er eine weitere Commission auf, so fährt er mit seinem Torngak an einem langen Riemen hinauf in das Reich der Seelen, wo er einer kurzen Conferenz der Angekut Poglik, d. i. der dicken oder berühmten Weisen, beiwohnt, eines Kranken Schicksal erfährt und ihm gar eine neue Seele mitbringt, oder hinunter zur Höllengöttin, wo er die Thiere losmacht. Er kommt aber bald wieder, fängt Grönländisch an zu schreien und zu trommeln, weil er sich indessen selbst oder durch seine Schüler von den Banden loszumachen gewußt hat, und erzählt, wiewohl sehr abgemattet, was er alles gesehen und gehört hat. Nach allem stimmt er ein Lied an, dabei geht er herum und giebt einem Jeden durch Berührung seinen Segen. Alsdann wird das Licht angezündet, und da sieht man, daß der Angekok sehr bleich, abgemattet und verstört aussieht und nicht ordentlich reden kann.

Nachdem er eine Zeit lang seine Kunst mit gutem Erfolge ge-

trieben (denn nicht einem jeden Grönländer will es gelingen, und wer zehnmal um seinen Torngak vergebens getrommelt hat, der muß sein Amt niederlegen), alsdann kann der Angekok Poglik werden. Da muß er auch in einem finstern Hause, aber ungebunden, liegen. Und nachdem er singend und trommelnd sein Begehren zu erkennen gegeben und er vom Torngarsuk dazu würdig geachtet worden — es gelangen aber nur Wenige zu dieser Ehre —, so kommt ein weißer Bär und schleppt ihn an einer Zehe in die See. Er wird hier von ihm und einem Wallroß aufgefressen, in einer Weile aber auf seine vorige finstere Stelle wieder ausgespieen, sein Geist kommt aus der Erde wieder herauf und belebt die Knochen. Damit ist der große Wahrsager fertig.

Crantz erklärt den größten Theil der Angekoks für gemeine Betrüger, doch sagt er: es giebt unter ihnen einige, wiewohl wenige geschickte Leute, andere sind wirkliche Phantasten, die meisten bloße Betrüger. Die Verständigen, die man weise Männer oder echte Angekoks nennen könnte, haben theils durch den Unterricht ihrer Vorfahren, theils durch eigenes Nachdenken und lange Erfahrung eine gewisse Naturkunde erlangt, daraus sie auf die Veränderung des Wetters und auf einen guten oder schlechten Fang einen ziemlich zuverlässigen Schluß machen und den Leuten rathen können, wie sie es in dieser oder jener Sache anzustellen haben. Ebenso verhalten sie sich bei einem Kranken, den sie, wiewohl unter allerlei Gaukeleien, aufzumuntern und so lange sie selbst Hoffnung zur Genesung sehen, durch eine Diät, die in manchen Stücken nicht so lächerlich ist, zu curiren suchen. Und weil sie sich auch durch ihren Verstand und gute Aufführung in ein solches Ansehen gesetzt haben, daß sich andere nach ihnen richten, so kann man sie ebensowohl die Physiker, Philosophen, Aerzte und Moralisten der Grönländer als ihre Wahrsager nennen. Wenn Europäer mit solchen Leuten verständig sprechen, so läugnen sie zwar die Erscheinungen und Gespräche der Geister nebst allen damit zusammenhängenden Abentheuern, berufen sich aber auf die Tradition der Vorfahren, die doch Offenbarungen gehabt und außerordentliche Curen gethan haben sollen, welche auf eine gewisse Sympathie hinauslaufen und gestehen, daß sie um der Einfältigen willen gewisse Erscheinungen vorgeben und grauerliche Bewegungen machen müßten, um sich bei ihnen in Ansehen zu setzen und ihren Vorschriften ein Gewicht zu geben. Doch sind viele und selbst solche, die diese Betrügerei mit dem Heidenthume zugleich verlassen haben, welche behaupten, daß sie oftmals wie außer sich gerathen, und ihnen alsdann gewisse Bilder vorgekommen, die sie für Offenbarungen gehalten, und die ihnen hernach wie ein Traum vorgekommen sind.

Crantz deutet ferner auf die Lebhaftigkeit hin, womit die Grönländer träumen, und findet endlich im Teufel eine fernerweite ausreichende Erklärung dieser Erscheinungen.

Die mehrsten Zauberer, fährt er darauf fort (I. 273.), sind bloße Betrüger, die allerhand Charlatanerie und Gaukeleien vornehmen und vorgeben, daß sie Krankheiten über die Leute bringen und vertreiben, die Pfeile verhexen, Segen sprechen, Gespenster verjagen und dergleichen können, damit sie einen fürchterlichen Namen und gute Bezahlung für ihr Gutes- oder Bösesthun bekommen mögen. Diese müssen über den Kranken murmeln und ihn anblasen, damit er gesund werde, oder ihm eine gesunde Seele holen und einpflanzen, oder auch nur wahrsagen, ob ein Kranker genesen oder sterben werde. Da binden sie ihm einen Riemen um den Kopf und stecken einen Stecken durch, womit sie denselben aufheben und fallen lassen. Ist der Kopf leicht, so wird der Mensch gesund; ist er schwer, so stirbt er. Auf diese Weise erforschen sie auch, ob einer, der nicht zu rechter Zeit von der See zu Hause kommt, lebendig oder todt ist; indem sie den nächsten Verwandten des Ausgebliebenen mit dem Stecken den Kopf aufheben und in einem darunterstehenden Gefäß mit Wasser den Abwesenden im Kajak entweder umgekantert oder aufrechtsitzend und fahrend sehen wollen. So sollen sie auch die Seele eines Menschen, dem sie schaden wollen, im Finstern vor sich citiren und mit einem Pfeile verwunden, und die Zuschauer wollen dieselbe an der Stimme kennen, worauf der Mensch eines langsamen Todes sterben müsse. Solche Herenmeister heißen Illiseetsck, und auf diese Art Zauberei legen sich viele alte Weiber. Diese wissen auch sehr geschickt aus einem geschwollenen Bein Haare und Fellflecke mit dem Munde, den sie vorher vollgestopft, herauszusaugen.

Seitdem die Missionarien in Grönland einheimisch, hat das Ansehn der Angekoks bei den Heiden sehr abgenommen und es hat mancher Heide den Angekok während seiner angeblichen Höllenfahrt aus dem Hause geworfen. Dennoch fürchtet man sie und richtet sich, selbst wenn man über ihre Betrügereien spottet, genau nach ihren Vorschriften, die zum Theil eine bestimmte Diät, zum Theil die obenerwähnten Amulete betreffen.

Die Diät geht nicht nur die Kranken an, sondern auch die Gesunden. Denn wenn Jemand gestorben ist, müssen sie sich nicht nur einiger Speisen, sondern auch gewisser Arbeiten enthalten und die Kleider, in welchen sie den Todten angerührt haben, wegwerfen. Sonderlich haben die Wöchnerinnen sehr viel zu beobachten. Sie dürfen nicht unter freiem Himmel essen, aus ihrem Wassergefäß muß Niemand anders trinken, noch bei ihrer Lampe einen Span anzünden, und sie selbst dürfen eine lange Zeit nicht darüber kochen. Sie müssen zuerst Fisch, hernach Fleisch, aber nur von dem, was ihre Männer gefangen haben, essen, und die Knochen nicht aus dem Hause werfen. Der Mann darf einige Wochen außer dem nöthigen Fang nichts arbeiten und handeln, damit das Kind nicht sterbe. Dergleichen Enthaltungen von Speise und Arbeit werden auch den ledigen Frauen-

zimmern vorgeschrieben, wenn sie von Sonne oder Mond (oder vielmehr von einem Vogel im Fluge) beschmissen werden, indem sie sonst leicht zu Schaden, oder gar um Ehre und Leben kommen könnten; der Torngak der Luft könnte auch darüber erzürnt werden und ein arges Wetter erregen. Wenn die Männer einen ganzen Seehund verkaufen, welches sie nicht gleich den ersten Tag thun dürfen, so wollen sie den Kopf oder doch etwas, sollten es auch nur etliche Barthaare seyn, davon zurückbehalten, damit sie ihr Glück nicht verlieren.

Bei den Eskimos von Churchill fand Franklin (1. R. 319.) ähnliche Erscheinungen. Erkrankt ein Eskimo, so wird nach einem Beschwörer geschickt, dem der Bothe zugleich ein angemessenes Geschenk überbringt. Sobald der Zauberer ankommt, schließt er sich mit dem Kranken in das Zelt ein und singt daselbst Tage lang, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Der Eskimo Augustus wußte so wenig als die übrigen Uneingeweihten den Sinn dieser Gesänge und das Wesen, an welches sie gerichtet sind, anzugeben. Die Beschwörer wenden allerlei Gaukeleien an, schlucken Messer, schießen sich Kugeln durch den Leib u. s. w. Gewöhnlich stehen sie aber so, daß man sie nicht sehen kann, und die Anwesenden glauben ihnen aufs Wort, ohne sich von dem Thatbestand zu überzeugen. In einem Stamme, der 170 verheirathete Leute hatte, befanden sich 16 Männer und 8 Weiber, die in die Geheimnisse der Zauberei eingeweiht waren. Die Letzteren üben ihre Geschicklichkeit nur an Personen ihres Geschlechts.

In Kotzebuesund fand Beechey (I. 437.) eine triefäugige Alte, die sich von den übrigen Eskimos absonderte, auf ein Stück Treibholz setzte und immerfort unverständliche Worte murmelte. Sie schien sich mit Geistern zu unterhalten, wurde aber öfters auf eine geheimnißvolle Weise um Rath gefragt. Aus mehrern später vorgekommenen Fällen ersah Beechey, daß sehr alte Weiber einen großen Einfluß auf junge Leute ausübten.

Ein Schamane der Eskimos auf Winterisland (Parry 2. voy. 216.) berieth sich mit seinem Toorngow, ob ein Kranker reisen dürfe. Er nahm dabei eine wichtige Miene an, steckte dann beide Daumen in den Mund und murmelte unverständliche Töne.

Die Schamanen der Aleuten lernte Sarytschew (I. 141 ff.) kennen. Ein solcher aus Akmagan unternahm auf Bitte der Verwandten einer kranken Frau die Heilung derselben. Er setzte sich mit einigen seiner Landsleute um die Kranke her und stimmte dann mit ihnen einen Schamanengesang an, den er mit Trommelschlag begleitete und dem nach einiger Zeit ein tiefes Schweigen folgte, dessen Ursache die Erscheinung eines Geistes bei dem Schaman war; dieser bat nun den Geist, der Kranken Linderung zu gewähren, was aber der Geist lange nicht einwilligen zu wollen schien; doch endlich nahm er auf die anhaltende Bitte des Schamanen es auf sich, die Kranke zu heilen, wobei er erklärte, daß sie um ihres Vaters willen litte, der,

als er einst auf die Wallfischjagd gegangen, aus den Köpfen der Verstorbenen Hirnmark genommen und damit seine Pfeile bestrichen, zu dessen Bestrafung denn, da er selbst schon gestorben, auf seine Tochter einer der bösen Geister mit dem Befehle entlassen worden, sie abzuquälen. Hierauf fingen die Aleuten wieder an zu singen, und dann schwiegen sie wieder. Nun sprach der Schaman zum zweitenmale mit dem ihm untergebenen Geiste und gab dannn vor, er sei schon in das Eingeweide der Kranken eingefahren, um die ganze Krankheit zu untersuchen und alsdann Hülfe zu leisten, woher auch zu hoffen stehe, daß sie nach drei Tagen genesen werde. Auch einen zweiten Geist versicherte der Schaman herbeigerufen zu haben, der ihm das nämliche bekräftigt, womit sich die Scene schloß. Die aleutischen Schamanen bestimmen ihren Lohn nie selbst, sondern sind mit dem zufrieden, was man ihnen giebt, auch lassen sie den Geistern niemals Opfer darbringen.

Bei den Aleuten findet sich noch eine andere Art Beschwörung, wobei alle mit helfen. Sarytschew (I. 146.) erzählt, daß, als einst anhaltendes böses Wetter eingetreten, die Aleuten, Männer, Weiber und Kinder, sich zusammen thaten, ins Freie gingen, ein Feuer anzündeten, sich gegen den Wind wendeten, mit den Händen in die Luft schlugen, aus vollem Halse dazu schrieen und nun meinten, das Wetter würde sich ändern.

Die Kamtschadalen haben ebenfalls Schamanen (Steller 277.), am Bolschaia Reka Ginspahas Schamanin numiusha, um Nischna Kiulpilgingha, Schamanin Kittimigangy. Beide stehen nicht in sonderlichem Ansehen, und jeder der nur will, schamanirt. Sie arbeiten ohne Zaubertrommel und ohne sonderliche Umstände; sie schamaniren, wenn sie etwas ihnen Unbekanntes wissen wollen, wenn ihnen etwas gestohlen, wenn sie einen Traum auslegen wollen; nicht aber um Krankheit, Tod und Unglück abzuwenden. Das Verfahren ist folgendes: Ein Weib setzt sich mit einer Gehülfin in einen Winkel, etwas von dem Licht und Feuer entfernt, bindet unter beständigem Murmeln ihren Fuß an einen Faden von rothen Nesseln; kommt ihr derselbe bei dem Aufheben schwer vor, so hält sie sententiam negativam, kommt er ihr leicht vor, so findet das Gegentheil Statt. Wenn sie sich stellt, als ob sie Geister herbeilocke, so ruft sie husch, husch, klappert mit den Zähnen, als ob sie einen Paroxysmus vom kalten Fieber hätte, wenn sie dann Visionen bekommt, fängt sie laut an zu lachen und ruft chai, chai. Wenn sie nach einer halben Stunde die Kamuli entläßt, geschieht dieß mit beständigem Rufen isky. Die andere Frau, die neben ihr sitzt, ruft ihr beständig zu, sie solle sich nicht fürchten und nur wohl Acht haben, daß sie das, was sie errathen wolle, wohl in Gedanken behalte. Sie glauben, daß während eines Ungewitters und Donnerwetters der Billukai herabkomme,

in den Körper der Schamaninen fahre und sie zum Prophezeihen geschickt mache.

Nächst dem Schamanismus haben die Kamtschadalen noch die Chiromantie, und sie erklären Glück und Unglück aus den Linien der Hand, sind aber mit ihren Regeln sehr geheim. Entsteht ein Punkt, Linie oder Flecken in der Hand, oder verliert sich ein solcher auf einmal, so fragen sie alte Schamaninen darüber.

Auf Auslegung der Träume sind die Kamtschadalen sehr begierig, und es ist Morgens ihre erste Arbeit, daß einer dem andern seine Träume erzählt und auslegt. Von einigen Träumen haben sie bestimmte Auslegungen, z. B. Läuse oder Hunde sehen bedeutet, daß Kosaken zu ihnen auf der Durchreise kommen werden. Verrichten sie aber im Traume ihre Nothdurft, so bedeutet es Gäste von ihrer Nation. Können sie aber den Traum aus ihren Traumregeln nicht deuten, so schamanen sie darüber, ob er glücklich oder unglücklich sein werde, und geben dabei sehr genau Achtung auf die Erfüllung des Traumes, um ihr Traumdeutungssystem daraus zu vervollständigen. Es gehn dabei sehr viele Betrügereien unter ihnen selbst vor. Will Jemand mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß anknüpfen, so erzählt er nur, wie ihm geträumt habe, als habe er bei ihr geschlafen, so hält sie es dann für eine große Sünde, ihm solches abzuschlagen, weil es ihr sonst das Leben kosten würde. Hat Jemand eine Kuklanka oder Barka oder sonst etwas nöthig, was er sich aus Armuth nicht anschaffen kann, so sagt er nur, ich habe heute einen Traum gehabt, als hätte ich in diesem oder jenem Kuklanka geschlafen, so giebt ihm solches der Andere alsbald und spricht, nimm es, es kommt mir nicht mehr zu, weil er sicherlich glaubt, es würde ihm das Leben kosten, wenn er das Stück nicht abgäbe.

Den Aberglauben in Bezug auf die Thiere haben wir oben schon kennen gelernt. Wenn ein Kind während eines Sturmwetters oder lange anhaltenden Regens geboren wird, so halten sie solches für sehr unglücklich und meinen, daß es allenthalben Stürme und Regen verursache, wohin es auch komme, daher sühnen sie dasselbe, wenn es erwächst und sprechen kann, mit dem Himmel aus und reinigen es folgendermaßen: Sie ziehen im heftigsten Sturm und Regen das Kind ganz nackend aus und geben ihm eine Schaale oder Muschel in die Hand; diese muß es emporheben und um den Ostrog und alle Balanganen und Hundehütten herumgeben, dabei muß es folgenden Spruch auswendig lernen und zu dem Billukai und den Kamuli beten: Bjaulga setzet euch nieder und hört auf zu pissen und zu stürmen, die Muschel ist des salzigen und nicht des süßen Wassers gewohnt, ihr macht mich allzunaß, und vor Nässe muß ich erfrieren, ich habe ohnedem keine Kleider, seht wie ich zittre. Wird aber ein Kind bei schönem Wetter geboren, so halten sie solches für sehr glücklich, und es muß bei übeln

Wetter, wo es auch sei, diese Ceremonie verrichten, und die Italmenen glauben, daß dieß von großer Wirkung sey.

Wir lernten oben das gesellige Leben der Polarvölker kennen und die sich hier offenbarenden schätzbaren und schlimmen Eigenschaften derselben, wir sahen, wie sie sich anfangs zwar schüchtern und mißtrauisch, aber gar bald auch gutmüthig und dienstfertig erweisen und nur gereizt zu feindseligem Betragen kommen, was jedoch mehr einen vertheidigenden, als einen angreifenden Charakter hat. Wir sahen daneben auch, wie sie unter sich ehrlich und redlich das Eigenthum des Nachbars achten, jedoch zu Zeiten nicht der Versuchung widerstehen können, das des Fremden zu plündern. Wir finden schon Rechtsbegriffe, wir finden Obrigkeiten, wenn auch ohne große Gewalt, wir finden eine wenn auch dunkle Ahnung eines höhern Wesens, einer göttlichen Gerechtigkeit, einer Vorsehung und Nemesis, wir finden, wenn auch keine Opfer und Gebete, keinen eigentlichen Cultus, doch vielfache Versuche, das Höhere, die Zukunft zu erforschen und zu durchdringen.

Wir lernten die Geschicklichkeit der Polarnationen in Anfertigung zweckmäßiger, ja des Schmuckes nicht ermangelnder Geräthe, Kleider, Wohnungen kennen, wir sahen, wie sie Felle, Knochen, Steine ohne große Hülfsmittel gut bearbeiten, wie sie alles, was ihr Land darbietet, mit Umsicht benutzen.

Wir lernten ihre große Geschicklichkeit in Schnitzarbeiten kennen, und wie sie nicht ungeschickt sind in Offenbarung ihrer Gedanken, in Darstellung ihrer Ansichten, so weit dieß ohne Schrift geschehen kann.

Gleich den Americanern (s. o. S. 188,) sind auch die Polarmenschen geschickte Kartenzeichner, wie wir schon oben S. 279 sahen. Manche haben, wie Crantz (I. 293.) erzählt, den Kaufleuten Petitionen und Obligationen überschickt, da sie das, was sie zu borgen begehrt, mit einer Kohle auf ein Stück Fell abgezeichnet, und die Zahl der Tage, nach welchen sie es zu bezahlen versprochen, mit so viel Strichen angedeutet haben. Sie haben ihr Wort auch richtig gehalten und sich nur gewundert, daß die klugen Europäer ihre Malereien nicht eben so gut als ihr eignes Gekritzel verstehen können.

Es bleibt uns übrig ihre Begriffe von Zahlen, vom Zeitmaß auseinander zu setzen. Crantz sagt von den Grönländern (I. 286.): Ihre Numeralien gehen nicht weit, und bei ihnen trifft das Sprüchwort zu, daß sie kaum fünf zählen können, weil sie nach den fünf Fingern rechnen und hernach die Fußzehen zu Hülfe nehmen, und so mit Mühe zwanzig herausbringen, z. B. attausak eins, arläk zwei, pingajuak drei, sissamat vier, tellimat fünf. Dann fangen sie bei der andern Hand an, zeigen zugleich mit den Fingern und nennen sechs arbennek und die übrigen bis zehn heißen wie zwei, drei, vier und fünf. Die elfte Zahl nennen sie arkanger und die sechzehnte arbarsanget, und diese Zehner zählen sie nach den Zehen. So drücken

sie sich bis einundzwanzig aus. Statt zwanzig sagen sich auch wohl Ein Mensch, nämlich alle Finger an Händen und Füßen, und zählen hernach so viel Finger zu, als über die Zahl ist. Folglich sagen sie statt hundert: fünf Menschen. Die Meisten sagen, wenn es über zwanzig ist, es ist unzählig. Wenn sie aber zu der Zahl eine Sache setzen, so drücken sie manche Zahlen anders aus, als Ininut pingasut, drei Menschen. Gleiche Erscheinungen finden wir bei den Kamtschadalen, deren nur wenige bis über vierzig mit Hülfe ihrer Finger und Fußzehen zu zählen verstehen (Steller S. 631.).

Ihre Zeitmessung ist sehr einfach. Bis ins zwanzigste Jahr können sie ungefähr wissen, wie viel Winter einer gelebt hat —, Jahre und Tage rechnen sie nach Wintern und Nächten — nachher können sie nicht weiter zählen. Doch haben sie von der Ankunft des ersten Missionärs und einiger nachfolgender bekannten Europäer, wie auch von der Anlegung der und jener Colonie gewisse Epochen gemacht, oder so daß sie nun sagen können, der und die wurden bei der Ankunft, Abreise desselben geboren, oder als man Eier sammelte, Seehunde fing u. s. w. Sie rechnen vom Wintersolstitium, das sie aus den Sonnenstrahlen an den Felsen auf etliche Tage ziemlich genau wissen können, wobei sie ihr Neujahr und das Sonnenfest begehen, drei volle Mondenscheine bis auf den Frühling; die Tag- und Nachtgleiche vermögen sie nicht anzumerken. Dann ziehen sie aus den Winterhäusern in die Zelte. Im vierten Mondenschein, d. h. im April, wissen sie, daß die kleinen Vögel sich wieder sehen lassen und die Raben Eier legen. Im fünften lassen sich die Angmarset wie auch die Seehunde mit ihren Jungen wieder sehen. Im sechsten brüten die Eidervögel. Weil sie aber in den hellen Sommernächten den Mond nicht mehr beobachten können, so würden sie in ihrer Rechnung irre werden, wenn sie sich nicht theils nach dem Zunehmen der Eidervögel, theils nach dem Scheine der Sonne in Bergen und Klippen richteten, so daß sie genau sagen können, wenn die Seehunde, die Fische und Vögel da und dorthin in Menge kommen und wenn es Zeit seyn wird, die Winterhäuser auszubessern, die sie gemeiniglich bald nach Michaelis beziehen.

Den Tag theilen sie in Ebbe und Fluth, wiewohl sie darinnen nach Veränderung des Mondes immer anders rechnen müssen, und die Nachtzeit nach dem Auf- und Niedergehen gewisser Sterne.

Die Kamtschadalen theilen, wie Steller berichtet (S. 359.), das Jahr in zwei Hälften, in Sommer und Winter, deren jede aus sechs Monaten besteht, die wie bei den Americanern und Grönländern nach den darinnen vorkommenden Erscheinungen benannt werden. Der Monat heißt Koatsch, was ursprünglich sowohl Sonne als Mond bedeutet. Das Sommerjahr beginnt mit dem Monat

1) Mai, Tauakoatsch, Schnepfenmonat;
2) Juni, Koakoatsch, Kukuksmonat;

3) Juli, Achtemstakoatsch, Sommermonat;
4) August, Kyhsuakoatsch, Mondscheinmonat, weil sie Abends bei Mondschein Fische fangen;
5) September, Koasuchtakoatsch, Blätterfallmonat;
6) October, Pykiskoatsch, Meisenmonat.

Der Winter beginnt mit:

7) November, Kasaakoatsch, Nesselmonat, die man zum Trocknen sammelt.
8) December, Nokkouosnabil, wörtlich: ich habe etwas erfroren;
9) Januar, Syhsakoatsch, Sysak, wörtlich: berühre mich nicht. Man darf nicht mit dem Munde oder durch einen hohlen Stängel aus Bächen und Quellen trinken, sondern soll mit dem Löffel das Wasser schöpfen;
10) Februar, Kytschakoatsch, von Kytscha, die Leiter, die zu den Balanganen führt und deren Holz um diese Zeit sehr brüchig wird;
11) März, Ahdukoatsch, von Ahda, Rauchloch, weil um diese Zeit der Schnee um das Rauchloch der Hütten aufthaut und die Erde zum Vorschein kommt;
12) April, Moskalkoatsch, Bachstelzenmonat.

Die Tage werden nicht von einander gesondert oder in Wochen und andere Abschnitte getheilt.

Die astronomischen Ansichten der Polarmenschen sind bereits oben dargelegt worden. Ihre einfache Chronologie, dann aber das gleichmäßig fortfließende, dieselben Erscheinungen darbietende Leben, das nicht wie bei uns durch öftere Dazwischentritte von Fremden unterbrochen wird, machen auch eine Geschichte bei ihnen nicht möglich. Außer den oben mitgetheilten, auf Weltschöpfung und Weltbestand bezüglichen Erzählungen haben sie keine Traditionen von den merkwürdigen Begebenheiten ihrer Vorfahren. Sie wissen weiter nichts von ihnen, als daß sie brave Jäger gewesen und daß sie die alten Normänner erschlagen haben.

In der Genealogie dagegen (Crantz I. 292.) sind sie ziemlich bewandert und können oft ihr Geschlecht bis auf zehn Ahnen, nebst allen Nebenästen herzählen, welches manchem Armen sehr zu Statten kommt, denn Niemand schämt sich seiner armen Verwandten, und es darf einer nur darthun, daß er mit einem wohlhabenden Grönländer, wenn gleich sehr weitläufig, verwandt ist, so wird es ihm nicht an Nahrung fehlen. Die Grönländer halten übrigens die Tauglichkeit zur Arbeit und Geschicklichkeit für die einzige Tugend, für den eigentlichen Adel und glauben, daß sie sich vom Vater auf den Sohn vererbe.

Wir sahen oben bei Betrachtung der Geräthschaften der Polarvölker, daß sie viel Geschick, ja eine gewisse Kunstfertigkeit offenbaren.

Am Kotzebuesund fand Beechey (I. 304.) ein Instrument aus Wollroßzahn, das zum Ausziehen des Blutes aus den erlegten Thieren diente und mit eingegrabenen Figuren versehen war. Die Figuren von Menschen, vierfüßigen Thieren u. s. w. waren so geschickt und treu gravirt, daß es viel Uebung in dieser Kunst voraussetzt. Die Renthiere waren gewöhnlich heerdenweise dargestellt und wurden auf einer Abbildung von einem Manne mit Schneeschuhen in gebückter Stellung verfolgt; auf einer andern war der Jäger dem Wilde schon näher und im Begriffe den Pfeil abzuschießen; auf einer dritten wurde die Seehundjagd mit Hülfe eines zum Anlocken dienenden aufgeblasenen Seehundsfelles dargestellt. Dieses lag auf dem Eise und nicht weit davon ein Mann mit einer Harpune auf dem Bauche, um den nächsten aus dem Wasser steigenden Seehund zu erlegen. Ein anderer zog einen Seehund auf einem kleinen Schlitten nach Hause, und mehrere Baidaren beschäftigten sich mit dem Harpuniren von Wallfischen, die vorher mit Pfeilen beschossen waren. Die Abbildungen waren so charakteristisch, daß Beechey versichert, er habe über ihre Gebräuche richtigere Vorstellungen daraus erhalten, als er sich durch Zeichen und sonstige Mittheilungen würde haben verschaffen können. Er fand auch kleine Näpfe, Futterale und elfenbeinerne Puppen bei ihnen, von denen manche nur 8 Zoll lang, doch ganz in der Landestracht gekleidet und so genau gearbeitet waren, daß weder die Nähte noch die Verbrämung fehlte.

Choris giebt uns Abbildungen von diesen eingegrabenen Arbeiten (Tab. IV.). Die V. Tafel zeigt rund gearbeitete Thiere, worunter sich ein Bär, ein Renthier, ein Wallroßkopf, Fische und Vögel erkennen lassen. Ich selbst kenne aus eigener Erfahrung eskimosche und aleutische Schnitzarbeiten, die einen lebhaften Sinn für richtige Auffassung der Form darlegen.

Als das Sinnreichste eskimoscher Kunst bezeichnet Beechey die Elfenbeinketten, die aus massiven Stücken Elfenbein geschnitten sind, aus denen jedes Glied einzeln gelöst wird; man traf sie zuweilen von 28 Zoll Länge. Zu welchem Zwecke sie dienen, kann Beechey (II. 402.) nicht angeben; ein Theil des letzten Gliedes ist häufig massiv gelassen und in die Gestalt eines Wallfisches geschnitzt. Da diese Ketten sehr stark sind, so lassen sie sich auf die eine oder die andere Weise zum Fang dieses Thieres verwenden.

Gesang und Tanz findet sich ebenfalls bei den Polarmenschen, und wir haben bereits oben denselben kennen gelernt. Er muß zum Theil die Stelle der Poesie vertreten, die sich noch nicht zur gegliederten Kunst erhoben hat und selbstständig auftritt. Auch hiervon haben wir bereits mehrfache Proben betrachtet, da sie theils bei den Festlichkeiten in Freud und Leid sich kund giebt, theils aber in den Mythen enthalten ist, die ja selbst ein Theil der Poesie sind.

Die Sprache

der Polarmenschen ist nicht minder ein Zeugniß ihrer weitern Entwickelung als ihrer Gesellschaftsverfassung.

Die Sprache der Grönländer, über welche wir die umständlichsten Nachrichten bereits seit Crantz (I. 277.) besitzen, ist in allen Dingen, die im Bereich des grönländischen Lebens liegen, so reich, daß sie zu einer jeden Sache oder Handlung, sobald sie im Geringsten unterschieden werden soll, ein besonderes Wort haben. Sie können mit wenig Worten viel sagen, ohne undeutlich zu werden. Für Begriffe, die ihnen neu sind, gewährt die Beugsamkeit ihrer Sprache sichere Aushülfe. Die Wörter werden auf mancherlei Weise, aber doch nach so festgesetzten Regeln verändert, mit Vor- und Nachsylben versehen, daß die Sätze so zierlich als deutlich hervortreten. Sie helfen sich demnächst, gleich den Nordamericanern, durch geschickte Zusammensetzung einzelner Wörter, wenn sie neue Begriffe, Erscheinungen und Handlungen darzustellen haben. Dem Ausländer aber ist dadurch die Handhabung der Sprache sehr erschwert. Die Thiergattungen haben je nach Alter, Geschlecht und Gestalt besondere Namen. Geschäfte, wie z. B. das Fischen, werden je nach den verschiedenen Arten, womit man sich beschäftigt, besonders bezeichnet.

Gewisse Laute fehlen den Grönländern, und kein Wort wird mit B, D, F, G, L, R und Z anfangen. Zusammengesetzte Consonanten sind selten, daher fremde Namen oft umgeändert werden, wie etwa Eppetah anstatt Jephta, Peterusse anstatt Petrus. Das R wird sehr tief aus der Kehle geholt, und sie haben Diphthonge, die ein Europäer kaum nachzubilden im Stande ist. Die Buchstaben werden besonders von Frauenzimmern, die gern mit ng endigen, oft verändert aber nie versetzt. Der Accent, der meist auf die letzte Sylbe fällt, muß am gehörigen Orte angebracht werden, wenn kein falscher Sinn herauskommen soll; manche Worte werden, namentlich von Frauen, außer dem eigenthümlichen Accent noch mit besondern Gebärden und Augenblinken begleitet und ihre Bedeutung dadurch noch fester gestellt. Wird etwas mit Wohlgefallen bejaht, so wird mit einem gewissen Laute durch die Kehle hinuntergeschlürft. Um Verachtung oder Abschen auszudrücken, wird die Nase ebenfalls mit einem besondern Laute gerümpft.

Die wenigen Adjective, welche die Sprache hat, sind meist Participien, die stets hinter dem Hauptworte stehen, das allemal die Rede anfängt. Das Genus wird nicht bezeichnet, der Artikel ist nicht vorhanden, dagegen haben die Worte einen Dualis. Die Collectiva sind Pluralis, der dann in it endigt, z. B. **Umiarsoit**, das Schiff, **Igloperksuit**, die Stadt, d. i. Sammlung vieler Häuser. Die Declination ist einfach, der Genitiv bekommt ein b oder wenn ein Vocal folgt, ein m, die übrigen Casus bekommen ein Affixum von einer Präposition. Die Hauptwörter werden sehr verändert, z. B. **Nunangoak**,

ein kleines Land, Nunarsoak ein großes Land, Iglupiluk ein schlechtes Haus, Iglupilurksoak ein schlechtes großes Haus; bei solchen Zusammensetzungen wird mit großer Behendigkeit verfahren. Die Pronomina werden nicht vor das Hauptwort gesetzt, sondern ein Buchstabe davon hinten angehängt, z. B. nuna das Land, nunaga mein Land, nunet dein Land, nuna dessen Land, nunane sein Land, nunarput unser Land, nunarpuk unser beider Land, nunät derer Land, nunäk euer beider Land, nunartik ihr und ihrer beider Land. Präpositionen sind fünf vorhanden, mik mit und durch, mit von, mut zu, me in oder auf, kut und agut durch und um. Im Dual und Plural, so wie nach dem Pronomen, wird m in n verwandelt. Die Präpositionen werden stets hinten ans Hauptwort gehängt, z. B. nunamit vom Lande, nunaunit von meinem Lande.

Die grönländischen Verba haben fünf Conjugationen, drei Tempora und sechs Modus, und auch hier werden alle Veränderungen durch Anhang bewerkstelligt. Bei allen Zeitwörtern wird noch ein Negativ angewendet, der durch alle Modus und Tempora durchgeht. Deponens und Passivum wird ebenso durch einen Zusatz aus dem Activ gebildet.

Gleich den Americanern (s. o. S. 181.) werden aus zwei bis sechs Worten, die man abkürzt, neue Verba gebildet, z. B. agiekpok er schreibt; — agiek-iartor-pok, er geht hin zu schreiben; — agiek-iartor-asuar-pok, er geht eilends hin zu schreiben; — agiek-kig-iartor-asuar-pok, er geht eilend hin aufs neue zu schreiben; — agiek-kig-iartor-asuar-niar-pok, er geht eilends hin und befleißigt sich aufs Neue zu schreiben.

Die Syntax ist einfach und naturgemäß; das Hauptwort steht stets voran und die übrigen folgen je nach ihrem Gewicht; dem Fremden aber macht die künstliche Behandlung des Verbum große Schwierigkeit; bei den Fragen verfahren sie ebenfalls anders; z. B. piomangiiatit? willst du das nicht haben; wird beantwortet: nagga, nein, ich will es haben, oder ap, piomangiianga, ja, ich will es nicht haben.

Uebrigens bedienen sich die Grönländer gern der Gleichnisse, befleißigen sich außerdem aber der möglichsten Kürze, was dem Fremden oftmals unverständlich wird. Sie sind reich an bildlichen Ausdrücken und Sprichwörtern. Die Angekoks bemühen sich durch seltsame, bildliche Redensarten, ihren Aussprüchen ein besonderes Gewicht zu verleihen und nennen z. B. den Stein die große Härte, das Wasser das Weiche u. s. w. Bei den Gedichten wird weder Reim noch Silbenmaas angewendet und nur ein gewisser Tact beobachtet und das bereits oben (S. 216.) erwähnte amna-ajah angebracht.

Die Sprache der Eskimos hat, nach dem Berichte des Capitän Parry*) überaus große Aehnlichkeit mit der grönländischen; eine Ver-

*) 2. voy. S. 551. und dazu S. 556. das Verzeichniß von Wörtern, Redensarten und Sprichwörtern.

gleichung der westamericanischen und ostasiatischen Polarsprachen, welche noch nicht Statt gefunden hat*), würde uns nnn auch tiefere Blicke in

die Geschichte

dieser Völkerschaften gewähren, die uns ähnliche Erscheinungen wie die der Americaner darbietet.

Seit uralter Zeit ist der Polarkreis bewohnt, der americanische sowohl als der der alten Welt. Die Scandinavier, welche von Island aus bis Winland und Grönland vordrangen, fanden dort eine Bevölkerung, die offenbar dieselbe mit den Eskimos und Grönländern unserer Zeit ist. Im Jahre 876 oder 877 sah Gunnbjörn zuerst Grönland, und im Jahre 972 fuhr Erik der Rothe zuerst nach Grönland, wo er im Jahre 983 seine Wohnung an dem Eireksfjörd aufschlug, und nachdem er von da aus weitere Reisen in der Gegend ausgeführt hatte, erst im Sommer des Jahres 985 nach Island zurückkehrte. Im nächsten Jahre begab er sich abermals nach Grönland, um sich förmlich daselbst anzusiedeln und es folgten ihm an 30 Schiffe von Island aus dahin nach. Im Jahre 999 führte Leif Eirekson das Christenthum von Norwegen aus in Grönland ein. Im nächsten Jahre wanderten Snorre und Thorleit Kimbi, Thorbrands Söhne, von Island nach Grönland aus**). Im 11. Jahrhundert kamen grönländische Gesandte nach Bremen (Adam v. Brem. III. 26.) und Wolfram von Eschenbach singt im Willehalm (348,22.)

kûnec Matribleiz
der hât vil hers bei dir da
braht uz Scandinavia
in Gruonland unde in Gaherlz

woraus wir ersehen, daß der Polarkreis wenigstens schon vor tausend Jahren in derselben Weise wie jetzt von Jäger- und Fischerstämmen bewohnt war.

Der Verkehr der Normanen und Isländer mit diesen Stämmen, die mit dem allgemeinen Namen Skrälingjar bezeichnet wurden, beschränkte sich theils auf Tauschhandel mit Pelzwerk, theils auf vorübergehende Kämpfe, und war von Seiten der Eingebornen ganz passiver Art, wie er es auch noch heutiges Tages ist — und wie wir denselben auch bei den Americanern fanden. Nur die Strenge des Clima hat die Polarvölker vor dem Schicksale der Americaner, dem

*) Die kamtschadalischen Sprachen s. bei Steller (S. 59. Anh.) Kracheninikoff histoire du Kamtschatka 8. u. 200. Dazu Adelungs Mithridates I. u. II.

**) S. Wilhelm Island, Hvitramannaland, Grönland und Finland. Heidelberg 1842. 8., namentlich S. 170 bis 220., alles nach scandinavischen Quellen und den Arbeiten der kopenhagener Kön. Antiquar. Gesellschaft und deren Antiquitates Americanae. Hafn. 1837. 4.

der Verrichtung bis jetzt bewahrt. Eine erfreuliche Erscheinung bieten sie insofern dar, als die menschenfreundlichen Bemühungen der herrnhuthischen Brüder ihre Sitten gemildert und ihnen mancherlei Erleichterungsmittel dargeboten haben. Die dem Christenthume zugeführten Grönländer haben sich als lenksame, bildungsfähige Menschen gezeigt, wie wir aus den sorgfältigen Berichten der Missionäre Egede, Crantz und deren Nachfolger ersehen.

Minder erfreulich ist das Geschick der ostasiatischen Polarnationen, namentlich der Kamtschadalen und Aleuten; hier haben sich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts dieselben Erscheinungen gezeigt, die wir in Nordamerica bemerkten. Die europäische Cultur ist hier als eine Verderben und Zerstörung in sich tragende Macht aufgetreten, die dem Einzelnen nur unnütze Bedürfnisse, Krankheit, Entwürdigung und Elend, der Gesammtheit aber Auflösung und Entartung brachte, so daß auch hier dereinst die Urbevölkerung verschwinden wird.

Bevor wir die Zustände des Jäger- und Fischerlebens verlassen und uns zu denen der Hirtenvölker wenden, müssen wir noch einen Volksstamm betrachten, der noch nicht von europäischen Einflüssen berührt, zuerst von Cook und dessen Gefährten im Frühjahr 1778 auf der Nordwestküste von America unter 49° nördl. Breite im Nootka-Sunde beobachtet wurde*).

Die Bewohner des Nootka-Sundes

gehören zu den Mitgliedern der passiven Rasse; sie sind etwas unter der Mittelgröße, rund und wohlbeleibt, ohne jedoch besonders musculös zu seyn. Das Gesicht ist rund und voll, die Schläfe etwas eingedrückt, die Jochbeine treten hervor, die Stirn ist niedrig, der Mund hat volle, fleischige Lippen, die wohlgebildeten ebenen Zähne sind nicht sehr weiß. Die Augen sind klein, schwarz und schmachtend. Die Augenbraunen sind dünn, der Bart war bei einigen Individuen, die denselben nicht durch Ausraufen vertilgt hatten, ansehnlich, das Haupthaar aber überaus dicht, grob, stark und ohne Ausnahme schwarz und schlicht. In der ganzen Körperbildung nähern sie sich den brasilischen Americanern, deren Gestalt ebenfalls mehr stämmig als schlank zu nennen ist. Die eigentliche Hautfarbe ließ sich nicht ermitteln, da sie entweder bemalt oder sonst mit Schmutz bedeckt sind. Die Hautfarbe der Kinder war jedoch weiß, so wie auch die Haut der Erwachsenen an Stellen, wo der Schmutz entfernt war, der Färbung der Süd-

*) Cooks dritte Entdeckungsreise in die Südsee und nach dem Nordpol; aus dem Engl. von Georg Forster. Berlin 1789. 8. 3. Bd. S. 15 ff.

europäer nahe kam. Die Gesichter zeigten auch hier den Ausdruck jener Indolenz und phlegmatischen Trägheit, welchen wir an den übrigen Americanern bemerkten. Die Frauen sind den Männern in Gestalt, Farbe und Ausdruck so gleich, daß es schwer hielt, sie zu unterscheiden.

Wie alle von uns betrachteten Völkerstämme entnehmen auch die Bewohner des Nootka-Sundes den wesentlichsten Theil ihrer Nahrung dem Thierreiche und der Fischfang ist ihre Hauptbeschäftigung. Uebrigens aber wird alles Eßbare aus dem Pflanzenreiche wie aus dem Thierreiche aufgesucht und verzehrt.

Die See bietet die reichlichste Nahrung in den Miesmuscheln, Heringen, Sardinen, einigen Brachsenarten und kleinen Weichfischen. Heringe und Sardinen werden theils frisch gegessen, theils getrocknet oder geräuchert, außerdem aber auch in Ballen gepackt als Vorrath aufbewahrt; diese Ballen sind in Matten genäht und halten 4 Cubikfuß. Der Heringsroggen wird zu einer Art Caviar umgestaltet. Er wird nämlich auf kleine Zweige der canadischen Fichte oder auf langes, schmales Seegras gestreut und geklebt, welche ebenfalls in Körben oder Beuteln von Matten aufbewahrt und vor dem Gebrauche ins Wasser getaucht werden. Dieser Roggen ist das Winterbrot. Andere Fische, wie Brachsen und Seebrachen, werden gespalten und getrocknet, von andern wird der Roggen frisch gegessen; Heringe und Sardinen werden geräuchert. Die große Miesmuschel, die sehr häufig im Sande vorkommt, wird in der Schale gebraten und zu künftigem Gebrauche auf hölzerne Spießchen gesteckt aufbewahrt und zum Genuß in Oel getaucht. Von größeren Seethieren wird der Delphin (delphinus phocaena) genossen, dessen Fell und Fleisch man in größere Stücke zerschnitten und getrocknet ohne weitere Zubereitung verspeiset. Das frische Fleisch des Thieres wird in einen viereckigen Holztrog voll Wasser gelegt und durch Hineinwerfen glühender Steine gekocht. Vermittelst eines gespaltenen Holzes werden die glühenden Steine in das Wasser gelegt und die abgelöschten wieder herausgenommen. Den Fischthran, den sie reichlich von diesem Delphin erhalten, genießen sie theils ohne andern Zusatz roh mit einem Löffel von Horn, theils wird er zu andern Speisen genommen. Robben, Seeottern und Walfische werden, so wie die Möven und andere Seevögel häufig gefangen und gegessen.

Aus der Pflanzenwelt genießen die Bewohner von Nootka-Sund die bereits erwähnten Sprossen der canadischen Fichte, zweierlei Zwiebeln oder Lilienwurzeln, Makatte und Kuquoppa, die einen süßlichen, schleimigen Geschmack haben und roh verzehrt werden, die Wurzel Aheita, die fast wie Süßholz schmeckt und in großer Menge aufbewahrt wird, ferner eine Farrenwurzel, so wie mehrere andere Wurzeln, deren botanische Beschaffenheit die Reisenden nicht näher ermitteln konnten. Nicht minder werden die Beeren und Blätter mancher

Sträuche, namentlich der Ribesarten, frisch gegessen. Im Allgemeinen bemerkte man, daß die Einwohner einen Abscheu vor allen stechenden und scharfschmeckenden Speisen, wie z. B. Knoblauch, äußerten, wie sie auch den Brantwein mit entschiedenem Unwillen von sich wiesen.

Reinlichkeit bei Bereitung der Speisen wurde auch hier gänzlich vermißt und die Kochgeschirre wurden nie gereinigt. Alle feste Speise, zähes Fleisch u. s. w. wird mit Zähnen und Händen zerrissen; frisch ausgegrabene Wurzeln werden ohne weitere Reinigung sofort zum Munde geführt.

Die Kleidung

der Bewohner des Nootka-Sundes ist für beide Geschlechter dieselbe und besteht aus einem leinenen Kittel oder Mantel, dessen oberer Rand mit einem schmalen Pelzstreifen besetzt, der untere mit Fransen und Quasten verziert ist. Der Mantel geht unter den linken Arm und über die rechte Schulter, wo er mit zwei Schnuren zusammengebunden wird; beide Arme bleiben frei. Das Kleid hängt bis an's Knie gerade herab, so daß die linke Seite bedeckt ist, die rechte aber offen bleibt, oder nur von den Rändern berührt wird, außer wenn der Gürtel aus grober, geflochtener Wolle um den Leib gegürtet wird. Ueber diesen Rock wird noch ein kleinerer Mantel von demselben Zeug und mit gleichen Fransen genommen, der bis zur Mitte des Leibes reicht. Der Mantel ist rundum geschlossen und hat nur eine Oeffnung, die groß genug ist, um den Kopf hindurch zu stecken.

Den Kopf deckt eine Mütze, welche die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat; sie besteht aus feinen Matten und ist oben manchmal mit einem runden oder spitzigen Knopfe oder einem Gebinde lederner Quasten verziert, unter dem Kinn aber durch eine Schnur festgehalten*).

Die Männer werfen über diese Kleidung oft noch das Fell eines Bären, Wolfes oder einer Seeotter, deren rauche Seite auswärts gekehrt ist, knüpfen sie oben am Halse zusammen und rücken den Mantel theils nach vorn, theils nach dem Rücken. Wenn es regnet, nehmen sie eine grobe Matte über die Schultern. Außerdem werden wollene Kleider wenig gebraucht. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie Bären- und Wolfsfelle, welche am Rande mit anderem Pelzwerk oder auch mit Wollenstoff besetzt sind und theils allein, theils über die gewöhnlichen Kleider getragen werden.

Die Bereitung der Kleider ist eines der Geschäfte der Frauen. Sie verwenden dazu theils Pflanzenstoffe, theils Haar und Wolle der Thiere. Ihr Linnen wird aus der Rinde einer Fichtenart entnommen, welche vorher zu einer hanfähnlichen Substanz geschlagen worden ist.

*) Wir werden diese Tracht weiter ausgebildet später in China und Japan wiederfinden.

Die Fäden werden nicht gesponnen oder gedreht, sondern sogleich auf einem Stocke ausgebreitet, der auf zwei andern in die Erde gesteckten befestigt ist. Die Arbeiterin setzt sich mit untergeschlagenen Beinen dazu und macht nun an Statt des Durchschusses vermittelst geflochtener Fäden Knoten durch den aufgezogenen Fichtenhanf. Die Knotenfäden laufen etwa einen halben Zoll weit von einander und bilden einen sehr weichen Stoff, der freilich nicht so dicht wie das eigentliche Gewebe ist, aber dennoch die Luft nicht durchläßt. Das Ganze ist also der erste Anfang der Weberei und in der Art gearbeitet wie die chinesischen und europäischen Stroh- und Binsenmatten, deren Halme durch horizontalfortgesetzte Fäden verbunden sind. Die wollenen Stoffe werden aus den Haaren und der Wolle der Füchse und Luchse gefertigt, sind von verschiedenen Graden der Feinheit, theils gröber, wie etwa unser Frieß, theils dem feinen Flanell ähnlich und mit Mustern verziert. Die feinsten Stoffe liefert die Luchswolle, unter welche auch die längern Haare des Thieres gemischt werden; die Grundfarbe ist röthlich, die Muster entweder dunkelbraun oder gelb. Ueber die Art ihrer Anfertigung hat man keine Beobachtungen der Augenzeugen.

Außer der Kleidung finden wir auch im Nootka-Sund den mannichfaltigen Schmuck und zuvörderst die Bemalung. Sie bemalen stets den ganzen Körper mit einer rothen Farbe von groben lehmigen Ocher und Oel, wobei das Gesicht zuweilen theils mit schwarzer, theils mit brennend rother oder weißer Farbe besonders verziert wird. Um dem Anstrich mehr Glanz zu geben, streuen sie braune Glimmerblättchen auf. Bei feierlichen Gelegenheiten wird das ganze Gesicht mit Talg eingeschmiert und die obere Hälfte mit einer andern Farbe als die untere versehen; auf diesem Grunde werden regelmäßige Figuren gebildet, die theils wie frische Wunden, theils wie Schnitzwerk aussehen.

Die Ohrläppchen und die Nasenscheidewand ist bei den meisten Einwohnern durchbohrt. In die Oeffnung am Ohrläppchen oder in zwei andere, die höher hinauf im Ohrrand angebracht sind, werden Knochenstücken gehängt oder auch Federspulen, kleine Schnecken, wollene Quasten, dünne Kupferbleche, die auf ein Leder genähet sind. Durch den gebohrten Nasenknorpel wird entweder eine weiche Schnur gezogen, oder ein kleines hufeisenförmiges Blech von Kupfer, Messing oder Eisen eingehängt, so daß die enge Oeffnung desselben in den Knorpel einkneipt und das übrige vor der Oberlippe hängt. Sie waren sehr begierig auf die Messingknöpfe der Europäer.

Das Haar hängt schlicht herab und ist reichlich mit Ungeziefer versehen, welches auch hier als Näscherei dient. Bisweilen wird das Haar in kleine Zöpfe getheilt, deren jeder von zwei zu zwei Zollen mit Zwirn unterbunden ist, andere binden dasselbe im Nacken zu einem Zopfe und stecken Cypressenzweige hinein. Bei festlichen Veran-

lassungen wird eine Menge Bast oder halbgeschlagene Baumrinde um den Kopf gewickelt und dieses mit kleinen Flaumfedern bestreut und gleichsam gepudert oder auch mit eingesteckten großen Adler- und andern Federn besteckt.

Gleich den brasilianischen Juris (s. o. S. **114**.) haben auch die Bewohner des Nootka-Sundes jene seltsamen Masken, die bei festlichen Gelegenheiten getragen werden. Diese geschnitzten Masken bedecken theils die Stirn und das Oberhaupt, theils auch das ganze Antlitz. Einige stellten Menschengesichter dar mit Haaren, Bärten und Augenbraunen, andere gleichen den Köpfen der Adler und Sturmvögel, der Hirsche, Wölfe, Delphine und anderer Thiere. Die meisten gehen über die natürliche Größe hinaus und sind bemalt und mit Glimmerblättchen bestreut. Manche trugen ungeheuer große Stücke Schnitzwerk, z. B. das weit herausragende Vordertheil eines Canots auf dem Kopfe, ja einer, dem es an einer Maske fehlte, setzte einen blechernen Kessel, den er eben von den Engländern erhandelt hatte, auf den Kopf, und so traten den Europäern jene Wundergestalten hier lebend entgegen, welche die Sagen der Alten, die naturhistorischen Schriften der Römer und des Mittelalters und die Ornamentistik der altdeutschen Dichtung und Baukunst vor Augen stellen.

Besondere Halszierden erwähnen die Berichterstatter nicht, wohl aber fanden sie Armbänder von weißen Corallen, die aus einer kegelförmigen muschelartigen Substanz geschnitten waren; ferner Büschel von Riemen mit Quasten oder ein breites, schwarzes, glänzendes, hornartiges Armband aus einem Stück. Die Fußknöchel waren in gleicher Weise mit gekräuselten Lederriemen und gedrehten Thiersehnen aufgeschmückt.

Die Wohnung

unserer Fischer zeigt uns einen bereits vorgeschrittenen, nach festen Sitzen strebenden Zustand, der uns im Wesentlichen die Lebensweise der ostamericanischen Stämme vor Ankunft der Europäer vergegenwärtigen dürfte. Die englischen Reisenden fanden im Nootka-Sunde zwei Dörfer; das eine am Eingange des Sundes gelegene, steht auf einer Anhöhe, welche vom Strande bis an den Rand des Waldes ziemlich steil hinaufläuft. In diesem Zwischenraume stehen die Häuser in drei Reihen hintereinander, das größere vorn, die kleineren hinter demselben; an beiden Enden des Dorfes liegen noch einige zerstreute Wohnungen. Zwischen den Häusern einer Reihe laufen enge Fußpfade oder Gäßchen in ungleichen Zwischenräumen den Hügel hinan. Die Hauptstraßen zwischen den Reihen sind breiter. Die Häuser selbst bestehen aus sehr langen, breiten Planken, die auf ihren Kanten übereinander liegen und hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden sind. Inwendig sieht man größere Pfähle oder Streben in

schiefer Richtung. Die vordere Wand des Hauses ist 7—8 Fuß hoch, die hintere aber etwas höher, und die Planken, welche das Dach bilden, bekommen somit einen Abschuß nach vorn. Die Dachplanken sind nicht befestigt, damit man sie beim Regenwetter dicht aneinander, bei schönem Wetter auseinander rücken kann, um Sonne und Licht einzulassen. Die Arbeit ist übrigens roh und unsauber, da es an den nöthigen Werkzeugen zur Abglättung des Holzes fehlt. Der Eingang wird dadurch gebildet, daß man ein Paar Planken zurückt; als Fenster dienen eingeschnittene Löcher, vor welchen Mattenstücke zur Abwehr von Wind und Regen angebracht werden.

Das Innere dieser Gebäude hat gar keine Abtheilungen, so daß man ungehindert von einem Ende zum andern sehen kann. Wie in den Winterhütten der Grönländer hat jedoch jede Familie ihre besondere Stätte, deren Gränze an der Wand bezeichnet ist und oft nur aus einer einzigen von der Wand nach der Mitte des Hauses hinlaufende Planke besteht. In jeder dieser Familienabtheilungen steht dicht an der Wand eine 5—6 Zoll über den Fußboden erhöhete und mit Matten bedeckte Bank von Bretern, worauf die Familie sitzt oder schläft. Diese Bänke sind 7—8 Fuß lang und 4—5 Fuß breit. Mitten im Hause auf der Erde ist die Feuerstätte, die allen gemeinschaftlich anzugehören scheint. Der Rauch hat seinen Ausgang durchs Fenster und die anderweiten Oeffnungen.

Die Geräthschaften bestehen zuvörderst in einer Menge Kisten und Kästen von allerlei Größe, welche an den Wänden der Wohnung übereinander aufgethürmt sind und worin sie ihre Vorräthe von Kleidern, Pelzwerk, Masken und die übrigen werthvollen Habseligkeiten aufbewahren. Einige dieser Kästen sind doppelt, so daß einer in den andern eingesetzt ist; andere haben einen breternen Deckel, der mit Riemen angeschlagen wird; in der größten ist nur oben ein viereckiges Loch eingeschnitten, durch welches die Sachen hineingelegt und wieder herausgenommen werden. Diese Kästen sind oft schwarz bemalt und mit den Zähnen verschiedener Thiere besetzt, auch mit einem ausgeschnitzten Friese versehen und mit Darstellungen von Vögeln und Thieren geschmückt.

Man sieht im Innern der Häuser außerdem die viereckigen und länglichen Wassereimer, runde Schüsseln und Schalen aus Holz, kleine flache, hölzerne Tröge von 2 Fuß Länge, aus welchen sie essen, ferner Körbe, die aus Reisern geflochten sind, und allerlei Beutel von Mattenarbeit. Die Fischergeräthschaften liegen ebenfalls umher, von der Decke hängen die zum Trocknen bestimmten Fische herab, die im Hause selbst ausgenommen werden und deren Eingeweide liegen bleiben, so daß Schmutz und Gestank vorherrschen. Nur die Schlafstätten sind etwas reinlicher gehalten und mit ziemlich feinen Matten belegt.

In vielen Häusern bemerkte man noch einen besonderen Schmuck; man sah nämlich am oberen Ende ein oder ein Paar 5 Fuß hohe

Bilder, die aus dicken Baumstämmen bestanden und deren Vorderseite ein colossales Menschengesicht darstellt. An den Seiten sind Arme und Hände ausgeschnitten und die ganze Statue ist über und über bemalt. Der allgemeine Name dieser Bilder ist Kiumma; ein Paar, die, in einem Hause in der Entfernung von 3—4 Fuß sich gegenüber standen, nannte man Natschkoa und Matzita.

Die Werkzeuge der Fischer am Nootka-Sunde beziehen sich theils auf den Erwerb, theils auf die Bereitung der Nahrungsmittel und übrigen Geräthschaften.

Zur Jagd und zum Fischfang haben sie Bogen und Pfeile, Schleudern, Spieße, kurze knöcherne Keulen und eine Art Axt. Die Pfeile haben Spitzen von Knochen mit Widerhaken, doch kommen auch eiserne Spitzen vor. Eben so sind die Spieße mit knöchernen Spitzen bewehrt. Die Axt, welche die Berichterstatter mit den nordamericanischen Tomahawk vergleichen, besteht aus einem 6—8 Zoll langen Stein, der an einem Ende zugespitzt und am andern in einen hölzernen Griff eingelassen ist, welcher Kopf und Hals eines Menschen vorstellt, aus dessen Munde der Stein hervorragt. Die Waffe ist mit Menschenhaar verziert und wird Taawisch oder Tsuskiah genannt Ein anderes Siaik genanntes Steininstrument ist 9—12 Zoll lang und mit viereckiger Spitze versehen. Solcher Steingeräthe war eine große Anzahl vorhanden und ich glaube nicht, daß sie lediglich zum Kriegsgebrauche bestimmt waren, sondern namentlich zum Behuf des Fällens der Bäume, der Abtrennung der Planken, wie der Bearbeitung des Holzes überhaupt gedient haben mögen.

Außer diesen Steinwerkzeugen sah man bei ihnen auch einen knöchernen Meisel, demnächst aber auch Meisel und Messer von Eisen. Die größten eisernen Meisel waren 3—4 Zoll breit und 8—10 Zoll lang, die meisten aber kleiner. Sie sind in einen hölzernen Griff gefaßt, worauf sie mit einem Steine schlagen. Die Messer sind von verschiedener Größe, der Gestalt nach gleichen sie unsern Gartenmessern, doch ist die Schneide auf dem äußern Bogen. Die Arbeit zeigte nichts Europäisches. Man sucht sie stets blank und scharf zu erhalten und wetzt sie stets auf Schieferstein.

Zu ihren Stricken verwenden sie theils die hanfartige Substanz, woraus die Kleiderstoffe geknüpft werden, theils lederne Riemen und Sehnen der Thiere und vermuthlich vorzugsweise des Walfisches; daraus werden unter anderem auch die Netze gefertigt, in denen sie größere Landthiere fangen. Gleich den Nordamericanern beschleichen sie, in Masken und Felle gehüllt und die Stimmen der Thiere nachahmend, das Wild und erlegen das kleinere mit Bogen und Pfeilen, das größere mit dem Spieß.

Zum Fischfang hat man Canots, die aus einem einzigen ausgehölten Baumstamme gebildet werden, deren größte über zwanzig Menschen fassen, über 40 Fuß lang, 7 Fuß breit und 3 Fuß tief

sind. Von der Mitte laufen sie nach den Seiten schmäler zu. Das Hintertheil ist senkrecht abgestumpft und hat oben einen kleinen Kopf; das Vordertheil wird verlängert und steigt etwas in die Höhe, bis es sich in eine ausgeschnittene Spitze endigt, welche beträchtlich über die geradlinigten Seiten des Kahnes hervorragt. Manche Kähne sind mit Schnitzwerk verziert oder mit Seehundszähnen besteckt; am Vordertheile sah man hie und da einen Schnabel, der mit der Figur eines Thieres bemalt war. Die Spitze besteht in einigen, etwa zollstarken Stöcken, die in halber Tiefe querüber in den Seitenwänden befestigt sind. Die Ruder sind klein und leicht und gleichen einem Blatte, welches unten zugespitzt, in der Mitte am breitesten ist und in einen langen Stiel verläuft, im Ganzen etwa 5 Fuß lang. Den Gebrauch der Segel hat man nicht bemerkt. In diesen Kähnen bringen sie einen großen Theil der Sommerzeit hin und essen und schlafen darinnen.

Die übrigen Fischergeräthschaften bestehen in Netzen, Angeln, Harpunen, Wurfspießen und einem ganz besonderen Werkzeug, welches dem Gewehre des Sägefisches nachgebildet scheint. Es besteht nämlich aus einer 20 Fuß langen, 4—5 Zoll breiten und halbzolldicken Latte, die fast die Gestalt eines europäischen Bootruders hat. Die beiden Seitenkanten sind zwei Drittheile der Länge mit scharfgezähnten Knochen besetzt, welche 2 Zoll hervorragen, das übrige ist frei und dient als Griff und Handhabe. Mit diesem Instrumente werden Heringe, Sardinen und andere kleine, zugweise ankommende Fische angegriffen; man schlägt das Instrument mitten in den Zug und die Fische bleiben entweder auf oder zwischen den Zähnen stecken.

Die Angelhaken sind etwas plump aus Holz und Knochen gemacht. Die Harpunen dagegen, womit Walfische und andere Seethiere erlegt werden, sind besser gearbeitet und gleichen sehr denen, die wir bei den Polarmenschen kennen lernten. Es ist ein Knochen mit doppelten Widerhaken, in welche man den ovalen, scharfen Rand einer Miesmuschelschale befestigt hat und innerhalb deren die Spitze der Waffe angebracht ist. An diesem Knochen ist ein Strick befestigt, welcher etwa 2—3 Klafter lang ist und den man vermittelst einer 12—16 Fuß langen Stange fortschleudert. Die Knochenspitze ist so auf der Stange befestigt, daß sie, sobald das Thier getroffen, von derselben losgeht.

Beim Fischfange sind sowohl Männer als Frauen beschäftigt; Letzteren fällt der Transport der gefangenen Beute anheim, sie fangen auch in kleineren Canots Miesmuscheln und andere Conchylien. Vor dem Dorfe bemerkte man große Fischhalter oder Wehre aus Reisern, theils mit engeren, theils mit weiteren Maschen, je nachdem sich kleine oder große Fische darin fangen sollten. Sie waren 20 Fuß lang und 12 Zoll breit, in seichtem Wasser an eingerammten Pfählen in schräger Richtung befestigt.

Das häusliche und Familienleben

der Bewohner des Nootka-Sundes erscheint nach den freilich nur unvollständigen Beobachtungen der Engländer im Wesentlichen dasselbe zu seyn, wie bei den Americanern und den Eskimos. Die Frauen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein, sie sind die Mägde und Dienerinnen, welchen die weniger Kraft und Austrengung erfordernden Geschäfte zufallen. Man fand die Frauen stets ordentlich bekleidet und in ihrem Betragen zeigten sie sich schamhaft und ehrbar, obschon sie von den Männern weder mit Achtung noch Zärtlichkeit behandelt werden. Sie waren auch innerhalb des Hauses fortwährend beschäftigt, indem sie entweder Kleiderstoffe wirkten, Sardinen zum Trocknen bereiteten oder in Körben aus geflochtenen Ruthen vom Strande abholten.

Innerhalb des Hauses zeigten sich die Männer stets müßig und namentlich waren die jungen Männer wenig beschäftigt. Sie saßen entweder in kleinen Gesellschaften beisammen, um sich in der Sonne zu wärmen, oder sie wälzten sich nackt und ohne alle Bedeckung in derselben Absicht im Sande am Seestrande herum.

Ueber die ehelichen Verhältnisse fehlen uns nähere Nachrichten, doch scheint, wenn wir aus der Einrichtung ihrer Häuser einen Schluß wagen dürfen, das Familienleben ganz dem der Eskimos gleich zu kommen. Ueber die Art und Weise, wie sie ihre Todten behandeln, wurden ebenfalls keine Beobachtungen gemacht.

Das öffentliche Leben

der Bewohner des Nootka-Sundes zeigte sich bei dem kurzen Aufenthalt der Europäer mehr in seiner Richtung nach außen, als nach seinem Innern. Indessen bemerkte man Oberhäupter, d. h. Personen, die das Volk bei öffentlichen Gelegenheiten zu vertreten haben, den Empfang der Fremden durch Anreden und gewisse Gebräuche besorgen u. s. w. Daß diesen Personen auf die Familienangelegenheiten irgend ein Einfluß zustehe, wurde nicht beobachtet.

Sobald die Einwohner die Ankunft der englischen Schiffe bemerkten, kamen wärend der ersten Windstille drei Canots, das eine mit zwei, das andere mit sechs, das dritte mit zehn Männern heran. Als sie nahe genug waren, stand einer in den letztern Canots auf und hielt eine lange Rede, um die Fremden einzuladen ans Land zu kommen. Zu gleicher Zeit streute er mit vollen Händen Federn nach den Europäern hin, und einige seiner Gefährten warfen in gleicher Weise einige Hände voll rothen Staubes nach den Schiffen. Der Redner war in Thierfelle gekleidet und trug eine Klapper in der Hand, die er fleißig bewegte. Nachdem er seine Anrede beendigt, nahmen die übrigen, einer nach dem andern, das Wort, keiner aber sprach so heftig und so lange als der erste. Nach Beendigung dieser ersten Be-

grüßung blieben sie in ihren Canots nahe am Schiff halten und sprachen, ohne Furcht oder Mißtrauen zu zeigen, vertraulich mit einander. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer und sagte nach Art der frühern Rede etwas her, einer sang auch in unerwartet angenehmer Melodie ein sanftes Lied, worin das Wot Haila als Schlußreim oft wiederholt wurde. Als nun ein aufsteigender Wind das Schiff dem Ufer näher brachte, stießen die Canots in größerer Menge vom Ufer ab, so daß einmal deren zweiunddreißig um das Schiff herumschwammen, in deren jedem sechs bis acht Personen, so Männer wie Frauen, befindlich waren, welche aufstanden und Anreden hielten. Unter den Canots zeichnete sich eines aus, an dessen Vordertheil das Auge und der Schnabel eines Vogels in erstaunlichen Dimensionen angemalt war. Der Mann, welcher darin saß, schien ein Befehlshaber zu seyn; er war seltsam bemalt, von seinem Kopfe hingen viele Federn herab, in der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, in Gestalt eines Vogels, von der Größe einer Taube. So freundlich die Eingebornen sich auch zeigten, so konnte doch keiner beredet werden, an Bord zu kommen, doch folgten sie dem Schiffe nach dem Ankerplatz und viele blieben über Nacht dem Schiffe zur Seite. Ein andermal kamen zwölf bis vierzehn Canots bis auf 300 Schritt an die englischen Schiffe heran und machten Halt, um die feierliche Begrüßung vorzubereiten. Sie standen sämmtlich in den Canots auf und begannen den Gesang, dessen Tact bald schneller, bald langsamer war. Während des Singens bewegten sie ihre Hände regelmäßig oder schlugen auch im Tempo mit den Rudern in die Seiten des Canots. Am Schlusse eines jeden Liedes schwiegen sie einige Secunden lang, fingen dann wieder an und riefen laut im Chor: hu—i!

In den nächsten Tagen entwickelte sich nun ein förmlicher Tauschverkehr und ein Handel, der von beiden Seiten mit der strengsten Redlichkeit geführt wurde. Die Eingebornen brachten Felle der Bären, Wölfe, Füchse, Rehe, Waschbären, Rakuhn, Iltissen, Marder, und besonders der Seeottern, theils ganz, theils zu Kleidern verabeitet, ferner Kleiderstoffe aus Bastzeug, Bogen, Pfeile, Spieße, Angelhaken, hölzerne Masken, Säcke voll rothen Ocher, Glaskorallen, die sie überhaupt gering achten, kleine Messingringe, Meisel von Eisen. In den nächsten Tagen kamen immer mehr an die Schiffe heran, nun aber begannen auch zahlreiche kleine Diebereien, die namentlich auf metallene Gegenstände gerichtet waren. Dennoch wurde bei jedem ersten Besuche die Feierlichkeit der Anrede und der Klapper niemals unterlassen. Als die Europäer an das Land gingen, wurden sie freundlich aufgenommen und den Gästen eine Matte zum Niederlassen angeboten.

Bemerkenswerth ist, wie diese Fischer, trotz der kleinen Diebereien, die sie sich gegen ihre Gäste und Handelsfreunde erlaubten, in Beziehung auf ihr Eigenthum so überaus strenge Rechtsgrundsätze entwickelten. Sie verlangten gleich Anfangs für Holz und Wasser, das sie

an Bord schafften, Bezahlung, nicht minder für das Gras, welches die Engländer abmähen wollten; und so fand sich zu jedem Dinge ein Eigenthümer.

Nicht minder freundschaftlich und feierlich war auch der Abschied von den Eingebornen. Sie begleiteten die Schiffe in ihren Canots bis zum Sunde hinaus. Einer der Befehlshaber blieb länger als die übrigen und ehe er weggehen wollte, machte ihm Capitän Cook noch ein kleines Geschenk, worauf er sogleich den Bibermantel, den er trug und auf welchen er selbst hohen Werth setzte, als Gegengeschenk dem Fremden aufdrang. Nachdem der Letztere ihm noch einen Degen geschenkt, bat er und mehrere seiner Landsleute, man möchte doch ja wiederkommen und versicherte, daß man einen großen Vorrath von nützlichen Waaren finden solle.

So sehen wir hier an einer abgelegenen Seeküste Spuren eines Verkehres, der vielleicht schon seit alter Zeit besteht und der ehedem vor Ankunft der Europäer an der Ostküste von Nordamerica in gleicher Weise auch dort bestanden haben mag. Beachtenswerth ist es, daß man im Nootka-Sunde, der vorher von Europäern nicht besucht zu seyn schien, Eisen und Messing, wie auch Zinn vorfand, während doch nichts darauf hindeutete, daß die Eingebornen dasselbe der Erde zu entnehmen verstehen. Dieses Eisen scheint aber von Asien herüber zu stammen und dürfte vielleicht durch die Hände der Tschucktschen oder Aleuten gehen*). Die ganze Aufnahme der Europäer, das freundschaftliche, feierliche Entgegenkommen der Einwohner deutet darauf hin, daß ein friedlicher Verkehr unter diesen Küstenbewohnern Statt findet, der jedoch von Zeit zu Zeit durch Feindseligkeiten unterbrochen wird.

Der Krieg

ist auch diesen Küsten nicht fremd und selbst während des kurzen Aufenthaltes der englischen Expedition fand sich Gelegenheit zu mancher desfallsigen interessanten Beobachtung.

Eines Morgens, als die Matrosen mit Holzhauen und Wasserschöpfen beschäftigt waren, bemerkten sie, daß alle Eingebornen rund um sie her auf einmal anfingen, sich bestmöglichst zu bewaffnen und daß die, welche keine eigentlichen Gewehre hatten, Steine auflasen und sich mit Knütteln versahen. Diese feindlichen Zurüstungen galten jedoch einem Haufen ihrer eignen Landsleute, die herankamen, um sie anzugreifen, wie sie selbst den Matrosen zu versichern sich alle Mühe gaben. Es zeigte sich auch bald der feindliche Haufe in zwölf großen Canots, welche in Schlachtordnung sich aufstellten und still hielten, während die Unterhandlung schon begonnen hatte. Die beiderseitigen Unterhändler begaben sich in Canots zwischen beide Partheien und

*) S. o. S. 299.

redeten zusammen, bis der Streit geschlichtet war, der nichts anderes betraf, als das ausschließende Recht mit den englischen Schiffen zu handeln.

Dennoch, versichern die englischen Berichterstatter, fehlt es ihnen nicht an Muth und sie fürchten selbst nicht die Ueberzahl der Feinde, sondern scheinen auch in solchem Falle entschlossen ihre Rache durchzuführen.

Für den Krieg haben sie eine besondere Tracht; es ist ein Mantel von dickem Leder mit ledernem Unterfutter, welcher so groß ist, daß er aus einer gegerbten Büffel- oder Elennhaut gemacht zu seyn scheint. Sie hängen ihn auf die gewöhnliche Art um und bedecken sich damit die Brust bis an die Kehle, während er hinten fast die Erde berührt. Bisweilen ist dieser Mantel in verschiedenen Abtheilungen zierlich bemalt. Wegen seiner Festigkeit widersteht er nicht nur den Pfeilen, sondern wie die Einwohner durch Zeichen auszudrücken versuchten, auch den Speeren; er dient also gewissermaßen als Panzerhemde. Im Kriege tragen sie noch einen ledernen Mantel, der in wagerechten Reihen mit getrockneten Hirschklauen besetzt ist; jede der Hirschklauen hängt an einem mit Federspulen besetzten Riemen. Bei einem der Tänze trug ein Anführer einen solchen Mantel, nebst einer Maske vor dem Angesicht und einer Klapper, in ähnlicher Weise wie die von uns vorher betrachteten Nordamericaner.

Auch diese Fischervölker haben den Gebrauch der Menschenfresserei. Sie brachten den Engländern mehrmals Schädel und andere Knochen von Menschen zum Verkauf und an vielen war es sichtbar, daß sie am Feuer geröstet und mit den Zähnen zerfleischt worden waren.

Der Culturstand

der Fischer im Nootka-Sunde scheint ziemlich derselbe zu seyn, den wir unter den Nordamericanern fanden, obschon eine Vergleichung der beiderseitigen Zustände hinsichtlich der religiösen Begriffe aus Mangel an Nachrichten gänzlich ausfällt. Wir finden jedoch bei den Bewohnern des Nootka-Sundes größere, in Dörfern beisammenwohnende Gemeinden, bei denen der Begriff des Besitzes sowohl in Bezug auf die einzelnen Individuen, wie auch in Bezug auf die Gemeinden vollkommen ins Leben getreten ist; wir finden ferner einen Verkehr, der auch über die Gränzen der Völkerschaft hinausreicht.

Die religiösen Begriffe dieses Fischervolkes stehen vielleicht mit denen der Nordamericaner in Beziehung; die colossalen Pfeiler mit dem Menschengesicht deuten auf Schutzgottheiten, denn die scheinbare Nichtachtung vor denselben ist kein Grund ihnen religiöse Bedeutung abzusprechen. Sie bedienten sich oft des Wortes **Akuihk**, wenn sie von diesen Bildern sprachen, und Anderson vermuthet, daß dieß Vorfahr

bedeute. Wir werden bei den Völkern der Südsee dieselbe Erscheinung wiederfinden.

Nicht mindere religiöse Bedeutung finde ich in den Klappern, Masken und Tänzen. Die aufgeschmückten Männer, welche die Fremden unter Schwingung der Klapper anredeten und empfingen, können ebensowohl die Oberhäupter der Gemeinde, als auch die Schamanen und Zauberer derselben gewesen seyn und das Auswerfen von Federn und rothem Staube ist offenbar eine aus religiösen Begriffen hervorgegangene Ceremonie.

Es fehlen uns die Sagen, die sich an jene colossalen Menschenstatuen, so wie an die Tänze anschließen; eben so wissen wir nichts über die Behandlung der Todten, über die Opfer, und wir haben nur die dürftige Beschreibung der Ceremonien, die dem Tauschverkehr vorangingen, die theils in Reden, theils in Gesängen bestanden und wobei eben die Klapper eins der bedeutendsten Instrumente zu seyn schien. Außer der Klapper hatten sie auch — gleich den Mönnitarris — eine zolllange Pfeife mit einem Loch, und obschon die Engländer eigentliche feierliche, größere Tänze, wie sie uns Prinz Neuwied mit so meisterhafter Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit beschreibt, nicht gesehen haben, so möchte ich doch aus dem Vorhandenseyn der gemeinsamen, durch Tactschlag geleiteten und mit Gebärden verbundenen Gesänge, der Masken und dieser Toninstrumente auf das Daseyn ähnlicher Aufführungen schließen.

Diese Klappern aber sind aus Holz, inwendig hohl und mit Kieselsteinen gefüllt; von außen haben sie gemeiniglich die Gestalt eines Vogels, dessen Schwanz als Handhabe dient.

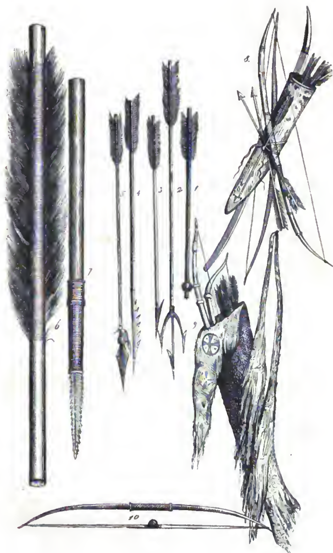
Außer dem gemeinsamen Chorgesang trugen auch einzelne Personen ein ernsthaftes Lied vor, wobei sie mit der Hand auf dem Schenkel den Tact schlugen. Auch hörte man zuweilen muntere, ja possenhafte Melodien.

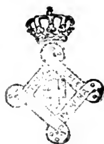
Gleich den Nordamericanern erfreuen sie sich an allerlei Farbenschmuck und Bildwerk. Ihre Zeuge und Matten sind theils durch Malerei, theils durch eingewebte Muster verziert. Ihre Geräthe aus Holz tragen überall Schnitzarbeit an sich. Die Kästen sind mit Friesen versehen, und überall sieht man Gesichter von Menschen und Thieren angebracht. Die Zeichnungen sind stets characteristisch und namentlich ist in den geschnitzten Menschengesichtern die Nationalphysiognomie der Bewohner des Nootka-Sundes getreulichst wiedergegeben, auch überall das genaueste Ebenmaaß beobachtet. Es scheint ein lebhafter Bildungstrieb in ihnen vorherrschend und die Engländer fanden bei ihnen eine große Menge Menschenfiguren im Kleinen; Abbildungen von Vögeln, Fischen und Seethieren, nebst Modellen ihrer Hausgeräthe und Canots. Auf ihren Mützen war bisweilen ein ganzer Walfischfang abgebildet, und auch ihre übrigen Geräthschaften sind mit derar-

tigen historischen Bildern bedeckt, woran sich gewiß die interessantesten Sagen knüpfen.

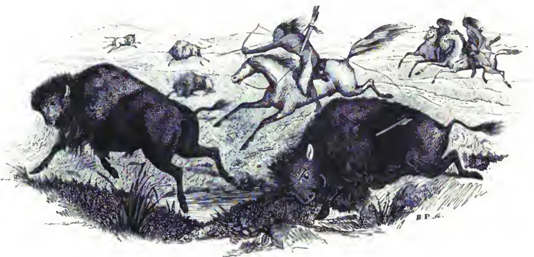
So finden wir auch an diesem weit von aller asiatischen und europäischen Cultur abgelegenen Strande eine Entwickelung des passiven Menschenstammes, deren Erscheinung um so interessanter ist, als sie ganz selbständig und nur aus sich selbst erfolgen konnte. Bemerkenswerth erscheint dabei, daß wir hier gewissermaßen die Eigenschaften der Polarfischer mit denen der nordamericanischen Reiterjäger vereinigt finden, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, daß am Nootka-Sunde die See die Producte der Eiszone darbietet, während das Land die Bäume und das Wild der americanischen Gebirge und Steppen darreicht. Das mildere Clima und namentlich die Fülle des vorhandenen Holzes war ein Vortheil, den die hiesigen Eingeborenen vor den Polarmenschen voraushaben, so wie auch die Seenähe sie vor dem bitteren Mangel sicher stellt, der zuweilen die Nordamericaner überfällt, wenn Schnee und Stürme ihr Jagdrevier unzugänglich machen.

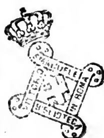
Tafel II.





Tafel III.




VITTORIO EMANUELE
IN ROMA
BIBLIOTECA

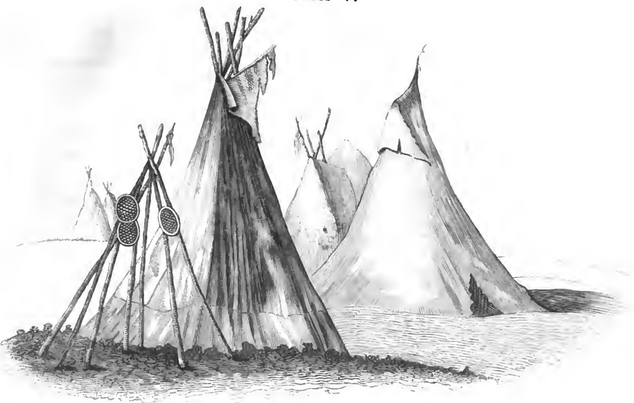
Tafel IV.







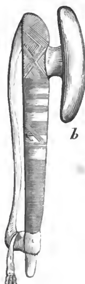
Tafel V.





Tafel VI.















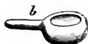




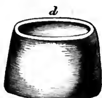


Tafel VII.











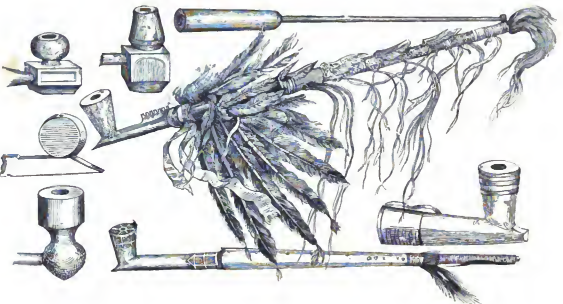






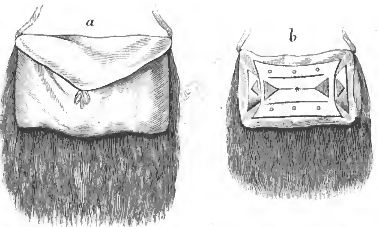


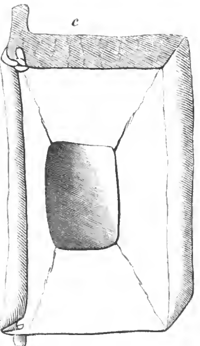
Tafel VIII.

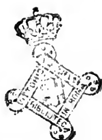




Tafel IX.







Tafel X.





Tafel XI.



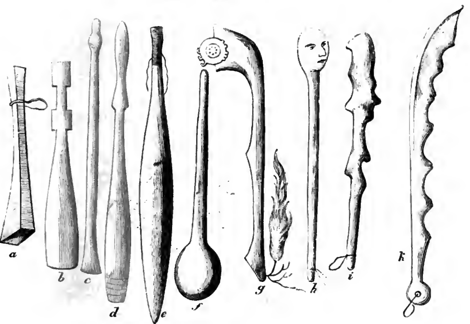

IN ROMA

Tafel XII.




IN ROMA

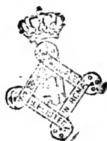
Tafel XIII.





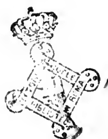
Tafel XIV.



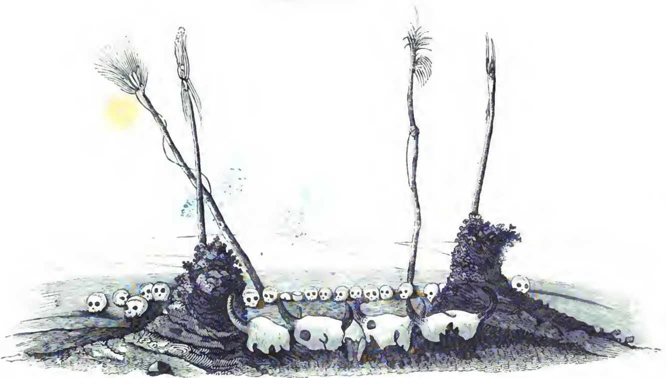


Tafel XV.





Tafel XVI.





Tafel XVII.





Tafel XVIII.



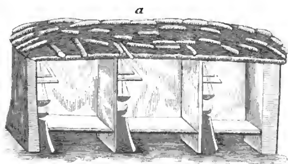


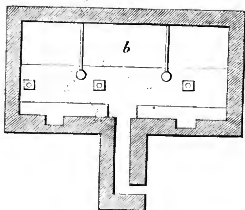


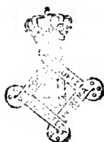




Tafel XIX.







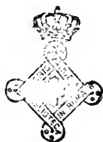
Tafel XX.



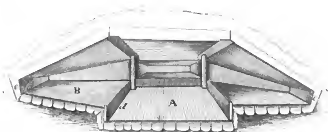

ROMA

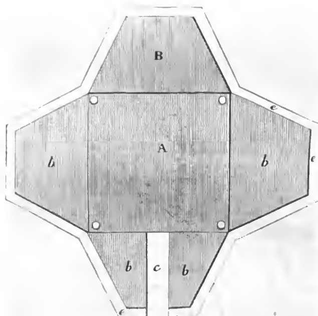
Tafel XXI.

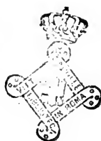




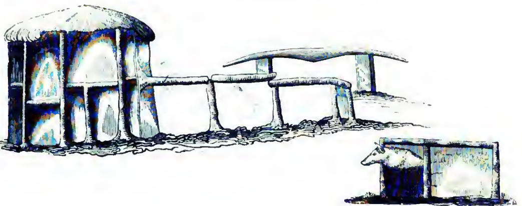
Tafel XXII.






IN ROMA

Tafel XXIII.





Tafel XXIV.



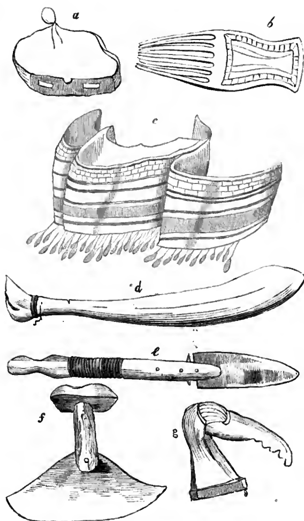


Tafel XXV.



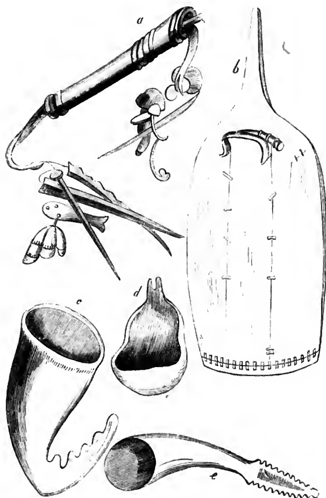


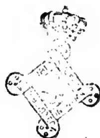
Tafel XXVI.



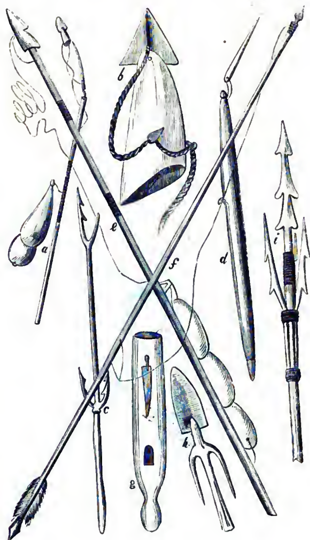


Tafel XXVII.



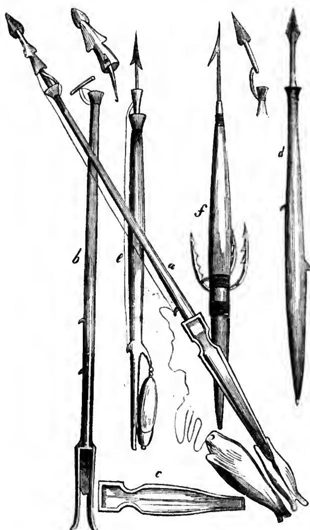


Tafel XXVIII. A.



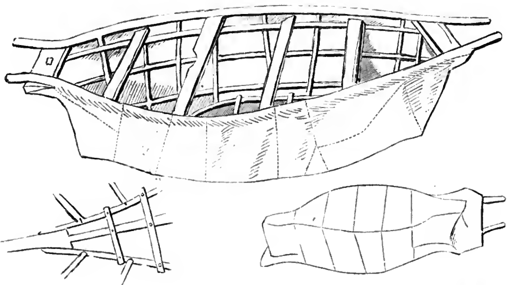


Tafel XXVIII. B.





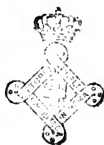
Tafel XXIX.





Tafel XXX.





Leipzig,

Druck und Verlag von B. G.

1843.





